This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

161 e 4
36.

1885.

Verſchollene Herzensgeſchichten.

Nachgelaſſene Memoiren

von

Karoline Bauer.

Bearbeitet

von

Arnold Wellmer.

Dritter Band.

Wer erfreute ſich des Lebens,
Der in ſeine Tiefen blickt?
Schiller.

Berlin.
Louis Gerſchel Verlagsbuchhandlung.
1881.

„Begreifen Sie nun, theurer Freund, wie das Niederschreiben der Memoiren mir hier auf dem Qualberge zum muthigen Weiterleben und Weiterkämpfen hilft? — Es erleichtert mein Gewissen, dies redliche Prüfen der Vergangenheit und dies Gerechtsein-Wollen allem Erlebten gegenüber. Mir ist es, als könne ich ruhiger sterben, wenn ich Denken, Fühlen, Handeln von mir und der Mutter klar vor der Welt dargelegt habe . . .“

Karoline Bauer, 1875.

Inhalts-Verzeichniß.

Band III.

VI. Gräfin Montgomery.

Seite

1. **Andere Glücksſterne** 3
Regents-Park. Prinz Leopold. Baron Stockmar. Londoner Saiſon.

2. **Fünf Monate in Paris** 25
Theater. Mlle. Mars. Md. Dorval. Frédéric Lémaître. Mlle. St. Georges. Bouffé. Déjazet. Odry. Marie Taglioni. Henriette Sontag. Maria Malibran. Lucie Duvergier und Vicomte Ferrière. Karl X. Herzogin v. Berri. Prinz Leopold.

3. **Stillleben** 96
Wieder in England. Claremont. Im goldenen Käfig. Prinz Leopold.

4. **Geiſter von Claremont Houſe** 108
Prinz von Wales. Karoline von Braunſchweig. Prinzeß Charlotte und Prinz Leopold. Herzogin von Kent. Kronprinzeß Victoria. Lady Ellenborough.

5. **Die Krone Griechenlands** 185
Prinz Leopold. Hangen und Bangen. Enttäuſchungen.

6. **Scheiden und Meiden** 204
Bruch mit Prinz Leopold und Stockmar. Abreiſe von England.

VII. Wieder Karoline Bauer.

1. **Im heiligen Rußland** 237
Drei Jahre in Petersburg. Paſtor Muralt und Gräfin Ferſen. Fürſt Gagarin. Julie Gerſtel und Konſtantin Holland. Die Cholera 1831. Großfürſt Konſtantin. Fürſtin Lowicz. Die Theater. Kaiſer Nicolaus. Kaiſerin Alexandra. Ein armer Kollege. Die Großfürſtinnen Marie, Alexandra und Olga. Katharina II. und die Prinzeſſin von Württemberg. Großfürſt Michael und Großfürſtin Helene. Wilhelm Krüger. Charlotte von Hagn. Das Künſtlerpaar Karatygin. Mlle. Maillot und Signor Nicolini. Klärchen Sieber. Das geſellige Leben. Heinrich und Charlotte Stieglitz. Bilder aus der vornehmen Welt. Generalin Kurakin. Fürſtin Galizyn. Baronin Kireef. Meine Verehrer. Oberſt Lewoff und Mad. Fedderſen. Alexander von Königk-Tollert. Kollege Pollert

Seite

und König Enzio. Intendant Gedeonoff und Don Carlos. Abschied von Petersburg. Gastspiel in Riga. Am Morgen des Benefice. Bauer-Jungen und Müller-Mädchen. Luise Eckert. Mitau. Graf Medem. Baron Maltitz.

2. **Auf Kunstreisen** 372
Königsberg. Posen. Director Vogt. Bromberg. Dramaturg Rötscher. Brünn. Wien. Die Mode-Epoche am Burgtheater. Hr. v. Behr. Friedrich Witthauer. Graf Sandor. Amalie Wolff. Ludwig Löwe. La Roche. Korn. Fichtner. Karoline Müller. Grillparzer. Bauernfeld. Raimund. Graf Czernin. Mlle. Peche. Deinhardstein. Prinz Gustav Wasa. General Tettenborn. Marquise St. Aulaire. Hammer Purgstall. Fürst Gortschakoff. Frh. v. Zedlitz und Auguste Brede. Varnhagen als Orpheus. Ein Wiener Beau. Strauß und Lanner. Gastspiel in Pest. Magyarische Verehrung. Eine Tochter von Gentz. Agnese Schebest. Baden bei Wien. Kaiser Franzerl. Marie Luise. König Ferdinand. Fürst und Fürstin Metternich. Liszt. Anschütz. Frau von Weißenthurn. College Pauli und Intendant Graf Fürstenberg. Die gefährliche Tante. Menschenhaß und Reue in Preßburg. Berlin. Magdeburg. Director Bethmann. Hannover. Franz v. Holbein. Prag. Sabine und Kathinka Heinefetter. Mannheim. Großherzogin Stephanie. Gräfin Luxburg. Karlsruhe. Julius v. Göler und Moritz v. Haber. Baden-Baden. Prinz Montfort. Im Bade Schinznach. Theodor de la Rive. Künstlerin als Dilettantin.

3. **Im letzten Engagement** 469
Acht Jahre in Dresden. Hofrath Böttiger. Theodor Hell. Julie Rettich. Emil Devrient. Baron Ungern-Sternberg. G. A. v. Maltitz. Tiedge und Elisa v. d. Recke. Ludwig Tieck. Dorothea Tieck. Gräfin Finkenstein. Graf Baudissin. F. v. Raumer. v. Lüttichau. Baron Brunnow. A. v. Reinbold. E. v. Bülow. Lola Montez. Ida Hahn-Hahn. Luise Mühlbach. Die Milanollos. Major Serre. Prinz Ernst v. Koburg. Julius Mosen. Großherzogin Cäcilie von Oldenburg.

4. **Fürst Felix Lichnowsky** 536
Das Krönungsfest in Prag. General Graf Schlik. Wilhelmine Schröder-Devrient. Gastspiele in Schweidnitz und Ratibor. Henriette Hanke. Direktor Nachtigall. Frau Landräthin?

VIII. Die polnische Hölle.

Gräfin Plater? Graf Ladislaus Plater. Auf dem Qualberge. Verdorben und gestorben.

Ende.

VI.

Gräfin Montgomery.

Traum iſt alles Irdiſchen Erſcheinung,
Wahn iſt jede liebende Vereinung,
Und was Wahrheit wir genannt, iſt
Meinung.

Platen.

Und wenn De amme Chrüzweg ſtohſch
Und nimme weiſch, wo's ane goht,
Halt ſtill und frog Di Gwiſſe z'erſt
S'cha dütſch, Gottlob, und folg ſin Roth.

Hebel: Wächter in der Mitternacht.

1. Andere Glücksterne!

Mlle. Bauer hat die Bühne verlassen, man sagt, um anderen Glücksternen in England zu folgen.

Varnhagen's Tagebuch, 11. Juni 1829.

„Andere Glücksterne!" — Ich mußte bitter lächeln — und dann bitterlich weinen, als ich vierzig Jahre nach der Stunde, da Varnhagen, mein alter Berliner Bekannter, diese Zeile in sein stets bereites Tagebuch eintrug, das Wort las...

„Andere Glücksterne!" — Ich habe nie trostlosere Junitage verlebt, als jene des für mich unglückseligen Jahres 1829 unter Englands Nebelhimmel. Mein Glücksstern schien für immer untergegangen — und dazu meines jungen freudehoffenden, liebesehnenden Lebens goldne Sonne!

Denn welches war mein Leben in der reizenden Villa von Regent-Park? — Das eines armen gehätschelten und lecker gefütterten Vögleins im goldnen Käfig!

In liebevollem Vertrauen war ich dem Locken des Prinzen Leopold von Koburg und unter der Garantie seines Vertrauten und meines Vetters, des Baron Christian von Stockmar gefolgt, hatte meine geliebte Berliner Bühne verlassen und mit der Mutter die mysteriöse Reise nach England gemacht. Ich durfte in dem Prinzen einen zärtlichen Verlobten erwarten und baldige Knüpfung des Herzensbundes — wenn auch nicht vor den Menschen, denn die fürchteten mein Prinz und Vetter Christian mehr, als Gott, — so doch vor Gottes

Auge, vor meinen Angehörigen und vor meinem moralischen Bewußtsein.

Und was fand ich vor? Den Prinzen als jenen mißtrauischen, pedantischen, zugeknöpften „seltsamen Freiersmann", wie ich ihn in den ersten beiden Tagen meines Londoner Lebens im vorhergehenden Kapitel meiner Memoiren geschildert habe — und Vetter Christian nervös, verstimmt, unzufrieden mit sich, mit dem Prinzen, mit mir: daß wir diesen „dummen Streich" der Liebe gemacht — und daß er, der kluge diplomatische Kopf, es zugegeben hatte.

Der Prinz blieb den ganzen Monat Juni hindurch derselbe „seltsame Freiersmann", wie in den letzten Maitagen. Er kam täglich in voller Grandezza, Vermummtheit und Langweiligkeit auf ein — zwei Stündchen zur Visite angefahren. Wir musicirten, sangen aus dem „Arion" oder italienische Duette, ich spielte unermüdlich Klavier und las Henriette Hanke's hausmütterliche „Perlen" vor, während Prinz Leopold von Koburg, Englands verwittweter Prinz-Gemal, großbritannischer Feldmarschall und griechischer Thronprätendent mit noch größerer Unermüdlichkeit eifrig — — drieselte!

Dies „Drieseln" war mir das Unbegreiflichste an dem vielfach unbegreiflichen prinzlichen Freiersmann. Und wie ich dies Drieseln haßte! Sah ich den Prinzen nur aus dem Wagen steigen, gefolgt von dem Groom mit dem entsetzlichen Drieselkästchen — so fühlte ich schon den Gähnkrampf nahen. Und noch heute, während ich — nach mehr als einem Menschenalter — dies verhaßte und gefürchtete Wort niederschreibe, krampft es sich in mir, vom Herzen aus in der Brust erbarmungslos herauf — ein unwiderstehliches, beängstigendes Gähnen!

Doch ich vergesse, daß meine lieben Leser, Kinder einer anderen Zeit, — zu ihrem Glück! — keine Ahnung haben: was dies furchtbare Drieseln bedeutete.

Es ist eine Erfindung von Paris — richtiger wohl des Versailler Königshofes zur Zeit Ludwigs XVI. und der unglücklichen leichtlebigen Königin Marie Antoinette — — zehn Jahre bevor ihnen das gereizte und dadurch entmenschte Volk erst die Kronen und dann die Köpfe herabschlug.

Die vornehmsten Damen des Hofes scheuten sich nicht, die Herren ihrer Bekanntschaft um ausrangirte goldene und silberne Epaulettes, Degenschleifen, Tressen und Troddeln, mit denen nach damaliger Mode alle Kleider überladen waren, zu bitten: um in Gesellschaften die goldenen und silbernen Fäden auszuzupfen und diese dann zu verkaufen. Wollte ein Anbeter sich der Geliebten seines Herzens besonders angenehm machen, so schenkte er ihr nicht — wie heut zu Tage — Blumen, Wohlriechendes, Putz, Gold- und Diamanten-Schmuck: — er schenkte ihr — je nach der Größe seiner Liebe und seiner Börse — einige Dutzend goldene Troddeln oder allerlei mit Goldfäden übersponnene niedliche Sächelchen... und die Geliebte hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese süßen Geschenke ihres splendiden Adorateurs mit in die nächste Gesellschaft zu nehmen und dort in Goldfäden zu zerzupfen. Nach dem Worte „parfiler“ (zupfen) nannte man diese goldlüsternen Zupferinnen „parfileuses“ und das ganze schamlose Treiben „parfilage“.

Diese parfileuses nahmen in die Gesellschaften und sogar mit an den Hof riesige Zupfbeutel, die Geschenke der Kavaliere an Tressen und Troddeln in Empfang zu nehmen — und am stolzesten war die Schöne, welche ihren Zupfbeutel recht gefüllt mit nach Hause schleppen konnte. Eine schöne, kokette und — unverschämte parfileuse verdiente das Jahr hindurch mit ihrem Zupfen oft über hundert Louisd'ors.

Alle in Paris üblichen zarten Neujahrsgeschenke der Herren an Damen wurden in parfilage gemacht — und ein Kavalier wettete mit einer Schönen nicht mehr um so und

so viele Louisd'ors, sondern um Goldtroddeln zum Zupfen. So gewann die Gräfin Genlis von dem Herzog von Coigny vierundzwanzig goldene Quasten, jede zwölf Franken an Werth, weil sie gewettet, die Stufen einer Wasserleitung hinaufzugehen, und diese Wette gewonnen hatte. Sie vertheilte diese Quasten dann am Abend im Gesellschaftszimmer unter alle anwesenden Damen, ohne für sich nur ein Goldfädchen zu behalten, weil sie die Unsitte der parfilage haßte. Um sie zu bekämpfen, sprach sie sich in ihrem „antiphilosophischen" Roman: „Adèle et Théodore, ou lettres sur l'éducation", der 1782 in Paris erschien, sehr entschieden gegen das schamlose Parfiliren aus. So läßt sie — nach einer selbsterlebten Scene, deren leidender Held der Herzog von Chartres in Rainci war, ihren Romanhelden Ritter von Herbain erzählen: „Eines Tages waren wir vor dem Spaziergange im Besuchzimmer versammelt, als plötzlich Frau von R.... bemerkt, daß die goldnen Franzen meines Kleides vortrefflich zum Parfiliren sein würden. In demselben Augenblick schneidet sie in einem Anfalle von Lustigkeit eine meiner Franzen ab; sogleich sehe ich mich von zehn Frauen umringt, die mit reizender Anmuth und Geschäftigkeit mich ausziehen, mir das Kleid entreißen und alle meine Franzen und Tressen in ihre Arbeitsbeutel stecken."

Diese offene Kriegserklärung der Madame de Genlis gegen die parfilage machte der Schriftstellerin alle eifrigen parfileuses zu Feindinnen — doch die parfilage unterlag. Die damals vielgelesene, tonangebende — aber mit Recht längst vergessene gezierte, affectirte und tugendstolze Autorin erzählt selbstbewußt: „Der Tadel, den ich in Adele und Theodor über das Auszupfen ausgesprochen hatte, ließ diese schimpfliche Mode für immer abkommen und man hat seitdem nie in Gesellschaft gesehen, daß eine einzige Frau von einem Manne Gold zum Auszupfen gefordert hätte. Alle

jene ungeheuren Arbeitsbeutel für das Ausgezupfte verschwanden und man ersetzte diese herabwürdigende Beschäftigung durch Stickerei und Tapezierarbeit, die unsere Mütter und Großmütter schon so angenehm beschäftigt hatten . . ."

War nun die parfilage schon 1782 in Frankreich aus der Mode gekommen — so wurde sie doch zehn Jahre später, nach der blutigen Revolution durch die vornehmen hungernden Emigrantinnen in England eingeschleppt. Man nannte es to drizzle — — und daß dies Zupfen von Gold- und Silberfäden noch ein Menschenalter später in Altengland fortlebte, sollte ich zu meinem Entsetzen an dem „Drieseln" meines Anbeters, des Prinzen Leopold erfahren.

Und so saßen wir uns denn an den schönsten Junitagen in unserem reizenden Gartensalon Stunden — tödtliche Stunden an dem runden Sophatische gegenüber: der sechs Fuß ein Zoll hohe Prinz mit feierlichstem Ernst über sein elegantes Schildpatt-Drieselkästchen gebeugt und bedächtig aus alten unsauberen Silbertressen Fäden auf Fäden zupfend, als handelte es sich darum, die Schicksals-Fäden der Parzen zu entwirren — — ich, Seite auf Seite aus der guten Henriette Hanke, der ehrsamen schlesischen Pastorin „Perlen" vorlesend, die mir damals nichts weniger als edle Perlen erschienen — — bis mich ein erbarmungsloser Gähnkrampf packte und ich aufsprang und an's Klavier eilte und verzweiflungsvoll das erste beste Lieblingsstück herunterspielte — — denn dabei konnte ich mich doch von Herzen ausgähnen — und ich brauchte nicht meinen seltsamen Freiersmann mit der monotonen Regelmäßigkeit eines Automaten oder einer Zupfmaschine „drieseln" zu sehen und nicht das tactförmige einschläfernde zrr! zrr! zu hören.

Wie oft habe ich in jenen peinvollen Stunden der prinzlichen Liebeswerbung an Goethe's Wort gedacht:

die Stunden sind aber ein faules Volk!
schleppen sich behaglich träge,
chleichen gähnend ihre Wege —
ummle dich, du faules Volk!

Die arme Mutter aber hielt diese originelle Drieſel-Liebſchaft nicht lange aus. Sie verblaßte zuſehends in ihrem Fauteuil — benutzte immer fleißiger ihr Riechfläſchchen, rieb ſich die Augen und Schläfen mit Eau-de-Cologne, ſpielte mit Liſinka — und mußte doch ſchließlich regelmäßig in den Garten entfliehen, um dem guten Prinzen nicht am Ende laut in's Geſicht zu gähnen. Und doch hatten wir uns auf dieſe prinzlichen Liebes-Viſiten ſtets beſonders durch ſtarken heißen, nervenbelebenden Kaffee präparirt.

Mein hoher Freier ſchien von unſerer Qual nicht das Geringſte zu merken. Er drieſelte unermüdlich fort und zeigte mir beim Gehen ſtets mit Stolz: wie viel er wieder erdrieſelt habe! — Richtig, Se. Hoheit erdrieſelten in dem Jahre, in welchem mir, nach der Meinung der Welt, in England „andere Glücksſterne“ leuchteten, eine ſtattliche ſilberne Suppenſchüſſel, die Prinz Leopold am 24. Mai 1830 ſeiner jungen Nichte, der Prinzeſſin Victoria von Kent, an ihrem elften Geburtstage in Kenſington feierlichſt überreichte.

Gewiß bewahrt die Königin Victoria von England dieſe erdrieſelte Suppenſchüſſel noch heute als ein Liebesgeſchenk ihres verehrten Oheims, des Königs Leopold von Belgien, pietätvoll auf — ahnungslos, wie viel qualvolle Stunden mich dieſe ſilberne Schüſſel gekoſtet hat! —

„Ich halt's nicht aus — Vetter Chriſtian, ich erſterbe dieſer tödlichen Brautwerbung und der — Langeweile in dieſem goldenen Käfig. Nie ſpricht der Prinz zu mir von ſeiner Liebe — nie von der Stunde, die das Liebesband inniger und dauernder knüpfen ſoll! Nie macht er mit mir

einen Gang durch den Garten, aus Furcht, daß Vorübergehende ihn hier erkennen könnten — in Gesellschaft einer jungen Dame. Ich halt's nicht länger aus, die ewige ehrsame Henriette Hanke und das mechanische Klavierspielen, während mein Amoroso drieselt — drieselt — und immerfort drieselt . . . "

„Ja, das Drieseln ist freilich schrecklich!" — gab Vetter Christian ernsthaft-kleinlaut zur Antwort — „da kann ich aus Erfahrung mitklagen — aber dennoch muß es noch einige Zeit in Geduld ausgehalten werden. Wir haben einmal A gesagt — nun dürfen wir nicht schon vor dem B feige davon laufen. Selbst das kleine w und große W im Alphabet darf uns nicht muthlos machen. Betrachten wir den Monat Juni als eine Prüfungszeit für Dich, Karoline, — und für den Prinzen. Also unverdrossen Se. Langweiligkeit zur Visitenstunde empfangen, weiter vorgelesen und Klavier gespielt — beim Drieseln. Ich hoffe noch immer, die Junisonne soll das Eis schmelzen und der Prinz selber Dir von seiner Liebe sprechen und von seinem Wunsche, das Band mit Dir inniger und sittlicher zu knüpfen — Dich ganz sein eigen zu nennen — so weit die Verhältnisse es eben gestatten. Spricht er im Laufe des Juni sich nicht offen aus — so spreche ich Ende des Monats sehr offen und energisch mit ihm und dann muß es zur Entscheidung kommen: zur Ehe — oder zu Eurer sofortigen Abreise. Alles Uebrige überlaßt dann getrost mir. Ich bin noch stets mit Sr. Hoheit fertig geworden, wie mir es gut schien. . . Allerdings, wenn ich alle Schwierigkeiten hätte so klar voraussehen können, wie sie uns hier Schritt für Schritt entgegen treten — wenn ich hätte ahnen können, daß unser Monsieur peu-à-peu und Marquis tout doucement auch Dir gegenüber so wenig Energie der Liebe zeigen würde — — dann hätte ich wahrhaftig die ganze dumme Geschichte nicht

so weit kommen lassen. Ich hätte mich energischer Eurem Besuche in Koburg zum Liebes-Rendezvous widersetzt — und Eure Reise nach England nie und nimmer geduldet. Aber ich meinte es zu gut mit dem Prinzen und traute ihm noch so viel Herz zu, daß er an der Seite Deiner frischen Jugend ein neues fröhliches und erfrischendes Liebesleben beginnen könne — und auch Dir und der Mutter hoffte ich ein freundliches sorgenloses Heim gründen zu können, fern von allen Intriguen und Wirren des gefährlichen Bühnenlebens, dessen Gefahren ja auch Ihr schon hinreichend kennen gelernt habt. . . "

„Die dennoch leichter zu ertragen und zu überwinden sind, Vetter, als diese öde Alltäglichkeit, dies trost- und fruchtlose Vogelleben im Käfig, dies fortwährende Achten auf die Launen eines mißtrauischen Gebieters, dies peinliche Erwägen jedes Worts, ehe es ausgesprochen werden darf, diese tödtliche Langeweile und — dies — dies kindisch-pedantische Drieseln — vis-à-vis der Erkornen seines Herzens. . ."

Nach einer Pause finsteren Nachdenkens reichte Vetter Christian mir die Hand und sagte:

„Ich will versuchen, Karoline, mein Unrecht, das Euer Hiersein gestattete, nach Kräften wieder gut zu machen. Ihr sollt wenigstens nicht an Langerweile in dieser Einsamkeit sterben. Das Drieseln werde ich Euch freilich nicht ersparen können. Da ist selbst meine von den Engländern so gefürchtete Macht über den Prinzen — machtlos . . . Also zunächst geduldig ausgeharrt bis zum ersten Juli . . ."

* * *

Und Vetter Christian hielt Wort und that sein Möglichstes, uns zu erheitern und zu zerstreuen. Er kam jeden Vormittag auf seinem regelmäßigen Spazierritt zu uns heran und hatte fast immer eine kleine Ueberraschung, ein hübsches Geschenk, eine interessante Neuigkeit, ein Skandalgeschichtchen

aus dem high life Londons oder eine luſtige Anekdote zu unſerer Unterhaltung in petto.

Ein wahres Feſt war es für uns ſtets, wenn der Vetter uns zu einer Spazierfahrt abholte. Zunächſt durch den herrlichen Regent-Park, in deſſen einem grünen Winkel wir wohnten. Dieſer Park war damals der größte und ſchönſte Londons und die Lieblings-Promenade der vornehmen Welt. Er nimmt nicht weniger als 450 Morgen ein — die Fläche eines kleinen deutſchen Ritterguts. Früher Mary-le-Bone Park genannt, trug er jetzt den Namen des Prinz-Regenten, der ſich um ſeine Verſchönerung ſehr verdient gemacht hatte. Die großartigen, mit palaſtartigen Häuſern bebauten Terraſſen, welche den Park umgrenzten, waren zum Theil auch nach der königlichen Familie benannt, wie York-, Clarence-, Suſſex-, Cumberland-, Cambridge-Teraſſe. Hin und wieder tauchten aus dem Gebüſch reizende Villen oder Cottages auf, deren Kinderreichthum mir beſonders auffiel. Sie tummelten ſich mit ihren niedlichen Ponys und Ziegen-Equipagen auf dem friſchen grünen Raſen umher, während die große Welt in den Alleen, welche den Park umgeben, oder um „den Ring“ in eleganteſter Tournüre Korſo fuhr oder ritt.

Wir beſuchten im Regent-Park das Koliſeum mit dem impoſanten Panorama von London und das Diorama mit den magiſchen Koloſſalbildern von Bouton und Daguerre — und vor Allem den großartigen zoologiſchen Garten, der nach dem Regent-Kanal zu einen halbmondartigen Ausſchnitt des Regent-Parks bildet und für mein thierfreundliches Herz ſtets ein neues Entzücken war. Und doch, wenn ich dieſe großartigen Anlagen mit den zahlreichen Bären und Affen, Lamas und Känguruhs und den ſeltenſten Vögeln ſah — wie oft bekam ich Heimweh nach der beſcheidenen kleinen Menagerie auf der Pfaueninſel bei Potsdam, welche

der gute König für seine landpartieluſtigen Berliner hielt. Denn konnte ich wohl jemals wieder ſo froh werden, wie einſt dort unter meinen vielen Berliner Freunden und in Geſellſchaft von Henriette Sontag? — Ja, wie anders, Gretchen, war's Dir damals!

Vetter Chriſtian führte uns auch in die große Oper, um Md. Lalande im „Piraten" ſingen zu hören, — und zu Eskeles, um die Schlacht von Waterloo durch Hunderte von Menſchen und Pferden und das unausſtehlichſte Gewehrgeknatter und betäubenden Pulverrauch aufführen zu ſehen. Aber die Pferde waren wunderſchön, beſonders die winzigen klugen Pony's mein Entzücken.

Wenn der Vetter verhindert war, mußte Figaro Hühnlein, des Prinzen dicker munterer Kammerdiener, uns zu den Vergnügungen und Sehenswürdigkeiten Londons geleiten. So ſahen wir in ſeiner Geſellſchaft im Haymarket-Theater die ſchon ein wenig verblühte, aber noch immer berühmte und wegen ihres großen weiten Herzens noch immer berüchtigte Mrs. Veſtris in der beliebten „Bettler-Oper" mit bezaubernder Grazie und Munterkeit ſingen, ſpielen und tanzen. Beſonders einzelne kleine Lieder trug ſie unnachahmlich — kokett vor. Sie war die engliſche Dejazet — in ihren Hoſenrollen und in ihrem reichbewegten bunten Liebesleben. Davon flüſterte Meiſter Hühnlein uns in den Zwiſchen-Akten mit ſeinem behaglichen verſchmitzten Faunlächeln die tollſten und ſkandalöſeſten Geſchichten zu. Die ganze goldene Jugend und das ganze goldene Alter Londons lagen der verführeriſchen Sirene zu Füßen und keiner blieb unerhört, ſo lange er nicht mit leeren Händen kniete, und gar Mancher ſtand erſt auf, wenn er nichts weiter hatte als — leere Hände. Alle Opfer, die der Göttin ſo dargebracht wurden, zerrannen eben ſo ſchnell wieder in dem üppigſten und ungebundenſten Leben.

Eine kleine Vestris-Geschichte, die unser Figaro uns zuraunte, ist mir im Gedächtniß geblieben und sie ist auch einigermaßen erzählbar, was ich von den anderen Vestris-Anekdoten kaum behaupten dürfte.

Madame Vestris, deren verstorbener Gatte der berühmten Pariser Tänzerfamilie entstammte, war in Neapel geboren und dort selber zur Tänzerin ausgebildet. In England hatte sie sich mit Glück dem Lust- und Singspiel zugewandt. Wie die Dejazet war sie am stolzesten auf die untere Hälfte ihrer Schönheit und zeigte dieselbe auch gern im Tricot. Einer ihrer Liebhaber war so verliebt in diese Schönheits-Partie der Vergötterten, daß er sie beschwor, dieselbe für ihn in Gips modelliren zu lassen. Die Göttin lächelte huldvoll zustimmend und stand einem berühmten Londoner Bildhauer Modell. Bald durfte der Liebhaber hochbeglückt das in Gips Geformte nach Hause tragen...

Aber welch Entsetzen für ihn, als schon nach wenigen Tagen unter seinem Fenster ein ambulirender Gipshändler stand, hoch auf dem Kopf eine Platte mit wunderlichen hochgestreckten Gipsformen, und dazu schallend durch die Gasse rief: „Kauft! kauft! die wunderschönen — weitberühmten — ganz getreu der Natur nachgebildeten Gipsbeine der berühmten Mrs. Vestris!“

Und wie war das möglich geworden? — Die Schöne hatte für die Erwähltesten ihrer anderen Anbeter auch als besonders zärtliche Liebesgabe von dieser Schönheitspartie Abgüsse machen lassen — und so hatte der Gipsgießer die Gelegenheit benutzt, auch für sein Geschäft einige Dutzend „Gipsbeine der berühmten Mrs. Vestris“ anzufertigen — und das Geschäft blühte üppig in jenen Londoner Tagen.

Auch den berühmten Charles Kemble sah ich als anerkannten — englischen Meister im feinen Lustspiel — — aber im Ganzen hatte die Londoner Bühne für mich wenig

Anziehendes. Ich habe nie so manierirt spielen sehen, wie damals in London. War das eine unnatürliche Gespreiztheit — ein unausstehliches Accentuiren, Dehnen, Zischen, Zerren jedes Tons — zum Davonlaufen! Einen Macbeth sah ich, als wäre er auf Draht gezogen, — eine Desdemona, die ich mit höchster Genugthuung von ihrem Othello erwürgt werden sah. Ihr Quieken und Quäken reizte mich so, daß ich diese Desdemona mit Wollust selber hätte erwürgen können. Lady Macbeth ging und sprach, wie auf Stelzen — und sie rieb und rang ihre blutigen Hände mit einer Kraft und Ausdauer, als wäre sie von Profession Waschfrau.

Interessant war mir Charles Matthews, der es fertig brachte, ein tausendköpfiges Publikum einen ganzen Abend hindurch von der Bühne herab ganz allein zu unterhalten. Er spielte kleine Soloscherze, meistens Verkleidungsrollen, die ihm „auf den Leib geschrieben" waren, mit erstaunlicher Behendigkeit im Umkleiden und Wechsel der Gesichtsmaske und mit immer neuer frappanter Charakteristik. Zwischendurch erzählte er tolle Geschichten — riß Witze — und sang alte und neue Lieder. Wenn er „The old english gentleman" sang, lohnte ihn stets wiehernder Beifall. Dieser „einzige" Komödiant hat sich ein fürstliches Vermögen erspielt.

Neu war mir, daß die englischen Schauspieler ohne Souffleur-Kasten spielten und nur selten einen Einhelfer gebrauchten, der hinter der Coulisse stand, — was aber vom Publikum stets sehr ungnädig aufgenommen wurde.

Dies Publikum war mir das Unsympathischste an der ganzen englischen Schauspielerei. Man erschien in feinster Salon-Toilette. Die Herren in Schuhen und Strümpfen und weißer Cravatte — die Damen, wie zum Ball geschmückt, mit bloßen Schultern, den Haarknauf auf dem Hinterhaupt mit bunten Straußenfedern besteckt, während

die feinen ätherischen Gesichtchen von langen blonden Schmachtlocken umzittert waren. Aber diese Gesichter und Gesichtchen — wie todt, wie theilnahmslos glotzten sie mit den wasserblauen Augen auf die Bühne, wie Wachspuppen im Schaufenster des Friseurs — und wenn sie lachen wollten, wieherten sie.

Ich kehrte jedes Mal ganz melancholisch aus dem Theater zurück. Dazu kam, daß die Mutter und ich kein Wort Englisch verstanden. So verzichteten wir bald gern auf diesen Kunstgenuß.

Im Drurylane-Theater gab es ellenlange Konzerte, daß Einem Hören und Sehen verging. Geborne Musiker sind die Engländer nicht.

In der italienischen Oper sangen Henriette Sontag und Maria Malibran — — aber ich durfte sie nicht hören. Wie leicht hätte mich dort Jemand erkennen können! Und der Prinz und Vetter Christian wollten, ich solle für die Welt verschollen sein — ein gefangen Vögelein!

Freund Ignaz Moscheles weilte in London, gab Unterricht und Konzerte. Felix Mendelssohn dirigirte seine Ouvertüre zum „Sommernachtstraum" und wurde schon am ersten Abend ein Liebling der Engländer . . . Und ich, die ich in Berlin so fröhlich mit Henriette Sontag gesungen und getanzt, mit Moscheles und Mendelssohn vierhändig gespielt hatte — — ich durfte nicht zu ihnen eilen, ihnen nicht die Hand drücken und nicht sagen: wie tief unglücklich ich mich fühle, seit ich der Kunst und dem herzfröhlichen lieben deutschen Komödiantenvölkchen untreu geworden! Ich hatte mich ja mündlich und schriftlich verpflichtet: in tiefster Zurückgezogenheit ganz dem Manne zu leben, der betheuert hatte, mich zu lieben! — Aber hatte ich nicht voraussetzen dürfen, daß dieser Mann auch mir ein wenig leben werde? — Statt dessen sandte er mir seinen — Kammerdiener, mir die Sehenswürdigkeiten Londons zu zeigen.

Meister Figaro-Hühnlein führte uns in den großen düsteren Tower und wir sahen die Stellen, wo die schöne unglückliche Anna Boleyn und Jane Grey auf Befehl ihres Gatten, des blutdürstigen Königs Heinrich VIII., und Graf Essex auf Geheiß seiner eifersüchtigen Geliebten, der „jungfräulichen" Königin Elisabeth enthauptet — und wo der Herzog von Clarence, Sohn König Eduards IV., in einem Faß mit Wein ertränkt wurden . . . Kaum heiterer, als wir gekommen waren, kehrten wir in unsere Einsamkeit nach Regent-Park zurück . . .

* * *

So schlichen uns die sonst so wonnigen Junitage trüb und unheimlich schwer dahin. Aus Marlborough-House, der Residenz des Prinzen Leopold im St. James-Park, wollte uns auch kein erheiternder Sonnenschein kommen. Der Prinz that noch immer, als habe er mich nur nach England gerufen, damit ich ihm Henriette Hanke's Strickstrumpf-Romane vorlese oder Klavier vorspiele, während er mit Grandezza drieselte . . .

Und Vetter Christian wurde immer verstimmter und hypochondrischer. Er klagte über alles Mögliche: Verdauung, Augen, Schlaflosigkeit, die schlechte Luft in Marlborough-House und den pedantischen, eigensinnigen Prinzen, der ihn vernachlässige . . .

Die Mutter meinte, der Vetter solle mal die Luft in Regent-Park und in unserem Gaststübchen den Schlaf versuchen. Ich erbot mich, durch leises Klavierspiel und den Gesang seiner Lieblingslieder ihn in Schlaf zu lullen.

Der Versuch wurde gemacht — aber ohne Erfolg. Die Hypochondrie wollte auch in Regent-Park nicht weichen und der Schlaf nicht kommen. Kaum hatte ich spät Abends im Salon „Freudvoll und leidvoll" angestimmt, so ließ mich heftiges Klopfen über mir wieder verstummen. Der

Vetter behauptete, mein Klavierspiel verscheuche ihm den Schlaf nur noch mehr — und er siedelte wieder nach Marlborough-House über.

Immer trübseliger wurde unsere Stimmung. Immer verlassener fühlten die Mutter und ich uns in dem weiten, fremden, öden London ... Immer sehnsüchtiger dachte ich an das so leichtsinnig aufgegebene fröhliche Berliner Künstlerleben zurück. Immer weilten meine Gedanken dort und bei der Bühne. Vormittags sagte ich zur Mutter: „Jetzt müßte ich in die Probe gehen — oder ich säße vielleicht mit Amalie Wolff, Md. Unzelmann und Ludwig Devrient in dem geliebten grünen Hoftheater-Rumpelkasten und wir rollten fröhlich nach Potsdam, um vor dem guten Könige im Neuen Palais Komödie zu spielen ... Was für ein Stück sie heute wohl geben? — Und was sie von mir sagen — von der Abtrünnigen? Ob sie wohl glauben, daß ich auf Gastreisen bin? — Mutter, ich wollte, wir wären wieder in Berlin in unserer kleinen bescheidenen Wohnung in der Mohrenstraße Nr. 48 und äßen heute Mittag Speck-Eierkuchen und Salat ... Fünf Uhr? — jetzt sind sie schon in der Garderobe und machen Toilette ... Ach, könnte die alte Garderobiere Wallburg mich nur noch einmal schmücken und ich mit ihr nur noch ein Mal an Ifflands Geburtstag zur thränenreichen Erinnerung an den Seligen Mannheimer Käsekuchen essen und Punsch aus der Theater-Konditorei dazu trinken und — Lampenluft athmen! Mit Wollust wollte ich sogar die alberne Hottentottin spielen und singen und tanzen — in dem skandalösen gestückten rothen Merinorock ..." Bis ich in hysterisches Schluchzen ausbrach.

Die Mutter suchte dann zu trösten: „Nur noch einige Tage Geduld, Lina, dann ist die von Christian uns gesetzte Probezeit aus und es kommt zur Entscheidung: ob Du als

Gräfin hier bleibst — oder als Lina Bauer zur Bühne zurückkehrst ..."

Ja, es kam zur Entscheidung, aber in einer so erschütternden Weise, daß mir in dieser Minute, während ich dies niederschreibe, der kalte Schweiß auf der Stirn perlt, wenn ich an jene Scene zurück denke.

Es war am 29. Juni 1829, als Vetter Christian ausnahmsweise früh Morgens angeritten kam und in großer Erregung ein Packet Briefe auf den Tisch warf und in seiner lebhaften Art lossprudelte:

„Briefe aus Berlin für Euch, soeben unter meiner Adresse von Rittmeister Hilpert aus Frankfurt Euch nachgesendet. Ich habe sie sämmtlich geöffnet und gelesen, um zu sehen, ob Ihr nicht unvorsichtig an die Freunde geschrieben habt. Das scheint nicht so — aber dennoch laufen in Berlin schlimme Gerüchte über Euch und Euer räthselhaftes Schweigen um. Man weiß, daß Ihr in London seid — aber als was? Man glaubt, Lina sei des Prinzen Maitresse geworden. Selbst Timm und der König sind besorgt und verlangen Nachricht ... Eine verwünschte Geschichte ..."

„Um Gott, Christian, was ist da zu thun?" — rief die Mutter erblassend aus.

„Das ist mein Tod, Vetter!" — schluchzte ich verzweiflungsvoll.

„Ruhig, Kinder. Noch ist Polen nicht verloren! Noch heute zwinge ich den Prinzen zur Erklärung: ob er Dich, Lina, liebt und gesonnen ist, Dir an seiner Seite eine sittlich und gesetzlich gesicherte Stellung als Lebensgefährtin zu geben? — Wenn nicht, so führe ich selber Euch morgen nach Deutschland zurück und ich will Den sehen, der es wagt, über die Tante und die Cousine des Baron Christian Stockmar in meiner Gegenwart auch nur die Nase zu rümpfen!"

In höchster Erregung ritt Stockmar davon — uns in tiefster Bekümmerniß zurücklassend. Wir waren nicht nur unsertwegen bekümmert. Auch um den Vetter, denn wie schwer mußte ihm, dem auf seine Unabhängigkeit und auf seine Ehre so stolzen Manne die Frage werden: „Hoheit, lieben Sie meine Cousine? Wollen Sie ihr vor Gott die Ehre wiedergeben, welche die scharfzüngige Welt ihr schon geraubt hat?“ — Und, kam es zum Bruch mit dem Prinzen, so hatte der Vetter auch pecuniäre Opfer zu bringen, welche der Geiz seiner Frau ihm und — uns nie verzeihen würde. —

Erst später ist mir klar geworden, daß Stockmar's große Erregung in jener Stunde einen tieferen Grund hatte: in seinem Herzen und in seinem Gewissen! Ihm war durch jene Berliner Briefe und Gerüchte zum ersten Mal klar geworden: welche schwere Verantwortlichkeit er auf sich genommen hatte — eine Verantwortlichkeit sowohl dem Prinzen, seinem geliebten Herrn und Freunde, als uns, seinen schutzlosen Verwandten gegenüber — als er zugab, daß der Prinz in plötzlich auflohender Leidenschaft seine begehrende Hand nach mir ausstreckte — — als er zugab, daß ich junges lebensfrisches Geschöpf das Opfer eines egoistischen Pedanten, der Ruine von einem Manne wurde — und so für immer vor der schadenfrohen Welt in einem zweideutigen Lichte erscheinen mußte...

Längst ist es mir unwiderleglich klar geworden — klar wie das Sonnenlicht — daß es Christian Stockmars einzige wahre Pflicht gewesen wäre: mit seiner ganzen Autorität jede Annäherung des Prinzen an mich — und unser vertrauensseliges Entgegenkommen nach Koburg und nach London auf's Entschiedenste zu untersagen!

Aber Christian Stockmar liebte seinen Herrn, den er durch die Ueberlegenheit seines Geistes beherrschte, mehr als

mich und die Mutter. Er gönnte dem Prinzen eine geliebte Lebensgefährtin, die ihn nicht ausplünderte und nicht compromittirte, wie so manche seiner früheren „dummen Liebschaften“ — — und so wurde ich diplomatisch geopfert! —

* * *

Welch' eine moralische Macht Stockmar über den Prinzen hatte, zeigte sich deutlich nach jenem gestellten Ultimatum: „Hoheit, lieben Sie meine Cousine ehrlich, so reichen Sie ihr die Hand zum Lebensbunde. Sonst — reisen wir ab!“

Der Prinz kam am andern Tage wie umgewandelt zu uns. Monsieur tout doucement war erwacht aus seiner Lethargie, seinem kühlen Abwarten und diplomatischen Beobachten. Le marquis peu-à-peu ging frisch, wie ein junger verliebter Freiersmann, auf das Ziel los. In edlen gewinnenden Worten, wie damals in Berlin und später in Füllbach bei Koburg, sprach er von seiner Liebe zu mir und von seinem Herzens-Verlangen, ein Wesen, das ihn im Sturm erobert, sich für's Leben zu gewinnen und mit heiligen Banden an sich zu fesseln ... Er vergaß seine Pedanterie und für diesen Tag sogar das Drieseln. Er wurde wieder beredt und liebenswürdig — — und ich war glücklich, ihn wieder liebenswürdig finden zu können. Ich bildete mir nur zu gern ein, daß ich ihn liebte. —

So fand denn am zweiten Juli 1829 in unserem Häuschen im Regent-Park eine Art Heiraths-Ceremonie statt — aber so traurig-öde, daß sich mir das Herz noch heute zusammen krampft und die Feder in meiner Hand zittert, wenn ich daran denke: welche kläglichen Begriffe der Prinz und Stockmar von Ehe und Häuslichkeit hatten!

Kein Priester legte die Hand segnend auf mein Haupt, kein bräutlicher Myrtenkranz schmückte meine Locken. Christian Stockmar hatte den Ehe-Kontrakt aufgesetzt. Er, sein Bruder Karl, der des Prinzen Geldgeschäfte besorgte und

ſpäter auch manche vertrauliche diplomatiſche Miſſion hatte, und noch ein Zeuge, den ich auch heute noch nicht nennen darf, unterſchrieben den Ehe-Kontrakt. Ich erhielt in demſelben den Titel einer Gräfin Montgomery und eine beſcheidene Apanage zugeſichert ... Die Mutter ſchloß mich unter Freudenthränen an's Herz ...

Und einige glückliche Wochen begannen für mich — und auch für den Prinzen. Leider ſollten es echte — Flitterwochen ſein!

Der Prinz war wie metamorphoſirt. Sein ſonſt ſo melancholiſches Auge leuchtete, ſein ganzes Auftreten erſchien belebter, friſcher, freudiger. Er plauderte friſchweg vom Herzen, alle Pedanterie wurde bei Seite geſchoben — ſo wie die Hanke und das Drieſelkäſtchen. Wir ſangen mit einander Duette und ſpielten Billard. Wir promenirten ſogar in der Abenddämmerung durch den Garten und zählten die Sternſchnuppen, wie glückliche Kinder ...

Ich glaubte faſt, dieſe kurzen Juliwochen waren die letzten poeſievollen im Leben des Prinzen. Es war das letzte jugendliche Aufflackern ſeines ausgebrannten Herzens — — ehe es für immer in kalte graue Aſche zuſammenbrach.

Und ich war glücklich im kindlichen Vertrauen: ſo geliebt zu ſein! Ich fühlte, wie meine Wangen glühten, meine Augen leuchteten, mein Herz höher ſchlug! Ich träumte, es würde immer ſo bleiben!

Meines Bruders Louis Beſuch beglückte mich auch. Er kam in kaufmänniſchen Geſchäften nach London — und ich war ſtolz auf meinen ſchönen, klugen Bruder. Der Prinz und Vetter Chriſtian hießen ihn freundlich willkommen und ſahen es gern, wenn wir mit einander die Theater und alle Sehenswürdigkeiten und die Umgegend Londons beſuchten. Wie ſah Alt-Englands Himmel doch jetzt ſo ganz anders aus, als — im Wonnemonat Mai und Roſenmonat Juni!

Der gute Bruder erfreute ſich meines Glückes. Er ſah, daß mein geheimnißvolles Verhältniß zum Prinzen auf ſittlicher Baſis beruhte und daß ich mich mit voller moraliſcher Berechtigung als Lebensgefährtin, und nicht als Maitreſſe des Prinzen betrachten durfte — und er war froh, die Mutter und mich den Intriguen und Wirren des Theaterlebens und den pekuniären Sorgen für immer entrückt zu wiſſen.

In Begleitung Vetter Chriſtians machten wir eine Partie nach Claremont-Houſe, dem reizenden Landſitze des Prinzen, wo er mit Prinzeſſin Charlotte vor Jahren ein kurzes Glück genoſſen und wo er an demſelben Tage Weib und Kind verloren hatte. Darüber ſpäter mehr.

Wir waren in fröhlicher Landpartie-Stimmung, das Wetter köſtlich, der Park von Claremont vom Duft blühender Roſen, Lilien und Geisblatt erfüllt.

Als wir dann aber die einſame düſtere Villa in der Nähe von Claremont-Houſe beſuchten, die ich ſpäter bewohnen ſollte — da wurden wir Alle recht kleinlaut. Auf mein ſo zukunftsfreudiges Herz legte es ſich beklemmend ſchwer, wie nächtlicher Alpdruck. Die Mutter ſeufzte leiſe auf und ſuchte das dann durch einen kleinen Verlegenheitshuſten zu verbergen. Chriſtian Stockmar ſah uns der Reihe nach forſchend an, als ahnte er, was in uns vorging. Bruder Louis machte unſerer Stimmung endlich Luft, in den Worten:

„In dieſer düſteren Einöde wird Lina melancholiſch werden! Dieſer dichte verwilderte Park — dieſe hohen Tannen, die das Haus ſo eng umſchließen, daß kein Sonnenſtrahl durchdringt, daß man es von der Landſtraße gar nicht erblicken, daß man vom Fenſter aus keine Menſchenſeele vorüberziehn ſehen kann! Dieſe Kellerluft in allen Räumen! Ringsum kein Laut zu hören! Nicht mal Hundegebell! Nein, hier haltet Ihr's nicht aus. Ein zurückgezogenes Stillleben laſſe ich unter dieſen Verhältniſſen wohl gelten — aber hier

erinnert Alles mehr an ein Gefängniß ... Mir ſchnürt ſchon der Gedanke an ein Leben in ſolcher Behauſung die Kehle zu ..."

„Weil jetzt Niemand hier wohnt und aller Komfort fehlt, den man nur in bewohnten Räumen findet!" — unterbrach der Vetter haſtig. — „Laßt in dieſem Marmor-Kamin nur ein luſtiges Feuer flackern und auf dieſem Tiſch die Theemaſchine ſummen und ſingen — laßt hier zwei Frauen häuslich ſchalten und walten, wie Tante Chriſtiane und Lina — ſo wird's ſchon behaglicher ausſehen."

„Und als Herrin in dieſer Villa wird mein erſter Befehl ſein: daß dieſe Tannen wenigſtens vor den Fenſtern gelichtet werden!" — fiel ich mit möglichſter Heiterkeit ein. — „Dann kann ich vom Fenſter aus ſehen: wenn Du, lieber Vetter, und der Prinz von Claremont-Houſe heranreitet. Und der Prinz hat mir auch ein Reitpferd verſprochen. Das wird wunderhübſch, wenn wir dann mit einander ſpazieren reiten können ..."

Der Vetter machte ein ganz curioſes Geſicht dazu.

* * *

Ehe Bruder Louis nach Paris zurückkehrte, wurde feſtgeſetzt, daß die Mutter und ich ihm Ende Juli dahin folgen ſollten, während der Prinz zu einer Kur nach Karlsbad und Vetter Chriſtian zu ſeiner Familie nach Koburg gingen. Ich ſollte als Gräfin Montgomery mit der Mutter in einem der erſten Pariſer Hotels wohnen und unter dem Schutze und der Führung meines Bruders alle Herrlichkeiten von Paris genießen — mit dem ſtrengen Befehl: allen alten Berliner Freunden, denen wir etwa in Paris begegnen würden, vorſichtig aus dem Wege zu gehen und keine neuen Bekanntſchaften an der Seine zu machen! Der Prinz und Chriſtian verſprachen, uns in Paris zu beſuchen.

In heiterſter Weiſe fand das Abſchiedsdiner in Regent-Park mit dem Prinzen und Stockmar ſtatt. In Champagner ſtießen wir an auf ein fröhlich Wiederſehn in Paris... Am nächſten Morgen — Ende Juli — fuhren wir mit Reiſemarſchall Hühnlein nach Dower — und nach der günſtigſten Kanalfahrt weiter von Calais nach Paris...

Mein Herz war ſo ſonnig und wonnig, als ich durch das ſchöne Frankreich dieſelbe Straße fuhr, welche einſt Yorick mit ſeinem großen empfindungsreichen Herzen zurücklegte...

Ich ahnte noch nicht, daß die kurzen Flitterwochen meines Liebesglücks jetzt ſchon vorüber waren — für immer!

2. Fünf Monate in Paris.

Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden,
Erschwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest und nimmer darf sie wanken!

Schiller über die französische Tragödie.

Am 30. Juli 1829, beim herrlichsten Sonnenschein, fuhren die Mutter und ich mit Bruder Louis, der uns eine Station entgegen gekommen war, in die fröhliche Wunderstadt Paris ein. Im ersten Stock eines großartigen Hotels der Rue de Rivoli, vis-à-vis den Tuilerien, hatte der gute Bruder ein elegantes Quartier für „Madame la comtesse de Montgomery et mère“ bestellt und Alles zu unserem Empfange sorglich vorbereitet.

Mit einem wahren Durst nach vergnügten Menschen stürzte ich mich in das neue, glänzende, lustrauschende Pariser Leben — wie ein Vöglein, dem Käfig entronnen, jubilirend unter des grünen Waldes freie Sänger zurückflattert...

Hatte ich in meinem goldenen Käfige zu London doch fast das freie Flattern und Jubiliren verlernt!

Natürlich griff ich zuerst nach dem Komödienzettel, denn ich war in Londons Theatern fast verschmachtet nach einem echten frischen Komödienspiel und nach echter berauschender Lampenluft. Und ich war ja jetzt in der Stadt des vielgerühmten Théâtre français, auf welches ganz Frankreich so stolz ist! Ich brannte darauf, die berühmten Comédiens français ordinaires du Roi zu sehn und sie zu studiren.

Und so fuhren wir denn schon den ersten Abend in's Théâtre français, das für ganz Paris — für ganz Frankreich den Ton angibt... Warum nur Bruder Louis, der mich durchaus zuerst in das Theater der Porte St. Martin oder in das Theater des Variétés hatte führen wollen, so bedächtig zu meiner Erwartungsfreude schwieg und so verdutzt mir gegenüber saß? — Ich sollte bald nur zu klar darüber werden.

Unsere elegante Equipage, die für die ganze Zeit meines Pariser Aufenthaltes angenommen war, hielt in der häßlichen grauen Rue Richelieu vor einem alten mächtigen Gebäude, das aussah, als läge fingerdicker grauer Staub hundertjähriger Verschollenheit darauf. In der Vorhalle saß in einem marmornen Lehnstuhle eine marmorne greisenhafte Gestalt mit skelettartigen Händen, krampfhaft auf die Armlehnen des Stuhls gestützt, mit dem magersten, faltenreichsten und häßlichsten alten Frauengesicht, in lange faltenreiche Marmorgewänder gehüllt — um den zahnlosen Mund ein unheimliches Grinsen...

„Wer ist diese alte garstige Urgroßmutter?" — fragte ich verwundert.

„Voltaire!" — sagte der Bruder mit einem gewissen schadenfrohen Lächeln.

Und dann saßen wir in einer Loge des ersten Ranges — und schauten in das weite graue verblichene Haus und auf das spärlich versammelte Publikum, das in elegantester Salontoilette erschienen war, aber steif und ernsthaft und gelangweilt dasaß.

Bestürzt sah ich den Bruder an. Er zuckte die Achseln und sagte:

„Das ist hier der bon ton im vornehm-exclusiven Théâtre français, in welchem es nicht Sitte ist, laut zu lachen, — und in welchem selbst die Schauspieler hinter der Scene nur

leiſe flüſtern dürfen, ſtets den Hut in der Hand, wie auf einem Miniſterballe. Das ſind die Traditionen aus der glänzenden Kaiſerzeit, als l'Empereur Napoléon draußen — und hier drinnen Imperator Talma auf dem Throne ſaßen ... Napoleon liebte das Théâtre français ſehr, weil er die Tragödie liebte und Talma als Auguſtus und Nero bewunderte und gern von ihm lernte, den großen Kaiſer zu ſpielen. Talma war auch der kaiſerlichſte Auguste, der jemals auf einem Throne ſaß. Ich ſelber durfte ihn in dieſer Rolle noch anſtaunen ... Napoleon gab dem Théâtre français viele reiche Privilegien, um ſeine Lieblingsbühne für alle Zeiten zur erſten Frankreichs — zur erſten der Welt zu machen. So darf ſie noch heute jeden Schauſpieler, der ihr gefällt, von jeder Bühne Frankreichs ohne Weiteres als Mitglied an das Théâtre français berufen — oder, ſollte er ſich weigern zu kommen, ihm jedes weitere Auftreten verbieten. Das iſt eine Ungerechtigkeit — ja eine Tyrannei. So weiß ich von einem jungen talentvollen Schauſpieler, der als Liebling eines Provinztheaters 15,000 frs. Gage hatte, der aber gezwungen wurde, mit 3000 frs. Gage Mitglied des Théâtre français zu werden — und der hier verkümmert, weil die erſten Greiſe dieſer Bühne, die eine Gage von 20—25,000 frs. beziehen und nach zwanzigjähriger Dienſtzeit 4000 frs. Penſion, kein junges Talent neben ſich aufkommen laſſen ... Doch der Vorhang hebt ſich ..."

Er erhob ſich vor alten verblichenen Couliſſen und alten verſchoſſenen Römer-Coſtümen ... Es wurde Corneille's „Cinna" gegeben ... Ich ſaß ganz verdutzt da und ſah und hörte wie im Traum ...

Die fünf greiſenhaften Schauſpieler und Schauſpielerinnen in den verſchoſſenen Römer-Koſtümen dort vor mir auf der Bühne ſpielten wunderbar korrekt und ſehr ſelbſtbewußtgebildet — aber auch merkwürdig monoton und unnatürlich

pathetisch. Sie sprachen das reinste Französisch, das man überhaupt hören konnte. Kein unschöner Klang, kein falscher Accent entschlüpfte ihnen — aber auch kein durchglühender, kein elektrisirender und fortreißender Ton schlug an mein Ohr und an mein Herz. Die Akte glitten langsam und langweilig an mir vorüber und nicht selten ertappten wir Drei uns auf einem ansteckenden kleinen Gähnen ...

Auch das Publikum saß gelangweilt und langweilig da, kalt und steif, wie Eiszapfen. Kein Bravorufen, kein Händeklatschen ließ sich hören. Das war der herkömmliche vornehme Ton der „retenue“ in diesem Hause. Ich kam den ganzen Abend aus einem innerlichen Frösteln nicht heraus.

„Also das ist Euer weltberühmtes Théâtre français?“ — platzte ich endlich ganz konsternirt heraus.

„Im vertrauten Kreise nennt das junge Paris seine Musterbühne heute auch noch „le Théâtre de l'Ennui“ — doch die Alten, die einst voll Andacht allabendlich zu den Füßen Talma's saßen, dürfen das Frevelwort nicht hören. Mais Talma est mort — die Duchesnois, die gefeiertste Phädra, Semiramis, Dido und die Freundin der Kaiserin Josephine, wie Talma der Freund des Kaisers Napoleon war, ist alt und unanständig häßlich geworden, ein wahres Skelett — und die einst so schöne St. Georges ist gegangen, weil sie dick wurde wie ein Mehlsack. Du wirst sie im Odeon, dem Théâtre français des Quartier latin noch sehen, dessen Direktor, der petit Harel, ihr Gatte ist. Das ganze Théâtre français ist längst eine traurige Ruine — deren einzige Säule zeugt von entschwundener Pracht — kann aber auch schon stürzen über Nacht: Mlle. Mars!“

Und ich habe keine klassische Römertragödie von Korneille, Racine, Voltaire mehr im Théâtre français gesehen — ich bin nur noch hingegangen, wenn Mlle. Mars, der einzige Stern der Comédie française auf dem Zettel und am

Theaterhimmel ſtand. Und doch hatte dieſer Stern den Pariſern ſchon volle achtunddreißig Jahre geleuchtet! Jules Janin nannte die Mars mit Recht „das letzte Wunder“ des Théâtre français! Auch ich bin nie müde geworden, die unvergleichliche Mars zu bewundern und von ihr zu lernen — in jenen Tagen und ſo oft ich ſpäter noch nach Paris kam. Ich habe nur eine Schauſpielerin gekannt, die ſiegreich mit der Mars um die Palme ringen durfte. Das war die geniale Sophie Müller — die damals ſchon in der Blüthe ihrer Jahre und ihrer Kunſt in Wien langſam dahin ſiechte und die ich in manchen Rollen ſo neidlos bewundert hatte, in denen mich jetzt ihre franzöſiſche Rivalin entzückte. Ein Grund mehr zu Vergleichungen!

Beſonders erinnerte mich die „blinde Valerie“ der Mars an die „blinde Gabriele“ — wie die Titelrolle in der deutſchen Ueberſetzung umgetauft war — von Sophie Müller. Beide gaben die Blinde — im Gegenſatz zu der ſonſt langweiligen Auffaſſung, die uns durch das Monotone, Schleppende, Sentimentale des Spiels die Unglückliche wohl bemitleiden, aber kaum herzlich lieb gewinnen läßt — jugendlich anmuthig und heiter. Beide erſchienen friſch wie ein ſonniger Frühlingstag und fröhlich, wie ein Waldvögelein. Um ſo erſchütternder wirkte bei dieſem holden, liebenswürdigen Geſchöpf die Blindheit! — Das ſeelenvolle „Ich wartete“ unſerer deutſchen Gabriele klingt mir noch heute eben ſo rührend im Herzen nach, wie das berühmte: „J'attendais!“ der franzöſiſchen Valerie. — Nur am Schluß, wenn die Mars ihr „J'existe!“ zum Himmel aufjubelte, entzückt und entzückend, daß es den Hörer elektriſch durchzuckte — — dann mußte das „Ich lebe!“ von Sophie Müller daneben erbleichen. — Als ich ſpäter ſelber die blinde Gabriele ſpielte, hatte ich von beiden unerreichten Vorbildern gleich viel gelernt.

Und dieſe blinde Valerie vor mir auf der Bühne des Théâtre français zählte ſchon 51 Jahre, während Sophie Müller kaum halb ſo alt war, als ich ſie in Berlin die Gabriele ſpielen ſah. Aber man dachte bei der Mars nicht an ihr Alter, ſobald ſie auf der Bühne ſtand und mit ihrem ſüßen weichen Herzenston ſprach. Man glaubte ihr noch junge naive Mädchen, deren Großmutter ſie hätte ſein können. Sie war ſchlank und zierlich gebaut, ihr Auge ſchön und ſprechend, ihr Geſicht anmuthig, ohne ſchön zu ſein, ihre Beweglichkeit graziös und jugendlich, ihre Stimme friſch und lieblich. Und ſie war die einzige Kunſtgröße auf dem Théâtre français, die nicht künſtelte und nicht manierirte — die natürlich auf der Bühne ſtand, ging, geſtikulirte, ſprach, lachte, weinte und nie — — langweilig war. Sie übertrug die feinen Manieren ihres täglichen Lebens, ihre ſchmuckloſe Grazie, ihre graziöſe Sittſamkeit, ihre Eleganz in Kleidung und Haltung einfach auf die Bühne — und ihre reizende Natürlichkeit machte ſie grade neben der accentuirten Unnatur ihrer Mitſpieler zu dem „letzten Wunder“ der Comédie française. Ja, ich glaube behaupten zu dürfen: Mlle. Mars war die einzige franzöſiſche Schauſpielerin, die ich auf der Bühne ſah, die — echt deutſch ſpielte, d. h. einfach, natürlich, warm empfunden und warm wiedergegeben, — nur noch ausgezeichnet durch echt franzöſiſche Grazie und echt franzöſiſchen mouſſirenden Esprit! Ihre Kunſt war — was ſie nach Goethe's Wort ſein ſoll: „veredelte Natur!“ Wie wirkte ſie durch ein ſcheinbar hingeworfenes, aber auch im leiſeſten Flüſtern ſtets klar und rein ausgeſprochenes Wort — durch einen Seufzer, einen Athemzug unwiderſtehlich: zum Weinen und zum Lachen! Sie war zugleich eine geborene Heldin Moliere's — und Delavigne's und Scribe's.

Die Mars war auch eine Meiſterin und für ganz Paris Tonangeberin der Toilette, weil ſie ſich auf der Bühne und

im Salon ſtets — angemeſſen kleidete, was neben der Zopfigkeit und Geſchmackloſigkeit ihrer „klaſſiſchen“ Mitſpieler ſtets angenehm-wirkungsvoll abſtach.

Nur ein Mal habe ich die Mars in einem gradezu abgeſchmackten Koſtüm ertappt, weil ſie — eine Deutſche, alſo nach der Meinung der Franzoſen eine „Barbarin“ ſpielte.

Man gab Kotzebue's „Menſchenhaß und Reue“ — mit allerlei tollen Veränderungen. So läßt Kotzebue am Schluß des vierten Akts, als Eulalia beim Erblicken von Meinau in Ohnmacht fällt, dieſen erſchrocken zur Thür hinausſtürzen, und — während der Graf ihm verwundert nachſchaut und die Gräfin und der Major ſich um die ohnmächtige Eulalia beſchäftigen — ſchnell den Vorhang fallen.

Im Théâtre français ſpielte dieſe Scene in einem Garten. Eulalia erkennt Meinau und fällt in Ohnmacht, während dieſer in die Couliſſe ſtürzt. Der Graf und die Gräfin ſchleifen die ohnmächtige Eulalia, um die Bühne frei zu machen, ebenfalls in die Couliſſe, der Major bleibt ganz erſtaunt ſtehn und — kein Vorhang fällt, ſondern der fünfte Akt ſpielt ruhig weiter, was geradezu einen komiſchen Eindruck machte.

Und wie hatten die comédiens français extraordinaires du Roi ſich koſtümirt — als Deutſche! Armand, ein Liebhaber von fünfzig Jahren, erſchien als Meinau in einem langen weiten grauen Ueberrock, unter dem nur die Spitzen ſeiner mächtigen Stiefel und viertelellenlange Pfundſporen vorguckten. Er trug ein wahres Ungethüm von Zopfperrücke und eine fußhohe ſteife ſchwarze Halsbinde, in der er ſich nicht rühren konnte... Und die Mars als Eulalia ſah in ihrem engen grauen Kleide und der weißen monſtröſen Haube aus wie eine verkümmerte Landpfarrerswitwe... ſo daß ich halblaut franzöſiſch vor mich hin grollte: „O, wie können Pariſer Schauſpieler ſich ſo geſchmacklos kleiden!“

Und dieſe blinde Valerie vor mir auf der Bühne des Théâtre français zählte ſchon 51 Jahre, während Sophie Müller kaum halb ſo alt war, als ich ſie in Berlin die Gabriele ſpielen ſah. Aber man dachte bei der Mars nicht an ihr Alter, ſobald ſie auf der Bühne ſtand und mit ihrem ſüßen weichen Herzenston ſprach. Man glaubte ihr noch junge naive Mädchen, deren Großmutter ſie hätte ſein können. Sie war ſchlank und zierlich gebaut, ihr Auge ſchön und ſprechend, ihr Geſicht anmuthig, ohne ſchön zu ſein, ihre Beweglichkeit graziös und jugendlich, ihre Stimme friſch und lieblich. Und ſie war die einzige Kunſtgröße auf dem Théâtre français, die nicht künſtelte und nicht manierirte — die natürlich auf der Bühne ſtand, ging, geſtikulirte, ſprach, lachte, weinte und nie — — langweilig war. Sie übertrug die feinen Manieren ihres täglichen Lebens, ihre ſchmuckloſe Grazie, ihre graziöſe Sittſamkeit, ihre Eleganz in Kleidung und Haltung einfach auf die Bühne — und ihre reizende Natürlichkeit machte ſie grade neben der accentuirten Unnatur ihrer Mitſpieler zu dem „letzten Wunder“ der Comédie française. Ja, ich glaube behaupten zu dürfen: Mlle. Mars war die einzige franzöſiſche Schauſpielerin, die ich auf der Bühne ſah, die — echt deutſch ſpielte, d. h. einfach, natürlich, warm empfunden und warm wiedergegeben, — nur noch ausgezeichnet durch echt franzöſiſche Grazie und echt franzöſiſchen mouſſirenden Esprit! Ihre Kunſt war — was ſie nach Goethe's Wort ſein ſoll: „veredelte Natur!“ Wie wirkte ſie durch ein ſcheinbar hingeworfenes, aber auch im leiſeſten Flüſtern ſtets klar und rein ausgeſprochenes Wort — durch einen Seufzer, einen Athemzug unwiderſtehlich: zum Weinen und zum Lachen! Sie war zugleich eine geborene Heldin Moliere's — und Delavigne's und Scribe's.

Die Mars war auch eine Meiſterin und für ganz Paris Tonangeberin der Toilette, weil ſie ſich auf der Bühne und

im Salon stets — angemessen kleidete, was neben der Zopfigkeit und Geschmacklosigkeit ihrer „klassischen“ Mitspieler stets angenehm-wirkungsvoll abstach.

Nur ein Mal habe ich die Mars in einem gradezu abgeschmackten Kostüm ertappt, weil sie — eine Deutsche, also nach der Meinung der Franzosen eine „Barbarin“ spielte.

Man gab Kotzebue's „Menschenhaß und Reue“ — mit allerlei tollen Veränderungen. So läßt Kotzebue am Schluß des vierten Akts, als Eulalia beim Erblicken von Meinau in Ohnmacht fällt, diesen erschrocken zur Thür hinausstürzen, und — während der Graf ihm verwundert nachschaut und die Gräfin und der Major sich um die ohnmächtige Eulalia beschäftigen — schnell den Vorhang fallen.

Im Théâtre français spielte diese Scene in einem Garten. Eulalia erkennt Meinau und fällt in Ohnmacht, während dieser in die Coulisse stürzt. Der Graf und die Gräfin schleifen die ohnmächtige Eulalia, um die Bühne frei zu machen, ebenfalls in die Coulisse, der Major bleibt ganz erstaunt stehn und — kein Vorhang fällt, sondern der fünfte Akt spielt ruhig weiter, was geradezu einen komischen Eindruck machte.

Und wie hatten die comédiens français extraordinaires du Roi sich kostümirt — als Deutsche! Armand, ein Liebhaber von fünfzig Jahren, erschien als Meinau in einem langen weiten grauen Ueberrock, unter dem nur die Spitzen seiner mächtigen Stiefel und viertelellenlange Pfundsporen vorguckten. Er trug ein wahres Ungethüm von Zopfperrücke und eine fußhohe steife schwarze Halsbinde, in der er sich nicht rühren konnte... Und die Mars als Eulalia sah in ihrem engen grauen Kleide und der weißen monströsen Haube aus wie eine verkümmerte Landpfarrerswitwe... so daß ich halblaut französisch vor mich hin grollte: „O, wie können Pariser Schauspieler sich so geschmacklos kleiden!“

Die Herren in der Loge ſahen mich erſtaunt an, ſagten aber nichts. Dagegen erhielt ich von einer kecken Pariſerin die Belehrung:

„Mais c'est ainsi, que l'on se met en Allemagne!“

Entrüſtet rief ich: „Waren Sie denn ſchon in Deutſchland?“

„Nein, aber jedes Kind weiß, daß alle Deutſche ſich ſo barbariſch kleiden!“

„Madame, auch ich bin eine Deutſche — aus dem Barbarenlande!“

„A—h! Pardon! Je vous prenais pour une Russe — elles se mettent si bien!“

Ich hatte eine ſehr elegante Toilette gemacht. Das lichtgraue Atlaskleid mit Spitzenborte und Spitzenärmeln hatte die berühmteſte Kleiderkünſtlerin von Paris, Mlle. Victorine, für vieles Geld geliefert, — Mlle. Millet ein reizendes weißes Crepe-Barett mit Moosroſenknospen. Dazu war ich tadellos gantirt, worauf die Franzöſinnen zuerſt ihre muſternden Blicke werfen.

Dieſer kleine Triumph der deutſchen Barbarin über meine Logen-Nachbarin ergötzte mich nicht wenig.

Aber wie ſpielte Eulalia-Mars in dieſem lächerlichen Coſtüm — und trotz ihrer einundfünfzig Jahre! Beſonders ihre Schlußſcene electriſirt mein altes Künſtlerherz noch heute! Als ſie reuevoll vor Meinau niederkniete — mit der Bitte: „Laſſen Sie mich dieſe Hand noch ein Mal an die Lippen drücken — dieſe Hand, die einſt mein war!“ — Als ſie „auf ewig“ von ihm Abſchied nahm — aber im Fortwanken ihren Knaben erblickt — ſein Liebeswort „Ma mère!“ hört — als ſie unter Thränen aufjauchzt, Alles um ſich her vergeſſend vor dem Knaben niederkniet, ihm liebend in's Auge blickt, ihn an's Herz preßt, koſend mit ſeinen Locken ſpielt... da weinte und lachte ich mit ihr,

als wäre ich selber Eulalia ... Und dieser Eulalia gegenüber konnte Meinau nicht anders, als sie stürmisch in die Arme ziehen und ihr zurufen: „Ich verzeihe Dir!“

Als ich später selber die Eulalia spielte, habe ich mich redlich bemüht, der alten Mars mit dem jungen Herzen diese Scene nachzuspielen, aber nie zu meiner vollen Zufriedenheit. Die Mars war eben ein Genie — ich nur ein Talent.

Kotzebue nannte die Mars 1804 „die jüngste der Grazien“ — ich lernte sie ein viertel Jahrhundert später bewundern als: die älteste der Grazien!

Jules Janin, dieser geistreichste und liebenswürdigste Pariser Kritiker meiner Zeit, klagt in allen Recensionen über den Verfall des französischen Theaters, d. h. des Théâtre français ... So einst in einem Briefe, nach Deutschland gerichtet, mit den Worten:

„Das Théâtre français, nachdem es lange Zeit das heilige Feuer des Drama bewahrt hatte, nachdem es der ausschließliche Bundesgenosse des Musterhaften gewesen ... ist endlich auch in den allgemeinen Verfall hineingezogen worden. Talma's Tod, dieser unersetzliche Verlust, hat jenem Ding ohne Namen, ohne Stil und ohne Gestalt, das Napoleon Bonaparte mit Emphase „Mein Trauerspiel“ zu nennen pflegte, wie er die Grafen und Barone „mein Adel“ nannte, den Todesstoß gegeben. Jener Talma war ein großes Genie; ich war noch sehr jung, als er schon am Rande des Grabes stand, und noch immer höre ich in meinen Ohren jene Stimme so sanft und so stolz, so liebevoll und so schrecklich. Ich sehe noch immer jenen stolzen Blick, das zärtliche Lächeln, jene schöne Stirn, auf der man in Flammenzügen alle intelligenten Leidenschaften las ... Was man ihm auch zu spielen geben mochte — so besaß er doch die große Kunst, diesen kleinen Leidenschaften ein Leben einzuhauchen, ein Herz jenen stumpfsinnigen Helden,

eine Leidenſchaft jenen entnervten Seelen — und ſo ſchuf er ein Meiſterwerk aus dem Sylla des Herrn von Jouy, ein Meiſterwerk aus jener Tragödie Karl VII. Da er nun todt iſt, ſind alle dieſe Meiſterwerke todt... Talma hat mehr mit ſich in's Grab genommen, als Sylla und Karl VII.; er nahm auch mit den Cinna des alten Corneille, den Nero des großen Racine — ſein Grab verſchlang unſer ganzes altes Repertoire, den Stolz des erſten Theaters in der Welt... Er hat das Théâtre français furchtbar verwüſtet hinterlaſſen... Dieſen ganzen Verfall, von dem ich hier mit kummervollem Geiſte ſpreche, habe ich mit angeſehen. Ich ſah noch den Haufen athemlos und entzückt ſich hinzudrängen, wenn Talma im Britannicus ſpielte — und kürzlich befand ich mich als zehnter Zuſchauer mitten in der ungeheuren Einſamkeit des Théâtre français bei einer Vorſtellung eben dieſes Britannicus. Am andern Tage waren wir unſerer vier, um dem Cid des großen Corneille zu applaudiren... Dahin iſt es mit der franzöſiſchen Tragödie gekommen, und gleich als ob dieſe traurige Witwenſchaft nicht hart genug wäre, verlor ſie auch noch nach einander alle ihre Stützen... Mlle. Georges, die einſt ſo ſchön war, wie die Venus des Alterthums, hat das Théâtre français verlaſſen, um das Melodrama auf dem Boulevard zu ſpielen. Mlle. Duchesnois, die ſo lange ihre Nebenbuhlerin war, iſt vor Schmerz geſtorben, nachdem ſie endlich begriffen, daß ihre Tragödie vollkommen unmöglich geworden war; arme Frau!... Dies war der letzte Seufzer der franzöſiſchen Tragödie! — Die andern Schauſpieler des Théâtre français wurden weniger ergriffen von dem Erlöſchen der alten Tragödie, als Mlle. Duchesnois... Da es im Ganzen lauter ehrliche, mittelmäßige Schauſpieler waren, koſtete es ſie wenig Arbeit und Anſtrengung, von der Tragödie zum Drama, von Racine zu Herrn Victor Hugo, von Corneille

zu Herrn Alexander Dumas, vom Jahrhundert des Augustus zum Mittelalter überzugehen ... In dieser Wuth nach stets neuen Emotionen schreckte das Théâtre français vor keinem Opfer zurück. Wir haben „Camille Desmoulins" gesehen, gefolgt von der Horde der rothen Mützen und der Sans-culottes. Später sahen wir ein wirkliches Drama „Clotilde". Ein Mann mordete darin im ersten Akt, lebte dann drei Akte hindurch mit einer Maitresse und vergiftete sich in der letzten Scene im Gefängnisse. Das Théâtre français war von dieser classischen Neuigkeit so durchdrungen, daß es ihr ohne Zaudern Mlle. Mars opferte, das letzte Wunder, und ein stets junges Wunder, eine Perle vom schönsten Wasser, die man ohne Bedauern in den Becher der Cleopatra warf, um die Lust dieser literarischen Orgie dadurch zu erhöhen... Soviel von der Tragödie des Théâtre français!

Die Komödie dagegen hat ihren Talma noch nicht verloren, d. h. sie hat Mlle. Mars noch erhalten. Mlle. Mars rettet die Komödie, wie Talma die Tragödie gerettet haben würde. Nach Mlle. Mars aber wird die Komödie keine Schauspielerin mehr haben und es wird um Molière und Marivaux stehen, wie es jetzt um Corneille und Voltaire steht ... Auf Mlle. Mars und nur auf dieser allein ruht die alte französische Komödie, dieser Ruhm ohne Furcht und ohne Tadel. Sie allein belebt heut zu Tage noch Marivaux, den liebenswürdigen, geistreichen Mann, der dieser großen Stütze bedarf; sie allein hat auf dem Theater die feinen Manieren des 17. Jahrhunderts bewahrt, diese schmucklose Grazie, diese Zurückhaltung, diesen Anstand, deren Geheimniß unsere Mütter mit sich genommen haben ..."

Und so ging ich nur noch in's Théâtre français, wenn die Mars, dies „letzte und stets junge Wunder" spielte.

Auch Heinrich Heine schreibt aus jenen Pariser Tagen an August Lewald:

„Das Théâtre français besuchte ich sehr wenig; dies Haus hat für mich etwas Oedes, Unerfreuliches. Hier spuken noch die Gespenster der alten Tragödie, mit Dolch und Giftbecher in den bleichen Händen; hier stäubt noch der Puder der klassischen Perrücken ... Daß man auf diesem klassischen Boden manchmal der modernen Romantik ihre tollen Spiele erlaubt ... das ist am unerträglichsten. Diese französischen Tragödiendichter sind emanzipirte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klassischen Kette mit sich herumschleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie zur Zeit der Herrschaft Agamemnon's und Talma's ..."

Und mit Heinrich Heine wandte ich dem öden „Théâtre de l'Ennui" aufathmend den Rücken — und besuchte gern die anderthalb Dutzend anderen lebensprühenden Theater von Paris.

* * *

Bald nach dem jüngsten deutsch-französischen Kriege las ich auf meinem einsamen Schweizer Berge in einem Pariser Journal einen ergreifenden Schmerzensschrei Jules Janins: „Auch das Theater der Porte St. Martin — dies Denkmal einer verschwundenen Glanzzeit der Pariser Theater, diese Stätte hoher untergegangener Kunstgebilde, zerstörte die Kommune! Welch' hohen Genuß gewährten uns Md. Dorval und Frédéric Lemaître in diesen Räumen, als wir noch jung waren! Welche Ströme von Thränen des innigsten Mitgefühls sind hier vergossen! Welch' helles Zujauchzen des Enthusiasmus machte diese jetzt verwüsteten Wände einst erzittern!"

Das versetzte auch mich lebhaft — wehmüthig in die Spätsommer- und Herbstabende, an denen ich vor mehr als vierzig Jahren glühenden Auges und klopfenden Herzens dem wunderbaren Zusammenspiel von Mad. Dorval und Frédéric Lemaître lauschte.

Ich sah beide zuerst in dem Trauerspiel „Charlotte Corday“. Mad. Dorval spielte die Titelrolle ... daß kein Auge in dem weiten Hause trocken blieb.

Die geniale Schauspielerin hatte sich treu nach dem bekannten Bilde von Charlotte Corday, das damals in Paris in allen Schaufenstern hing, gekleidet und frisirt. Die etwas flachen Züge erschienen in dem Rahmen der großen weißen flatternden Haube bedeutender. Ihre schlanke, edle Gestalt war noch jugendlich-geschmeidig. Ihr Mienenspiel, von großen glühenden Augen unterstützt, war äußerst beweglich und ausdrucksvoll. Jede Empfindung ihres leidenschaftlichen Herzens spiegelte sich lebhaft auf ihrem geistvollen Gesicht wieder, das nicht bestechend schön war. Ihre Haltung in ruhigen Momenten war durchaus nicht „klassisch, nach der Antike studirt“ — wie der beliebte Kunst-Ausdruck ist — und ihr Organ klang beim ersten Hören rauh und schnarrend, gradezu abstoßend ... Aber wie schnell machte sie beide Mängel vergessen: durch die hinreißende Leidenschaft ihres Spiels und die Glut ihres Herzens, die in sprühenden Worten ausströmte. Wie wußte sie mich schon durch ihre große Rede im ersten Akt zu fesseln, zu erschüttern und fortzureißen! Der gedämpfte Herzenston ihrer Stimme hatte etwas gradezu Bethörendes, als sie ihr Leid einem zurückgekehrten Emigranten klagte. Ihr Schluchzen durchzitterte jede Fiber unseres Herzens ... Und als sie von Marat sprach, diesem blutigen Ungeheuer, das sie mit seiner wilden Begier verfolgte, das ihren Geliebten ermordete, um seine Braut zu besitzen, und das auch ihre Eltern unter das Henkerbeil zu liefern drohte, wenn sie sich ihm nicht ergebe ... da schwoll ihre Stimme mit ihrem Schmerz zum tragischen Zorn an, als sie voll Leidenschaft aufschrie: „Und keine Hand bewaffnet sich, dies Scheusal zu tödten und Frankreich von ihm zu befreien? Hat Frankreich dann keinen Mann mehr?

So werde ich zum Dolche greifen — und ich — ich bin doch nur ein Weib!“ — — Jedes Wort in diesem „Et moi, je ne suis qu'une femme!“ — durchrieselte uns mit Todesschauern. Man wußte, daß sie dieser Mann mit dem rettenden Dolche sein würde!

Und dann die große entsetzenreiche Scene mit diesem Ungeheuer Marat, von Frédéric Lemaître schauerlich großartig gespielt: als Marat ihre Eltern zum Tode abführen läßt, weil Charlotte seinen Lüsten widersteht — als sie in Todesangst — wie sinnverwirrt dem Blutmanne zu Füßen stürzt, um einen Gegenbefehl flehend ... und dabei verzweiflungsvoll auf den Knien ihm näher rutscht — seinem und ihrem Untergange entgegen ... Bei dieser gewagten Scene, die bei einer weniger großen Schauspielerin nur zu leicht in's Komische umschlagen konnte — wagte das große, dichtgefüllte Haus, erschüttert lauschend, kaum zu athmen.

Marat-Lemaître schaute sein Opfer mit stechendem, magnetischem Blick an, wie die Klapperschlange das dem Tode geweihte Vöglein — und lächelte dann satanisch: „Und wenn ich den Gegenbefehl gebe — wirst Du mich dann erhören?“ — da fiel jedes Wort: „Oui — oui! — mais de grace — l'ordre!“ unter konvulsivischem Zittern wie glühende Blutstropfen von den Lippen der Knienden ... Und wer machte ihr den Schrei nach — diese Mischung aufschluchzenden Jubels und tödtlicher Verzweiflung, mit der Charlotte Corday das rettende Papier aus den Händen des verabscheuten Marat's empfängt — aufspringt — fortstürzt ... zur Rettung der geliebten Eltern ... in den eigenen bewußten Tod!“

Und dennoch war ihre letzte große Scene mit Marat noch großartiger, erschüttender. Er, liebeglühend, berauscht in Erwartung, triumphirend, daß er endlich sein Ziel er-

reicht, geht in's Seiten-Kabinet ab, mit den Worten: „Ich erwarte Dich!“

Eiskalt, tiefſte Verachtung und tödtlichſten Haß im Blick, ſchaut Charlotte Corday dem Verderber nach ... dann kommt es über ſie, wie himmliſche Verklärung — mit leuchtendem Auge blickt ſie ſtumm gen Himmel, als flehe ſie den gemordeten Geliebten an: Hilf mir in dieſer Minute — bald bin ich bei Dir! — — Ruhig, feſten Schrittes, erhobenen Hauptes, klaren Blickes geht ſie zu Marat in's Kabinet — man hört ſeinen Todesſchrei ... Diener und Wachen ſtürzen über die Bühne und ſchleppen Charlotte Corday von Marat's Leiche hervor. Ruhig, feſt, todtbewußt — wie eine gottgeſandte Rächerin — ſteht ſie aufgerichtet da und ſagt einfach und voll klarer Hoheit: „C'est moi, qui l'ai tué!“

Ja, die Dorval war eine große tragiſche Schauſpielerin voll Kraft und Wahrheit!

Umſonſt bemühe ich mich, unter unſeren deutſchen Tragödinnen meiner Zeit eine Künſtlerin zu finden, welche ich der Dorval vergleichen könnte. Sophie Schröder war klaſſiſch großartig, — Sophie Müller die verkörperte Poeſie, — Mad. Stich-Crelinger in jedem Wort, in jeder Bewegung geiſtvoll correct, aber kühl bis an's Herz hinan ... Marie Dorval war — Marie Dorval!

Wenn Auguſte Stich in den „beiden Galeerenſklaven“ auf die Bühne ſtürzte und ſchrie: „Gebrandmarkt!“ — dann erbebte das Berliner Schauſpielhaus von rauſchendem Beifall ...

Marie Dorval wankte gebrochen hervor — qualvoll rang es ſich aus ihrem ſchluchzenden Herzen auf, ein Stöhnen: „Marqué!“ — dann knickte ſie zuſammen.

Keine Hand regte ſich. Selbſt die Claqueurs wagten nicht die erſchütternde Stille zu unterbrechen ... aber kein Auge blieb trocken.

Victor Hugo und Alexander Dumas schrieben für Marie Dorval die Elena in „Marino Faliero", Marion Delorme und Adele Hervey in „Anthony" — und George Sand nannte sie Freundin und „eine der größten Künstlerinnen und der besten Frauen unserer Zeit".

Als Künstlerin und Frau hatte Marie Dorval viel Verwandtes mit der George Sand. Beide waren unruhige glühende Seelen voll starker Leidenschaften — beide strebten und lebten für die Emancipation des Weibes — und Beide haben viel geliebt.

Marie Dorval, geb. Allan, war achtunddreißig Jahre alt, als ich sie zuerst sah. Als armes Komödiantenkind wuchs sie unter Schmerzen und Entbehrungen auf einer kleinen Provinzbühne auf, sang als Choristin in Mehul's „Joseph" mit, während sie auf einer Leiter stand und einen riesigen Regenschirm über den Köpfen Josephs und Jacobs halten mußte, weil der Regen auf die Bühne plätscherte. Sie spielte alle Rollen in einem einzigen weißen Kleide, das ihren ganzen Toiletten-Reichthum ausmachte. Gab sie die Fanchette in „Figaro's Hochzeit", so nähte sie geschwind einen rothen Callicostreifen auf das weiße Prachtgewand, um möglichst spanisch zu erscheinen.

George Sand widmet der Künstlerin und Frau und Freundin in der „Historie de ma vie" ein besonderes Kapitel und erzählt von ihr:

„Sie wurde jung mit dem Schauspieler Dorval verheirathet und Mutter von drei Kindern, war mit der Sorge für ihre alte gebrechliche Mutter belastet und mußte mit unablässiger Thätigkeit für ihren Unterhalt sorgen. So kam sie nach Paris, um ihr Glück zu versuchen; für sie war es schon ein Glück, dem Elende zu entgehen. Da sie aber jeden andern Erwerbzweig, als ihr Talent und ihre Arbeit verabscheute, vegetirte sie noch Jahre lang in Anstrengung

und Entbehrungen. Erst durch die Rolle der Müllerin in dem damals beliebten Melodrama: „Die beiden Galeerensklaven“ kam ihre glänzende dramatische Begabung zur Geltung. Von da an war ihr Erfolg schnell und strahlend. Sie schuf das Weib des modernen Dramas, die Heldin der romantischen Schule, und wenn sie ihren Ruhm den Meistern dieser Schule verdankte, so verdankten ihr diese wiederum die Eroberung eines Publikums, das die moderne Schauspielkunst in drei großen Künstlern personificirt sah: in Frédéric Lemaître, Madame Dorval und Bocage.

Mad. Dorval schuf außerdem einen ganz besonderen Typus in der Rolle der Jeanne Vaubernier (Mad. Dubarry). Man muß es gesehen haben, wie sie in dieser Figur Anmuth und Reiz mit Trivialität vereinigte und so eine Aufgabe löste, die unüberwindlich erschien. — Aber man muß sie in „Marion Delorme“, in „Angelo“, in „Chatterton“, in „Anthony“ und später in dem Drama „Marie Jeanne“ gesehen haben, um zu wissen, welche leidenschaftliche Eifersucht, welche tiefe Reinheit und welche Glut der Mutterliebe sich mit gleicher Gewalt in ihr vereinigten...

Sie war mehr als hübsch, sie war reizend; und doch war sie hübsch, aber so bezaubernd, daß das Aeußere ganz überflüssig war. Es war kein Antlitz, sondern eine Physiognomie, eine Seele...

Von frühester Jugend an durchstürmt, entwickelte sich in ihr ein heißes unerschöpfliches überwältigendes Gefühlsleben. Wie jene zarten lieblichen Pflanzen, tief in Felsen wurzelnd, die wir unter den Schlägen der Katarakte fortwährend keimen, blühen, sterben und wieder aufwachsen sehen, so richtete sich diese schöne Seele, die immer von der Wucht der bittersten Schmerzen betrübt war, bei jedem Sonnenstrahl auf's Neue empor und suchte begierig jeden Hauch des Lebens zu erfassen, mochte er noch so flüchtig verwehen, noch so sehr mit Gift

getränkt sein. Zu jeder Vorsicht unfähig, gab sie sich mit aller Kraft ihrer Phantasie, aller Glut ihrer Seele tagelanger Freude, stundenlangen Illusionen hin, auf welche dann ein kindliches Erstaunen oder ein schmerzliches Bedauern folgte. Aber sie war großmüthig; sie vergaß oder verzieh, und da sie sich beständig an neuen Schmerzen und Enttäuschungen wundstieß, war ihr Leben ein immerwährendes Lieben und Leiden.

In ihr wurde Alles zur Leidenschaft: die Mutterliebe, die Begeisterung für die Kunst, die Freundschaft, die Aufopferung, der Unwille, das religiöse Sehnen; und da sie nichts in ihrem Innern mäßigen oder unterdrücken wollte und konnte, hatte ihr Leben einen übermäßigen, erschreckenden Gehalt und war voller Erregungen, die das Maß menschlicher Kraft weit überstiegen ...

Viele haben dieses leidenschaftliche Weib bis zu einem gewissen Punkte kennen gelernt, denn wer sie mit den Gestalten der Kunst ringen sah, kann sich einigermaßen vorstellen, wie sie in der Wirklichkeit war. Aber auf der Bühne zeigte sich doch nur eine Seite ihres Wesens und die Rolle ist nie geschrieben, kann nie geschrieben werden, in welcher sie sich vollständig offenbart hätte: mit ihrem reinen Feuer, ihrer unermeßlichen Liebe, ihrem kindischen Zorne, ihrer glänzenden Kühnheit, ihrer kunstlosen Poesie, ihrem Rasen, ihrem Schluchzen und ihrem hellen Gelächter, das gleichsam einen Ruhepunkt bildete für die erschütterte Seele ihres Auditoriums ..."

Ist's nicht, als ob man die glühende, ruhelose, von wilden Leidenschaften durchwühlte George Sand sich selber schildern hört?

Einst sagte Marie Dorval ihrer Freundin George Sand: „Die Glut der Leidenschaften hat mich vor der Zeit verzehrt; ich fühle mich alt, ermattet; ich bedarf der Ruhe, ich suche

die Ruhe — aber nun muß ich einsehen, daß ich nicht zu ruhen verstehe..."

Nein, sie verstand nicht zu ruhen! Nicht in der Kunst, nicht im Leben, nicht in der Liebe!

Von dem ruhelosen, ewig dürstenden Herzen der Dorval wurden mir in Paris die buntesten Geschichten erzählt. Am wunderbarsten war, daß diese alternde Frau mit dem viel durchstürmten Herzen noch immer Männer zu fesseln wußte, sogar den Dichter ihrer Marion Delorme — Victor Hugo... „Car en vérité Madame, vous n'êtes pas belle!?" — hatte ihr einst ein aufrichtiger Neugieriger gesagt — und sie hatte ihm mit derselben Aufrichtigkeit geantwortet: „Non monsieur, je ne suis pas belle, mais je suis pire que cela!" — ich bin nicht schön, aber ich bin schlimmer als das!

Ruhelos war auch ihr Alter — wie nur zu oft der Lebensabend heißblütiger Komödianten, die in der leichtlebigen Jugend nicht an die Zeit denken, wenn Schönheit und Kraft und Muth vergangen sind!

Nachdem die alternde Marie Dorval neben der jungen Rachel, welche im Théâtre français als Racine's Phädra glänzende Triumphe feierte, im Odeon in derselben Rolle überraschende Erfolge gehabt hatte, — traten die Sorge und der Kampf um's Dasein in ihr Leben. Die Frühlingsstürme des Jahres 1848 stürzten nicht nur den Königsthron Frankreichs um, auch so manches der vielen Theater von Paris. Sie erschütterten auch Marie Dorval's Existenz als Künstlerin, die um's Brod spielen muß.

In jenen Tagen schrieb sie — nach dem Verlust eines geliebten Enkels — an ihre Freudin George Sand:... „Ich kämpfte muthig in einem hassenswerthen Berufe, den ich nach besten Kräften erfüllte, wenn mich nicht Krankheit darniederhält — und zwar in dem Gedanken: durch den Ertrag der Arbeit meine Umgebung glücklich zu

machen . . ." Da brach der Tod ihres Tochterkindes ihr das Herz — und ihre letzte Kraft. Sie starb am 20. Mai 1849, im Alter von 57 Jahren, — und nach bitteren Schmerzen und Enttäuschungen.

Ihr Schwiegersohn, der Schauspieler René Luguet, schrieb über ihren Tod an George Sand:

. . . „Sie ist vor Kummer und Muthlosigkeit gestorben. Die Geringschätzung, die Gleichgiltigkeit haben sie getödtet . . . Als das arme Weib von Thür zu Thür ging, eine Beschäftigung für ihr Talent, für ihr Genie zu suchen, machten Alle beim Namen der Dorval verwunderte Mienen. Talent, Genie, wer fragt danach? Es fehlten ihr einige Zähne, sie trug ein schwarzes Kleid, ihr Blick war traurig. Ueberdies haben die öffentlichen Ereignisse große Veränderungen im Theaterwesen herbeigeführt . . . Es fand sich eine herrliche Dichtung — mit einer großartigen Rolle. Sie las dieselbe, studirte sie und war vollendet darin . . . Ohne Grund, ohne Entschuldigung, ohne ein Wort der Erklärung wurde ihr diese Rolle wieder entzogen! Das war der letzte Schlag, er traf sie mitten in's Herz! Jetzt sagt man, daß man es bereue — jetzt, da es zu spät ist! Das Leben dieser armen Mutter entströmte also aus drei tiefen Wunden, die ihr der Tod eines geliebten Wesens, die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit des Publikums und die Furcht vor der bittersten Noth geschlagen hatten . . . So erreichten wir den 10. April 1849. Ich ging nach Kaen zu Gastrollen, sie wollte mir dahin folgen, machte aber vorher noch einen letzten Versuch, um sich im Théâtre français ein bescheidenes Plätzchen und 500 Frs. monatliche Gage zu sichern. Man gab ihr zur Antwort: daß man durch „kluge Berechnungen" dahin kommen würde, 300 Frs. an der Beleuchtung zu ersparen und daß man ihr dann, falls die Abneigung des Komité zu überwinden wäre, Brod geben würde! — Dies gab ihr den

letzten Stoß . . .“ Todtkrank wurde sie von Kaen, wo sie hatte spielen und Brod verdienen wollen, nach Paris gebracht. Wenige Tage darauf ist sie gestorben . . .

Als ich ihr trauriges Sterben las, dachte ich tieferschüttert der Glanztage der großen Künstlerin Marie Dorval, von denen ich noch ein helles Leuchten sehen durfte. —

Und neben Marie Dorval — der ihr ebenbürtige Frédéric Lemaître! Er erinnerte mich wehmüthig an mein Idol Ludwig Devrient. Nur stand Lemaître in der Vollkraft der Jugend und der Kunst, seine Stimme klang wie eine Glocke — während ich in Berlin den hinsterbenden Künstler Ludwig Devrient verlassen hatte.

Lemaître's Marat war eine grauenhafte Erscheinung: in seiner eigenartigen Mischung von Blutdurst und sinnlicher Begier in der Leidenschaft für Charlotte Corday.

In den „beiden Galeerensklaven“ spielte Lemaître das Ungeheuer frappant wie Ludwig Devrient, obgleich beide Künstler einander nie spielen sahen. Beide flößten schon durch ihre Erscheinung Grauen und Entsetzen ein, wenn sie bei der geheimnißvoll zitternden gedämpften melodramatischen Musik im Hintergrunde der Bühne erschienen — die Gestalt gebrochen, die wilde Verbrecher-Physiognomie von langem wirren Haar und struppigem Bart wüst umflattert — die unstet umherirrenden Augen unheimlich glühend, wie bei einem Raubthier, das in der Nacht auf Beute ausgeht. Aengstlich umherspähend schlichen sie, wie auf Tigerpfoten, langsam in den Vordergrund vor . . . daß es mich stets kalt überrieselte.

In Marino Faliero waren Lemaître, Marie Dorval und Ligier, den man Talma's würdigsten Nachfolger in Heldenrollen nannte, ein köstliches Künstlertrio. Grauenhaft erschütternd wirkte die Scene: als Lemaître — gefoltert für seine Treue zu dem Dogen — die gebrochenen, gemarterten

Glieder mühsam über die Bühne schleppte, um von Marino Faliero den letzten rührenden Abschied zu nehmen und dann — mit ihm das Schaffot zu besteigen... Da stand mir das Herz still und ein krampfhaftes Schluchzen ging durch das Haus...

In großartiger Weise verkörperte Lemaître die Kraft edlen Willens über den armen gebrochenen Leib. Der physische Schmerz zuckte in seinen Mienen, in allen Gliedern — aber sein Auge leuchtete in fast überirdischer Begeisterung: den Tod für seine Ueberzeugung zu sterben!

Eine seiner Glanzrollen war der Robert Macaire in dem damals beliebten Schauerstück. Lemaître war fünfundzwanzig Jahre alt, als er 1823 in Paris den Robert Macaire zum ersten Mal spielte — und so spielte, wie der Verfasser diesen scheußlichen, aber etwas langweiligen Bösewicht ihm vorgeschrieben hatte. Das Stück und — Lemaître fielen am ersten Abend glänzend durch. Aber schon für den zweiten Abend hatte der geniale Künstler aus sich heraus einen ganz neuen Robert Macaire geschaffen: eine gradezu komische Gaunerfigur — und Lemaître und das Stück hatten von Stund' an den glänzendsten Erfolg. Sein Robert Macaire wurde für Paris typisch — wie später sein Spieler in dem Rührstück „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers" — sein „Pariser Lumpensammler" — sein „Bajazzo" — sein „Kean" und sein „Ruy Blas". Ueber diese Rolle schrieb der Dichter des „Ruy Blas", Victor Hugo, nach der ersten Vorstellung in der Vorrede zu dem gedruckten Stück in seiner pathetischen Weise: „Für Herrn Frédéric Lemaître war der Abend des 8. November keine Vorstellung, sondern eine Verklärung!"

Lemaître's „Vautrin" von Balzac wurde dadurch berühmt, daß er den König Louis Philipp so köstlich copierte und parodierte — und das Stück deßwegen schon nach der ersten Vorstellung verboten wurde.

Frédéric Lemaître, 1798 von französischen Komödianten in Konstantinopel geboren und in seiner Jugend Seiltänzer und Figurant, war ein genialer und origineller naturalistischer Menschendarsteller mit den glänzendsten äußeren Mitteln, der berufenste Held in den Stücken der modernen Romantiker Victor Hugo und Alexander Dumas. Die Darstellung großer historischer Charaktere, am wenigsten in der klassischen Tragödie, war ihm nicht gegeben. Deßwegen konnte er auch nicht im Théâtre français Wurzel fassen. Am besten gelangen ihm auf der Bühne gemeine Naturen, Verbrecher und Taugenichtse.

Als Mensch war Frédéric Lemaître in Paris ein bekannter Roué und Cyniker, der seine Directoren auszupressen verstand, wie goldhaltige Citronen — und das Gold dann mit vollen Händen für seine kostspieligen Leidenschaften vergeudete: Weiber, Wein, Karten! Er lebte stark und — rasch! Mit dem Golde zerrannen auch seine glänzenden künstlerischen Mittel nur zu schnell — aber, es ist wunderbar: die Gunst der Pariser blieb auch dem alten zahn- und stimmlosen Lemaître treu, sobald er nach allerlei Komödianten-Fahrten und Director-Irrungen wieder auf den Pariser Brettern erschien — eine großartige Ruine! Auch der Greis Lemaître wirkte noch durch die dämonische Glut seines Auges und sein immer wahres, packendes Mienen- und Gesten-Spiel.

Als aber das grausame Alter und eine furchtbare Krankheit, der unheilbare Zungenkrebs, Lemaître auf's Sterbebett warfen — da stand des Lebens bitterste Noth viele Wochen lang nagend an diesem Lager. Um den alten Meister, der seine Kollegen und das Publikum durch seine Launen einst wacker geplagt hatte, vor dem Hungertode zu retten, traten die ersten Schauspieler und Sänger und dramatischen Autoren zu einem Comité zusammen: für Frédéric Lemaître eine

Benefice-Vorstellung zu geben! Aber kurz vorher rief ihn der Tod ab. Lemaître starb am 26. Januar 1876.

Die Pariser Künstler rüsteten dem todten Meister ein glänzendes Leichenbegängniß. Faure und Duprez und die andern ersten Sänger und Sängerinnen der großen Oper sangen bei der Todtenmesse an seinem Sarge — und Victor Hugo sprach an seinem Grabe die stolzen Worte:

... „Ich grüße in diesem Grabe den größten Schauspieler unseres Jahrhunderts, vielleicht den wunderbarsten Bühnenkünstler aller Zeiten. Es gibt gleichsam eine Familie gewaltiger und eigenthümlicher Geister, die einander ablösen und die das Privilegium besitzen und die großen Schöpfungen der Dichter für die Menge wiederzustrahlen, ihnen auf den Brettern Leben und Bewegung zu verleihen. Diese herrliche Reihenfolge beginnt mit Thespis, nimmt Rocius auf und reicht durch Talma bis auf uns herab; Frédéric Lemaître hat sie in unserem Jahrhundert glänzend fortgesetzt. Er ist der letzte dieser großen Schauspieler der Zeitrechnung nach, der erste, wenn man seinen Ruhm in Betracht zieht. Kein Schauspieler hat es ihm gleichgethan, weil keiner es ihm hat gleichthun können. Die andern Schauspieler, seine Vorgänger, stellten Könige, Päpste, Feldherrn dar, was man die Helden, was man die Götter nennt; er aber ist, Dank der Zeit in der er geboren wurde, — das Volk gewesen. Es gibt keine fruchtbarere und erhabenere Verkörperung. Indem er das Volk war, war er das Drama; er hat alle Fähigkeiten, die ganze Stärke und die ganze Anmuth des Volkes besessen; er ist unbezähmbar, kräftig, pathetisch, stürmisch, bezaubernd gewesen; wie das Volk, war er das Trauerspiel, und er war auch das Lustspiel. Daher rührte seine Allmacht; denn Schrecken und Mitleid sind um so tragischer, je mehr sie mit dem schneidenden menschlichen Spott vermischt sind. Aristophanes ergänzt

Aeschylos, und was die Menge am tiefsten ergreift, das ist der Schrecken, welchen Lachen begleitet. Frédéric Lemaître besaß die doppelte Gabe; darum ist er unter den dramatischen Künstlern seiner Zeit der höchste Darsteller gewesen. Er war der Schauspieler ohne gleichen. Er hat in seiner Kunst und in seiner Zeit den größtmöglichen Triumph genossen; auch die Schmähung ist ihm zutheil geworden, welches die andere Form des Triumphes ist. Er ist todt. Einen Gruß diesem Grabe! Was bleibt heute noch von ihm übrig? Hienieden ein Genie; dort oben eine Seele. Das Genie des Schauspielers ist ein Schimmer, der erlischt; er läßt nur die Erinnerung zurück. Die Unsterblichkeit, welche Molière dem Dichter gebührt, fällt nicht auf Molière den Schauspieler. Aber, man darf es sagen: das Gedächtniß, welches Frédéric Lemaître überleben wird, wird ein herrliches sein; er ist bestimmt auf dem Gipfel der Kunst eine in ihrer Art einzige Erinnerung zurückzulassen. Ich grüße und danke Frédéric Lemaître. Ich grüße den unerreichbaren Künstler; ich danke meinem treuen und stolzen Gehülfen auf meiner langen Kampfbahn. Lebe wohl, Frédéric Lemaître!"

Beneidenswerther alter Kunstgenosse, dem solche Worte in's Grab nachtönten!

Mein Grab wird stumm und einsam sein!

* * *

Und nun zu der armen alten Saint Georges, die einst die berühmteste Schönheit und bezauberndste Künstlerin des Théâtre français war und neben und mit Talma die glänzendsten Triumphe feierte — die einen Napoleon huldigend zu ihren Füßen sah — — — und die ich jetzt alt und dick und unförmlich, wie ein Mehlsack, auf dem Odeon-Theater des Quartier latin wiederfand, alles Mögliche und Unmögliche spielend, um — zu leben!

Sie hieß eigentlich Marguerite Georges Weimer und wurde in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Bayeux in der Normandie geboren, wo ihr Vater Musikdirektor einer kleinen Bühne und ihre Mutter Theater-Soubrette waren. Sie war ein reizendes kluges Kind, das schon mit fünf Jahren in den „Beiden Jägern", im „Milchmädchen" und in „Paul und Virginie" das Publikum von Amiens entzückte. Als sie heranwuchs, spielte sie mit Mad. Raucourt, der berühmten Tragödin des Théâtre français, in Amiens die Elise in „Dido" — so wahr und natürlich, daß die große Raucourt die kleine Marguerite als ihre Schülerin mit nach Paris nahm, um sie für das Théâtre français auszubilden. Auf dieser damals noch unentweihten klassischen Bühne debütirte die reizende sechzehnjährige Marguerite Georges Ende November 1802 als Klytemnestra in der „Iphigenie in Aulis" — einer glänzenden Rolle der Duchesnois. Aber die alternde Duchesnois ist mager und häßlich — und die junge Georges ist schön wie ein Engel — — sie feiert berauschende Triumphe! Der gefürchtetste Kritiker jener Zeit, der Abbé Geoffroy schreibt über sie in den „Debats": „Mlle. Georges, welcher ein Ruf außerordentlicher Schönheit auf die Bühne vorangegangen ist, hat gezeigt, daß die Fama nicht zu viel von ihr gesagt. Ihr Gesicht vereinigt mit der französischen Grazie den Adel und die Regelmäßigkeit der griechischen Formen. An Wuchs gleicht sie der Schwester Apollo's, wenn sie, umgeben von ihren Nymphen, an den Ufern des Eurotas dahinwandelt".

Zwischen den Anhängern der Duchesnois und denen der Georges beginnt nun ein Kampf auf Tod und Leben, um den Sieg. Ein Theater-Feuilletonist jener Tage schreibt darüber: „An den Tagen, wo unsere beiden Tragödinnen in demselben Stück auftreten, wirft man sich Bänke an den

Kopf. Alle Waffen sind gut. Im Foyer schlägt man sich mit der Faust, in den Journalen mit der Feder, unter den Spießbürgern mit der Zunge, unter dem Militär mit dem Degen ..." Doch die jungen Verehrer der jungen Georges siegten über die alten Anbeter der alten Duchesnois ... Mlle. Georges war die Königin der Abende im Théâtre français.

Das größte Wunder an der jungen schönen Tragödin war: daß sie keinen Verehrer erhörte und keine Geschenke annahm. Alexander Dumas erzählte stets mit Emphase: Mlle. Georges aß, wenn sie soeben als Semiramis — Kleopatra — Dido Triumphe gefeiert hatte, in dem wohlfeilen Hôtel du Perou bescheiden ein Gericht Linsen zur Nacht!

Das rührte den reichen polnischen Fürsten Sappia so, daß er der reizenden Künstlerin eine schöne Wohnung miethete und möblirte und auch ihre Toilette mit Juwelen, Spitzen, Kachemirs u. s. w. verschwenderisch ausstattete, ohne dafür etwas Anderes zu verlangen, als einen dankbaren Händedruck.

Unter den unzähligen Anbetern der schönen Tragödin waren auch zwei Bonaparte: Lucian und — Napoleon! Natürlich besiegte Napoleon Bonaparte, der erste Consul und Sieger von Marengo, alle andern Mitbewerber um den lockenden Preis ... Eines Morgens erzählte sich das ganze neugierige Paris die pikante Neuigkeit: der erste Consul habe Mlle. Georges um Mitternacht nach St. Cloud befohlen — und sie sei gekommen!

Als die besiegte — Siegerin zwei Abende später im „Cinna" die Emilie spielte und mit Gefühl declamirte:

„Hab' Cinna ich verführt, verführ' ich wohl noch Andre!"

— da richteten sich Aller Augen nach der Loge, in der Cinna-Bonaparte mit einem seltsam strahlenden Lächeln saß ... und das ganze Haus brach in einen Beifallssturm aus. Madame Josephine Bonaparte war klug genug in

den Beifall einzustimmen und der schönen siegreichen Tragödin für ihre Phädra-Rolle einen prächtigen Goldmantel zu schicken. — Auf Befehl des Kaisers Napoleon spielte Mlle. Georges 1808 auf dem Congreß in Erfurt „vor einem Parterre von Kaisern und Königen."

Im übrigen dauerte der Kampf zwischen Mlle. Georges und Mlle. Duchenois — und die Kabale und Intrigue zwischen ihren Anhängern, die man witzig „Georgier" und „Karcassier" nannte, weil die Duchenois mager wie ein Gerippe (carcasse) war, ununterbrochen fort — — bis die reizende Georgierin eines Abends, bald nach der Heimkehr aus Erfurt, als sie im „Artaxerxes" die Mandane spielen sollte, plötzlich aus Paris verschwunden war...

Warum? — Das ist nie ganz aufgeklärt worden. Sie trat erst mit großem künstlerischen Erfolge in Wien auf — dann in Moskau und in Petersburg, wo Kaiser Alexander ihr persönlich seine galanten Huldigungen und reichen Geschenke zu Füßen legte. Mlle. Georges fuhr in Petersburg in einer prächtigen eigenen Equipage, mit vier wunderschönen Füchsen bespannt, spazieren. Wenn Kaiser Alexander ihr begegnete, verließ er seinen Wagen und begrüßte sie an ihrem Kutschenschlage.

Als aber nach dem Brande von Moskau Napoleon und seine Armee in Rußlands Eissteppen zu Grunde gingen und ganz Petersburg siegjubelnd illuminirte — — da blieben die Fenster der Mlle. Georges dunkel und drinnen saß die schöne Französin und weinte um den untergehenden Stern Napoleon, der ihr einst in Liebe geleuchtet... Nur der strenge Befehl Kaiser Alexanders schützte die Weinende vor Beschimpfungen des gereizten Petersburger Volkes... Die gekränkte Französin entfloh nach Stockholm, wo sie von dem Kronprinzen Bernadotte und der gerade in Stockholm anwesenden Frau von Staël lebhaft begrüßt wurde.

Als Napoleon zum letzten Mal in Dresden kaiserlich Hof hielt — vor der Schlacht von Leipzig — spielte die reuig zurückgekehrte und mit offenen Armen begrüßte Georges mit Talma und Saint-Prix und anderen Sternen des Théâtre français wieder vor ihrem Cinna — und der Kaiser setzte sie in alle ihre Rechte am Théâtre français wieder ein... Aber bei der Rückkehr der Bourbons schmückte die treue Imperialistin sich mit kaiserlichen Veilchen, statt mit königlichen Lilien — — und sofort wurde sie vom Théâtre français verstoßen. Sie spielte in der Provinz und auch einige Mal in London ... bis Ludwig XVIII. sie zurück rief und ihr ein Benefice in der großen Oper bewilligte, das ihr 39,000 frs. eintrug. Mlle. Georges wurde die gefeierte Tragödin des Odeon und glänzte hier als Semiramis, Merope, Klytemnästra, Maria von Medicis, Maria Tudor, Lucretia Borgia...

Leider wurde die große Künstlerin immer älter und — dicker. Sie, die einst die Gestalt einer Sylphide gehabt hatte, erinnerte mich als Maria von Medicis im „Duc de Guise", auf dem kleinen Kopf die mächtige Medicis-Haube und ganz halslos, von Taille keine Spur, gar komisch an einen riesigen... Tintenwischer. Da war's denn natürlich mit der Illusion und mit der Andacht vorbei! — Was nutzte es, daß ihr Profil noch schön war und die großen Augen noch zu sprühen und zu glühen und der metallene Ton ihrer Stimme noch zu erschüttern verstanden... Ich wurde den bösen Gedanken an den garstigen Tintenwischer nicht wieder los.

Daß ich nicht zu schwarz zeichne — dafür möchte ich Theophil Gautier als Zeugen anrufen. Der schreibt:

„Mlle. Georges hat die täuschendste Aehnlichkeit mit einer Denkmünze von Syrakus oder einer Isis der eginetischen Basreliefs. Der Bogen ihrer Brauen wölbt sich, mit unver-

gleichlicher Reinheit und Feinheit gezeichnet, über zwei schwarzen Augen, die voll von Flammen und tragischen Blitzen sind. Die Nase, welche dünn und gerade, verbindet sich mit ihrer Stirn, durch eine Linie von prächtiger Einfachheit. Der Mund ist energisch, spitz in seinen Winkeln, stolz wegwerfend gleich dem Munde einer rächenden Nemesis, welche auf die Stunde wartet, um ihren Löwen mit den ehernen Klauen den Maulkorb abzunehmen. Dieser Mund besitzt gleichwohl ein allerliebstes Lächeln, das mit wahrhaft kaiserlicher Grazie darauf schwebt... Das Kinn, das Kraft und Entschlossenheit andeutet, steht fest hervor und schließt dieses Profil, das mehr einer Göttin, als einer Frau angehört, mit einem majestätischen Umriß. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit ihres Halses besteht darin, daß er, statt sich innerlich gegen das Genick abzurunden, einen bauchigen und starken Umriß bildet, welcher die Schultern ohne alle Biegung mit dem unteren Theil des Kopfes in Verbindung setzt. Das Band der Arme hat etwas Furchtbares durch die Kraft der Muskeln und die Gewalt der Form. Ein Bracelet ihrer Schultern wäre ein Gürtel für eine Frau von mittlerem Wuchs..."

Und dieser arme kolossale Fleischklumpen spielte noch dreißig lange schwere Jahre im Odeon, an der Porte St. Martin, in der Provinz — stolze schöne Königinnen, — ja, er durchzog gleich den drei Zentner schweren Jahrmarkts-Schönheiten noch einmal Deutschland und Rußland, sich hören und sich sehen zu lassen — als Künstlerin ein „Schatten der Maria." Aber sie hatte in den Tagen des Jugendglanzes und der goldenen Ernte nicht zu sparen verstanden — — und im kalten, grauen Alter thut der Hunger doppelt weh. Und als sie für die Bühne ganz unmöglich geworden war, gab man ihr — aus Mitleid und für's liebe Brod — eine Stelle als Lehrerin für dramatische Declamation

am Pariſer Conſervatorium... Arme „Mademoiſelle“! — wie man Mlle. Georges in Paris zu meiner Zeit kurzweg nannte. Und ich habe noch immer nicht gehört, daß „Mademoiſelle“ geſtorben iſt! —

Nach dieſer traurigen Ruine — ein heiteres Genrebild! Mein Liebling unter allen Pariſer Menſchendarſtellern — o hätte ich doch ſagen dürfen: Collegen! — wurde der feine Charakterſpieler und köſtlichſte aller Komiker: Maria Bouffé, ſobald ich ihn nur ein Mal in ſeiner neuſten Rolle geſehen, die er ſoeben im Théâtre des nouveautés „creirt“ hatte, wie man in Paris ſagt.

Er gab einen alten Tanzmeiſter aus dem vorigen Jahrhundert: in zierlich gelockter und gepuderter Perrücke, im himmelblauen Frack, en escarpins, weißſeidenen Strümpfen, gleicher Weſte, unter der glitzernde Uhr-Berloques baumeln, mit langen Spitzen-Manchetten und Jabots — und ſtets in der dritten Poſition, als wolle er in der nächſten Minute die Menuette zu tanzen beginnen. Die kleine zierliche Figur ſah ſo blank und niedlich aus, wie ein Roccoco-Nipp-Püppchen.

Dem alten Tanzmeiſter gefällt die heutige junge Welt gar nicht mehr, denn ſie geht, ſteht, grüßt, bewegt ſich ganz anders, als zu ſeiner jungen Zeit und — horrible! — wie tanzt ſie die Menuette, den Tanz des Anſtandes und der Grazie par exellence! Ja, in ſeiner goldenen Jugend, da hatte man die feinſten Manieren — und wie tanzte man die Menuette!

Dies ehemals — und dies jetzt wußte Bouffé gar ergötzlich zu ſchildern und vor unſeren Augen darzuſtellen, ja in ſeinem niedlichen Nippfigürchen zu verkörpern — und ſtets ſchloß er mit der — dritten Poſition!

Der ganz vereinſamte alte Junggeſell hat im Leben nur noch eine Freude und nur noch eine Liebe: ſeinen jungen hübſchen Pathen Jean, der von Mr. Lafont allerliebſt naiv

gegeben wurde. Dieſen geliebten filleul weiht der alte Tanzmeiſter vor unſern Augen in die zarteſten Geheimniſſe ſeiner Kunſt ein, indem er ihm Tanz- und Anſtandsſtunde nach den Regeln des vorigen Jahrhunderts giebt — natürlich ſtets in der dritten Poſition! Da er ſeinem filleul nichts Anderes vererben kann, lebt er der frohen Hoffnung: Jean werde durch dieſe untergegangene Kunſt der Grazien ſein Glück machen!

Jean betet eine junge reiche Witwe an — hoffnungslos! Denn wie ihr nahen? Wie ſie gewinnen? Bei ſeiner Armuth!

Den Schluß ihres Trauerjahres feiert die lebensluſtige Witwe durch einen glänzenden Ball und ladet alle ihre Freier dazu ein, in der Abſicht, an dieſem Abend unter ihnen eine Wahl zu treffen... Der arme Jean iſt nicht unter den Auserwählten.

Aber der alte Tanzmeiſter ſoll die Tänze leiten — und er ſtellt die Bedingung: eine Einladungskarte für ſeinen filleul. Jean beſucht den Ball — und darf ſogar, Dank dem geſchickten Arrangement ſeines Pathen, mit ſeiner Angebetenen eine Françaiſe tanzen.

Als der filleul mit der Witwe von der Scene in den Ballſaal, der in der Couliſſe angenommen wird, abgegangen iſt — ſteigt der alte Tanzmeiſter auf einen Stuhl, um durch die offene Thür die Tanzenden beſſer ſehen zu können — — und nun beginnt Bouffé's Haupttriumph des Abends.

Mit unnachahmlichem Ausdruck in den Mienen und in jeder Bewegung nimmt der alte Tanzmeiſter Theil an dem, was ſich im Tanzſaal zwiſchen ſeinem geliebten Pathen und der ſchönen Witwe ereignet. Er tanzt auf der Stuhlplatte förmlich mit, macht die zierlichſten Pas aus der alten Zeit, ſchlägt Entrechats, chaſſirt, pirouettirt, kokettirt, neigt und beugt ſich, ſeufzt und lächelt — wie ſein

Pathe gegenüber der angebeteten Witwe. Dabei ſpricht er: „C'est ça mon garçon — le compliment parfait — en avant — en arrière — charmant! charmant! — Mon Dieu! ils se parlent — elle sourit — lui donne la main . . . Jean tu es sauvé — — elle t'épousera!!“ — Und leicht und graciös hüpft er vom Stuhl, ſteckt die rechte Hand in die Weſte, wie der ſiegreiche Napoleon — natürlich in der dritten Poſition — und ruft mit Emphaſe: „Voilà le succès de la danse!“ — Der Vorhang fällt. Entzückt geht man nach Hauſe.

Durch ſein feines, abgerundetes und ſtets charakteriſtiſches Spiel erinnerte Maria Bouffé mich lebhaft an Pius Alexander Wolff in deſſen beſten komiſchen Rollen — die ja damals auch ſchon für immer beendet waren, ſeit mein lieber Berliner College zu Weimar auf dem Friedhofe ſchlafen gegangen war.

Als ich Bouffé kennen lernte, zählte er einige dreißig Jahre. In ſeiner Jugend Vergolder-Gehülfe im Geſchäft ſeines Vaters, hatte ein unwiderſtehlicher Drang ihn auf die Bühne des Panorama dramatique geführt, wo er trotz ſeiner Jugend beſonders in — Greiſenrollen glänzte. Mit einem Schlage wurde er in ganz Paris berühmt und beliebt, als er auf der Bühne einen alten originellen Zimmermann geſchaffen hatte.

Bouffé war durch und durch Künſtler. Stand er auf der Scene, ſo ſpielte er mit Leib und Seele, mit jeder Faſer und jedem Blutstropfen Komödie und ſeine Rolle, als ob er ſie lebte. Dies griff ſeine Nerven nicht ſelten ſo an, daß er auf der Bühne ohnmächtig wurde und hinausgetragen werden mußte.

Er wußte als Komiker ſtets Heiterkeit zu verbreiten, ohne im Leben ſelbſt heiter zu ſein. Er litt an einer tiefen Hypochondrie und quälte ſich den Tag über mit den trüben Gedanken: ſeine dramatiſche Kraft ſei gebrochen — er werde vom

Publikum nicht anerkannt und am Abend sicher durchfallen und ausgepfiffen werden ... Aber sowie er Theaterluft athmete und in seiner Garderobe mit der ihm eigenen größten Sorgfalt sich ankleidete und mit vollendeter Kunst seine Gesichts-Charaktermaske modellirte — — da war er wie umgewandelt: voll sprühenden Lebens und schöpferischer Kraft! Er selber pflegte zu sagen: eigentlich lebe ich nur von fünf Uhr Abends bis Mitternacht — die übrige Zeit vegetire ich. Wenn ich vor den Lampen stehe und mein liebes Publikum vor mir habe, das mit mir lacht und weint — dann fühle ich mich als Mensch: zufrieden und glücklich!

In seinen heiteren und ernsten Genrebildern überragte Bouffé alle Pariser Collegen — ja vielleicht alle Künstler der Welt, die damals überhaupt Komödie spielten. Bald war er naiv zum Küssen, bald burlesk zum Todlachen, dann wieder rührend und erschütternd zum Todweinen — und stets natürlich und wahr und bis in die äußerste Kleinigkeit originell, ohne Uebertreibung. Ich habe von ihm kleine ergreifende Genrebilder gesehen, wahre Kabinetsstücke von Detailmalerei, die mich lebhaft an Ludwig Devrients „Armen Poeten" erinnerten und mir die warme Herzenstyräne in's Auge lockten.

Daß Bouffé auch mit Pius Alexander Wolff viel Gemeinsames hatte, habe ich schon angedeutet. Leider sollte der Pariser Künstler gleich seinem Berliner Collegen auch das Unglück haben, von einer Luftröhrenkrankheit befallen zu werden. Für Wolff dichtete Raupach damals die Rolle des „Stummen Ritters" — Bouffé schuf sich selber eine stumme Rolle, in der er auftreten, Lampenluft athmen, sein liebes Publikum anlächeln und Komödie spielen konnte, ohne sprechen zu müssen. Aber der arme Wolff erlag der tückischen Krankheit, während Bouffé genas und noch mehr als ein Menschenalter hindurch zum Entzücken der Pariser spielte.

Ein Kritiker schrieb über Bouffé: „In der Tiefe und im Feuer erreicht er Grandmenil im „Geizigen"; in der Unbefangenheit und Bonhomie Brunet in „Michel Perrin", Potier in den vieux péchés, mit Vernet rivalisirt er im „Zimmermann" und im „Gamin de Paris". Es ist nicht zu leugnen, daß Bouffé in diesem Augenblick der erste Schauspieler in der Hauptstadt Frankreichs ist!"

Mit frohem Interesse las ich gegen Ende 1876 in einem Pariser Bericht: daß der sechsundsiebenzigjährige Maria Bouffé unter großer Theilnahme von ganz Paris in Auteuil seine goldene Hochzeit feierte. Noch kurz vorher hatte er im Gymnase-Theater, an dem er seit mehr als vierzig Jahren wirkte, zum Entzücken der Pariser in seinen Hauptrollen geglänzt — als Michel Perrin, — der arme Jaques, — als Geizhals in „La fille de l'avare", nach Balzac's Roman für die Bühne bearbeitet — und sogar als Pariser Taugenichts. — Nur eine eigenartige Schwäche der Gesichtsnerven hatte ihn gezwungen, vor Kurzem die Bühne zu verlassen. —

Und welch' eine Partnerin hatte Bouffé auf der Bühne. Déjazet! Dieser Name sagt Alles. Er ist weltberühmter geworden, als selbst Bouffé. Für Paris wurde er zum Schlag- und Stichwort. „Déjazet" wurde ein Typus. Aber nicht „Virginie Déjazet" — oder „die Déjazet" — sondern einfach: „Déjazet." Das Wort war geschlechtslos, wie Déjazet auf der Bühne. Heute war Déjazet der übersprudelnd lustige, gutherzige Pariser Taugenichts — morgen der kecke, ein wenig liderliche Armand Richelieu oder der Vicomte von Létorières — und dann wieder die leicht und warmherzige echte Pariser Grisette, die sich nicht verkauft, sich aber dem jungen hübschen Studenten des Quartier latin mit Inbrunst und Leichtsinn in die Arme wirft, ohne an das Morgen zu denken, wo seine Studienzeit und ihre Liebe ein Ende haben. Und stets war Déjazet ganz das, was

ihre Rolle vorschrieb: heute Knabe oder Jüngling — morgen Weib — aber immer bezaubernd, pikant, voll beweglicher Grazie und echtem Pariser Esprit und sprühendem, kühnem Humor.

Schön war Déjazet schon 1829 nicht mehr, vielleicht es auch nie gewesen. Obgleich erst 32 Jahre alt, sah sie ohne Schminke und Lampenlicht schon stark verblüht aus und war dürr wie ein Gerippe. Doch hatte sie schöne kluge Augen, reizende Zähne und den allerliebsten kleinen Fuß, den ich jemals auf der Bühne gesehen habe. Der kam besonders in ihren vielen Hosenrollen zur Geltung. Dank diesem wunderhübschen Fuß und der Grazie ihres Ganges und aller ihrer Bewegungen durfte Déjazet es sogar wagen, auf der Bühne im modernen Frack zu erscheinen, was ich nie riskirte und was ich auch nie eine andere Schauspielerin ungestraft versuchen sah. Bei Déjazets Frack dachte man kaum daran, daß ein Weib ihn trug.

Déjazet war von bezaubernder Liebenswürdigkeit, auf der Bühne und im Salon. Die ganze goldene Jugend lag diesem alternden Gerippe zu Füßen und ruinirte sich für ein Lächeln dieser dürren Lippen. Der junge Sohn des Marschall Ney war gradezu wahnsinnig verliebt in Déjazet — und doch hätte Mademoiselle Virginie fast seine Mutter sein können.

Die kleine Virginie spielte schon mit fünf Jahren auf einer Pariser Winkelbühne die Fanchon toute seule und mit neun Jahren kecke Liebhaberrollen, — bald wurden im Théâtre des Variétés und im Gymnase ihre Taugenichtse und Studenten berühmt. Sie brachte für Paris die Hosenrollen in die Mode und die beliebtesten Bühnendichter beeiferten sich, ihr immer neue pikante Hosen auf den Leib zu schreiben. Des Contrastes wegen erschien Déjazet auch zuweilen in langer eleganter Schleppe auf der Bühne —

und sie wußte diese mit derselben Grazie zu tragen, wie das Häubchen der Grisette und das Schürzchen des Kammerkätzchens. Und immer mußte Déjazet singen, denn kein Er und keine Sie auf allen Pariser Bühnen trug heitere und gefühlvolle Chansons mit so viel Schalkhaftigkeit und so geistreichen Pointen vor, wie Déjazet. Die Stimme klang in meinen Pariser Tagen schon etwas scharf, aber der Ton war rein und voll Ausdruck. Ganz Paris war entzückt, wenn Déjazet auf der Bühne Bérangers rührenden Chanson sang:

„Non, je ne suis plus Lisette!“

Die Bonmots von Déjazet liefen durch alle Café's und Salons, wurden aller Orten wiedererzählt und bejubelt. Man sammelte sie sogar in dem kleinen Buch: le perroquet de Déjazet — der Papagei von Déjazet.

Der Pariser erkannte sich in diesem gamin und in dieser gamine Déjazet aus seiner eigenen goldenen Jugend wieder — er liebte sich selbst in diesem echten Pariser Typus... und dies ist die Lösung des Räthsels: wie es möglich war, daß Déjazet trotz all' ihrer Sünden und Launen und Unarten fast drei Viertel Jahrhundert lang der Liebling der Pariser blieb und noch als siebenzigjährige Greisin wagen durfte, auf der Bühne als Gentil Bernard, Armand Richelieu, Vicomte de Létorières oder gar als Gamin de Paris zu erscheinen.

Im März 1872 machte Déjazet — mit 74 Jahren — sogar noch eine Kunstreise nach Mailand und gastirte längere Zeit am Theater Santa Radegonda, nachdem sie schon 70 Jahre die Bühne betreten hatte. Die italienische Kritik war getheilt. Die Einen erblickten in Déjazet ein Phänomen — ein Wunder der ewigen Jugend, das mit 74 Jahren auf der Bühne noch Knaben von 14 Jahren spielte... Aber es erhoben sich doch auch gewichtige Stimmen gegen diese forcirte „ewige Jugend“, gegen diese runzelvolle Kindlichkeit, gegen diese jeden Abend neu angemalte — uralte Ruine.

So schrieb damals ein Kritiker aus Mailand: ... „Wir wollen durchaus nicht leugnen, daß die Matrone noch gut intonirt singt, daß sie ihre Couplets pikant pointirt, daß sie endlich mit bewunderungswürdiger Elasticität auf Tische springt und über Sessel voltigirt, aber wir müssen zugleich auch eingestehen, daß unser Auge stets nach der Elektrisir-Maschine hinter den Coulissen späht, die den alten Gliedern diese Beweglichkeit verleiht — eine Beweglichkeit, die, zu den verwitterten Gesichtszügen der Mademoiselle im grellsten Gegensatze stehend, uns, offen gesagt, höchst peinlich berührt. Mademoiselle Déjazet erntet übrigens viel Beifall; wie man wahrscheinlich dem Wunderkinde im Jahre 1803 applaudirte, das in der „Fanchon toute seule“ seine Rolle lallte, applaudirt man jetzt der Wundergreisin. Mademoiselle scheint aber diesen mehr als zweideutigen Beifall ganz ernst zu nehmen. „Alter schützt vor Thorheit nicht.“

Aber auch die arme alte Déjazet mußte — wie so viele, viele alte Komödianten, denen von Jugend an die Leichtlebigkeit im Blute steckt — noch als Matrone spielen, und zwar ihre berühmte pikante Spezialität, die ewige Jugend von Knaben und Jünglingen, um mit ihren Kindern, deren Väter ihrer wahren Jugend vor einem halben Jahrhundert gehuldigt und sich mit Vergnügen für die junge pikante Déjazet ruinirt und dann anderen Anbetern Platz gemacht hatten ... um mit den vielen Kindern und Kindeskindern ihrer in Leichtsinn aufgewachsenen Kinder nicht hungern zu müssen. Die Hunderttausende und aber Hunderttausende, welche die goldene Jugend ihr einst zu Füßen gelegt hatte, waren auch mit den jungen Jahren schon zerronnen.

Und als nun das harte steife gebrechliche Alter immer knöcherner anklopfte — als unter der kalten Asche Funken auf Funken für immer verglimmte — als die „Wundergreisin“ zuletzt doch nicht mehr als Pariser Taugenichts

über Tiſche und Stühle voltigiren konnte — als Urgroß-mutter, Großmutter, Mutter und Kind immer bedenklicher an zu hungern fingen ... da zeigte ſich Paris — das ſonſt ſo leichtſinnige und oft ſo frivole Paris im vollen Glanz ſeiner bewundernswürdigen Pietät für die untergegangenen Sterne ſeiner Jugendzeit. Deutſchland wirft ſeine erblichenen Größen nur zu leicht unter das alte Eiſen und jubelt dem neuen Glanz zu, Paris — nie! Paris, das den alten zahn-loſen Frédéric Lemaître und die alte überdicke Georges ſo viele Jahre geduldig und mit Anſtand auf den Brettern ertragen und ernährt und ſogar gefeiert und geliebt hatte, in Erinnerung an verwehte Jugendtage — Paris ertrug mit derſelben rührenden Geduld auch die alte gebrochene Wundergreiſin Déjazet auf der Bühne, feierte und liebte ſie noch immer — und gab ihr und ihren Kindern und Kindeskindern Brod.

Im September 1874 veranſtaltete Paris der hungernden Déjazet in der Großen Oper eine ſo glänzende Benefice-Vorſtellung, wie ſie wohl einzig in ihrer Art iſt. Die erſten Kräfte von allen Pariſer Bühnen beeiferten ſich für Déjazet mitzuwirken, ſelbſt in den kleinſten Rollen. Das Théâter français ſpielte einen Act des „Tartüffe", die Sänger der Großen Oper einen Act des „Wilhelm Tell", — Déjazet ſelbſt trat in „Monſieur Garat" in einer Forcerolle ihrer Jugend auf und ſang ihren berühmten Béranger-Chanſon:

„Non, je ne suis plus Lisette!"

— unter ſtürmiſchem Jubel und ſtrömenden Thränen des überfüllten Hauſes. Duprez, der berühmte Arnold im Tell, ſetzte der faſt achtzigjährigen Jubelgreiſin einen Lorbeerkranz auf, der alte Frédéric Lemaître umarmte ſie gerührt auf offener Bühne, Bouffé und Laferrière, ja auch Collegen ihrer Jugend, ſpielten die unbedeutendſten Rollen, zwei Gensdarmen neben der Heldin des Abends — und Hortenſe

Schneider und andere gefeierte Schönheiten der neuen Bühnen von Paris figurirten in „Monsieur Garat“ als Grisetten. Zum Schluß zogen die Deputationen von allen Pariser Theatern huldigend an der Beneficiantin vorüber. Die Einnahme des glänzenden Abends betrug die kolossale Summe von 96,000 Francs. Aber die in Geldangelegenheiten noch immer leichtsinnige Déjazet und ihre nicht weniger leichtsinnigen Kinder bekamen das Geld nicht in die Hände, weil es aus diesen sonst schon nach wenigen Wochen zerronnen sein würde. Es wurde für Déjazet sicher angelegt.

Aber nur noch kurze Zeit genoß Déjazet die Wohlthat dieser gesicherten Existenz. Am 1. Dezember 1875 ist sie gestorben. Wie ganz Paris vor einem Jahre an ihrem glänzenden Abschiedsbenefice — so nahm es jetzt an ihrem pomphaften Leichenbegängniß Theil. Der Typus Déjazet ist für Paris in unzähligen Nachahmerinnen geblieben. —

Das kleine, aber elegante Théâtre de Madame, zu Ehren seiner Protectorin, der Herzogin von Berry so genannt, gab mit Vorliebe und Erfolg besonders die Lustspiele des jungen Scribe, — aber hin und wieder auch herzlich dumme, ja gewagte Stücke, die auf die Lachmuskeln des Publikums berechnet waren und bei der vortrefflichen Darstellung ihre Wirkung auch selten verfehlten.

So erinnere ich mich heute noch mit Lachen an das tolle Stückchen: „Le surd!“ — der Taube. Und doch, wenn ich mich jetzt frage: was war eigentlich so lächerlich an dem Stück? — So weiß ich kaum eine andere Antwort darauf, als: die Nüance, mit welcher der Komiker, welcher den Tauben gab, diesen Blödsinn spielte.

Le surd kommt im Hôtel an, und stellt sich taub, um nicht zu verstehen, daß kein Zimmer frei sei. Er provocirt die originellsten Mißverständnisse. So macht er es sich im Speisesalon zum Schlafen bequem. Das Sopha wird zum

Bett, das Tischtuch zum Betttuch, die Serviette zur hohen spitzen Nachtmütze, die Saladière zur Waschschüssel — und so fort in ungenirtester Weise, daß die Mutter und ich erröthen mußten, aber doch aus dem Lachen nicht heraus-kamen. Eben so erging es unserer Nachbarin, einer jungen hübschen Frau, welche einem freudigen Ereigniß entgegensah. Sie bekam förmliche Lachkrämpfe — trotz der fortwährenden Ermahnungen ihres zärtlich besorgten Gatten: „Mais ma chère petite femme, cela te fera du mal — ne ris plus!“ — Umsonst! La petite femme lachte fort und fort, bis sie schier erstickte, dazwischen ächzend: „Ah! je me meurs — mais c'est bien charmant — c'est un drôle de corps — quoique bête — ha! ha! ha!“ — bis der cher époux trotz seines Grollen's: „Peut-on rire d'une telle bêtise!“ zuletzt in das tolle Lachen seiner petite femme herzlich einstimmte.

Volnys war ein prächtiger Liebhaber am Théâtre de Madame, Leontine Fay eine schöne elegante Liebhaberin, Jenny Verpré — trotz der bösen vierzig Jahre — eine reizende zierliche Naive, die nur etwas minaudirte, und Mlle. Minette die beste Soubrette an allen Theatern von Paris.

Die junge talentvolle Leontine Fay war die würdigste Schülerin der genialen Mars. Als sie die Lehrerin etwas vernachlässigte, schrieb diese ihr die zarten Worte: „Ne m'oubliez pas, vous qui me faites oublier!“

Leontine Fay fand ich später als Md. Volnys mit ihrem Gatten in Petersburg wieder, beide sehr geschätzte Künstler. —

Im Théâtre des Variétés erinnerte mich der ergötzliche Komiker Odry, das Hauptzugmittel dieser lustigen Bühne, lebhaft an Gern-Sohn in Berlin. Er hatte etwas ungemein Grotesk-Komisches in seinem ganzen Auftreten. Schon sein Erscheinen auf der Bühne erweckte stets die größte Heiter-

keit. Auch die impertinente Stumpfnase, den breiten Mund, die blinzelnden schelmischen Augen hatte er mit dem „jungen Gern“ gemeinsam — der nun auch schon längst als Greis gestorben ist. Der Pariser Komiker sang selber in einem seiner hübschen Lieder von sich:

Odry, fils de Thalie,
Bercé par la folie ...

Ja, „gewiegt von der Narrheit“ war Odry aufgewachsen, aber er selber war kein Narr, er hatte nur die Welt zum Narren mit seinen gespielten Narren. Es war schon ein närrischer Sprung, als er vom Schusterschemel auf die lustigen Bretter sprang — als Statist. Bald machte er sich in einer kleinen Rolle in dem Stückchen „Un quart d'heure de folie!“ durch originelle Auffassung bemerkbar, indem er durch seine stumme, aber sehr beredte Komik selbstschaffend die unbedeutende Charge zu einer Hauptrolle erhob. Als er dann einen dummen Bauer spielte, der stets nur zwei Worte zu sprechen hat, weil sein herrschsüchtiges Weib ihm beim dritten stets über's Maul fährt — eine Rolle, welche von den ersten Komikern der Variétés als „zu unbedeutend“ abgelehnt war — und als er durch sein stummes Spiel diesen dummen Bauer zur komischen Hauptperson des Stücks zu machen wußte: — da war Odry mit einem Schlage einer der beliebtesten Komiker von Paris.

Eine hochkomische Figur war auch Odry's Professor der Physik, der in der „Schwimmschule“ im Bademantel einen Vortrag über die Wärmelampe hält.

Und doch hätte ich mich fast einmal bitter über Odry ärgern können. Man gab „le garde de nuit“, nach Zschokke's hübscher Nachtwächter-Geschichte bearbeitet. Der lebenslustige junge Prinz, welcher im Costüm eines Nachtwächters auf dem Maskenball seine Menschenkenntniß bereichern will, hat eine Scene mit einem Trunkenbold zu spielen, der natür-

lich ein — Deutſcher iſt. Da konnte man von der Bühne herab hören: „Oh! le gros Allemand — le bète — le lourd Allemand!“ — Und wie wurde meine theure Mutterſprache malträtirt!

Der „dumme Deutſche“ ſollte dem mit ihm trinkenden Prinzen z. B. das Wort „Schnaps“ beibringen. Da wurde denn geradebrecht: „Ja — a min Err Schnipps — Schnopps — Schnepps — Schnupps...“ bis endlich zum nie müden Gaudium des geöhrten Publikums das Wort „Schna — aps“ hervorkam. Als dann nun gar meine eleganten Nachbarn in der Proſceniumsloge ziemlich laut an zu flüſtern fingen: „Quelle horrible langue! Quel idiom ridicule!“ — da hatte die Mutter genug zu beſchwichtigen, daß ich den klugen Franzoſen nicht eine kleine deutſche Lektion hielt über die deutſche Sprache, wie einſt im Théâtre français über die deutſche Kleidung. — Nun, die Franzoſen haben dieſe deutſche Lection vierzig Jahre ſpäter bei Sedan und Paris erhalten — zu meiner frohen Genugthuung! —

Mit Entzücken denke ich noch heute daran, daß ich in jenen alten bunten Pariſer Tagen das ſeltene Glück hatte, der première von Roſſini's „Tell“ beiwohnen zu dürfen. Welche melodienreiche Muſik! „Tell“ iſt ſtets meine Lieblingsoper von Roſſini geblieben. Welche glänzenden Sänger: Levaſſeur als Tell, Nourrit als Arnold, Md. Cinti-Damoreau als Mathilde! Welch' eine entzückende Tanzfee: Marie Taglioni! Und welch' ein intereſſantes Publikum im Parterre: Die erſten Kritiker, Muſiker und Dichter von Paris!

Ob denn Roſſini wirklich nie die Schweiz geſehen und ihre lieblichen keuſchen Alpenklänge gehört hat, wie man an jenem Abend behauptete? Der Chor: „Ciel, qui du monde est la parure!“ — hat ſo echte geheimnißvolle Alpenweiſen, wie nur die hohen Berge, und nicht die Studirſtube des Pariſer Maeſtro ſie erzeugen können.

Am meiſten ergriff mich das große Trio im zweiten Act zwiſchen Arnold, Tell und Walter. Nourrit als Arnold, den Tod ſeines Vaters erzählend trug die Worte: „Mon père, je ne te verrais plus!“ — ſo ergreifend, zu Thränen rührend vor, daß ich mir ſagen mußte: Nur Bader in Berlin iſt ein gleich großer, herzbewegender Sänger!

Und dann Marie Taglioni als Tyrolienne, hinſchwebend über die Scene, wie ein entzückendes Traumbild! Und doch war die berühmte Tänzerin nichts weniger als ſchön. Rahel nannte ſie „magra-magrissima!“ — und ihre lange hagere Geſtalt mit den mageren Armen und Händen verdiente dies Wort. Auch ihr Geſicht beſaß keine hervorſtechenden Reize. Aber wenn ſie als Tyrolienne dahinſchwebte, während der Chor ſie mit dem Geſange begleitete:

Toi, que l'oiseau ne suivrait...

— dann vergaß man alles Unſchöne ihres Aeußeren — ſie war die verkörperte Poeſie des Tanzes: ganz leichte Anmuth, blumenhafte Grazie, lieblichſte Sittſamkeit! Selbſt bei den kühnſten Pas erſchien ſie nie unweiblich, nie keck oder kokett, wie ſo viele berühmte Tänzerinnen, denen die Tanzkunſt nur in den Beinen ſteckt. Auch ihr Herz und ihre Seele tanzten mit. Ich nannte ſie gern: „die tanzende Mars“ — beſonders als ich ſie noch als Flora in dem Ballet: „Zephir und Flora“ bewundert hatte.

Mit Recht ſagte damals ein Pariſer Kritiker von Marie Taglioni: „Ihr Tanz iſt kein Metier, nicht einmal eine Kunſt, ſondern Gabe der Natur. Sie zeigt nichts von den mouchetirten Pirouetten, Verdrehungen der Hüften und Arme der anderen Tänzerinnen, die man ſonſt Grazien benannte. Sie iſt reizend — und dies Wort drückt Alles aus!“

Marie Taglioni hätte verdient, im Leben glücklicher zu werden. Sie heirathete einen italieniſchen Grafen — —

und es ist nicht immer ein Glück für eine Künstlerin: Frau Gräfin titulirt zu werden!

Marie Taglioni, die größte seelenvollste Tänzerin unseres Jahrhunderts, wie Fanny Elsler die schönste ist, mußte in ihrem hohen Alter noch in London Tanzstunden geben.

Dem herrlichen Tenoristen Nourrit war ein noch traurigeres Ende beschieden. Im Zenith seines Ruhmes verfiel er in tiefe Schwermuth und stürzte sich in Rom aus dem Fenster. —

In der italienischen Oper hörte ich „Don Juan" in herrlichster Besetzung — und mit welcher tiefen inneren Bewegung! Ich sah in den Hauptpartien neben Donzelli, Zucheli und Graziani zwei deutsche Sängerinnen wieder, mit denen ich noch vor Kurzem als Collegin in Berlin freundlich verkehrt hatte — — und jetzt mußte ich ihnen als fremdes Publikum gegenüber sitzen! Wie gern wäre ich im Zwischenakt hinter die Coulissen gestürzt und den deutschen Colleginnen um den Hals gefallen und hätte geweint und gejubelt: Da bin ich wieder! Nehmt die treulose Schwester wieder freundlich in Eurer Mitte auf, sie hat in der Verbannung genug gelitten und gebüßt! Hurrah! Es lebe die herzfröhliche Komödianten-Kumpanei!

Aber — ich durfte ja nicht! Ich durfte den lieben Colleginnen nicht mal die Hand drücken. Es war Madame la comtesse de Montgomery auf Strengste verboten, mit alten Freunden und Collegen irgendwie wieder in Berührung zu treten. Ich sollte sie nicht einmal mehr kennen.

Die Donna Anna sang Henriette Sontag, die auf der Höhe ihrer Kunst und ihres Ruhmes stand. Und wie sang und spielte sie diese schwere verschwommene Partie! Wie eine geborne Tragödin, mit einer Glut der Leidenschaft und Tiefe des Gefühls — wovon Berlin sich nichts träumen ließ, da es sich für die schöne Henriette als Italienerin in Algier und Weiße Dame enthusiasmirte. Wie erschütternd

war dieſe wunderſchöne Donna Anna in dem Duett mit Octavio, als ſie ihn zur Rache an Don Juan auffordert. Bei den Worten: „Egli é il carnefice del padre mio!“ — mußte jedes Herz mit ihr bluten und weinen.

Auf dem Zettel ſtand „Mlle. Sontag“ — aber es war damals in Pariſer Künſtlerkreiſen ſchon ein öffentliches Geheimniß, daß die ſchöne Henriette vor Kurzem Gräfin Roſſi, Gemalin des Sardiniſchen Geſandten in Brüſſel geworden war.

Die Elvira ſang die ſchöne Sabine Heinefetter leidenſchaftlich und edel. Wir werden der liebenswürdigen Collegin nach einigen Jahren in Prag wieder begegnen.

Und welch eine bezaubernde Zerline, voll Naivetät und Schalkheit, war Maria Malibran, deren Stern damals grade im reinſten Glanze aufgegangen war!

Schön war die junge Maria nicht, die ein Jahr weniger zählte, als ich, — aber hinreißend, bezaubernd. Ihre kleine hagere Figur mit den eckigen Bewegungen und unregelmäßigen Zügen bildete einen auffallenden Contraſt zu der lieblichen, weiblich anmuthigen Erſcheinung von Henriette Sontag — aber welche Glut in ihren großen ſchwarzen ſpaniſchen Augen! Welche wahre Leidenſchaft in ihrem belebten Spiel! Welch reiner voller Seelenklang in ihrer köſtlichen friſchen Stimme! Und welch reiche Mannigfaltigkeit in ihrer Kunſt, im Spiel und Geſange! Sie leiſtete gleich Vorzügliches in Alt- und in Sopran-Partien und überraſchte in oft geſpielten Rollen ſtets durch neue glückliche Nüancen, gleich dem Zauberer Ludwig Devrient. Heute riß ſie durch die Glut ihrer Leidenſchaft zur Bewunderung hin — morgen entlockte ſie durch die Tiefe ihres Gefühls ſüße Thränen der Rührung — und dann wieder entzückte ſie durch köſtlichen Humor und reizend naive Schalkheit, wenn ſie den Kopf graziös auf die linke Schulter neigte, freundlich mit den ſchönen feurigen Augen

blinzelte, alle blitzenden Perlenzähne zeigte und bei der letzten Kadenz keck das Köpfchen mit den schwarzen glänzenden Locken herumwarf und das Publikum anschaute, als wollte sie sagen: Nun habe ich das Meine redlich gethan — nun thut eben so brav das Eure und — applaudirt! — Und der Applaus ist auch nie ausgeblieben.

Selbst wenn sie beim ersten Auftreten nur Maria Malibran zu sein schien — so sang, spielte, lebte sie sich von Note zu Note mehr in ihre Rolle hinein und war bald ganz die naiv-pikante Zerline — die rührende Desdemona — die heiter-kokette Rosina — die großartige majestätische Semiramis ... Und die rührende Desdemona wagte es sogar, am nächsten Abend als zähnefletschender Othello aufzutreten — und das Wagniß mißglückte nicht! Besonders hatte ihre Stimme in der Othello-Partie eine herrliche volle Tiefe, während sie nach großen Kraftanstrengungen in der Höhe zuweilen etwas dünn und scharf klang.

Und wie wandelte sich selbst ihre äußere Erscheinung mehr und mehr in den Charakter ihrer Rolle um, sobald sie sang. Die kleine hagere Figur wuchs förmlich vor unseren Augen auf und ihre mobilen Züge wurden seelenvoll schön. Singen war bei ihr Leben — und so lebte sie das, was sie sang.

Und doch war die gefeierte Malibran nicht glücklich. Sie war eine zu glühende excentrische Natur, um jemals zum Glück — d. h. zur Ruhe und zum Frieden zu kommen.

Nur die excentrische siebenzehnjährige Maria Garcia, im Beginn ihrer glänzenden Künstlerbahn, konnte in Amerika einen fünfzigjährigen Kaufmann Malibran heirathen, für den sie keinen Funken Liebe fühlte, — um nur aus der strengen Zucht ihres Vaters und von der Bühne zu kommen. Diese Ehe war die unglücklichste und wurde für Maria zu einer Kette, an der sie fast ihr ganzes Leben schwer getragen hat. Schon wenige Monate nach der Hochzeit machte der alte

Gatte Bankerott — und die junge Frau mußte wieder auf die Bühne gehn, um zu leben und auch für ihren Gatten Brod zu verdienen. So erſchien ſie im December 1827 in Paris — ohne Freunde und Gönner. Sie debütirte wenige Wochen ſpäter als Semiramis in der Großen Oper — und dann als Desdemona bei den Italienern . . . und ein neuer leuchtender Stern war den Pariſern aufgegangen, obgleich Henriette Sontag in der italieniſchen Oper ſchon länger die glänzendſten Triumphe feierte.

Als die Malibran die Sontag zuerſt ſingen hörte, rief ſie weinend aus: „O Gott, warum ſingt ſie ſo ſchön!“ — und ſie wagte lange nicht, mit der deutſchen Nachtigall zugleich zu ſingen.

Endlich gelang es der Gräfin Merlin, die ſelber reizend ſang und in ihrem berühmten Salon Alles zu vereinigen wußte, was in Paris Muſik machte und liebte, beide Primadonnen zum Duett aus „Tancred“ am Piano zu vereinigen . . . Und beide erregten einen ſo gleichmäßigen Sturm von Beifall, daß ſie alle Rivalinnen-Eiferſucht vergaßen und ſich am Schluß des Duetts wie auf Commando in die Arme ſanken und zum ewigen Friedensbunde zärtlich küßten.

Nebenbei erzählte ſich ganz Paris allerlei pikante Geſchichtchen von den Excentricitäten der Malibran. Die letzten Opernferien hatte ſie auf einem Landgute verlebt und in männlicher Kleidung zu Pferde, die Jagdflinte über der Schulter, Felder und Wälder durchſtreift und manches hübſche kleine Abenteuer beſtanden. Sie wählte ſich ſtets die wildeſten Pferde aus und ihre Verehrer ſagten von ihr: Donna Maria ſingt wie ein Engel und reitet wie ein Teufel! — Es iſt bekannt, daß das wilde Reiten ihr ſchon in ihrem achtundzwanzigſten Jahre den Tod bringen ſollte.

Leidenſchaftlich war Maria Malibran auch in der Liebe. Kurz vorher, ehe ich ſie in Paris hörte, hatte ſie in Brüſſel den Geigenvirtuoſen de Beriot kennen gelernt — und ſogleich

die heftigste Leidenschaft für den schönen, interessanten Mann gefaßt, obgleich sie wußte, daß de Beriot sich lange um die Hand von Henriette Sontag beworben hatte.

Als der berühmte Geiger einst ein Conzert eigener Composition vorgetragen hatte und Alle sich dankend und beglückwünschend um ihn drängten, stand auch Maria Malibran vor ihm, bleich und zitternd, Thränen in den Augen. Seine Hand leidenschaftlich erfassend, sagte sie ihm: „Ihr Erfolg beglückt mich sehr!"

Er dankte ihr mit einer alltäglichen Redensart — aber Maria unterbrach ihn voll Glut mit den Worten: „Nein, nein! Das ist es nicht — sehen Sie doch, daß ich Sie liebe!"

Und Mr. de Beriot, ein klug berechnender Mann, der nun mal eine Schwäche für goldne Primadonnen hatte, besann sich nicht lange und nahm die Malibran für die ihm entschlüpfte Sontag, denn er wußte, daß auch Donna Maria eine Million in ihrer Silberkehle besaß. Er begleitete die Geliebte auf allen ihren Kunstreisen in England, Frankreich und Italien. Herr Malibran, der in Amerika von diesem zärtlichen Verhältniß seiner Gattin gehört hatte, kam drohend nach Paris — ließ sich aber durch Geld beruhigen. Erst 1836 gelang es der Sängerin, die Scheidung von ihrem amerikanischen Gatten zu erreichen und Beriot zu heirathen. Aber auch diese Ehe war keine glückliche. Ihre leidenschaftlich dürstende Feuerseele verschmachtete neben dem kühlen Verstandesmenschen. Schon nach wenigen Monaten wurde die Ehe durch Maria's plötzlichen Tod wieder gelöst. Man sagte, sie sei nicht allein am Sturz mit dem Pferde gestorben. Aus Furcht vor ihrem Gatten betrat sie trotz der heftigsten Schmerzen und mit ganz blutrünstigem Gesicht noch am Abend des Unglückstages in einer großen anstrengenden Partie die Bühne des Coventgarden-Theaters in London und sang dann noch in mehreren großen Conzerten beim Musikfest in

Mancheſter — auch ihre letzte eigene Compoſition: die Romanze vom Tode! — und in Mancheſter iſt ſie geſtorben. —

An dieſe wehmüthige Pariſer Erinnerung möchte ich gleicheine andere knüpfen, die mich noch heute mit tiefer Wehmuth erfüllt.

Wie freute ich mich, als ich am Odeon-Theater meine liebe holde Lucie Duvergier als erſte jugendliche Liebhaberin wiederfand, mit der ich in Berlin ſo herzliche Freundſchaft geſchloſſen hatte.

Lucie Duvergier war 1826 mit der franzöſiſchen Truppe des Director Delcour nach Berlin gekommen. Der König liebte in den Vorſtellungen im Palais, in Potsdam und im Schauſpielhauſe, abwechſelnd mit deutſchen Luſtſpielen, kleine franzöſiſche Stücke zu ſehen — und ſo wurde durch die Favorit-Tänzerin Md. Lemière-Deſargus die Pariſer Truppe engagirt. Lucie Duvergier war das anmuthigſte und talentvollſte Mitglied. Sie ſpielte meine Rollen, beſonders in Scribe's kleinen Stücken, war in meinen jungen Jahren und ſah mir auffallend ähnlich. Sie war blond, mit weichen feinen kindlichen Zügen und hatte wunderſchöne braune Aurikelaugen, die immer ſchwermüthig-träumeriſch blickten — während meine blaugrauen Augen damals noch fröhlich und wohlgemuth in's Leben ſchauten.

Wir wurden in den Bühnen-Proben im Palais mit einander bekannt, da ich luſtig franzöſiſch plaudern konnte, — und bald hatten wir uns liebgewonnen. Da erfuhr ich denn auch, warum Lucie immer ſo ſchwermüthig war. Sie ſtand unter dem Schutze einer finſteren Tante, die ihre Nichte als zinstragendes Kapital betrachtete und ihr beſtändig vorpredigte: Lerne! Arbeite! Verdiene! Wir müſſen jetzt ſparen, um im Alter behaglich leben zu können!

Wir hielten uns weinend umſchlungen, als Lucie nach Paris zurückkehrte.

Wie ſchön war ſie geworden, als ich ſie jetzt nach drei Jahren im „Duc de Guise“ auf der Bühne des Odeon-Theaters wiederfand — — aber ihre ſchönen braunen Augen blickten noch trauriger, als in Berlin — und ihre ganze Erſcheinung, ihr Spiel, ihr Ton hatte etwas unendlich Müdes. Sie erinnerte mich rührend an einen ſchönen königlichen Schwan, dem — die Flügel gebrochen ſind.

Am andern Tage lag Lucie weinend in meinen Armen und ſchüttete mir ihr übervolles Herz aus. Mir iſt, als fühlte ich noch jetzt — beim Niederſchreiben dieſer kleinen traurigen Geſchichte — das Pochen dieſes armen wunden Herzens an dem meinen, — als hörte ich noch jetzt den ſüßen weichen klagenden Harfenton ihrer zitternden Stimme, wie ſie mir erzählte:

„Bald nach meiner Rückkehr vor vier Jahren lernte ich hier einen jungen ſchönen liebenswürdigen Mann kennen, den ich ſchon allabendlich im Theater geſehen hatte, wenn ich ſpielte. Er folgte mir ſtets mit ſeinen leuchtenden Blicken — er ſtand am Ausgange des Theaters, wenn ich in den Wagen ſtieg, um nach Hauſe zu fahren — ich erhielt jeden Morgen anonym ein ſchönes friſches Bouquet zugeſandt... Ich wußte, daß es von ihm ſei — und daß er mich liebte. Auch mein Blick war Abends von der Bühne herab ſtets nach ſeinem Platze gerichtet — und ich fühlte, wie ich vor Freude erröthete und mein Herz höher ſchlug, wenn ich ihn wiederſah... Ich liebte ihn, ohne mir das mit Worten klar einzugeſtehn. Er war meine erſte — meine einzige Liebe... Dann ſtellte er ſich mir vor als Advocat Henri Ferrière und geſtand mir ſeine Liebe... Ich war unendlich glücklich...

Aber bald bekannte Henri mir, er ſei der Vicomte Ferrière und nicht freier Herr ſeines Willens und ſeiner Hand. Er war der Neffe und Erbe eines vornehmen adel-

ſtolzen Herrn am Hofe Karls X., der nie ſeine Einwilligung zu ſeiner Ehe mit einer Schauſpielerin geben werde ...

Ich war ſehr unglücklich. Ich hatte die Kraft, von Henri zu verlangen, daß wir uns trennten ... Er beſchwor mich, ihm treu zu bleiben bis zum Tode ſeines Oheim's ... Er hoffte auf die Zukunft — — ich hoffte nichts mehr, aber ich ſchwur ihm Treue bis zum Tode ... Henri ſchloß ſich einer Geſandtſchaft nach Japan an. So ſchieden wir — ich weiß es, auf immer, denn ich trage den Tod im Herzen ... Dazu martert die Tante mich täglich mit den goldnen Anträgen eines reichen alten Mannes, der ihr eine Leibrente verſprochen, wenn ich die Seine würde ... Eher ſterben ..."

Und die Arme iſt bald darauf geſtorben — am gebrochenen Herzen!

Als ich 1833 in Petersburg engagirt war, ließ ſich Md. Duvergier bei uns melden.

Ich flog ihr entgen — mit der Frage: „Lucie?"

„Morte!" — ſagte ſie eiſig. „Die Undankbare konnte eine ſo gute Partie machen und dadurch auch für mich ſorgen, der ſie zu ſo großem Dank verpflichtet war. Aber ſie dachte immer an ihren fernen Vicomte — und ſo iſt ſie aus Gram geſtorben, mich in Kummer und Sorgen zurücklaſſend. Ich mußte auf meine alten Tage noch nach Petersburg wandern, um hier beim franzöſiſchen Theater eine kleine Gage als Garderobière zu erhalten. Die reicht aber oft nicht zum Nothwendigſten aus, ſo daß ich gezwungen bin, ſelbſt theure Andenken zu verkaufen ... Würden Mademoiſelle vielleicht ein reizendes Miniaturbild von Lucie kaufen? Fünfzig Francs ſind ein Spottpreis. Auch Sie haben die arme liebe Lucie ja einſt gern gehabt ..."

Gierig ſtrich ſie das Geld ein und verſchwand. Ich wußte, daß Lucie an dieſer harten egoiſtiſchen Tante geſtorben war.

Der Vicomte Henri de Ferrière ist nach Jahren französischer Gesandte in Stockholm geworden und unvermält gestorben. — —

Nach diesen traurigen Lebensbildern zum Abschied von den Pariser Theatern noch ein kleines heiteres Genrestück.

Im Gaîté-Theater sah ich zu meinem kindischen Entzücken „L'élephant du roi de Siam“ in großer Leibhaftigkeit und possirlichster Geschicklichkeit mit den Menschlein agiren. Er war so sicher in seinem ganzen Auftreten wie ein routinirter alter Komödiant.

In Berlin hatte ich mit ziemlich gemischten Gefühlen den Affen Joco bewundert, der von einem Menschen gespielt wurde, welcher sich zum Affen erniedrigte. Warum sollte ich in Paris nicht einen Elephanten anstaunen, der sich durch fast menschliche Klugheit über das Thier hinaus erhob?

Das Stück war natürlich ziemlich dumm, denn es war ja einem Elephanten auf den Leib geschrieben, aber der Held des Abends darum nicht weniger gescheidt. Er rettete dem rechtmäßigen, von einem Thronräuber verfolgten Erben der Krone von Siam verschiedene Mal das Leben, befreite ihn aus dem Kerker, indem er das hohe Thurmfenster mit seinem Rüssel zertrümmerte, die Eisenstangen ausbrach und dann den Prinzen mit dem Rüssel sanft auf die Erde hob. Ja dieser vierfüßige Riesen-Schutzengel nahm dem Usurpator im entscheidenden Moment geschickt die Krone vom Haupt und setzte sie graziös dem rechtmäßigen Erben auf die Locken. Der zeigte sich denn auch dankbar und der kluge Elephant lebte herrlich und in Freuden in seinem goldenen Palast. Er brauchte nur zu klingeln — und ein Troß von köstlich geschmückten Sclaven servirte ihm das leckerste Mahl und band ihm ein Tischtuch als Serviette um den dicken Hals. Flott ließ der Held die Champagnerpfropfen knallen und schüttete sich mit Behagen Flasche auf

Flasche in den unersättlichen Schlund. Er brauchte nur mit seinem Rüssel zu winken — und reizende Bajaderen führten vor ihm üppige Tänze auf. Er warf der schönsten das Schnupftuch zu — und sie legte sich schmeichelnd auf seinen breiten Rücken und kraute ihm zärtlich die breiten Klatschohren. ... Er winkte wieder — und die Bajaderen tanzten den zierlichen Guirlandentanz, in den Se. Kolossalität sich munter mischte, graciös die plumpen Füße über die Blumengewinde setzend und keine einzige Blume zertretend.

Allerliebst war es, wenn „l'élephant" hervorgerufen wurde. Im kurzen eiligen Trab kam er angerannt, schwang zum Dank den Rüssel nach allen Seiten des jubelnden Hauses — und zog sich dann fein artig rückwärts durch die Coulisse zurück, als hätte er Göthe's Komödianten-Regeln gelesen, die da verlangen, daß der Schauspieler dem hohen Publico niemals seine Kehrseite zeige.

Aber auch dieser kluge, große „l'élephant du roi de Siam" nahm ein tragisches Ende, wie so mancher Held in diesen alten Pariser Theater-Erinnerungen. Sein Besitzer führte ihn nach Amerika — und mußte bei einem heftigen Sturm zur Erleichterung des Schiffes sein Riesen-Kleinod über Bord werfen ... Auf dem Meeresgrunde bleichen wohl noch heute die Gebeine von dem Elephanten des Königs von Siam ...

* * *

Und doch, so viel Freude mir auch die Pariser Theater-Abende machten, — so viel schmerzende Stacheln waren sie für mein Herz. Das verging fast vor Sehnsucht nach dem alten fröhlichen Komödiantentreiben, das ich — mir selber verscherzt hatte. Sah ich auf der Bühne eine Rolle, die ich früher selber mit Lust und Beifall spielte, — ich hätte aufschreien mögen vor Heimweh. Sah ich eine junge Schauspielerin nach meinem Gefühl theilnahmlos oder falsch spielen — ich wäre für mein Leben gern auf die Bühne

gesprungen und hätte gerufen: Mademoiselle, ich will Ihnen zeigen, wie wir in Deutchland dies spielen — einfach natürlich und mit Gefühl — Ihre Minauderien sind hier vom Uebel!

Aber — Madame la comtesse de Montgomery war ja mit goldenen Ketten an ihre Prosceniumsloge gebunden.

Eines Morgens ging ich am Théâtre des nouveautés vorüber. Die Schauspieler standen fröhlich plaudernd und lachend vor dem Eingange, unter ihnen Bouffé und Md. Albert, die unter die Collegen aus einem Körbchen köstliche Pfirsiche austheilte. War das ein Necken und Scherzen und Schmausen! Dann sagte der Regisseur: „Messieurs et Mesdames, la repetition doit commencer!“ — und fröhlich ging's hinein. Wie gern wäre ich mit auf die Bühne gegangen, mit den neuen Kameraden Probe zu halten, Bühnenluft zu athmen und zu vergessen — daß die Gräfin Montgomery gar nicht zu beneiden sei.

Auch meine geheimnißvolle zweideutige Lebensstellung wurde mir in Paris immer klarer und drückender. Trotz der strengen Befehle von Vetter Christian und dem Prinzen ließ es sich nicht ganz vermeiden, alten Berliner Bekannten und Freunden zu begegnen. So trat eines Abends im Théâtre français der Graf Arnim-Boitzenburg in unsere Loge, uns freundlich zu begrüßen. Am andern Tage machte er uns einen Besuch im Hôtel. Im Odeon trafen wir den jungen Grafen Golz — denselben, der mir in der Samoilow-Affaire so viel Theilnahme bewiesen hatte. Auch Kommerzienrath Wilkes, einer der Führer der alten Berliner Theater-Garde, und Dr. Ebeling mit Familie begegneten und besuchten uns — und in Aller Blicken las ich theilnehmende Fragen, welche die Lippen aus Delicatesse nicht auszusprechen wagten: Wie steht es mit der Gräfin Montgomery? Mit welchem Recht führt sie diesen Titel? Wie theuer hat sie ihn erkauft?

Ist sie die rechtmäßige Gattin des Prinzen Leopold? Ist die Gräfin Montgomery glücklicher, als Karoline Bauer, die wir einst wegen ihrer freundlichen Kunst und jungen Fröhlichkeit und unbescholtenen Sitten so lieb hatten? Bereut sie nicht, ihre künstlerische Freiheit und die junge Blüte ihrer Bühnenerfolge um dieser geheimnißvollen goldnen Fesseln willen aufgegeben zu haben? Warum begleitete sie nicht den Prinzen Leopold nach Karlsbad, wenn sie doch seine rechtmäßige Gemalin ist?

Und ich durfte nicht eine einzige dieser unausgesprochenen Fragen beantworten — ich durfte nicht harmlos und offenherzig à la Karoline Bauer mit diesen liebenswürdigen Menschen plaudern, wie ich es doch von Herzen gern gethan hätte. Ich durfte nicht sagen: ich habe aus Eitelkeit und Trägheit und Gewinnsucht meine Künstlerthätigkeit, die mich so sehr beglückte, verlassen — und dies schon tausend Mal auf's Bitterste bereut ... Rathet — helft mir, daß ich wieder frei — wieder Künstlerin — wieder die alte glückliche Lina Bauer werde ...

Ich durfte das Alles mit keinem Wort — mit keiner Miene verrathen. Die Mutter und ich mußten in der Unterhaltung jeden Blick, jedes Lächeln, jedes Wort klüglich berechnen — mußten beim Sprechen immer nur darauf bedacht sein, mit vielen Worten nichts zu sagen ... und so wurden uns diese Besuche, die uns unter andern Verhältnissen so sehr erfreut hätten, zur wahren Tortur. Schließlich gaben wir dem Lohnbedienten Befehl: uns stets vor allen Besuchen zu verläugnen!

Als ich dem Vetter Christian dies neue Leiden klagte und ihn bat, uns zu gestatten, den Freunden wenigstens das für meine Ehre Nothwendigste sagen zu dürfen — da kam ich schön an. Er schrieb mir aus Koburg kurz und kühl zurück: „Jede Sentimentalität ist mir verhaßt. Du

haſt mir verſprochen, Seelenſtärke für dieſe neuen eigenartigen Verhältniſſe zu haben — beweiſe ſie jetzt als Gräfin Montgomery durch ein ſtolzes ſicheres Auftreten — und durch ein vollſtändiges Brechen mit der Vergangenheit. Karoline Bauer iſt todt für immer!"

Zugleich zeigte der Vetter uns an, daß unvorhergeſehene Ereigniſſe es nöthig machten, unſern Aufenthalt in Paris auf unbeſtimmte Zeit zu verlängern — und daß es daher wünſchenswerth ſei, wenn ſich die Koſten dieſes Aufenthaltes bedeutend verringerten ...

Ich war empört — die Mutter tief niedergeſchlagen. Wir gaben ſofort die Mieth-Equipage auf, zogen vom erſten in den dritten Stock des Hôtel und ſchränkten uns in jeder Weiſe möglichſt ein. Auch das Theater beſuchten wir ſeltener und auf beſcheideneren Plätzen — und wenn Bruder Louis nur einen Abend verhindert war, uns im Hôtel zu beſuchen, dann kamen wir uns in dem engen Stübchen des dritten Stocks und in der großen Weltſtadt recht vereinſamt und verlaſſen vor.

Dazu kam noch ein anderes verſtimmendes und deprimirendes Ereigniß. Bruder Karl, deſſen Leichtſinn und ewige Geldforderungen uns ja hauptſächlich aus Berlin und aus dem Bühnenleben in dieſe unſeligen neuen Verhältniſſe getrieben hatten — meldete ſich mit neuen Forderungen an unſere Kaſſe. Der junge blühende und immer leichtſinnige Offizier, für den ich erſt vor drei Monaten durch Chriſtian Stockmar 2700 Gulden Schulden bezahlt, hatte ſich durch ein älteres verblühtes Mädchen fangen laſſen, Leopoldine von Hinkeldey, Schweſter des Majors Freiherrn von Hinkeldey, des Erziehers des jetzigen Großherzogs von Baden. Um ſie heirathen zu können, verlangte er kurz und bündig von mir 16000 Gulden Kaution, natürlich auch deren Zinsgenuß, und von der Mutter fernere Verzichtleiſtung auf ihre badiſche Penſion von 600 Gulden ...

Wir waren wie vom Donner gerührt. Woher sollten wir jene 16,000 Gulden nehmen? Den Prinzen oder Vetter Christian konnten wir unmöglich darum bitten.

Da entschloß sich die Mutter und setzte sich in die enge stuckernde Malle-Post und fuhr Tag und Nacht nach Mannheim und setzte Bruder Karl, dem Freiherrn von Hinkelbey und dessen Schwester Leopoldine auseinander, daß es uns ganz unmöglich sei, jene Caution zu beschaffen, denn das Geld vom überaus sparsamen Prinzen fordern, hieße mein Unglück heraufbeschwören ...

Aber erst der energischen Drohung, daß sie als Mutter nie ihre Einwilligung zu dieser unglücklichen Ehe geben — daß ihr Fluch auf derselben ruhen werde, gelang es, von Karl, Leopoldine und Herrn von Hinkelbey das Versprechen zu erlangen: daß vorläufig von Heirath keine Rede mehr sein werde! — Beruhigt kehrte die Mutter zu mir nach Paris zurück. — Aber wie bald und wie viel drohender sollte uns auf's Neue diese Pistole auf die Brust gesetzt werden! —

Bei einem Spaziergange im Tuillerien-Garten begegneten wir Henriette Sontag in einem Schwarm von Verehrern. Mit freundlich grüßendem Nicken gingen wir aneinander vorüber. Ich sah, wie Henriette mich musterte und lächelte — und hörte dann später, sie habe an die Freunde nach Berlin geschrieben: Prinz Leopold dürfe sich auf Erben freuen!

Aus diesem Wort, veranlaßt durch die damalige bauschige Kleidermode, sind dann nach und nach im Kreislauf der Zeiten und rührigen Zungen ein — zwei — drei unsterbliche junge Grafen Montgomery entsprossen, gegen die ich meine Mutterpflichten grausam verletzte, als ich später wieder auf die Bühne ging. Les effets et les causes! Kleine Ursachen — große Wirkungen! —

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten in Paris, die wir unter Bruder Louis Führung besuchten, interessirte mich besonders das berühmte Taubstummen-Institut des Abbé de l'Epée, in welchem wir einem Examen der armen Sourds-muets beiwohnen durften. Wie lebhaft wurde ich hier an das Kotzebue'sche Stück „Der Abbé de l'Epée" erinnert — und an meine Lieblingsrolle des stummen Julius, Grafen von Solar! — Unwillkürlich machte ich hier für diese Rolle neue Studien. Würde ich den taubstummen Julius jemals wieder spielen dürfen?

Als ich in der Conciergerie die Zelle der unglücklichen Marie Antoinette betrat, wurde ich fast ohnmächtig. Die schneidigsten Contraste stürmten auf mich ein. Eine feuchte dumpfige Grabesluft schlug mir entgegen. Gezeigt wurden uns der dünne Span, den die ärmste aller Königinnen als Nadel benutzte, sich die zerfetzten Kleider nothdürftig zusammen zu flicken, ihr Stuhl, ihr Tisch mit dem armseligsten Eßgeräth ... und daneben an der Wand die neue prächtige Gobelin-Tapete, welche Marie Antoinette im Glanz ihrer Schönheit und Thronherrlichkeit im purpurnen Sammetgewande zeigt, den armen kleinen Dauphin an der Hand.

Das gleiche Grauen empfand ich in den Grabgewölben des Pantheon und in der Königsgruft zu St. Denis, in deren Vorhalle stets der letzte verstorbene König im Prunksarge unter einer schwarzen, mit silbernen Lilien und Thränen besäeten Sammetdecke Wache hält — bis er von der Leiche seines Nachfolgers abgelöst wird. Aehnlich wie bei den römischen Päpsten.

In der Tuilerienkapelle sah ich während einer Messe den ehrwürdigen alten König Karl X. im Kreise seiner Familie — zu seinen Füßen „die Hoffnung Frankreichs", den armen kleinen Herzog von Bordeaux, der noch nicht geboren war, als eine ruchlose Mörderhand ihm den Vater

den Herzog von Berri tödtete — und in dem ganz Frankreich den zukünftigen König Henri V. begrüßte.

Der ernste bigotte Dauphin sah herzlich einfältig aus — und die arme Dauphine, die Tochter Marie Antoinette's, als ob Staub auf ihren Lippen und auf ihrem Herzen lagere, seit sie Vater und Mutter und Bruder zum letzten Mal in der Conciergerie umarmte. Das Beil der Guillotine hatte ihr für immer das Lächeln und jede Freude am Leben genommen — und auch ihre einzige Liebe zum Erzherzog Karl, dem Helden von Aspern, hatte sie in der ersten Blüte schon zu Grabe tragen müssen. Und schon längst liebte ihr erstorbenes Herz Niemand mehr auf Erden, nur noch den Himmel mit den Seligen — und sie wußte, daß auch sie von Niemanden hienieden geliebt wurde. Arme Dauphine! Nein, nicht einmal die Gräfin Montgomery hätte mit Dir tauschen mögen.

Am meisten interessirte mich die Herzogin von Berri, obgleich sie nichts weniger als schön war. Die galanten Pariser nannten sie damals: la jolie laide — die niedliche Häßliche! — und wurden nicht müde, von der la jolie laide die amüsantesten kleinen Geschichten zu erzählen.

Die Herzogin war erst einunddreißig Jahre alt, als ich sie zuerst in dem nach ihr benannten und von ihr protegirten Théâtre de Madame sah, wie sie mit ihren kleinen zierlichen Händen und mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit stets das Zeichen zum Applaus gab.

Ehrlich gestanden, ich fand die Frau Herzogin von Berri eigentlich recht häßlich — wenigstens beim ersten Sehen. Ihr Auge hatte den sogenannten „falschen Blick", der dem Schielen sehr nahe kam. Ihr Teint war gelblich fahl, ihre Unterlippe dick und stark vorgeschoben und ihr Hals furchtbar mager.

Dieser magere Hals gab der „jolie laide" — die ungemein witzig und schlagfertig war und von der man sich

täglich neue Bonmots erzählte — Anlaß zu einem Witzwort, das zu meiner Zeit in Paris courſirte.

Die Herzogin hielt ſich trotz ihrer Häßlichkeit für unwiderſtehlich. Als die auffallende Magerkeit ihres Halſes ihr dennoch einſt Kummer machte, fuhr ſie ſchmeichelnd mit der Hand über die dürre Fläche und rief, ſchnell getröſtet, mit der ihr eigenen lebhaften Fröhlichkeit aus: „Pah! Madame de Sevigné dirait aussi de moi: Rien — le plus joli rien, qu'on peut voir!“ — wie von der graziöſen, aber brennmageren Tänzerin.

Das Schönſte an la jolie laide mit dem „hübſchen Nichts“ von Hals war ihr reizender kleiner Fuß, den man den ſchönſten Fuß von Frankreich nannte, in Paris auch kurzweg: le pied de Madame!

Madame verſtand es auch, ihr allerliebſtes Cendrillon-Füßchen in das günſtigſte Licht zu ſetzen. Sie erfand die kurzen Kleider, die nicht nur den Fuß, ſondern noch etwas mehr als den Knöchel ſehen ließen — und Niemand wußte dieſe gewagte Mode ſo graziös zu tragen, wie Madame. Ueberdies waren ihre Schuhe und durchbrochenen Seiden-Strümpfe wahre Wunder von Feinheit und Niedlichkeit. Wenn Madame auf der Terraſſe des Tuilleriengartens ſpazieren ging — d. h. wie ein Elfenkind dahin ſchwebte, blieben die Spaziergänger in langen Reihen ſtehen und ſchauten bewundernd auf „le pied de Madame!“ Dies Füßchen machte faſt die obere Häßlichkeit vergeſſen. Ich habe mehr als ein Mal ſelber im Tuilleriengarten geſtanden und dies Wunderwerk der Natur und der Kunſt angeſtaunt.

„Le pied de Madame“ war der Titel — das Schlagwort einer allerliebſten kleinen Geſchichte, die damals in Paris von Mund zu Mund ging.

Madame, die — wohl nicht mit Unrecht — für etwas excentriſch galt, hatte mit ihrem königlichen Schwiegervater

Karl X. gewettet, daß sie in irgend einer Verkleidung unerkannt im öffentlichen Omnibus durch ganz Paris fahren könne.

Sie wählte das kurze Indiennekleid und das weiße Spitzenhäubchen der Pariser Grisette und erschien so gekleidet, den üblichen großen Karton im Arm und von ihrem ebenfalls verkleideten Kammerherrn gefolgt, auf der Place de la concorde, den Omnibus erwartend... Der Omnibus hält — der Conducteur läßt die kleine eiserne Treppe herab und sagt sein kühles: „Entrez, Mademoiselle!“ — ohne der wenig schönen Grisette weiter einen Blick zu gönnen... Da sieht er vor seinem zerstreuten Auge das reizendste aller Füßchen in rosa seidenen Strümpfen und im niedlichsten schwarzen Atlasschuh mit zierlichen Kreuzbändern auf die erste Stufe der Treppe treten... und sogleich ruft er enthusiastisch: „A — h! Le pied de Madame!“ und reißt die Kappe vom Kopf und macht der schönfüßigen Grisette seine tiefste Reverenz...

Die Herzogin von Berri hatte ihre Wette verloren, noch ehe sie einen Omnibus betreten. Sie verzichtete natürlich auf die Weiterfahrt. Aber sie war nicht wenig stolz auf ihren Sieg über einen schlichten Omnibus-Conducteur — durch ihr Wunderfüßchen.

Man erzählte sich auch mit geheimnißvollem Lächeln in Paris: Le pied de Madame sei mehr als ein Mal tanzend auf den Maskenbällen der großen Oper — erkannt worden. Man wollte le pried de Madame sogar auf steilen dunklen Mansardentreppen des Quartier latin erblickt haben, kletternd zu einem zärtlichen Rendezvous, dessen erste Fäden sich auf jenen Maskenbällen angesponnen... Man behauptete, Madame sei nicht nur eine großherzige Protectorin des Théâtre de Madame im Allgemeinen, sondern auch so manches hübschen jungen Schauspielers dieser Bühne im Besonderen... Man erzählte sich allerlei pikante Geschichtchen von dem glän-

zenden luſtigen Leben im Pavillon Marſan der Tuilerien und im Luſtſchloß Marſan, den Reſidenzen von Madame, und von ihrem Badeaufenthalte in Dieppe, wo le pied de Madame unermüdlich und unüberwindlich in den kühnſten Schwimmkünſten ſei. Auch war Madame eine leidenſchaftliche wilde Reiterin.

Man munkelte auch, daß le pied de Madame die kleine Schwäche habe, auf zu großem Fuße zu leben und daß Madame aus den Schulden gar nicht herauskomme . . .

Aber alle dieſe Excentricitäten verzieh man der Frau Herzogin von Berri gern wegen ihrer großen Herzensgüte, ihrer Grazie und ihres esprit im pikanten Geplauder. Sie war, obgleich eine Neapolitaniſche Königstochter, doch die vollendetſte Franzöſin mit echtem Pariſer chic und die beliebteſte Perſönlichkeit am Hofe Karls X.

Die Stimmung gegen dieſen bigotten Hof war damals ſchon eine gewitterſchwüle. Bruder Louis ſagte mir: „Die Bourbons haben in ihren Verbannungen nichts gelernt und nichts vergeſſen. Fürſt Polignac und die verhaßten Jeſuiten beherrſchen Frankreich. Wir gehen einem neuen Revolutions-Sturm entgegen. Paris s'ennuie! Ça ira mal!“

Und es ging ſchlecht — und ſchneller, als man dachte. Wie viel hatte ſich geändert, als ich nach wenigen Jahren dieſe königliche Bourbonen-Familie wiederſah! Wieder war es eine Kapelle, in der die Bourbonen andächtig die Meſſe mit anhörten. Aber es war nicht die Kapelle der Tuilerien. Die war den vertriebenen Bourbonen für immer verſchloſſen. Es war in der Kapelle des Hradſchin zu Prag, wo der verbannte König Karl X. mit ſeiner Familie eine Zuflucht gefunden hatte. Wie müde und theilnahmlos er daſaß, der greiſe achtundſiebenzigjährige König ohne Krone, in den zitternden Händen das goldglitzernde Gebetbuch, die bleichen Lippen im Gebet mechaniſch bewegend . . . Ein trauriges Bild vom Verfall aller irdiſchen Größe und Herrlichkeit . . .

Auch der Herzog und die Herzogin von Angoulême saßen da in der Kapelle des Hradschin. Der Dauphin erschien noch willenloser, blöder — die Dauphine noch finsterer, fanatischer in ihren religiösen Uebungen.

Und wie bleich der junge Herzog Heinrich von Bordeaux aussah, trotz seiner fröhlichen fünfzehn Jahre: Er wagte kaum von seinem Gebetbuche aufzuschauen, denn er wußte die strengen Augen seiner Tante Angoulême und seiner beiden jesuitischen Erzieher auf sich gerichtet. Er wußte, daß es seine Pflicht als zukünftiger König Heinrich V. von Frankreich sei, grade so fromm zu sein, wie die Jesuiten es von ihm verlangten ... Aber hin und wieder sah ich doch einen verstohlenen Strahl seiner schönen jungen blauen Augen über das Gebetbuch neugierig in die Kapelle hinabhuschen, als suchte er dort ein wenig Jugend und Sonnenschein, die der Hradschin sonst nicht barg ... Und als diese fünfzehnjährigen Augen mich trafen — in vollster sonnigster Jugendblüte — da lächelten sie so ganz eigen und kehrten immer wieder zu mir zurück ... Selbst die gestrenge Tante Angoulême und die verknöcherten Jesuiten-Patres vermögen einem fünfzehnjährigen Jünglingsherzen sein Sehnen und sein Träumen nicht ganz zu verbieten ...

Wo war denn aber Madame, die Frau Herzogin von Berri, die Mutter des zukünftigen Königs Heinrich V. von Frankreich?

Der verbannte König Karl X. und die verbannte Herzogin von Angoulême hatten Madame von ihrem Hofe verbannt, weil sie mehr ihrem Herzen, als der hohen Politik gefolgt war und als Weib und zukünftige Königin-Mutter von Frankreich die Bourbonen auf's ärgste compromittirt hatte.

Als nach der Juli-Revolution die vertriebene Königsfamilie ganz entmuthigt, rath- und thatlos erst in England, dann in Prag ein Asyl suchte — da war Madame der

einzige Mann unter den Bourbonen", wie König Louis Philipp mit einer Mischung von Furcht und Bewunderung zu sagen pflegte, der die bourbonische Königskrone nicht verloren gab und für sie kämpfte und litt.

Im April 1832 ging die Herzogin von Berri mit wenigen treuen Anhängern zu Schiff nach Frankreich und durchzog in schlichter Bauernkleidung die treue Vendée, muthig überall die weiße, liliengeschmückte Königsfahne für Heinrich V. entfaltend. Trotz ihrer Verkleidung war sie häufig in Gefahr von den Schergen Louis Philipps gefangen zu werden. Le pied de Madame wurde nicht selten an ihr zum Verräther. Mit bewundernswürdigem Muth und großer Ausdauer bestand sie alle Gefahren und Strapazen und Entbehrungen dieser abenteuerlichen Fahrten — bis sie in Nantes der gemeinsten käuflichen Verrätherei eines Kölner Juden, Deutz, zum Opfer fiel. Er hatte sich als angeblicher glühender Anhänger der Bourbonen in das Vertranen der Herzogin zu schleichen gewußt — und dann ihren Zufluchtsort in Nantes für 30,000 frs. den Söldlingen Louis Philipps von Orleans verrathen. Sechzehn lange Stunden hielt die Herzogin sich in dem durchsuchten Hause in einem engen Versteck hinter der glühenden Kaminplatte verborgen — erst als ihre Kleider schon mehrere Mal Feuer gefangen hatten und sie selbst vom Rauch fast erstickt war, ergab sich die muthige Frau, die für ihren Sohn Alles gewagt hatte, „der Ehre Frankreichs!"

Aber bald stellte sich heraus, weßhalb König Louis Philipp es sich hatte so viel Judasgeld und Verrätherkünste kosten lassen, seine theure Cousine hinter die Mauern der Festung Blaye zu bringen. Die gefangene Herzogin sah sich gezwungen, ihrem Kerkermeister zu gestehen, daß sie seit einem Jahre mit dem italienischen Marchese Lucchesi-Palli heimlich vermählt sei und ihrer Entbindung entgegen sehe ...

König Louis Philipp triumphirte und gab sogleich Befehl, die Frau Marchesa Lucchesi-Palli in Freiheit zu setzen und ungehindert aus Frankreich ziehen zu lassen... Er wußte, daß Madame für immer ihren Zauber als Königs-Mutter verloren habe — daß sie trotz ihrer Thatkraft und ihres Opfermuthes seiner Königskrone nicht mehr gefährlich werden könne...

Und er hatte recht gerechnet. Selbst die treuesten Legitimisten in Frankreich gaben die Frau Marchesa Lucchesi-Palli auf — und die Bourbonen auf dem Hradschin in Prag sagten sich von ihr los. Selbst ihren jungen Sohn, den König Heinrich, für den sie so viel gewagt und geopfert hatte, durfte sie nicht umarmen. Sie war todt für alle bourbonische Politik.

Ich habe oft denken müssen: Wenn die Herzogin von Berri damals ihr heißes Herz bezwungen hätte — ob die weiße Bourbonische Lilienfahne nicht vielleicht dennoch heute auf den Tuilerien wehte? Ob dies alte stolze bourbonische Königsschloß nicht auch heute noch in alter Pracht dastände — anstatt jetzt in schwarzen Brandruinen, ein Opfer der wilden Pariser Commune? Ob nicht dennoch — dennoch Henri V. heute auf dem Throne Frankreichs säße — und nicht als Graf von Chambord in seinem melancholischen Schloße Frohsdorf in Oesterreich — in der Verbannung?!

Wohl selten hat ein liebeglühendes Herz so schwer gebüßt, wie die Herzogin von Berri für eine schwache Stunde.

In Graz bin ich der originellen Frau zum letzten Mal begegnet, als ich dort 1837 gastirte. Von der Bühne aus hatte ich als Marie in den „Drei Epochen" die Herzogin neben ihrem Gemal in der Loge sitzen sehen — nach der Vorstellung kam sie mir am Arm des Marchese Lucchesi-Palli, den sie von einem ihrer italienischen Thronvettern zum Herzog della Gracia hatte ernennen lassen, auf dem

Korridor entgegen geschwebt und redete mich freundlich auf französisch an, um mir zu sagen: wie sehr mein Spiel sie an die Mars in den „trois époques“ im Théâtre français erinnert hätte!

Als ich darauf erwiderte: daß ich 1829 wirklich das Glück gehabt hätte, Mlle. Mars im Théâtre français oft zu sehen und zu studiren! — da sagte sie mit einem Seufzer: „Ah! welche schönen Zeiten waren das damals noch — 1829!“

La jolie-laide war inzwischen noch viel häßlicher geworden und ziemlich in die Breite gegangen — aber immer noch paßte La Fontaine's Wort auf sie: „La grâce est plus belle encore que la beauté!“ Noch immer war ihr Gang leicht und graciös — und noch immer schaute unter dem kurzen Kleide reizend hervor: le pied de Madame.

Der Herzog della Gracia sah schön und stattlich aus und bedeutend jünger als seine Gemalin, aber wenig geistreich.

Man erzählte mir, daß die leidenschaftliche Frau furchtbar von Eifersucht geplagt werde, daß sie ihren Gemal Tag und Nacht überwache — und stets zu den heftigsten Eifersuchtscenen aufgelegt sei, sobald sie ihn auf Abwegen ertappe.

Als die Herzogin kürzlich ihren Gemal in Verdacht hatte, mit einem hübschen jungen Bürgermädchen, das ihrem Palais gegenüber wohnte, Liebesblicke und geheime Zeichen zu wechseln, war sie im ersten Zorn in das Haus gegenüber gestürmt und hatte die junge Schöne rechts und links energisch geohrfeigt und im gebrochenen Deutsch noch mit anderen Maßregeln gedroht: wenn sie dergleichen wieder sehe! — Man wollte sogar behaupten, daß auch die Wangen des Herrn Herzogs della Gracia nach solchen Scenen zuweilen bedenklich geröthet erschienen.

Das herzogliche Palais in Graz sah sehr düster und unbehaglich aus. Freunde luden mich ein, es zu besichtigen. Auch im Innern erschien das große Haus mir durchaus

nicht fürstlich-wohnlich. Es sah aus wie die Behausung eines Parvenü, der seine Räume bunt und planlos vollstopft. Kostbare Kunstschätze aus den alten Pariser Glanztagen standen neben neuen, unharmonischen Möbeln. Das Prunkstück war ein goldener Tempel, den die Stadt Paris der Herzogin einst bei der Geburt ihres Sohnes, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, geschenkt hatte. In einem Zimmer lagen auf dem Sopha der Schlafrock des Herzogs neben der Morgenhaube der Herzogin einträchtig bei einander. In der Kinderstube ging es laut und lustig zu. Dort hausten vier herzogliche Sprößlinge: ein Sohn und drei Töchterchen.

Später bewohnte die Herzogin, wenn sie nicht in ihrem Palais in Venedig lebte, fast immer ihr Schloß Brunnsee in der südlichen Steiermark. Nach dem Tode ihres königlichen Schwiegervaters, Karls X., versöhnte sie sich auch mit ihrem Sohne, dem Grafen Chambord, dessen Namensfest, den Heinrichtag, sie stets glänzend in Brunnsee beging, wobei der Herzog della Gracia sein Glas erhob und sich stumm vor dem Grafen Chambord verneigte, welchem Beispiel alle Gäste folgten, was soviel hieß als: Vive le roi!

Für ihre alten Tage war der Herzogin noch viel Kummer aufgespart. Ihre süße Pariser Gewohnheit, trotz ihres wunderkleinen Füßchens stets auf großem Fuße zu leben, und ihre wahrhaft fürstliche Freigebigkeit derangirten ihre Vermögensverhältnisse so sehr, daß Graf Chambord zuspringen mußte, um seine Mutter vor dem Aeußersten zu bewahren. Graf Chambord übernahm auch Brunnsee, überließ es aber der Herzogin als Wohnsitz bis zu ihrem Tode. Diese Kalamität erschütterte den Herzog della Gracia so sehr, daß er 1864 starb. Auch die Herzogin war seit der Zeit gebrochen. Sie litt an zunehmender Taubheit und Blindheit — und am Charsamstag 1870 ist sie gestorben. Sie hat den Sturz

des verhaßten Napoleon und die neuen Thronhoffnungen Heinrich V. nicht mehr erlebt.

In den Salons des legitimistischen Herzogs von Larochefoucauld-Doudeauville in Paris zeigt man bei feierlichen Versammlungen der Anhänger des „Roi“ — Henri V. — noch heute eine seltsame geheiligte Reliquie: einen winderkleinen vergilbten weißen Atlasschuh, auf dem mehrere Blutstropfen glühen. Es war der Schuh, den le pied de Madame am Abend des 14. Februar 1820 in der Oper trug, als ihr Gemal vom Dolche Louvels ermordet wurde. Das Herzblut des Herzogs von Berri, des Thronerben von Frankreich, hat diesen Schuh benetzt, als die Herzogin Henri V. unter dem Herzen trug. —

* * *

Ende October 1829 traf Christian Stockmar in Paris ein und nahm in unserem Hôtel Wohnung. Er war sehr verstimmt und mit aller Welt unzufrieden, am meisten mit dem Prinzen Leopold, der in der griechischen Kronen-Angelegenheit keinen Entschluß fassen könne — der echte Marquis peu-à-peu!

Auf alle Fragen erhielt ich immer wieder die Antwort: „Geduld! Geduld! Bald muß sich Alles entscheiden, wahrscheinlich noch früher, ehe Ihr über den Kanal zurückkehrt. Vielleicht, Karoline, bringt Dir diese Entscheidung die ersehnte Freiheit und — ich gönne sie Dir von Herzen!“

In einer seltsam gemischten Stimmung sah ich der Ankunft des Prinzen entgegen. Wie sehr ich mich auch nach der goldenen Freiheit sehnte — es that mir doch weh, wenn ich an die frohen Hoffnungen dachte, mit denen ich nach England gegangen war, und an den kurzen Herzenstraum, der nun vielleicht schon in wenigen Wochen für immer aus sein sollte!

Vetter Christian besuchte mit uns Versailles, St. Cloud, St. Germain und die schönen Wälder und Seen von

Montmorency, auch Theater und Concerte, — aber ich hatte nur noch wenig Freude an dem ganzen Pariser Leben. Mein Herz war zu beklommen wegen der nahen Entscheidung.

Mitte November traf der Prinz ein, er stieg aber in einem andern Hôtel ab und machte uns täglich zwischen 3 und 4 Uhr eine ziemlich frostige Visite mit dem ominösen — Drieselkästchen. Er sah leidend aus, klagte fortwährend über seine Gesundheit und beschäftigte sich mehr mit dieser, als mit mir. Er behauptete, Karlsbad sei ihm nicht gut bekommen. Er war noch schweigsamer als sonst, drieselte in tiefen Gedanken mechanisch fort, während ich ebenso mechanisch vorlas. Von Herzlichkeit, oder gar Zärtlichkeit, wie in den letzten kurzen Flitterwochen in Regent-Park, die mich wieder hoffen ließen, war keine Spur mehr zu bemerken. Wir vegetirten in Paris ebenso freudlos neben einander fort, wie in der ersten Londoner Zeit.

Dennoch wollte der Prinz mich nicht frei geben, so oft ich ihn auch unter Thränen darum bat. Er vertröstete mich vielmehr immer auf ein gemüthliches Beisammenleben in und bei Claremont während des Winters.

Der Prinz machte auch Besuche in den Tuilerien, die ihn jedoch wenig zu erheitern schienen. Erst später habe ich erfahren, daß diese Besuche den Zweck hatten, zu sondiren: wie eine Bewerbung des Prinzen Leopold um die Hand der verwitweten Herzogin von Berri in den Tuillerien aufgenommen würde, wenn die griechische Krone dem Prinzen sicher sei?

Die Antwort war kurz und diplomatisch gewesen: Wenn griechische Krone — dann französische Herzogin von Berri, — keine Krone — keine Berri!

Wie mich dies diplomatische Heirathsspiel empören mußte, weiß jeder Leser, der einen warmen Herzschlag und nur eine Ahnung von feinem Gefühl hat. Es gibt nichts

Demüthigenderes für ein Weib, als das Bewußtsein: nur der Spielball einer fürstlichen Laune gewesen zu sein! — ein Spielzeug, das sofort für eine blanke Krone in den Schmutz geworfen wird. Das Empörendste für mich aber war: diese neuen Heirathspläne wurden geschmiedet, während der Prinz mir jungem blühendem Geschöpf, das vor Gott seine rechtmäßige Gattin war, anscheinend harmlos gegenübersaß. Hoheit waren ein schlauer Rechner und wollten das hübsche Spielzeug nicht eher aus Händen geben, als bis die Königskrone und die Königstochter ihnen sicher seien...

Bekannt ist, daß König Leopold, die Königskrone auf dem Haupt, nicht mehr an die Herzogin von Berri als seine Königin dachte — seit sie mit allen Bourbonen aus den Tuilerien und Frankreich vertrieben war. Eine solche Königin konnte ihm nichts nutzen. Ja, stets und überall: Monsieur tout doucement! —

Anfang Dezember reisten der Prinz und Baron Stockmar nach England ab. Wir sollten in Paris bleiben, bis wir Ordre erhielten, nachzukommen.

Da auch Bruder Louis in Geschäften Paris hatte verlassen müssen und wir so unseres täglichen treuen Gesellschafters und Begleiters zu allen Sehenswürdigkeiten beraubt waren, so saßen wir recht verlassen in unseren engen Hôtelstübchen und schauten trübselig in das graue regnerische Dezemberwetter hinaus, das uns sogar am Spazierengehen hinderte.

Traurigere Weihnachten habe ich nie verlebt, als damals in Paris. Am Tage nach Weihnachten reisten wir auf hohen Befehl nach England zurück, mit der immer neuen bangen Frage: Was erwartet uns dort?

3. Stilleben.

O Herz, wie klopfst Du an dein Haus!
Natalie in Kleist's „Prinz von Homburg".

Auf die traurigen Weihnachten in Paris — folgte ein noch trostloserer Sylvesterabend und Neujahrmorgen in England.

Am Sylvesterabend 1829 langten die Mutter und ich in Begleitung des guten und mir herzlich ergebenen Figaro-Hühnlein in der einsamen öden und düstern Villa bei Claremont-House, vierzehn englische Meilen von London, an, die zunächst unsere Heimat sein sollte — wieder nur empfangen von fremden Leuten. Prinz Leopold weilte in London — Vetter Christian unwohl und hypochondrisch in Claremont-House. Fanny machte uns ihre impertinenten Knixe und in zudringlichster Weise die Honneurs des melancholischen Hauses, verständnißvoll uns zulächelnd. Ich fürchte, ich habe die kecke Person damals ein wenig gehaßt.

Vierundvierzig lange inhaltsschwere Jahre sind es her, seit ich mit der Mutter jenen trübseligen Sylvesterabend verlebte, — aber Alles steht noch frisch und lebendig vor dem Auge meiner Erinnerung, daß ich es malen könnte. Nicht nur das Süße — auch das Bittere läßt unverlöschliche Eindrücke in uns zurück.

Es ist ein unheimlich großer kahler Salon mit gebräunten Tapeten und verschossenen Vorhängen und altmodischen steif-

lehnigen Eichenstühlen und einem gleichen Sopha, mit hartem blankgescheuerten Leder bezogen. In dem riesigen Kamin brennen mächtige Holzscheite, aber der unbehagliche Raum läßt sich nicht erwärmen. Vor dem Kaminfeuer sitzen die Mutter und ich auf den harten steiflehnigen Lederstühlen an einem reichservirten, mit Kuchen und süßem Wein und Punsch besetzten Tischchen — und feiern Sylvester... und denken sehnsüchtig an Sylvester im fernen lieben Deutschland...

Wie fröhlich haben wir noch vor einem Jahr in Berlin bei Justizrath Ludolf Sylvester gefeiert! Ich spielte in einem Sylvesterscherz die rosenrothe Fee des neuen Jahres, an die Gäste Rosen austheilend, deren Blätter ihnen die Erfüllung ihrer liebsten Wünsche in zierlichen Reimen verhießen...

Arme eitle Rosenfee! Was hat das neue Jahr Dir selber gebracht? — Dornen über Dornen!

Und was wird das kommende Jahr 1830 uns bringen?

Wir wagten nicht uns darauf Antwort zu geben. Aber unsere Thränen flossen und in unseren Herzen sah es dunkel und trostlos öde aus, wie draußen die eisige Nacht. Wir fühlten uns so vereinsamt und verlassen, wie noch nie... Uns graute vor dem neuen Jahr — ja vor dem neuen Tage... mit dem ewig sich fortspinnenden, Leib und Seele erschlaffenden täglichen Einerlei! Mir graute vor dem trostlosen Fortvegetiren, vor dem blüten- und fruchtlosen Nichtsthun. Denn was war die Aufgabe meines englischen Lebens? Der täglich erneute und täglich erfolglose Versuch: als hübsches Spielzeug einem gemüthlosen, ichsüchtigen, blasirten Prinzen die Langeweile zu vertreiben!

Ich bin jetzt eine Greisin, nahe dem Grabe und habe im Leben viel Schmerzliches erfahren und Prüfungen peinlichster Art zu überwinden gehabt — und noch täglich zu überwinden und doch, wenn ich einen Sylvesterabend

auf meinem einsamen verschneiten Schweizer Berge mit jenem Jahresschlusse in England vergleiche — so durchströmen Jugendkraft und Frühlingshoffen mein altes Herz. Ich vegetire nicht — ich lebe, ich sorge, ich schaffe, ich nütze — und das geht nicht spurlos vorüber. Es wird anerkannt.

In meinem Schweizer Berghause ist es im Winter auch still und einsam und selten klopft ein Besuch an meine Thür. Aber ich sehe von meinem Fenster aus doch belebte Dörfer am Zürichsee und geschäftige Menschen und fröhliche Schulkinder vorüber eilen und Abends freundlich erleuchtete Fenster, wenn auch in der Ferne, hinter denen man sich so hübsch ein behagliches Familienleben denken kann...

Wie anders ist es in einer einsamen englischen Villa, die nicht von fröhlichen Kindern, nicht von glücklichen Eltern belebt wird und die in einem dichten Park von immergrünen Nadelbäumen so still, in Schlummer versunken dasteht, wie Dornröschens Zauberschloß! Kaum der Kettenhund wagte hin und wieder leise durch den todtenstillen öden Sylvesterabend zu knurren...

In einem riesengroßen Himmelbett suchten die Mutter und ich neben einander im Schlummer Vergessen unserer trostlosen Einsamkeit. Ich that, als ob ich schliefe, um die Mutter zu beruhigen. Aber ich hörte sie noch lange leise seufzen und weinen und beten: „Barmherziger Gott und Vater, verlaß uns nicht. Führe uns den rechten Weg aus diesem Irrsal oder gieb uns Kraft zum Ausharren!“

Arme, arme Mutter! Sie mit ihrem weltklugen Scharfblick hatte längst des Prinzen Charakter ganz durchschaut und ihn als einen herzlosen Egoisten erkannt, der nur stets und allein an sein liebes verzärteltes Ich dachte — mochte auch die Welt rings herum in Trümmer brechen — mochten auch Herzen um ihn her still verbluten! Was that's? Wenn

nur Se. Hoheit nicht davon in der Ruhe und Behaglichkeit gestört wurde.

Am andern Morgen — Neujahr 1830 — erheuchelte ich vor den sorgenden Mutteraugen große Munterkeit, schwirrte singend in allen öden Zimmern des Hauses umher, die der gute Hühnlein durch riesige Kaminfeuer wohnlicher zu machen suchte, und musterte die Bibliothek mit ihren vielen englischen und einigen altfranzösischen Büchern. Alles machte den Eindruck hundertjähriger Verfallenheit und Verschollenheit.

Der wildverwachsene Park — einen Garten nach deutschen Begriffen gab es nicht — mit den riesenhaften alten Fichten und Tannen sah unheimlich düster und vernachlässigt aus. Ein Bach durchfloß die ganze Besitzung und verlor sich in einem daranstoßenden Walde. Kein Haus, kein menschliches Wesen weit und breit zu sehen! Und dazu ein trüber naßkalter Wintertag, von echt englischem Nebel durchrieselt.

Ich athmete erst auf, als ich auf meiner Wanderung an ein kleines Pächterhaus kam, welches Factotum Hühnlein mit seiner Frau, einer muntern Koburgerin, und rosigen flachsköpfigen Kindern bewohnte. Als ich vor dem prasselnden Kaminfeuer saß und zusah, wie die kleine rundliche Hausfrau den Kindern die Morgensuppe bereitete und mit welcher Lust die Kleinen den von mir mitgebrachten süßen Neujahrskuchen verschmausten — da dachte ich seufzend bei mir: wie beneidenswerth sind diese glücklichen schlichten Menschen — im Vergleich zu der beneideten Gräfin Montgomery!

Hinter dem Pächterhause stand eine verfallene Scheune, in der unser Reisewagen zu trauern schien. Wie gern hätte ich gesagt: Sofort anspannen — und hin nach Deutschland!

Ich fütterte die Tauben, die ein Häuschen auf hohem Pfeiler inmitten eines Rasen-Rondels bewohnten, und den riesigen weißen Hofhund an der Kette... Aber was nun weiter?

Ich öffnete den schönen Clementischen Flügel, der von Regent-Park hierher geschafft war, das einzige Stück, das mich als gewohntes Eigenthum anheimelte — aber die Finger erstarben mir auf den Tasten. Der Musiksaal war selbst durch ein ununterbrochenes verschwenderisches Kaminfeuer nicht zu erwärmen. Wir kauerten uns in einem kleinen Zimmer zusammen, das wenigstens einigermaßen warm wurde.

Nach elf Uhr kam Hühnlein in einem kleinen einspännigen Wägelchen, von einem feisten Pony gezogen, mit dem Frühstück à la fourchette ankutschirt, das der Koch in Claremont bereitet hatte. In dieser wenig behaglichen Weise wurde täglich das Frühstück und später das Diner herbeigeschafft. Zu meinem Entsetzen packte Hühnlein auch das Drieselkästchen aus und einen neuen Roman der Frau Pastorin Henriette Hanke.

Der Herr Baron Stockmar ließ sich durch Unwohlsein entschuldigen, — der Prinz zum Diner um 4 Uhr anmelden.

Punkt 4 Uhr rollte auch die Equipage an und ihr entstieg der Prinz, eingemummt wie ein Großpapa. Recht großväterlich war auch die Begrüßung und die weitere Unterhaltung. Keine Spur von einem lebensfrischen Manne, der mir einst von zärtlicher Liebe gesprochen und sich nach beglückender Häuslichkeit gesehnt hatte und der sich nun bemühte, der erwählten Lebensgefährtin alles das, was sie für ihn aufgegeben, durch liebevolles Vertrauen zu ersetzen.

Eine halbe Stunde wurde musicirt, d. h. ich spielte mit erstarrten Fingern Klavier und sang mit blauen Lippen einige Lieder, während der Prinz im Pelz und in Pelzstiefeln vor dem lodernden Kamin saß und die Flammen schürte. Dann ging es zum Diner. Hühnlein servirte und die arme Mutter gab sich die erdenklichste Mühe, eine interessante Unterhaltung in Gang zu bringen und in Fluß zu halten — denn ich fühlte mich so total abgespannt, daß ich unmög-

lich redſeligen Frohſinn zu heucheln vermochte. Einige Scherze, die ich der Mutter zu Liebe erzwang, um die tödtliche Monotonie zu unterbrechen, mißglückten vollſtändig. Hatte ich doch ſelber das Lachen faſt verlernt.

Nach dem Diner und während des Kaffee's tractirte ich krampfhaft vorleſend Roman auf Roman der guten ſchleſiſchen Paſtorin Hanke — während Prinz Großpapa mit entſetzlicher Würde und Ausdauer drieſelte — drieſelte — drieſelte — zrrr! — zrrr! — zrrr! — bis mir die Kinnbacken erlahmten, im vergeblichen Kampf und Krampf, mir das Gähnen zu verbeißen ...

Um ſieben Uhr fuhr der Prinz, völlig befriedigt von ſeinem Tagewerk, wieder nach Claremont zurück — und die Mutter und ich athmeten auf. Wir warfen die ſteifen eleganten Geſellſchaftstoiletten ab, ſchlüpften in bequeme Hauskleider — und erlabten uns in Erinnerungen an die ſchöne fröhliche Vergangenheit. Seltſam, unſer liebſtes Plaudern drehte ſich faſt immer um mein Bühnenleben, dem ich ſo leichtſinnig entflohen war. Als ich es mein nannte, gefiel ich mir darin, ſeine Dornen und Dörnlein zu zählen, — jetzt dachte ich nur der lachenden Roſenzeit auf der Bühne.

So ſpannen ſich die Tage und Wochen in ertödtender Einförmigkeit ab, nur mußte es uns beunruhigen, daß Vetter Chriſtian ſich in den erſten beiden Wochen gar nicht bei uns blicken und auch nichts von ſich hören ließ ... War er wirklich ſo ernſtlich unwohl, daß er die kurze Strecke von Claremont nicht zu uns kommen konnte? Warum ſchrieb er denn nicht wenigſtens eine Zeile? Grollte er uns? Hatten wir ihn verletzt und wodurch?

Fragte ich den Prinzen nach dieſem räthſelhaften Schweigen und Fernbleiben des Vetters, ſo zuckte er die Achſeln und antwortete ausweichend: „Der gute Stocki hat mal wieder, wie

fast immer in diesen englischen Nebelmonaten, die Hypochondrie und dann bildet er sich ein, er sei krank zum Sterben ..."

Am Ende der zweiten Woche hielt ich diese qualvolle Ungewißheit nicht länger aus und ich schrieb dem Vetter durch Hühnlein kurz und bündig:

„Wenn Du nicht morgen kommst und uns über Dein räthselhaftes Verstummen aufklärst, so reisen die Mutter und ich übermorgen ab. Unsere Kraft — und unsere Geduld sind zu Ende!"

Da kam der Vetter am andern Morgen angefahren. Er sah bleich und kränklich aus, aber noch mehr verstimmt. Er war über alles verdrießlich — über den Prinzen, der in der griechischen Thronfrage zu keinem festen Entschluß kommen könne und sich von ihm nicht rathen und leiten lassen wolle — über König Georg IV. — über die englischen Minister — über unser Hiersein ...

„Aber Vetter" — unterbrach ich ihn entrüstet — „Du bist ja selber schuld, daß wir hier sind. Ohne Deinen Rath hätten wir nimmer die Bühne und unser freies glückliches Leben verlassen ...

„Ja, ich hatte damals noch die Hoffnung, der Prinz werde an Deiner Seite, Karoline, noch einmal zu einem frischen thatkräftigen Jugendleben aufthauen — aber ich habe längst diese Hoffnung aufgegeben. Sein Herz bleibt ein Eisklumpen. Dagegen kämpfen Götter selbst vergebens. Dennoch ist mein Rath auch heute noch: Geduld! Geduld! und nochmals Geduld! Abwarten, bis die griechische Kronenfrage entschieden ist. In den nächsten Wochen oder Monaten sehen wir darüber klarer. Mir wäre eine solche Lösung Eures Bundes die liebste, ohne Eclat, durch ein äußeres Muß herbeigeführt. Ihr würdet dann im Frieden vom Prinzen scheiden — und der König von Griechenland würde Euch ein treuer Freund bleiben ..."

Weinend gelobte ich auf's Neue Geduld und Ausdauer und volles Vertrauen in die Leitung des Vetters — und Christian versprach, wieder in alter traulicher Weise Vormittags auf ein Stündchen zu uns zu kommen. Dabei sagte er:

„Ich bin bisher fortgeblieben, weil der Prinz mich nicht aufforderte, mit ihm und Euch hier zu speisen, obgleich er weiß, daß ich jetzt doppelt vereinsamt in Claremont-Hause, während ich früher mit dem Prinzen dinirte und mit ihm die Abende verlebte. Das sind eben prinzliche Rücksichtslosigkeiten! Aber laßt Euch nicht merken, daß Ihr mich entbehrt . . ."

So war denn wenigstens ein freundlicher Verkehr mit dem Vetter wieder hergestellt. Er kam jeden Vormittag zum Frühstück, erzählte, rieth und tröstete. Und ich nahm mich übermenschlich zusammen, seinen Rath zu befolgen und dem Prinzen nicht zu verrathen, was in meiner Seele vorging — und mich ans Vegetiren zu gewöhnen. Ich putzte mich täglich für den Prinzen wie zu einer Soiree, ging vor dem Essen mit ihm in dem düsteren Tannengange am Bache, wo kein Vorübergehender uns bemerken konnte, hin und her — hin und her, spielte geduldig Klavier, accompagnirte dem Gesange Sr. Hoheit und las unverdrossen von fünf bis sieben Uhr Henriette Hanke vor.

Am Vormittag gab der Vetter mir im Park Reitunterricht, anfangs auf einem Pony — dann auf einem schönen eleganten Damenpferde. Als der Prinz einmal diesen Reitübungen zugeschaut hatte, meinte er in seiner Weise: „Die Mizi nimmt sich als Amazone prächtig aus!" — und am andern Tage erschienen Hoheit selber beritten auf der Wiese im Park — aber in so possirlicher Weise, daß mir — die ich das Lachen fast verlernt hatte — ein böses Lachen kam. Der mehr als sechs Fuß lange Ritter saß auf einem kleinen

dicken Pony, daß die dünnen prinzlichen Beine fast die Erde berührten! Ein Bild à la Don Quixote! Hoheit meinten aber ganz wohlgefällig: Es stuckere nicht so sehr auf einem kleinen Pferde, als auf einem hohen Roß! — Und mit diesem Ritter von der traurigen Gestalt ritt ich auf der kleinen schmalen Parkwiese hin und her — hin und her. Es war wenig Freude dabei. Das schützende Parkgehege mit mir zu Pferde zu verlassen, wagte der Prinz nicht. Nur ungern erlaubte er, daß ich mit dem Vetter zuweilen einen Spazierritt in's Freie machte. Es that mir so wohl, im vollen Galopp dahin sprengen zu können! Es waren doch kurze Stunden, in denen ich mich frei fühlte — frei wie ein ander Menschenkind! Hin und wieder begegnete uns auch ein Mensch und wir ritten durch wohlhabende Dörfer und an freundlichen Villen vorüber...

Aber dieser arme Freiheitstraum dauerte nicht lange.

Eines Morgens kam uns ein hübscher eleganter Cavalier entgegen geritten. Nach freundlicher Begrüßung des Vetters ließ er sich mir als Mr. Sommersett vorstellen und bat um die Erlaubniß, uns ein wenig in den Wald begleiten zu dürfen.

Er war ein angenehmer Gesellschafter, lange auf dem Continent gewesen und wußte sehr interessant französisch zu plaudern. Beim Abschiede fragte er mich galant: ob er öfter das Glück haben werde, mir hier zu Pferde zu begegnen?

Und richtig, am andern Tage ritt Mr. Sommersett schon auf der Chaussee wartend auf und ab, den Baron Stockmar und seine Cousine zu begrüßen. Christian aber bog geschickt vorher in einen Seitenweg ab und wir waren im Walde verschwunden, ehe der verdutzte Cavalier diese eilige Flucht begreifen konnte. Der Vetter sagte ärgerlich: „Das fehlte uns auch noch, daß dieser phantastische Romanheld, nach

dem unsere Ladies bisher vergebens angelten, sich in die Gräfin Montgomery verliebte und den Versuch machte, Dich in Deiner Wohnung zu besuchen. Dann ade, Geheimniß! Des Prinzen Stellung und Existenz in England wäre bedroht, ja die griechische Krone gefährdet. Wir müssen auf das Ausreiten verzichten!"

Tief verstimmt langte ich in unserem traurigen Gefängniß wieder an und sandte sogleich Hühnlein an den Prinzen mit einem Billet: Ich hätte heftige Kopfschmerzen und könne Se. Hoheit heute nicht sehen!

Sehr erregt begrüßte der Prinz mich am andern Tage mit den Worten: „Stocki hat mir Alles gebeichtet, da der Sommerset schon Lärm geschlagen von der neu aufgetauchten deutschen Schönheit, die der Prinzessin Charlotte so ähnlich sei. Er wird uns alle jungen Brauseköpfe auf den Hals locken, welche die Mizi sehen wollen. Daran ist das dumme Ausreiten schuld!"

„Hoheit, ich werde nie wieder ausreiten. Ich habe schon auf diese letzte Freude und — Freiheit verzichtet!" — sagte ich tief erbittert. — „Die Mutter und ich werden uns bemühen, uns ganz als verschollen und begraben zu betrachten. Das ist also das gerühmte Stillleben, von dem man mir gesprochen hat, als man mich mit goldenen Versprechungen nach England lockte. Hätte ich gewußt, daß ich hier gleich einer Staatsgefangenen leben müßte — oder wie die arme Gräfin im Schlosse zu Eishausen — ich wäre wahrhaftig nicht hier. Wollen Hoheit nicht noch geruhen, mir eine schwarze Maske anschmieden zu lassen, wie jener räthselhafte französische Gefangene sie trug?" — und ich brach in leidenschaftliches Weinen aus.

Der Prinz stand anfangs ganz verdutzt da — dann machte er mit gezwungenem Lächeln den Versuch zum Scherzen: „Ei! ei! die Mizi will wohl gar anfangen zu revoltiren?"

„Werde ich nicht dazu gezwungen? Ich bin nun mal keine Sclaven-Natur!“ — rief ich entrüstet aus, lief davon und schloß mich in meinem Schlafzimmer ein.

Der Prinz sagte zur bestürzten Mutter ganz gleichmüthig: „Ich hätte doch nicht gedacht, daß die Künstlerinnen so leidenschaftlich sein können! Aber die Mizi wird schon wieder gut werden. Schade, daß ich heute um das neue Kapitel des Romans komme. Ich war so sehr darauf gespannt!“ — und der Prinz fing das Drieseln ohne Leseaccompagnement an, bis die Mutter sich erbarmte und das neue Kapitel des spannenden Romans vorlas. In welcher gedrückten Stimmung!

Die arme gute Mutter! Sie hat mir im Leben viele und große Opfer gebracht, — damals in England aber doch die größten der Mutterliebe. Welch ein trostloses Leben führte sie als — Mutter der Gräfin Montgomery! Monate lang ertrug sie geduldig die Pein, während meines stundenlangen Vorlesens geputzt und steif dabei zu sitzen und zuzuschauen, wie Hoheit drieselten. Dann bat ich selber sie, den täglich erneuten fruchtlosen Kampf gegen Schläfrigkeit und Gähnkrampf aufzugeben und auf ihrem Zimmer zu bleiben. Aber nur die Hoffnung, daß der Prinz und ich uns im zärtlichen Alleinsein leichter mit einander einleben würden, bewog die Mutter, meiner Bitte nachzugeben. Ihr Hoffen war natürlich ein vergebliches.

Dazu kamen Verdrießlichkeiten mit der zudringlichen, ewig spionirenden Fanny. Die hatte sogar die Keckheit, der Mutter täglich ihre Gesellschaft und Unterhaltung anzubieten — bis ich kurzen Prozeß machte und dem Vetter das Ultimatum stellte: „Entweder die Fanny geht — oder ich gehe!“ Das half. Fanny kehrte nach Claremont-House zurück. Der Prinz ließ es geschehen und sagte nur: „Die Fanny ist mal sehr hübsch gewesen!“

„Nun, dann ist sie in Claremont mehr an ihrem Platz, als hier!“ — war meine pikirte Antwort.

Natürlich gestaltete sich unser „Stillleben“ durch solche Scenen nicht gemüthlicher.

Da kam Vetter Christian eines Morgens in großer Erregung angaloppirt. Sein sonst so blasses Gesicht sah geröthet aus und sein Auge blitzte, als er uns ohne Gruß schon von Weitem zurief: „Die Stunde der Rettung ist da. Dem Prinzen ist jetzt definitiv die Krone Griechenlands angeboten! Karoline, Du bist frei!“

Mit namenlosem Entzücken jubelte ich auf und umarmte und küßte den Vetter und lachte und schluchzte in einem Athem:

„Gerettet aus Grabesnacht! Erweckt zu neuem Leben! Mein Gott ich danke Dir, daß dies unselige Band in Frieden gelöst und nicht im Zorn zerrissen wird! Ich danke Dir, daß ich ohne Groll und im Frieden von einem Manne scheiden darf, den ich einst geliebt zu haben glaubte!“

Vetter Christian sagte ernst: „Karoline, ich gönne Dir die Freiheit!“

Und dennoch sollte ich umsonst gejubelt haben. Es war ein schöner Freiheits — traum gewesen. Le marquis peu-à-peu und Monsieur tout doucement traten dazwischen.

Zur Erklärung muß ich etwas näher auf die Verhältnisse und auf den Charakter des Prinzen Leopold eingehen. Viele dieser Mittheilungen verdanke ich den Erzählungen des Vetters Christian, der trotz seiner berühmten diplomatischen Klugheit uns gegenüber doch häufig als ein echtes enfant terrible drauf losplauderte, wenn — Prinz Leopold ihm mal wieder den Kopf warm gemacht hatte.

4. Geister von Claremont-House.

Was vergehen muß, vergehet,
Was bestehen kann, bestehet,
Was geschehen will, geschieht.
Herder.

Einst war ich naiv genug gewesen, zu glauben: ich werde an des Prinzen, meines liebevollen Gemals Seite, in dem schönen Claremont wohnen!

Wie war das Alles so anders geworden! Ich durfte Schloß Claremont nur betreten und besichtigen, wenn der Prinz in London weilte, — wie eine Fremde. Vetter Christian oder Hühnlein führten die Mutter und mich umher.

Claremont-House, nach einem früheren Besitzer, dem Grafen von Clare, so genannt, ist ein großer stattlicher Bau, in einem herrlichen weiten Park und auf einem grünen Hügel gelegen.

Am meisten interessirten mich natürlich die Gemächer, welche die Prinzessin Charlotte, des Prinzen Leopold erste Gemalin, während ihres kurzen Eheglücks hier bewohnt hatte — und die vielen Erinnerungen an sie.

So fand ich auf einer Stange im Vorzimmer einen alten grauen Papagei, Coco, sitzen, mit dem die lebhafte Prinzessin einst gern getändelt hatte. Aber er war arg vernachlässigt und strotzte von Schmutz und Ungeziefer. Als ich den Prinzen bat, mir den armen Coco auf einige Zeit in Pflege zu geben, schenkte er mir sofort den Papagei,

augenscheinlich froh, den schmutzigen Schreier auf so bequeme Art los zu werden. Kein Zug von Bewegung zeigte sich dabei in seinem Gesicht, in Erinnerung an alte Zeiten.

Die Mutter und ich badeten und pflegten den Papagei fleißig und hatten die Freude, ihn wieder aufleben zu sehen. Bald schwatzte er lustig immer fort: „Mutter — Lina — ich liebe Dich!“

Coco folgte uns später auf allen Komödiantenfahrten: nach Rußland — Oesterreich — Dresden. Dort ist er erst 1842 gestorben, bald nach der Mutter und wohl aus Gram, weil er sie, seine treue Pflegerin, nicht mehr sah.

Auch ein Bild der Prinzessin Charlotte sah ich in Claremont, in einem russischen Kostüm, blau mit Silber, ein Geschenk der Großfürstin Katharina, späteren Königin von Württemberg, die gleich nach den Freiheitskriegen nach London gekommen war und hauptsächlich die Ehe der Prinzessin mit dem Prinzen Leopold vermittelt hatte.

Zufällig besaß ich ein ganz gleiches russisches National-Kostüm, das mir während meines Gastspiels in Petersburg von Mad. Pleske geschenkt war und in dem ich dort so fröhlich den russischen National-Tanz eingeübt hatte.

Am nächsten Tage empfing ich den Prinzen in diesem Kostüm, selber überrascht durch meine Aehnlichkeit mit der Prinzessin Charlotte. Wir glichen uns wie Zwillingsschwestern.

Der Prinz stutzte und wurde ein wenig blaß. Aber keine Spur von Rührung zeigte sich in seinem blasirten Gesicht. Mit größter Gemüthsruhe verglich und analysirte er unsere Aehnlichkeiten: „Prinzeß Charlotte hatte eine feinere Nase, aber nicht so hübschen Mund wie die Mizi. Charlotte war voller — Mizi ist graziöser gewachsen. Das blonde Haar, der frische Teint ist Beiden gemeinsam . . .“ und so ging die Analyse behaglich weiter, bis ich ungeduldig

dazwiſchen fuhr: „Hoheit vergeſſen die treuen Herzen, die in gleicher Hülle für Sie ſchlagen und — ſchlugen!“ — Das brachte Hoheit ein wenig aus der Contenance, die der Prinz erſt am — Drieſelkäſtchen wiederfand. —

War es unſere äußere Aehnlichkeit? War es das gleiche Schickſal, das uns dem Prinzen Leopold verband? — Ich empfand für die Prinzeſſin Charlotte das lebhafteſte Intereſſe und wurde nicht müde, Vetter Chriſtian, der ſie ja noch perſönlich gekannt hatte, über ſie auszufragen. Vielleicht war es auch das tiefe Unglück, welches ſich durch das ganze Leben der Prinzeſſin zog, das mein Mitgefühl für ſie weckte. Denn iſt es nicht ein furchtbares Unglück für ein Mädchen, mag ſie nun Prinzeſſin oder ein Bettlerkind ſein, — das Gefühl: Vater und Mutter verachten zu müſſen!? Und mehr als ein Mal hatte Chriſtian Stockmar aus dem Munde der Prinzeſſin das furchtbare Wort vernommen:

„Meine Mutter war ſchlecht, aber ſie wäre nicht ſo ſchlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel ſchlechter geweſen wäre!“

Ihr Vater war der Prinz von Wales, geb. 1762, das älteſte von den 12 Kindern des blinden, ſchwachſinnigen Königs Georg III. von England, und der Prinzeſſin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, deren Bruder der Vater der Königin Luiſe von Preußen war. — Der Prinz von Wales wurde von ſeinen Schmeichlern „der erſte Gentleman Englands“ genannt, weil er für ſeine Toilette allein jährlich 20,000 Pfund Sterling verſchwendete und als Junggeſell mit einem Jahreseinkommen von 50,000 Pfund Sterling nie reichte, ſo daß er Schulden über Schulden machte. Ihr Vater war aber auch zugleich der liderlichſte Mann ſeiner Zeit — ein Roué, Schlemmer, Trinker, Spieler und der gewiſſenloſeſte Mädchen- und Frauenverführer. Wie viel falſche Eide hat er geſchworen! Es iſt ſogar mehr als wahr-

ſcheinlich, daß er vor der Vergiftung ſeiner ihm ſchon vor der Hochzeit unbequemen Gemahlin nicht zurückſchreckte. Sicher iſt, daß er mit raffinirter Bosheit dieſe unglückſelige Frau moraliſch und phyſiſch zu Grunde richtete.

Schon mit 24 Jahren hatte der Prinz von Wales, obgleich er ein tägliches Einkommen von faſt 1000 Thalern bezog, eine Schuldenlaſt von 160,000 Pfund Sterling aufgehäuft. Der König, ſchon längſt geſpannt mit ſeinem verlorenen Sohne, verweigerte die Bezahlung dieſer Schulden. Da wendeten ſich des Prinzen Freunde, Libertins und Schmarotzer, um Hilfe an das Parlament. Man wollte wenigſtens eine Debatte — man wollte Skandal . . .

Jetzt erhob ſich der Miniſter Pitt im Unterhauſe und drohte: wenn man ihn zwinge, mit Enthüllungen, welche ſogar die Thronfolge des Prinzen von Wales in Frage ſtellen würden . . .

Das ganze Haus erzitterte. Selbſt die gewiſſenloſeſten Anhänger des Prinzen erblaßten. Denn Jedermann im Hauſe — in England wußte: worauf Pitt hindeutete! Es war ein öffentliches Geheimniß, daß der Prinz — da er nicht anders ſein Ziel erreichen konnte — ſich mit der ſchönen Katholikin Mrs. Fitzherbert kirchlich hatte trauen laſſen, obgleich er wußte, daß deren Gatte noch lebte. War des Prinzen Ehe mit Mrs. Fitzherbert giltig, ſo wurde er dadurch vom Throne ausgeſchloſſen: weil ein Thronerbe nach engliſchem Geſetze keine Katholikin heirathen durfte. War dieſe Ehe nicht giltig, weil der erſte Gatte, Mr. Fitzherbert noch lebte, ſo war es doch unleugbar: daß der Prinz von Wales mit Mrs. Fitzherbert die Ehe gebrochen hatte.

Aber der Prinz und ſeine Cumpane bebten vor ſo zarten Bedenken nicht zurück. Mit kühner Stirn forderten Fox und Sheridan eine officielle Unterſuchung des Angedeuteten — und der „erſte Gentleman“ nahm mit cyniſchem

Lächeln den Ehebruch auf sich und Mrs. Fitzherbert — und erklärte laut: Nein, ich bin nicht mit Mrs. Fitzherbert in giltiger Ehe verheirathet. Es hat nur eine Scheintrauung stattgefunden — die Gute wurde selber getäuscht . . .

Und der Minister Pitt und das Parlament ließen nicht nur diese delicate Angelegenheit fallen, sie zahlten auch die Schulden des Prinzen; nachdem dieser versprochen hatte, wie ein Schulknabe: nein, ich will's auch gewiß nicht wieder thun! — Und dennoch hatte der Thronerbe schon nach wenigen Jahren auf seine runden Schultern eine neue Schuldenlast von einer halben Million Pfund Sterling gehäuft.

Jetzt wußten der König, die Minister, das Parlament und selbst der Prinz und seine Freunde keine andere Rettung — als: eine standesgemäße Heirath! Das unglückliche Opfer war auch schnell gefunden: Prinzessin Caroline von Braunschweig, deren Mutter eine Schwester König Georgs III. war. Die Königin-Mutter hatte für ihre Nichte, die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz gestimmt. Zum Glück siegte des Königs Project, denn sonst wäre Luise nicht — Preußens Königin und Schutzengel geworden.

Der englische Brautwerber, Lord Malmesbury, schildert die sechsundzwanzigjährige Braut als „eine hochgewachsene Blondine mit regelmäßigen Gesichtszügen, offenem lebhaften Ausdruck und natürlicher Bildung, wenn auch ohne fürstliche Würde". Sie sei zu familiär-ungezwungen, leichtfertig-geschwätzig und vulgär, ihre Toilette geschmacklos. Leidenschaftlich und excentrisch, hasche sie „mehr hartnäckig, als glücklich und discret, nach witzigen Einfällen", doch sei sie gutmüthig und lernbegierig . . .

Ende März 1795 betrat Prinzessin Caroline als Braut des Prinzen von Wales zum ersten Male den englischen Boden — vom ganzen Volk als „guter Engel" mit Jubel

begrüßt. Der geiſtreiche Caricaturen-Zeichner Gilray widmete dieſem „guten Engel“ ein gelungenes Blatt: „The Lover's dream“ — des Liebhabers Traum! Der dicke „erſte Gentleman“ ruht auf üppigem Lager. Auf der einen Seite ſchwebt als guter Engel die Prinzeſſin-Braut mit holdem, glückverheißendem Lächeln heran — vor der des Prinzen böſe Geiſter, Fox und Sheridan, auf der andern Seite in Nacht und Finſterniß entfliehen . . .

Aber dies war eben nur ein Traum! Schon bei ſeiner erſten Begegnung mit ſeiner Braut zeigte der „erſte Gentleman“ ſich in ſeiner vollen erſchreckenden Wirklichkeit. Als die Prinzeſſin Caroline ihm in London ſchüchtern-demüthig entgegentrat und vor ihrem zukünftigen Henker gar das Knie beugte — umarmte der Prinz ſie flüchtig und wandte ſich dann mit Oſtentation zu dem Brautwerber Lord Malmesbury mit den höhniſchen Worten: „Harris, mir iſt ſchlecht. Ein Glas Brandy!“ — Mit einem derben Fluch kehrte er der erſchrockenen Braut den Rücken — und ging plump davon.

Ja, der Prinz hatte die Frechheit, ſeiner Braut eine ſeiner vielen Maitreſſen, Lady Jerſey, als Hofdame und tägliche Geſellſchafterin aufzuzwingen.

Und dann kam der traurigſte Hochzeitstag, der 8. April, und die Trauung in der Kapelle des St. James-Palaſtes. Berauſcht taumelte der Prinz an den Altar, wendete ſeiner Braut beſtändig den Rücken zu und nickte auffällig zu einer Loge hinauf, in der eine verſchleierte Dame ſaß — Mrs. Fitzherbert. Dieſer ihm durch einen proteſtantiſchen Geiſtlichen in Gegenwart von zwei Zeugen angetrauten „Gattin“, deren Trauſchein noch heute in den feuerſicheren Gewölben des Bankhauſes Coutts aufbewahrt wird, hatte er — um ihr Stillſchweigen zu erkaufen — das frivole Verſprechen gegeben: „Du biſt auch in Zukunft einzig und allein meine

rechtmäßige Gattin, während die Prinzessin dies nur dem Namen nach sein wird. Ich werde stets öffentlich zeigen: an wen mich die Neigung und an wen mich der Zwang fesselt . . ." Und das zeigte dieser Gotteslästerer und Sittenverächter schon in der heiligsten Stunde seines neuen verbrecherischen Ehebundes am Traualtar!

Armer rettender „guter Engel"!

Berauscht taumelte der Prinz zum Hochzeitsmahl . . . noch berauschter taumelte er in's Brautgemach . . .

Stunden unsäglicher Angst und Erniedrigung für die unglückliche Prinzessin! — Damit die Aermste ihrem Scheusal von Gatten ja noch mehr zuwider werde, hatten dessen Lieblinge oder Maitressen ihr etwas Berauschendes und ein Vomitiv in den Wein gemischt . . . und die Thüren fest hinter ihr verschlossen . . . Niemand öffnete auf ihr angstvolles Klopfen, auf ihren Hilferuf . . . Den Rest dieser entsetzlichen Nacht verbrachte der Prinz in sinnloser Betrunkenheit vor dem Kamin auf der Erde . . .

Schon am andern Tage erklärte der Prinz dem Könige, daß er mit einer — solchen Frau in keiner ehelichen Gemeinschaft leben könne! Und sie waren und blieben geschieden — für immer. Dennoch mußte die Prinzessin noch längere Zeit die Schmach erdulden: mit einem — solchen Gemahl und seiner neuesten Maitresse, Lady Jersey, in Carlton-House unter demselben Dache zu leben und an derselben Tafel zu speisen und sich von ihrem Henker und seinen Henkersknechten täglich auf's Neue beschimpfen und verhöhnen zu lassen . . . Und sie hatte Niemanden an diesem unglückseligen liebloſen, zwietrachtzerrissenen Königshofe, der sich der Fremden freundlich annahm, als den alten halbblinden, geistesschwachen König Georg, den Bruder ihrer Mutter! Die Königin Charlotte, obgleich eine deutsche Prinzessin, trat ihrer Schwiegertochter von vornherein feindlich entgegen.

Dieſe Königin Charlotte muß ein garſtiges Weib geweſen ſein. Darin ſtimmen alle Zeitgenoſſen überein.

Lord Brougham ſagt von ihr: „Ihre Tugend war ſo ausſtaffirt mit überflüſſiger Steifheit und Prüderie, daß ſie die Gefühle der Achtung und Sympathie auf die Probe ſtellte. Während nichts die Regelmäßigkeit ihres Lebens ſtörte, war die Langeweile ihrer Geſellſchaft, die Förmlichkeit ihres Benehmens, die Kleinheit ihrer Seele ganz geeignet, ein reſpectables Betragen ſo wenig anziehend zu machen, als möglich, und den Beobachter eher von der Moralität zu verſcheuchen, als anzulocken.“

Und ſelbſt Baron Chriſtian Stockmar, der treue Anhänger der engliſchen Königsfamilie, ſchildert die Königin Charlotte: „Klein, verwachſen, ein wahres Mulattengeſicht!“ — Wie viel der feine Diplomat hier — nicht geſagt hat!?

Und wie hat die Prinzeſſin Charlotte ihre Großmutter gehaßt!

Grade neun Monate nach jenem unglücklichen Hochzeitstage gebar die Prinzeſſin von Wales eine Tochter — die Prinzeſſin Charlotte. Das Volk jubelte der kleinen Thronerbin entgegen — und auch das Mutterherz hoffte: dies unſchuldige Kind könne ein neues Band des Friedens und der Liebe zwiſchen Vater und Mutter knüpfen! — Eitle Hoffnungen!

Der Prinz von Wales begrüßte ſeine Tochter damit, daß er jetzt auch officiell jede eheliche Gemeinſchaft mit ſeiner Gemalin auflöſte!

Der König war gerecht und liebevoll genug, zu beſtimmen: daß die Erziehung der Prinzeſſin Charlotte bis zu ihrem achten Jahre der Mutter zufalle!

Von einem Alpdruck befreit, eilte die Prinzeſſin von Wales nun allſommerlich mit ihrem holden Töchterchen aus dem Kerker von Carlton-Houſe in die grüne Einſamkeit der

lieblichen Hügellandschaft zwischen Charlton und Woolwich, wo die Villa Shrewsbury sie aufnahm. Diese stillen Sommertage waren die glücklichsten ihres Lebens. Im Winter mußte sie wieder die Mauern von Carlton-House mit ihrem unnatürlichen Gatten und dessen Maitressen, Lady Jersey, Marquise Towshend, die Gräfinnen Cholmondeley und Carnavon, Lady Konyngham, Marquise Hertfort u. A. und mit seinen Saufcumpanen theilen.

Aus den Kinderjahren der Prinzessin Charlotte gibt es eine Anecdote, die eine frühe Begabung, ein ernsthaftes Nachdenken und eine starke Entwicklung des königlichen Bewußtseins bei dem Kinde bekundet.

Die kleine Prinzessin war sechs Jahre, als sie einem Schachspiel zusah. Sie hört das Wort „Schachmatt" und erhält auf ihre Frage die Erklärung: „Der König ist matt — er hat seine Macht verloren!" — Nachdem es eine Weile still nachgedacht, sagt das Kind: „Das darf nicht sein, daß man den König matt macht. Er muß seine Macht behalten, um regieren zu können. Ich würde, wenn ich König wäre, mich durchaus nicht matt machen lassen!"

Als Prinzessin Charlotte acht Jahre alt war, entspann sich ein neuer Kampf zwischen ihren Eltern um ihre Weitererziehung. Endlich traf der König folgende Entscheidung.

„Lower Lodge in Windsor Park soll zum Aufenthalt der Prinzessin Charlotte eingerichtet werden. Der König wird für ihren Unterhalt und ihre Erziehung sorgen und dazu einen Bischof ernennen, da sie als präsumtive Thronerbin eine Erziehung höherer Art genießen muß. Der Bischof soll einen Geistlichen berufen, welcher die Prinzessin in Religion und Lateinisch zu unterrichten und täglich mit ihr Gebete zu lesen hat. Ein anderer Instructor soll angestellt werden für Geschichte, Geographie, Literatur und Französisch; ferner Schreib-, Musik- und Tanzlehrer. Die Sorge für

ihre Gesundheit und ihr Betragen soll einer Gouvernante anheimfallen; und da sie Tag und Nacht unter der Aufsicht verantwortlicher Personen sein muß, sollen eine Untergouvernante und eine Gehülfs-Untergouvernante ernannt werden!"

Anfang 1805 erhielt die Prinzessin Charlotte Lower Lodge — ihr trauriges Gefängniß, wie sie es später oft nannte, zur Wohnung. Um ihrer Tochter näher zu sein, bezog die Prinzessin von Wales Montague-House — trotz des Protestes des Prinzen von Wales, dessen ganzes Streben immer hartnäckiger dahin ging, seine Tochter dem Einflusse der Mutter ganz zu entziehen. Aber der alte König trat für die Mutter ein.

Da griff der erste Gentleman Englands in seiner Wuth und in seinem Haß zu anderen — zu den infamsten Waffen, die je eines Buben Hirn ersonnen. Er — der vielfache Ehebrecher — klagte seine Gemalin öffentlich des Ehebruchs mit Admiral Sir Sidney Smith, Kapitän Manby und dem berühmten schönen Maler Sir Thomas Lawrence an, mit der Behauptung: der Knabe Bill Austin, den die Prinzessin von Wales in ihrer Kinderliebe adoptirt und mit der kleinen Charlotte erzogen hatte, sei ihr eigenes uneheliches Kind . . .

Der König beauftragte vier seiner Minister mit der delicaten Untersuchung (Delicate Investigation) dieser Angelegenheit. Die Prinzessin von Wales wies nach, daß Bill Austin der eheliche Sohn eines armen Segelmachers aus Charlton sei — und wurde Mitte Juli 1806 vollständig freigesprochen, doch nicht ohne einen gewissen Tadel über die unvorsichtige „Leichtfertigkeit ihres Benehmens". Dabei ist stark zu betonen, daß die Untersuchungsrichter sämmtlich zu den „Freunden" des Klägers, also zu den Feinden der so schmählich Angeklagten gehörten. Der Prinz war sogar gemein genug, seine zehnjährige Tochter wenigstens indirect

als Zeugin gegen ihre Mutter aushorchen zu lassen. Die kleine Prinzessin aber durchschaute die ganze Intrigue und ließ sich selbst durch die verfänglichsten Fragen zu keiner für ihre Mutter ungünstigen Aussage verlocken, theilte vielmehr dieser das ganze Manöver mit und versicherte sie ihrer unwandelbaren Liebe und Verehrung.

Armes Kind, dem der eigene Vater mit roher Hand so früh schon den Blütenstaub der Unschuld raubt und in dem jungen Herzen die reinste, köstlichste Blume entblättert: die heilige Kindesliebe!

Während dieser Untersuchung war es der Prinzessin von Wales verboten, ihre Tochter zu sehen und den Hof von Windsor zu besuchen. Und dies grausame und schimpfliche Verbot wurde nicht zurückgenommen, bis die aufs Aeußerste gereizte Frau drohte: sie werde die geheime Geschichte aller dieser Cabalen und Verfolgungen der Oeffentlichkeit übergeben!

Bald darauf, im April 1807, kamen die Freunde der Prinzessin: Eldon, Parceval und Canning in's Ministerium. Sogleich ordneten sie eine General-Revision der Delicate Investigation an — und nun ward der Prinzessin von Wales eine glänzende Genugthung und eine vollkommene Ehrenrettung. Die Prinzessin wurde am Hofe wieder empfangen. Dennoch wußte der Prinz von Wales durchzusetzen, daß die Mutter ihre Tochter fortan wöchentlich nur einmal in Lower Lodge besuchen dürfe. Auch wurde er nicht müde, durch seine Canaillen fort und fort verbreiten zu lassen, trotz dieser Freisprechung und Ehrenrettung ist die Prinzessin dennoch eine Ehebrecherin! Weil aber das Gesetz den Ehebruch eines Mitgliedes der königlichen Familie mit dem Tode bestraft, hat man auf Befehl des Königs Gnade für Recht ergehen lassen.

Die Antwort der Prinzessin war das wiederholt und energisch ausgesprochene Verlangen: alle Aktenstücke der „delikaten

Unterſuchung" möchten durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben werden! Sie habe dieſe Oeffentlichkeit durchaus nicht zu fürchten!

Der Miniſter Parceval gab dem Prinzen auf ſeine Beſchuldigung eine vernichtende Antwort in ſeinem anonymen, heimlich gedruckten und heimlich verbreiteten Buche, das unter dem ſeltſamen Titel erſchien: „The Book", den Prinzen und ſeine Canaillen vollſtändig entlarvte und deshalb nach Kräften von ihnen aufgekauft wurde. The Book gehört längſt zu den größten literariſchen Curioſitäten. Aber es hatte ſeinen Zweck erreicht: das engliſche Volk nahm immer lauter Partei für die unglückliche, ſyſtematiſch zu Tode gehetzte Prinzeſſin von Wales — gegen ihren verhaßten Verfolger, den Erben der Krone Englands. — Wie oft hätte dieſer ſchon „nach dem Geſetz" den Tod der Ehebrecher erleiden müſſen?!

Iſt's da zu verwundern, daß die junge Prinzeſſin Charlotte ihrem Vater ſtets nur mit Angſt und Schrecken — ja, mit Abſcheu entgegentrat, wenn er ſie in ihrem düſteren Gefängniß beſuchte? Denn er ging nie, ohne das arme Kindesherz beſudelt zu haben durch immer neuen Schmutz, den er auf den Namen und die Ehre ihrer damals noch zärtlich und rein geliebten Mutter mit teufliſcher Syſtematik häufte.

Ja, armes, armes Herz, das da ſpäter bekennen mußte: „Meine Mutter war ſchlecht, aber ſie wäre nicht ſo ſchlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel ſchlechter geweſen wäre!"

Vetter Chriſtian und auch Prinz Leopold meinten: Die Prinzeſſin von Wales war als Gattin und als Frau nicht ſchuldlos. Sie hatte Liebſchaften über Liebſchaften. Aber wäre ſie ſicher eine treue Gattin und Mutter geweſen, wenn der Prinz ihr treu und liebevoll entgegengekommen. Aus Verzweiflung, um ihr Unglück zu vergeſſen und ſich zu

betäuben, stürzte die unselige Frau sich von einem Sinnenrausch in den andern ... bis sie drin unterging.

Im Oktober 1810 verfiel der erblindete, längst als schwachsinnig bekannte König Georg III. in unheilbaren Wahnsinn. Am 11. Februar 1811 ernannte eine Regency Bill des Parlaments den Prinzen von Wales zum Regenten ... Diese neue Macht ihres Henkers sollte die Prinzessin von Wales mit ihrer Tochter nur zu bald und empfindlich fühlen. Sofort nahm der Prinz-Regent die Erziehung der Prinzessin Charlotte selbst in die Hand.

Von derselben entwirft uns Lady Charlotte Bury, Hofdame der Prinzessin von Wales, aus jenen Tagen ein anscheinend kaum geschmeicheltes Bild, indem sie im Dezember 1810 in ihr Tagebuch schreibt: „Ich hatte die Ehre, die Prinzessin Charlotte bei ihrer Großmutter zu treffen. Sie ist sehr klug, hat aber noch ganz die Manieren eines unbeholfenen Schulmädchens und sprach allen möglichen Unsinn mit mir. Sie ist ein schönes Stück Fleisch und Blut, kann jedoch, wenn sie will, Würde annehmen, obgleich diese ihr unbequem zu fallen scheint. Was wird ihr Schicksal sein?“

Und wenige Tage später, nach einem Besuch der jungen Prinzessin Charlotte bei ihrer Mutter, heißt es in demselben Tagebuche: „Ihre Mutter zeigte ihr eine eben angekommene Aigrette, ein Geburtstagsgeschenk der als geizig bekannten Königin, worauf die Prinzessin Charlotte bemerkte: die Aigrette sei ganz anständig, wenn man sich erinnere, wer sie schicke! — Dabei lachte sie aus voller Kehle, ihr eigenthümliches lautes, aber musikalisches Lachen.“

Schon nach wenigen Monaten, im Mai 1811, findet Lady Charlotte Bury die jetzt fünfzehnjährige Prinzessin außerordentlich entwickelt — zu einer stattlichen jungen Dame mit königlichem Anstand. Sie ist über Mittelgröße, ihre Büste voll und schön geformt, ihr Teint weiß, die Züge

schön und ausdrucksvoll, Hände und Füße aristokratisch zierlich. In ihrem Charakter findet sich eine eigenthümliche Mischung von Laune, Eigenwillen und Hartnäckigkeit — mit Gutherzigkeit, Klugheit und Enthusiasmus. Es scheint, als wünsche sie mehr als schöne Frau, denn als Thronerbin bewundert zu werden. Sie ist eine kräftige, reich ausgestattete Natur, deren Tugenden ihre Fehler überwiegen.

Dies Bild ergänzt Lord Brougham mit den Worten: „Sie war eine Person von großen und leidlich ausgebildeten Fähigkeiten. Mit der Lebhaftigkeit ihrer Mutter vereinigte sie größere Schärfe des Urtheils, geerbt hatte sie von dieser den entschlossenen Muth und die Entschiedenheit des Charakters. Ihr Temperament war heftig und reizbar, eine Anlage, welche weder ihre eigenen Bemühungen, noch die ihrer Lehrer hatten bändigen können. Aber in ihrer Natur war nichts Niedriges, Gemeines, Gehässiges . . ."

Von dem „entschlossenen Muth und der Entschiedenheit" der jungen Prinzessin ist uns ein interessanter Charakterzug aufbewahrt.

Im Februar 1812 speist Prinzessin Charlotte in großer Gesellschaft bei ihrem Vater in Carlton-House. Der Regent, voll süßen Weines, schimpft in pöbelhafter Weise auf den Führer der liberalen Opposition im Parlament, Lord Grey, dem und dessen Partei die Prinzessin und ihre Mutter mit vollen Sympathien anhängen, schon deshalb, weil die Whigs — des Prinz-Regenten Gegner — ihre natürlichen Freunde sind. Der Prinzessin treten bei den schmählichen Worten ihres Vaters Thränen des Zorns in die Augen. Weinend verläßt sie die Tafel, um zum ersten Mal in die Oper zu fahren — wo sie von dem Publikum enthusiastisch begrüßt wird. Kaum hat sie in einer gegenüberliegenden Loge den von ihrem Vater so hart und ungerecht geschmähten Lord Grey entdeckt — so erhebt sie sich lebhaft und wirft dem

erstaunten Lord, unbekümmert um das ganze verdutzte Haus und die unausbleiblichen Zornesausbrüche ihres Vaters, begeisterte Kußhände zu . . .

Als London den Zusammenhang erfuhr, war die Prinzessin die Heldin des Tages. Alle Welt, selbst die Zeitungen nahmen öffentlich Partei für sie — gegen ihren Vater, und der junge Lord Byron, der sich so eben erst durch die ersten beiden Gesänge des Childe Harold bekannt gemacht hatte, widmete ihr sein schnell populär gewordenes Gedicht: „Lines to a Lady Weeping!“

Des Königstammes Kind beweine
Des Reichs Verfall, des Vaters Schmach:
O glücklich, wenn der Thränen Reine
Des Vaters Schuld vertilgen mag.
O weine Du der Tugend Zähre,
Den schwerbedrängten Inseln Heil!
Für jede Thräne sei Dir, Hehre,
Des Volkes Lächeln einst zu Theil!

Der Prinz-Regent war wüthend und hetzte seine ganze Meute bezahlter Federn gegen den Dichter, — wie dieser an seinen Freund Murray schreibt: „Die Zeitungen liegen in Krämpfen, die Stadt ist in Aufruhr und dies Alles, wie Bedreddin in den arabischen Nächten bemerkt: weil ich eine Crême-Torte mit Pfeffer gemacht habe. Wie komisch, daß acht Zeilen wohl fast acht Tausend in's Dasein rufen sollten.“

Oeffentlich antwortete Byron auf dies Gekläff durch ein neues Gedicht: „Windsor-Verse!“ anknüpfend an die Zeitungsnotiz, daß der Prinz-Regent die Königsgruft in Windsor besucht und zwischen den Särgen Karls I. und Heinrichs VIII. gestanden habe:

Dort ruhn sie, denen heil'ge Band' ein Scherz,
Karl ohne Kopf bei Heinrich ohne Herz.
Dazwischen steht dort ein besceptert Ding,
Ein König, den noch keine Kron' umfing.

Karl seinem Volk und Heinrich seinem Weib
Eint doppelt der Tyrann sich seinem Leib.
Vergeblich mischt den Staub das Recht, der Tod
Ein Vampyr ist erwacht verscharrtem Koth.
Was hilft ein Grab, wann dort es ausgespien:
Blut, Staub von Beiden — dem Georg verliehn!

Lady Weeping ist aber von Stund' an dem ganzen englischen Volk für immer an's Herz gewachsen.

Allgemeines Aufsehen erregte Prinzeß Charlotte auch bei ihrem ersten Erscheinen im Parlament, als der Prinz-Regent im Dezember 1812 die neue Session eröffnete — durch ihre kecke Ungenirtheit und frische Heiterkeit — trotz der wüthenden Blicke des Vaters, der streng auf die Etikette gegen seine eigene geheiligte Person hielt.

Bald darauf forderte der Prinzessin selbständiges Auftreten des Vaters Zorn noch heftiger heraus. Sie schrieb kühnlich an den Ministerpräsidenten Lord Liverpool: sie sei in wenigen Wochen siebzehn Jahre alt und also den Kinderschuhen und der Gouvernanten-Erziehung entwachsen. Sie bäte deshalb statt der Gouvernanten um Hofdamen und eine anständige Hofhaltung, wie sie Englands Kronprinzessin gebühre!

Der Prinz-Regent antwortete hierauf durch Zusammenberufung der ganzen königlichen Familie zu einem Geheimrath in Windsor, wo Prinzessin Charlotte von der Königin und den Prinzessinnen die heftigsten Vorwürfe zu hören bekam, während ihr wüthender Papa sie ein Mal über das Andere „ein hartnäckiges, verstocktes Mädchen und eine dumme Närrin" nannte, die es nur seiner Milde zu danken habe, daß er sie nicht auf Lebenszeit einsperre. Sie werde nie eine eigene Hofhaltung haben, bis sie sich verheirathe . . .

Allen diesen väterlichen Wuthausbrüchen setzte die Prinzessin die größte — ja, eine fast eisige Ruhe und ein consequentes Schweigen entgegen. Und sie erreichte hierdurch

doch so viel, daß sie statt der beiden Unter-Gouvernanten zwei Gesellschaftsdamen und in Warwick-House eine eigene Stadtwohnung erhielt, so daß sie fortan nicht mehr mit ihrem Vater und dessen Maitressen in Carlton-House unter demselben Dache zu leben brauchte. Die Herzogin von Leeds wurde dem Namen nach zur neuen Ober-Gouvernante ernannt — vielleicht auch zur neuen Ober-Spionin, denn als die Prinzessin ihre Mutter, die sie fortan nur noch alle vierzehn Tage und zwar in Gegenwart der Gesellschaftsdamen sehen durfte, nach dieser Windsor-Scene zum ersten Mal in deren Stadtwohnung Kensington-Palace in Gesellschaft der Herzogin von Leeds besuchte, warf sie sich der Mutter stürmisch in die Arme und flüsterte ihr, mit einem Wink auf die neue Ober-Gouvernante, zu: „Um's Himmels Willen, sei freundlich gegen sie!"

Lady Charlotte Bury war bei diesem traurigen Wiedersehen anwesend und entwirft uns davon folgendes Bild: „Die Prinzessin war sehr blaß, aber schön. Ihre Gestalt zeigte die Blüte voller kräftiger Entwicklung; ihr Kopf, ihre Arme, Hände und Füße waren wohlproportionirt und edel geformt. Nie sah ich ein Gesicht, das mit so wenig Schatten, so viel lebhafte und verschiedene Bewegungen ausdrückt. Sie sprach über ihre Lage und erklärte in sehr ruhiger, aber entschiedener Weise: sie werde dieselbe nicht ertragen. Ihr ganzes Auftreten hinterließ den Eindruck eines raschen durchdringenden Geistes, eines heftigen, gebieterischen Willens. Doch ist ein Anflug von Romantik in ihrem Charakter, der sie leicht irreleiten wird . . .

Da die Prinzessin von Wales mit ihrer Tochter nicht ohne Zeugen sprechen durfte, hatte sie Alles, was sie auf dem Herzen hatte, vorher zu Papier gebracht. Diese schriftlichen Mittheilungen, in ein paar Schuhe versteckt, gab sie ihrer Tochter mit nach Hause." —

Ein neuer Zwiſchenfall gab der Welt wieder viel zu reden. Die Prinzeſſin Charlotte ſollte bei dem erſten königlichen Drawingroom der neuen Saiſon, am 4. Februar 1813, bei Hofe vorgeſtellt werden. Als aber der Prinz-Regent ihr gerechtes Verlangen: daß dieſe Präſentation, wie ſonſt üblich, durch ihre Mutter geſchehe! — in brüsker Weiſe abſchlug, blieb auch die Prinzeſſin Charlotte einfach von jenem Drawingroom fort.

Gleichzeitig hatte die Prinzeſſin von Wales einen Brief an ihren Gemal geſandt, in welchem ſie ſich beſonders darüber beſchwerte, daß ihre Tochter von ihr fern gehalten werde, gerade in den Jahren, in denen nur eine liebevolle Mutter deren Erziehung und Herzensbildung vollenden könne, — und daß die Prinzeſſin Charlotte noch immer nicht confirmirt ſei!

Uneröffnet erhielt die Prinzeſſin von Wales dieſen Brief zurück, mit der Notiz: der Prinz-Regent wünſche keine Briefe von der Frau Prinzeſſin zu empfangen!

Auch Lord Liverpool, der Miniſterpräſident, welchem die Prinzeſſin denſelben Brief zur Uebermittelung und Befürwortung überſandte, erklärte zu ſeinem Bedauern, in dieſer Angelegenheit nichts thun zu können . . .

Da entſchloß ſich die tief gekränkte und gereizte Frau zu einem äußerſten Schritt: — ſie ließ am 11. Februar 1813 dieſen Brief im „Morning Chronicle“ erſcheinen.

Das fiel wie ein Funke in's Pulverfaß! Ganz London — ganz England gerieth in Aufruhr. In der City fanden öffentliche Meetings ſtatt, welche an die Prinzeſſin von Wales Anerkennungs- und Ergebenheits-Adreſſen beſchloſſen. Whitbread, ein Führer der Oppoſition, kündete im Parlament eine Motion an: das Haus möge dem Regenten ſeine Mißbilligung ausſprechen und die Regierung auffordern, die Beſchwerden der Prinzeſſin von Wales und ihrer Tochter ſofort zu berückſichtigen!

Der Prinz-Regent antwortete durch eine neue Infamie: er befahl mit Oſtentation die Wiederaufnahme der „delikaten Unterſuchung“ gegen die Prinzeſſin von Wales und ließ aus Parceval's „Buch“, das doch zur Rechtfertigung der Prinzeſſin geſchrieben war, aus dem Zuſammenhange geriſſene Stellen abdrucken, um an dieſen den Ehebruch ſeiner Gemalin zu beweiſen. — Zugleich erſchien dieſer Teufel in Prinzen-Geſtalt bei ſeiner ſiebenzehnjährigen Tochter und enthüllte vor ihren entſetzten Augen in brutalſter Weiſe alle Sünden und Verbrechen ihrer ſittenloſen Mutter, ihr gleichzeitig ankündigend: daß ſie dieſe während der neuen Ehebruchs-Unterſuchung gar nicht mehr ſehen werde . . .

Wer möchte verſuchen, den Seelenzuſtand dieſer in ihrer Mutter auf's Tiefſte beſchimpften und beſudelten königlichen Jungfrau von ſiebenzehn Jahren zu ſchildern!

Wir vermögen ihn nur mit tiefſtem Mitleiden nachzuempfinden — — während uns unſagbarer Ekel und Abſcheu gegen dieſen unnatürlichſten Vater erfüllt.

Prinzeſſin Charlotte erklärte: wenn ſie ihre unglückliche geliebte Mutter nicht mehr ſehen dürfe, ſo werde ſie für alle Welt unſichtbar bleiben! Und ſie ſchloß ſich in Warwick Houſe ein, nahm keinen Beſuch mehr an und unterließ ſelbſt ihre Spazierfahrten . . . bis ihr Vater ihr zuflüſtern ließ: man munkelt von einem unerlaubten Verhältniß zwiſchen der Prinzeſſin Charlotte und dem Capitän Fitzclarence, dem natürlichen Sohne des Herzogs von Clarence, und ſeinen Folgen, welche die Prinzeſſin hinderten, ſich öffentlich zu zeigen . . . Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm . . .

So ſchonte dieſer Teufel ſelbſt den guten Ruf ſeiner Tochter nicht, obgleich er wußte, daß die Prinzeſſin Charlotte den Capitän Fitzclarence auch nicht ein einziges Mal geſehen hatte.

Aber diese Teufelei konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Mit der Thräne des Zorns in den schönen Augen zeigte die Prinzessin sich wieder öffentlich auf Spazierfahrten und in der Oper.

Auch die neue königliche „delicate Untersuchungs-Kommission" war nicht schlecht genug, nach dem Willen des Prinz-Regenten die Prinzessin von Wales des Ehebruchs schuldig zu finden. Sie sprach dieselbe frei — kam aber doch den Wünschen ihres Gemals so weit entgegen, daß sie erklärte: der Regent habe vollkommen Recht, jeden Verkehr zwischen Mutter und Tochter auf's Strengste zu verbieten!

Ganz England war empört über diese Entscheidung und gab seiner Entrüstung Ausdruck in neuen Meetings, neuen Adressen und neuen Parlamentsreden zu Gunsten der Prinzessin von Wales und ihrer Tochter.

Als die Equipagen beider Damen sich einst — gleichviel, ob zufällig oder nach geheimer Verabredung — im Hydepark begegneten und Mutter und Tochter sich weit aus dem Wagenfenster vorbeugten und weinend einander in die Arme fielen und im Fluge zärtlich Küsse und Worte wechselten — stand das Publikum gerührt umher und begleitete beide Equipagen mit Segenswünschen und Hochrufen... Der Kutscher der Prinzessin Charlotte aber erhielt sofort den strengsten Befehl, bei Dienstentlassung: dem Wagen der Prinzessin von Wales stets auszuweichen und nie anzuhalten — selbst auf Geheiß seiner Herrin nicht! — wenn jener verpönte Wagen oder die noch verpöntere Prinzessin von Wales in Sicht sei.

Aber — verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen! Verbiete dem Mutter- und dem Tochterherzen, sich zu sehen, zu sprechen, zu lieben! — Die Prinzessinnen fanden dennoch mit Hilfe ihrer vielen Freunde oft Gelegenheit zu heimlichen Zusammenkünften.

Als dem Prinz-Regenten das Gerücht zu Ohren kam: die Prinzessin Charlotte liebe ihren Oheim, den siebenundbreißigjährigen Herzog von Gloucester! — ein ander Mal: nein, es sei der junge Herzog von Devonshire, den sie heirathen möchte! — sagte er zu Miß Knight, dem vertrauten Gesellschaftsfräulein seiner Tochter, voll unvermeidlicher Wuth: „Vergessen Sie nie, daß die Prinzessin Charlotte den thörichten Gedanken sich aus dem Sinne schlagen muß, als habe sie einen eigenen Willen; so lange ich lebe, muß sie mir unterworfen bleiben — mag sie 30 oder 40 oder 45 Jahre alt sein!"

In jenen Tagen tauchte der Erbprinz von Oranien zum ersten Mal in dem Leben der Prinzessin Charlotte auf als Heirathscandidat: Sein Debüt war allerdings wenig gewinnend. Es war am Geburtstage des Regenten, am 12. August 1813, und bei den Festlichkeiten zur Einweihung des neuen Cadettenhauses „Sandhurst-College", als die Prinzessin den Prinzen von Oranien, den späteren Erbprinzen der Niederlande, zuerst sah — ohne daß sie sonderliches Wohlgefallen an ihm finden konnte. Der Regent war in übelster Laune und sprach weder mit seiner Tochter, noch mit ihren Damen. Nach dem Diner blieb er mit seiner Tafelrunde bei der Flasche sitzen. Als die Königin-Mutter nach Windsor aufbrach, war ihr Sohn Georg nirgends zu finden... Der Regent lag mit seinem Bruder, dem Herzog von York, seinem erwählten Eidam, dem Prinzen von Oranien und anderen Trinkbrüdern toll und voll unter dem Tische.

Der Prinz von Oranien hatte in Spanien gedient und war als Adjutant des Lord Wellesley mit Depeschen nach England gekommen. Er hatte bereits Aussicht, nachdem Napoleons Herrschaft vernichtet, Erbprinz der Niederlande zu werden. Das machte ihn dem Regenten als Schwiegersohn besonders angenehm, denn der hätte die ihm unbequeme

Tochter gern im Auslande verheirathet gesehen. Ihre wachsende Popularität genirte ihn — und mit der Tochter wäre seiner gehaßten Gemalin ihre Hauptstütze in England genommen.

Von allen Seiten wurde die Prinzessin Charlotte für diese Heirath bearbeitet: von der Königin-Mutter, von den Prinzessinnen, von dem Leibarzte und von ihrem Vater. Als sie diesem erwiderte, sie liebe ihren Oheim, den Herzog von Gloucester! — fuhr der Regent sie wüthend an und schwur: nie und nimmer werde sie seine Einwilligung zu dieser Heirath erhalten!

Am 11. Dezember traf die Prinzessin mit dem Prinzen von Oranien bei ihrem Vater zusammen. Der war ungewöhnlich freundlich zu ihr, nahm sie bei Seite und fragte: „Nun, wie gefällt er Dir? Es geht wohl nicht?“ — Sie antwortete: „Das will ich nicht sagen. Sein Wesen gefällt mir recht gut...“ Darauf ergriff der Regent ihre Hand, legte sie in die des Prinzen von Oranien und stellte Beide der Gesellschaft als Brautpaar vor...

Als die Prinzessin am andern Morgen ihrer Vertrauten, Miß Knight, von dieser Verlobung durch Ueberrumpelung erzählte, fügte sie in Bezug auf ihren Bräutigam resignirt hinzu: „Er ist nicht so unangenehm, wie ich erwartete“. — Miß Knight findet den Bräutigam bei seiner ersten Visite recht gewöhnlich und kränklich aussehend, sein Benehmen etwas knabenhaft offen und vertraulich, aber für einen jungen Soldaten nicht unangenehm. — Es scheint, die unglückliche Prinzessin habe den ersten besten Freier angenommen, in der Hoffnung, so der väterlichen Tyrannei am sichersten zu entrinnen.

Im Januar wurde diese Verlobung bereits anderen Souveränen vertraulich angezeigt. Im März kam ein niederländischer Abgesandter nach London und hielt für den

Erbprinzen in aller Form um die Hand der Prinzessin an. Sie gab ihr Ja-Wort und nahm die Brautgeschenke in Empfang. König Wilhelm der Niederlande zeigte den Generalstaaten die bevorstehende Heirath des Erbprinzen mit der englischen Kronprinzessin officiell an. Von beiden Seiten wurden Bevollmächtigte ernannt, den Heirathsvertrag zu entwerfen...

In diesem Heirathvertrag suchte der Prinz-Regent seine Tochter zum zweiten Male hinterlistig zu überrumpeln, um sie aus England los zu werden. Als die Prinzessin zuerst davon hörte, sie werde ihrem Gemal in die Niederlande folgen und dort wenigstens einen großen Theil des Jahres leben müssen! — brach sie in hysterisches Schluchzen aus. Sie hätte nie daran gedacht, England und ihre Mutter zu verlassen... Und im Laufe der Verhandlungen verlangte sie immer hartnäckiger die Aufnahme ihrer Bedingung in den Heirathsvertrag: ich darf nie gezwungen werden, England gegen meinen Wunsch zu verlassen!

Diese Bedingung wurde endlich in den ersten Tagen des Juni durch den in den Heiraths-Contract aufgenommenen Paragraphen erfüllt: „Es besteht Einverständniß und Uebereinkommen dahin, daß J. K. H. Prinzeß Charlotte zu keiner Zeit das Vereinigte Königreich ohne schriftliche Erlaubniß seitens Sr. Majestät oder des Prinz-Regenten... und ohne Ihrer K. Hoheit eigene Einwilligung verlassen soll..."

So schienen denn alle Hindernisse für diese englisch-oranische Heirath beseitigt... Und doch wurde dieselbe acht Tage später von der Prinzessin Charlotte definitiv abgebrochen...

Sie liebte nun mal den unschönen, ausschweifenden, charakterlosen Prinzen von Oranien nicht. Sie sagte später über ihn: „Er taugte vielleicht ganz gut zu einem Reitergeneral, aber nicht zu meinem Gemal. Er hatte nichts von einem Prinzen an sich..."

Sie liebte ihren Verlobten nicht — — und ſie fing juſt an, einen Anderen zu lieben: den ſchönſten Prinzen ſeiner Zeit — — Leopold von Koburg!

Am 31. März 1814 waren die Kaiſer von Rußland und Oeſterreich und der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit ihren ſiegreichen Truppen in Paris eingezogen . . . Am 7. Juni trafen die drei Monarchen auf Einladung des Prinz-Regenten und der engliſchen Nation in London ein — und mit ihnen der noch nicht vierundzwanzigjährige ſchöne Prinz Leopold von Koburg . . . mit dem beſten Willen: in England womöglich ſein Glück zu machen! Wahrſcheinlich iſt ſogar, daß er von England aus einen ſehr deutlichen Wink erhalten hatte: er möge kommen und den Erbprinzen von Oranien bei der engliſchen Kronprinzeſſin — ausſtechen, was ihm bei ſeiner ſiegenden Perſönlichkeit durchaus nicht ſchwer werden würde . . . Nicht weniger wahrſcheinlich iſt auch, daß er dieſen Wink von einer ſehr klugen und ſehr unternehmenden Dame erhielt, die das Terrain am engliſchen Königshofe ſchon ſorgfältig ſtudirt und dem edlen Ritter Leopold ſchon wacker vorgearbeitet hatte . . .

Dieſe Dame war: Catharina, Großfürſtin von Rußland, Schweſter des Kaiſers Alexander und Wittwe des Herzogs von Oldenburg. Prinz Leopold war der Schwager ihres Bruders Conſtantin und der beſondere Schützling des Kaiſers Alexander, unter deſſen Protection er den Krieg gegen Frankreich mitgemacht hatte. Auch die Großfürſtin Catharina war dem liebenswürdigen Prinzen Leopold wohlgewogen.

Plötzlich, Ende März, war die Großfürſtin Catharina am engliſchen Königshofe aufgetaucht. Was wollte ſie hier? Kluge Leute behaupteten: ſie wollte den Prinz-Regenten heirathen, wenn es dem gelungen, ſeine Scheidung von Karoline von Braunſchweig zu bewirken. Noch klügere Leute wollten ſpäter wiſſen: ſie kam in diplomatiſcher Sendung.

Sie sollte die Heirath zwischen England und den Niederlanden verhindern, damit England nicht zu großes Uebergewicht auf dem Festlande gewönne. Es sei jedenfalls viel vortheilhafter für Rußland, wenn der Erbprinz von Oranien eine russische Großfürstin heirathe — und die Kronprinzessin von England einen kleinen bescheidenen Prinzen, der dem russischen Kaiserhofe anverwandt und zugethan sei — z. B. diesen hübschen Leopold von Koburg.

Doch, gleichviel! So viel ist sicher, daß die Großfürstin Catharina, wenn sie mit so weitgehenden Plänen nach England kam, ihre Karten vortrefflich zu mischen und auszuspielen verstand. — An eine Heirath mit dem Scheusal von Regenten hat sie sicher nicht gedacht. Dazu war sie zu klug und zu geschmackvoll. Das Unglück der Prinzessin von Wales stand ihr ja täglich vor Augen. — Und alles Uebrige hat die feine Diplomatin erreicht: Bruch der Verbindung zwischen England und den Niederlanden — Heirath zwischen Prinzeß Charlotte und Prinz Leopold — und spätere Vermälung des Erbprinzen von Oranien mit einer russischen Großfürstin, Anna Paulowna, Schwester Catharinas.

Bald war die Großfürstin Catharina die vertraute Freundin und Rathgeberin der jungen Prinzessin Charlotte geworden. Sie kam häufig nach Warwick-House. Miß Knight nennt sie: „eine große Politikerin, um nicht zu sagen Intrigantin!“ Im Hause der Großfürstin lernte Prinzeß Charlotte zuerst den Prinzen Leopold kennen. Doch soll der schöne ritterliche Prinz Friedrich von Preußen, Neffe des Königs, anfangs einen weit tieferen Eindruck auf ihr empfängliches Herz gemacht haben — bis die Freundin Catharina ihr auseinandersetzte, daß die hohe Politik nie ihre Zustimmung zu einer Verbindung mit Preußen geben werde . . .

Genug, der arme unschöne und unliebenswürdige Erbprinz von Oranien war mehrfach „ausgestochen“. Mit Hülfe der

weltklugen Großfürstin fand sich auch binnen wenigen Tagen ein ziemlich plausibler Grund zum totalen Bruch mit ihm. Der Prinzessin Charlotte fiel plötzlich ein, daß ihr Verlobter ihre Mutter ebenso sehr vernachlässige, wie die fremden Monarchen, welche der Prinzessin von Wales auf Wunsch des Regenten nicht mal einen Höflichkeitsbesuch gemacht hatten. Ihre Mutter war von allen Hoffestlichkeiten ausgeschlossen und deshalb blieb auch Prinzeß Charlotte hartnäckig von denselben fern — trotz der Wuth ihres Vaters.

In dieser Stimmung erklärte Prinzeß Charlotte ihrem Verlobten am 16. Juni mündlich und schriftlich: Es sei ihr unmöglich, nach der Heirath England zu verlassen. Es sei ihre Pflicht gegen ihre Mutter, deren einziger Schutz sie sei, in deren Nähe zu bleiben. Zugleich müsse sie verlangen, daß nach der Heirath ihr gemeinsames Haus stets der Prinzessin von Wales offen stehe . . .

Als der Erbprinz, gebunden durch den Regenten, dies nicht zugestehen wollte, erklärte die Prinzessin sofort energisch: unter diesen Umständen könne von einer Heirath keine Rede mehr sein! — Und dabei blieb sie, trotz aller Bitten — Vorstellungen — Drohungen von Seiten ihres Vaters.

Während des Besuchs der Monarchen mußte der Regent sich seiner Tochter gegenüber noch mäßigen. Aber er bereitete einen Staatsstreich vor. Und dann — als die Kaiser und der König von Preußen Englands Boden verlassen hatten — erschien er am Abend des 12. Juli plötzlich wie ein Strafengel mit feurigem Schwert und in Begleitung des Bischofs von Salisbury in Warwick-House, hielt seiner Tochter eine wüthende Standrede und kündigte ihr an: ihr ganzes Hausperſonal sei entlassen und werde durch ein neues ersetzt werden. Sie selber solle in Cranbourne Lodge, einem einsamen Hause im Walde von Windsor, Zeit finden, ihre Halsstarrigkeit zu bereuen. Niemand dürfe sie dort besuchen

als die Königin-Mutter jede Woche ein Mal. Der Wagen warte, sie zunächst nach Carlton-House zu führen ...

Welch ein Schlag für die ahnungslose Prinzessin! In höchster Aufregung bittet sie, sich zurückziehen und für die Fahrt rüsten zu dürfen. In ihrem Ankleidezimmer fällt sie auf die Kniee und fleht: „Allmächtiger Gott, gieb mir Geduld!“ — Dann wirft sie einen Mantel über und flieht aus dem Hause und in einem Miethwagen zu ihrer Mutter nach Connaught Place — — während der Prinz-Regent in dem vorderen Zimmer ungeduldig wartet ... Als er endlich von dieser Flucht seiner Tochter hört — frohlockt er hohnvoll: „Sehr gut das! So wird nun doch Jedermann sehen, was für ein sauberes Früchtchen die Prinzessin ist! Diese neue Geschichte wird auf dem Continent bekannt werden und kein Prinz wird eine solche leichtfertige Person heirathen wollen!“

Eine Nacht voller Aufregung folgt! Auf der einen Seite hält der Prinz-Regent in Carlton-House mit dem Ministerpräsidenten und Lordkanzler einen langen Rath, was zu thun sei, nachdem er den Bischof von Salisbury und Miß Mercer Elphinstone, der Prinzessin vertrauteste Freundin, nach Connaught Place abgeschickt hat, die Entflohene zu ihm zurück zu führen. — Auf der andern Seite ist das Haus der Prinzessin von Wales in fieberhafter Aufregung und Thätigkeit. Reitende Boten rufen die Prinzessin von Wales, die gerade in ihrer Villa bei Blackheath weilt, den Herzog von Sussex, einen Bruder des Prinz-Regenten, der sich seiner Schwägerin und seiner Nichte stets besonders freundlich erwiesen hat, und den vertrauten Rathgeber Mr. Brougham herbei. Später kommen noch dazu: Miß Knight, der Herzog von York und der Lordkanzler Eldon ... Aber Alle stimmen darin überein: es bleibe ihr unter diesen Verhältnissen nichts übrig, als sich wenigstens vorläufig der väterlichen Autorität zu fügen.

Als Prinzeß Charlotte klagt, daß Alle sie verlassen, während doch das Volk sich auf ihre und ihrer Mutter Seite stelle — führt Brougham sie an's Fenster und sagt: „Ich werde Sie nur der Menge zu zeigen haben, die in wenigen Stunden diese nächtlich stillen Straßen und den Hyde-Park belebt, und Carlton-House wird vielleicht niedergerissen werden. Aber eine Stunde darauf wird das Militär erscheinen, Blut wird fließen und wenn Sie hundert Jahre leben, so wird man nie vergessen, daß Ihre Flucht aus dem väterlichen Hause die Ursache dieses Unglücks war. Und verlassen Sie sich darauf: der Abscheu des englischen Volks vor Blutvergießen ist so groß, daß man Ihnen jene Stunde nimmer vergessen würde!"

Nach langem Kampfe gab die Prinzessin der bitteren Nothwendigkeit nach. Bevor sie aber das Haus ihrer Mutter verließ, schrieb sie einen Protest gegen spätere Gewaltmaßregeln nieder und ließ denselben von allen Anwesenden unterschreiben. Dieser Protest lautet: „Ich bin entschlossen, den Prinzen von Oranien nie zu heirathen. Wenn eine solche Heirath angekündigt werden sollte, so wünsche ich, daß man sich dieser meiner Erklärung erinnert; es ist eine Heirath ohne meine Zustimmung und gegen meinen Willen, und ich bitte August, Herzog von Sussex, und Mr. Brougham besonders hiervon Notiz zu nehmen!"

Der Herzog von York und der Lordkanzler Eldon begleiteten die Prinzessin zu ihrem Vater nach Carlton-House — in's Gefängniß. Die Prinzessin durfte ihr Zimmer nicht verlassen, keinen ihrer Freunde sehen, mit Niemandem correspondiren . . . Dennoch erfuhr London von dieser neuen Gewaltmaßregel des verhaßten Regenten und murrte laut und immer lauter . . . Des Regenten eigener Bruder, der Herzog von Sussex, hielt am 18. Juli im Oberhause eine heftige Rede gegen diese Einsperrung seiner Nichte, indem

er den Miniſterpräſidenten fragte: Ob es wahr ſei, daß der Prinzeſſin Beſchränkungen aufgelegt ſeien, wie einer eingekerkerten Perſon? Ob man ſie verhindere, die ihr von den Aerzten verordneten Seebäder zu gebrauchen? Ob die Prinzeſſin einen ihrem hohen Range angemeſſenen Haushalt haben werde?

Lord Liverpool antwortete auf dieſe Fragen und alles Murren nur: Der Prinz-Regent hat Kraft ſeiner väterlichen Autorität einzig und allein Macht, über die Prinzeſſin Charlotte zu verfügen, und das Oberhaus nicht das geringſte Interventionsrecht!

Der Regent fing jetzt auch an, gegen ſeinen rebelliſchen Bruder Suſſex zu wüthen, indem er ſeiner Familie erklärte: ſie möge zwiſchen ihm und dem Herzog von Suſſex wählen. Er werde Jeden, der mit dieſem noch freundſchaftlich verkehre, als ſeinen perſönlichen Feind betrachten!

Welch ein wüſtes troſtloſes Familienbild thut ſich uns da auf: voll Zerriſſenheit und Fäulniß!

Die Rede des Herzogs von Suſſex hatte aber doch die Folge, daß die Prinzeſſin aus Carlton-Houſe nach Cranbourne Lodge geführt wurde. Allerdings nur ein Wechſel des Gefängniſſes. Aber dennoch athmete ſie in der Waldeinſamkeit von Cranbourne Lodge auf. Athmete ſie doch nicht mehr dieſelbe Luft mit ihrem Vater und — Kerkermeiſter.

In dieſen ſchweren Tagen ſollte Prinzeß Charlotte auch ihre Mutter verlieren. Die Prinzeſſin von Wales, noch tief verwundet von den ſchmachvollen Demüthigungen bei Anweſenheit der ſiegreichen Monarchen, gab jetzt müde den Kampf gegen ihren Gemal und — Henker auf. Sie rüſtete ſich — gegen den Rath ihrer treueſten Freunde — England zu verlaſſen. Ihre Tochter durfte ſie noch einmal umarmen. Am 24. Juli 1814 nahmen Mutter und Tochter in dem Hauſe am Connaught Place unter vielen Thränen Abſchied — ahnungslos, daß ſie ſich nie wiederſehen würden.

In welcher gereizten Stimmung die Prinzessin von Wales von England schied, beweist die Thatsache, daß sie bei dem letzten Diner mit ihrer Tochter, als diese von glücklicheren Tagen und einer Versöhnung mit ihrem Vater sprach, in ihrer hastigen Weise ein Glas Wein über das Tischtuch ausgoß — mit den Worten: „Eher wird dieser verschüttete Wein in die Flasche zurückfließen, als daß sich meine Gesinnung gegen die ändert, welche mich so gröblich und niederträchtig verleumdet haben!"

In des Prinzen Leopold Tagebuch — in welchem derselbe von sich stets in der dritten Person spricht — heißt es über jene Zeit: „Prinz Leopold begleitete den Kaiser Alexander nach England ... Der Herzog und die Herzogin von York waren sehr freundlich gegen den Prinzen, ebenso der Herzog von Kent. Der Prinz-Regent war sehr aufgebracht, erst darüber, daß die Prinzeß Charlotte den Prinzen von Oranien ausschlug, und dann, daß sie sich zu ihrer Mutter flüchtete. Das Publikum war überwiegend dem Prinzen Leopold günstig gestimmt, selbst die Minister, vor allen die Wellesleys, Lord Kastlereagh u. A. — Ende Juli verließ Prinz Leopold London. Vorher wurde er vom Regenten huldvoll empfangen, der sich überzeugt hatte, er habe keine unerlaubte Intrigue gespielt. Er wohnte auch einem glänzenden Balle in Carlton-House bei, wo er von der ganzen Familie Freundschaftsbezeugungen erhielt. Der Prinz eröffnete den Ball mit der Prinzeß Mary. Die Herzöge von Sussex und Gloucester wurden zu jener Zeit weder vom Regenten, noch von den Ministern empfangen."

Prinz Leopold ging zum Congreß nach Wien, wo es ihm gelang, den stets bestechlichen Gentz für die Interessen des Hauses Koburg zu gewinnen und so für Koburg günstige Erfolge zu erzielen. Dabei vergaß er aber seine eigenen Interessen in England nicht. In seinem Tagebuche heißt

es: „Der Herzog von Kent hatte die Güte, einige Mittheilungen an die Prinzessin Charlotte zu vermitteln, die ihren Entschluß erklärte, fest auf ihren Plänen beharren zu wollen... Die Prinzessin und ihre Freunde wünschten, der Prinz solle nach England kommen. Er meinte indessen, man müsse nichts „braviren"; dadurch würde die Sache noch schwieriger! — Die Prinzessin fand darin übertriebenes Zartgefühl und war ungehalten, aber wie sich später zeigte, war die Vorsicht sehr verständig..."

Noch immer wurde die Prinzessin Charlotte in Cranbourne Lodge gefangen gehalten, sogar auf Kosten ihrer Gesundheit. Erst als „Morning Chronicle" in einem geharnischten Artikel ein ärztliches Gutachten veröffentlichte, das schon vor Monaten der Prinzessin den Gebrauch von Seebädern sehr dringend verordnet hatte — — da wagte selbst der Regent der immer drohender murrenden öffentlichen Meinung nicht länger zu trotzen und die Prinzessin durfte von Ende August an in Weymouth Seebäder nehmen und dort bis gegen Weihnachten verweilen.

In dieser Zeit machte der Regent einen neuen Versuch, seine Tochter mit einem Prinzen von Oranien zu verheirathen, einem jüngern Bruder des abgewiesenen Erbprinzen. Die Prinzessin wollte auch von diesem Oranier nichts wissen. In ihrem Herzen kämpften die Bilder zweier Prinzen mit einander: Prinz Friedrich von Preußen und Prinz Leopold von Koburg! Wenn es auf die Prinzessin angekommen wäre, so hätte der ritterliche Preußenprinz leicht und sicher gesiegt. Aber die Politik wollte es nicht leiden.

Im Winter mußte Prinzeß Charlotte wieder in Carlton-House Wohnung nehmen. Aber obgleich sie mit ihrem Vater unter demselben Dache wohnte, sah sie denselben doch nur, wenn die Königin zum Besuch kam. Auch dann hatte der Regent für seine Tochter kein Wort, keinen Blick. Nur

für seine strengen Befehle existirte sie überhaupt. Er selber hatte die Liste der wenigen Personen geschrieben, welche sie sehen durfte. Ein Mal wöchentlich war es ihr gestattet, die Oper oder das Schauspiel zu besuchen, aber sie mußte in ihrer Loge möglichst versteckt sitzen und auch das Haus stets vor Schluß der Vorstellung verlassen — um vom Publikum nicht gesehen und nicht gefeiert zu werden. Aus demselben Grunde durfte sie auch nur im völlig geschlossenen Wagen spazieren fahren, obgleich ihr in dem dumpfen Kasten übel wurde.

Am 20. Februar 1816 tauchte Prinz Leopold von Koburg plötzlich wieder in England auf, eingeladen sogar von dem Regenten, bei dem er sich durch eine gewisse Gefügigkeit und Unterwürfigkeit angenehm zu machen gewußt hatte.

In dem prinzlichen Tagebuche lesen wir: „Trotz der dringendsten Briefe aus England konnte Prinz Leopold (in Folge einer entzündlichen Erkältung) die Reise dahin erst im Februar antreten. In London traf er Lord Kastlereagh, mit dem er nach Brighton ging, um sich dem Prinz-Regenten vorstellen zu lassen, der, obschon an der Gicht leidend, ihn huldvoll aufnahm und über die Prinzeß Charlotte und die Absichten, die er mit ihr hatte, sich aussprach. Bald kamen auch die Königin Charlotte und die Prinzessinnen Auguste, Elisabeth und Marie und mit ihnen die Prinzeß Charlotte; da die Freunde derselben meist zur Opposition gehörten, so hatten sie ihr Angst gemacht: der Prinz würde gegen den Regenten zu nachgiebig sein und sie gab dieser Besorgniß einen recht lebhaften Ausdruck. Eine förmliche Verlobung fand nicht statt, aber die Heirath wurde für abgemacht erklärt..."

Das „Tagebuch eines alten Diplomaten" erzählt dazu: „London, 24. Februar 1816. John Bull bekümmert sich wenig um Fürsten und ihre Vermälungen; er besitzt keine

müßige Neugier und an Se. Hoheit von Sachsen-Coburg wird kaum gedacht."

Dennoch wußte der kluge und geschmeidige Prinz Leopold sich bald beliebt zu machen, obgleich er über seine Armuth von den geldstolzen Engländern viel Spott erdulden mußte. So hatte man erkundschaftet, daß er als jüngerer Prinz von Coburg nur ein Einkommen von 200 Pf. Sterl. hatte und der biedere Londoner Specereikrämer berechnete lachend, daß dies in England gerade hinreiche, sich zwei Röcke und ein Dutzend Hemden anzuschaffen! Aber was thut's? Wir haben's ja dazu, ihn anständig auszustatten!

Und dennoch drohte auch diesem Heirathsproject noch in letzter Stunde der Schiffbruch. Der Regent machte einen neuen Versuch, seine Tochter auch als Gemalin des Prinzen Leopold aus England zu entfernen, indem er den Prinzen zum Oberbefehlshaber der Truppen in Hannover ernennen wollte. — Die Prinzessin aber erklärte mit der ihr eigenen Entschiedenheit: Nein, ich gehe nicht nach Hannover! Ich werde England nie verlassen! Lieber verzichte ich auf die Heirath mit dem Prinzen Leopold!

Der alte Diplomat notirt am 26. Februar: „Wieder geht das Gerücht, daß Prinz Leopold der neue Vicekönig von Hannover sei; es rührt von Carlton-House (Wohnung des Prinz-Regenten in London) her. In diesem Falle wird die Prinzessin mit ihm gehen ...

Der Hofwind bläst sechzig Mal in einer Stunde von allen Punkten des Compasses, so daß Nachrichten, die aus dieser Richtung herkommen, unsicherer sind als der Mond, der jetzt der herrschende Planet im Rathe des Regenten ist. Seit der Ankunft des Prinzen Leopold ist ein neuer Candidat aufgetreten, welcher, wie man sagt, von dem ganzen Hofe unterstützt werden wird; sein Name ist aber gegenwärtig noch ein Geheimniß. Die Minister spielen Blindekuh und

bei allem ihrem Scharfsinn sagt man doch jedem nach, daß ihm die Augen verbunden sind. Es sind seit der Ankunft dieses Deutschen schon genug niedliche Kabalen im Gange...

11. April 1816. Nichts Neues, ausgenommen, daß der Hof eine ganz ungewöhnlich geheimnißvolle Miene zeigt. Die Vermälung der Prinzessin Charlotte ist abermals aufgeschoben. Es heißt, es sei dazu ein wichtigerer Grund vorhanden, als die Leute meinen. Der Prinz von Sachsen-Koburg scheint unglücklicher Weise seit seiner Ankunft in unserem Lande sehr unwohl gewesen zu sein...

17. April. Momus und seine nächtliche Schaar war wieder zum Zechgelag in Carlton-House versammelt, als plötzlich die Nachricht einging, daß die schöne Rose des Staates in Bezug auf das beantragte Ehebündniß ihr Ultimatum abgegeben — und die Bewerbung des Prinzen von Coburg zurückgewiesen habe! Ihre Hoheit hat natürlich die ganze Staatsinquisition in Allarm gesetzt. Da die Prinzessin sich ohne Rath und Beistand sah und von allem Umgange, außer mit den ihr von der Königin beigegebenen Spionen, abgeschnitten sah, wußte sie endlich zwei Briefe mit der Stadtpost an den Herzog von Sussex in Kensington-Palast zu befördern. In diesen Briefen verweilt sie bei der Eigenthümlichkeit ihrer Lage und bei ihrem unabänderlichen Entschlusse, vom Parlamente das bestimmte Versprechen zu erhalten, daß man sie, wenn sie wirklich heirathete, nicht aus dem Lande schicken wolle, und giebt ihren Widerwillen gegen gewisse Mitglieder des königlichen Hauses ohne Rückhalt zu erkennen. Aber, wie gelang es ihr, diese Mittheilungen abzusenden? Bei der Rückkehr von einer Spazierfahrt in Windsor wußte sie grade die Zeit zu treffen, wo die Briefbeutel abgesondert werden. Durch dies Manöver vereitelte sie jede hinterlistige Spionage...

In den Zirkeln der Opposition erzählt man sich eine sehr lächerliche Anecdote. Bei dem ersten Erscheinen des Prinzen Leopold fragte die Prinzessin Charlotte: wer das wäre? Man nannte ihr seinen Namen und der Prinz näherte sich, indem er sich ehrerbietigst verneigte. — „Das ist ein Mißverständniß" — versetzte die Prinzessin Charlotte. — „Sie sind nicht der Rechte; ich habe Ihren Bruder, den Prinzen Ferdinand gemeint." (Der im Januar 1816 in Wien die reiche Erbtochter des Fürsten Kohary heirathete.) — Es sind noch andere Gerüchte im Umlauf... Eins jedoch ist gewiß — und es gewährt so viel Aufschluß, wie ein ganzes Buch — sämmtliche Domestiken sind entlassen!!

18. April. Die Prinzessin Charlotte scheint das ganze Conclave auseinander sprengen zu wollen. Gestern sagte sie: Ich sehe nicht ein, daß es für eine Königin nothwendig ist, überhaupt zu heirathen.

25. April. Man hat alle möglichen Mittel aufgeboten, um die Prinzessin Charlotte wieder herumzubringen. Der Herzog von Kent sagt: das ganze Project würde sich zerschlagen haben, wenn der Prinz-Regent und die Königin nicht nachgegeben hätten. Da die Prinzessin nun ihren Zweck erreicht hat, so wird sie nun wahrscheinlich diesen Sachsen-Koburg doch noch heirathen!

Während der Zeit, wo die Heirathsangelegenheiten auf das Tapet kamen, versuchte der Hof, Alles auf etwas hochtrabende Art durchzusetzen. Dies ließ sich aber das muthige Mädchen nicht gefallen. Bei einer Besprechung in Cranbourne-Lodge verlor die Königin die Herrschaft über sich selbst und machte der Prinzessin mit mehr Heftigkeit als Sanftmuth Vorwürfe über ihre Störrigkeit. Ihre königl. Hoheit hatte den Morgen zur Lectüre eines Romans bestimmt, und da das Buch noch zur Hand lag, so ergriff sie es und warf es der Königin ziemlich derb an den Kopf, die sich höchlich entrüstet entfernte..."

Die Hochzeit sollte im Mai sein. Inzwischen bereiste Prinz Leopold England und Schottland. Das ganze Volk freute sich dieser glücklichen Verbindung und — des endlichen Friedens an seinem Königshofe. Das Parlament bewilligte reiche Mittel zur Ausstattung: 60,000 Pfd. Sterl. zur Anschaffung von Mobiliar, Garderobe, Silberzeug, Juwelen — und ein jährliches Einkommen von 60,000 Pfd. Sterl. für das junge Paar. Als neue Stadtwohnung wurde Camelford-House, ein Palais des Grafen Grenville in der Nähe des Hyde-Park angekauft und eingerichtet, — als Landsitz später das reizende Claremont, bis dahin Eigenthum des Mr. Ellis, vierzehn englische Meilen von London entfernt.

Am 2. Mai 1816 fand in der Kirche von St. James die feierliche Vermälung der Prinzessin Charlotte mit dem Prinzen Leopold statt. Ganz England nahm Theil an dieser Freude. In derselben Stunde ließen sich in England, Schottland und Irland 774 Paare trauen. Von allen Seiten langten bei der Prinzessin die überschwänglichsten Glückwunsch-Adressen an, darunter eine aus der Grafschaft Kent, in einer Länge von — 20 Ellen. Hoch wurde es der Prinzessin angerechnet, daß sie bei ihrer Hochzeit nur inländische Stoffe trug.

Zugleich wurde ein neuer kleiner Charakterzug von dem Muthwillen und der Ungebundenheit der übermüthigen Prinzessin Charlotte erzählt.

Ehe sie in die Kirche zur Trauung fuhr, hatte ihre Ehrendame, die Gräfin Roßlyn, ihr eine lange Vorlesung über die bei dieser feierlichen Gelegenheit zu beobachtende Etikette und den höfischen Anstand gehalten — und die Prinzessin auch anscheinend ganz ehrbar zugehört. Aber während Lady Roßlyn und Lady Chichester in voller Etikette und steifster Grandezza an die Galaequipage stolzirten, — hüpfte die bräutliche Hoheit zum Staunen und Ergötzen der

zahlreichen Zuschauer wie ein spielendes Kind auf einem Bein an den Wagen ...

Als Lady Roßlyn sich von ihrem Entsetzen so weit erholt hatte, um der Prinzessin über diesen Mangel an Anstand und Etikette eine neue moralische Vorlesung zu halten, rief die Hoheit verwundert aus: „Wie, Mylady, das Hüpfen gefällt Ihnen nicht? Da will ich es schnell noch ein Mal machen, denn ich weiß mein Glück nicht anders auszudrücken!“ — und sie hüpfte zurück an das Portal und wieder an den Wagen. Sie hüpfte in die Ehe hinein ...

Dennoch notirt ein alter englischer Diplomat als Augenzeuge über diese Trauung in sein Tagebuch: „Die Prinzessin Charlotte sah ganz ungewöhnlich niedergeschlagen aus. — Was ihren königlichen Vater betraf, so war dieser gar nicht sichtbar. Der Wagen fuhr, von zahlreichen Cavallerie-Abtheilungen umringt, von Carlton-House mit möglichster Geschwindigkeit ab. Seine Hoheit stieg mit Hilfe einiger Diener aus und begab sich mit derselben Mühe, wie gewöhnlich, in die königlichen Gemächer ...

Ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, welche die Königin und der Prinz-Regent anwenden, beginnt die Prinzessin Charlotte doch schon feindselige Absichten an den Tag zu legen. Ihre Bemerkungen gegen die Gräfin Roßlyn konnten als Kriegserklärung gelten ... In Bezug auf ihren königlichen Vater sagte die rücksichtslose Prinzessin sehr schnippisch: „Es ist besser, Pferde zu satteln, als Esel zu beladen!“ — womit sie auf die Befehle anspielte, mit denen der Regent seine Günstlinge überhäuft. Alle Vorstellungen sind vergeblich bei ihr, sie hat für dergleichen nur taube Ohren und wird, wenn ich mich nicht irre, eine solche Gährung hervorrufen, wie man sie in Altengland noch nicht gesehen hat. So hat sie gedroht, Lady Conyngham (Maitresse ihres Vaters) öffentlich zu insultiren ... Ueber das Personal ihres Haus-

haltes sagte sie: „Ist es wohl zu ertragen, daß ich eine Menge Leute um mich habe, die buchstäblich nichts weiter sind, als Spione? — Ich werde sie Alle fortjagen . . .“

Die Flitterwochen verlebte das junge Paar in Oatlands, einer Besitzung des Herzogs von York. Aus diesen Tagen hat uns des Prinzen Leopold damaliger Leibarzt Christian Stockmar eine kurze Charakteristik der Prinzessin hinterlassen, in folgender Stelle seines Tagebuchs vom 5. Mai 1816: „In Oatlands sah ich die Sonne zum ersten Mal . . . Ich fand sie schöner, als ich erwartet hatte, sonderbare Manieren, die Hände beständig auf dem Rücken, Brust und Leib immer herausgedreht, nie ruhig auf den Beinen, von Zeit zu Zeit einmal gestampft, viel gelacht und noch mehr geschwatzt. Ich wurde vom Kopf bis zum Fuß gemessen, ohne jedoch dadurch decontenancirt zu werden. Mein erster Eindruck war nicht sehr vortheilhaft. Des Abends gefiel sie mir besser. Die Kleidung einfach, aber geschmackvoll.“

Schon der niederländische Heiraths-Gesandte van der Duyn hatte über die Prinzessin geschrieben: „Die Prinzessin ist eine junge Dame, welche aussieht wie ein störrischer Knabe im Unterrock (l'air d'un garçon mutin en cotillon).“

Noch im Mai bezogen die Neuvermälten ihre Stadtresidenz Camelford-House. Hof und Stadt gaben ihnen eine Reihe glänzender Feste. Auf Spazierfahrten und im Theater wurden sie stets mit Jubel begrüßt. In der Oper stimmte das ganze Haus: „God save the King“ an. Im Drurylane-Theater, als Shakespeare's „Heinrich VIII.“ mit Kemble, Kean und Mrs. Siddons gegeben wurde, beklatschte das Publikum lebhaft jede Stelle, welche als Anspielung auf den Tyrannen, den Prinz-Regenten, und seine unglückliche Gemalin, die Prinzessin von Wales, die nicht einmal der Hochzeit ihrer Tochter hatte beiwohnen dürfen, gedeutet werden konnte.

Prinz Leopold erhielt den Bath- und Hosenbandorden, den Titel als Feldmarschall und Geheimer Rath und das Bürgerrecht der City von London.

Am 21. Juni 1816 erzählt der alte Diplomat: „Soeben habe ich mit einem intimen Freunde von Camelford gesprochen. Er sagt mir, daß ein kleiner Skandal zwischen dem Prinzen Leopold und seiner Gemalin stattgefunden hat. Die Prinzessin Charlotte ist sehr unglücklich. Dieser Koburg hat ein schlechtes Gemüth!

16. Juli. Die Maßregel wegen der Scheidung des Prinz-Regenten ist noch nicht aufgegeben. Das Gerücht sagt, daß der Prinz Leopold dabei die Hand im Spiele habe und es sei ihm dies zur unerläßlichen Bedingung gemacht worden, ehe man ihm die 60,000 Pfd. Sterl. jährlich für den Ablebefall J. K. Hoheit aussetzte. Die Königin und der Prinz-Regent haben sich vorgenommen, die Prinzessin Charlotte von der Thronfolge auszuschließen. Die armen Seelen! Sie wissen nicht, daß die öffentliche Meinung eine furchtbare Miene anzunehmen beginnt!

2. August. Ich sprach schon früher von einer Mißhelligkeit zwischen gewissen Mitgliedern der königl. Familie. Es ist vielleicht nöthig hinzuzusetzen, daß der Prinz von Sachsen-Koburg dabei nicht betheiligt ist. Wenn Seine Hoheit es mit irgend einer Partei hält, so ist es die seines Schwiegervaters und er besucht Carlton-House fast täglich.

6. August. Der Prinz-Regent wackelte beim Diner tête à tête mit dem Grafen Münster auf eine Weise mit dem Kopfe, welche an die bekannten chinesischen Porzellan-Figuren erinnert. Er schwatzte unaufhörlich. Das hauptsächliche, wo nicht einzige Thema, war die projectirte Scheidung, bei welcher Gelegenheit Seine Hoheit sich in den gewöhnlichen Strom von Schimpfreden ergoß. Der Prinz erklärte, es sei nothwendig, dem wachsenden Einfluß der

Prinzessin Charlotte Einhalt zu thun. Bei dieser Scheidung habe er nicht die Absicht, sich wieder zu vermälen, sondern er arbeite blos darauf hin, eine Trumpfkarte in die Hand zu bekommen, welche ihm unumschränkte Macht über die Prinzessin geben würde. Die Frage wird dem Oberhause als eine Bill vorgelegt werden. Man hat nicht die Absicht, den geistlichen Gerichtshof anzugehen, weil dieser den Lehrsatz von der Recrimination geltend machen würde . . .

23. August. Die Prinzessin Charlotte hat sich von den Bekanntschaften ihres Vaters gänzlich zurückgezogen. Sie sagt, es sei ihre Absicht, an das Publikum zu appelliren. Die Ministeriellgesinnten sind sehr entrüstet, daß sie ihren Vater während seiner Krankheit nicht ein einziges Mal besucht hat.

6. September. Der Regent hat die Flugschrift zu Gunsten der Prinzessin Charlotte in Betreff der Scheidung gelesen und hegt Verdacht, daß der Herzog von Sussex die Hand mit im Spiele habe . . ."

Ja, es war ein trauriges Verhältniß zwischen Tochter und Vater. Mit Eifersucht beobachtete dieser jede neue Huldigung, welche Prinzeß Charlotte vom Volke empfing. Nachdem er seine Tochter mehrere Monate gar nicht gesehen hatte, machte er ihr im August einen Besuch, um ihr in schonungslosester Weise zu sagen: jetzt habe er die Beweise von dem wiederholten Ehebruch ihrer Mutter in Händen und er werde derselben den Prozeß machen! — Man sagt, daß diese leidenschaftliche, aufregende Scene, in welcher die Prinzessin ihre unglückliche Mutter in Schutz nahm, der jungen Frau ihre erste Mutterhoffnung kostete.

Mit frohem Aufathmen ging das junge Paar Ende August in die friedliche Einsamkeit des schönen Claremont-House — fern von den Wirren und Aufregungen der Residenz, — fern von den Schrecken eines liebelosen — ungeliebten

Vaters. Hier in Claremont-Houſe begann ein ſtilles, friedliches Leben in der ſchönen Natur, in der gemeinſamen Lieblingsbeſchäftigung mit der Blumenzucht, mit Muſik und Lektüre — und in gegenſeitiger beglückender Liebe. Hier in Claremont-Houſe wurde Prinzeſſin Charlotte — wie ſie ſich gern nannte: die glücklichſte Frau des Landes!

Eine engliſche Biographie, die gleich nach dem Tode der Prinzeſſin ohne Angabe des Verfaſſers erſchien, giebt uns ein anmuthiges Bild von dieſem Stillleben in Claremont: „Hier — in einem Kreiſe erwählter Freunde — feierte die Erbin von Großbritanniens Krone ein wahres Feſt der Liebe . . . Schöner als je entfalteten ſich in dieſer Ländlichkeit die äußeren und inneren Reize der Prinzeſſin; eine liebliche Würde flammte aus ihrem klaren Auge; ihr Wuchs war voller, ihre Haltung majeſtätiſcher geworden, und in dem zarten Farbenſpiel ihrer Haut ſchienen ſich die weiße und rothe Roſe Englands zu vereinigen. Die oft zu große Lebhaftigkeit, welche ihren Charakter in früheren Jahren auszeichnete, wurde ruhiger und gehaltener. Eifrig ſuchte ſie auch als glückliche Gattin ihre Kenntniſſe und Talente weiter auszubilden . . . Den Putz liebte ſie nie und legte ihn nur dann an, wenn Hofetikette ſie dazu zwang. Ihre Kleidung war immer äußerſt ſauber und gewählt, aber durch nichts zeichnete ſie ſich darin vor der Frau eines gewöhnlichen Landedelmanns aus, als durch das wahrhaft königliche Benehmen. Dieſelbe Ordnung und Pünktlichkeit, welche man in ihrem Anzuge bemerkte, übertrug ſie auf alle ihre Beſchäftigungen. Ihre Briefe waren Muſter von Klarheit und Beſtimmtheit. Sie hatte es ſich zum Geſetz gemacht, nie einen Brief oder eine Bittſchrift länger als 24 Stunden unbeantwortet zu laſſen.

Streng beobachtete ſie mit ihrem Gemal die Pflichten der Sonntagsfeier. Bei ihrer Anſiedelung in Claremont

wollte sie nicht nur einen friedlichen ruhigen Aufenthalt im Hause genießen, sondern auch ungestört ihrer Andacht am Sonntage nachhängen. Das Kirchdorf Esher lag zu nahe an der Hauptstadt, als daß der Prinz und die Prinzessin dort beim Gottesdienst den Augen der Müßiggänger hätten entgehen können; die einfache Kirche ward bald ein Sammelplatz für geputzte Herren und Damen, welche in glänzenden Wagen ankamen, das Dorf als einen Ort ihrer Sonntagsvergnügungen betrachteten und durch ihre Gegenwart sowohl das erlauchte Paar, als auch die ehrlichen Landleute in ihrer Andacht störten, indem sie in der Kirche umhergafften und sich um die besten Plätze in den Kirchstühlen stritten. Die Prinzessin machte diesem Unfug dadurch ein Ende, daß sie sich in Claremont eine Privat-Kapelle einrichten ließ. Als Geistlichen berief sie ihren früheren Lehrer, Dr. Short.

Ihre Wohlthätigkeit war grenzenlos. Als sich während des allgemeinen Mangels so viele Hilfsbedürftige an sie wendeten, daß ihre eigene Kasse darüber leer ward und ihre Umgebung ihr bemerkte, sie werde selber beim Parlament um Unterstützung bitten müssen, sagte sie: „Das thut nichts! Ich muß geben, so lange ich selber etwas habe, und ich bin überzeugt, daß das englische Volk mir nie Geld abschlagen wird, um den Armen zu helfen. An wen sonst könnte der Hilfsbedürftige sich besser wenden, als an mich?“

Ihre seltene Leutseligkeit blieb sich gegen alle Stände gleich. Wenn Handelsleute in Geschäften nach Claremont kamen, so war der Prinzessin erste Sorge, sie von ihrer Verlegenheit zu befreien. Und es war nie ein Mahner unter diesen Leuten; denn die Prinzessin hielt nichts für entehrender als Schulden machen.

Die ländliche Zurückgezogenheit, das wahrhaft häusliche ökonomische Leben in Claremont gaben der Prinzessin einen höhern Werth in der Achtung des Volkes, als aller Glanz der Hoffeste.

Selbst die regelmäßige Eintheilung des Tages war eine Quelle immer neuer Freuden für sie, da eine jede Stunde neuen Genuß für sie herbeiführte. Selten sah man das glückliche Paar getrennt. Sie fuhren, ritten, gingen miteinander, besuchten gemeinschaftlich die Hütten der Armen in der Nachbarschaft, und verbreiteten Segen, wohin sie kamen. Der Prinz half der Thronerbin Großbritanniens ihre Lieblingsblumen im Garten von Claremont begießen — und sie begleitete ihren Gemal auf die Jagd. Nach London begaben sie sich nur, wenn öffentliche Angelegenheiten ihre Anwesenheit unumgänglich forderten.

Der Morgen war gewöhnlich der Bewegung in freier Luft gewidmet. Nach dem Mittagsessen trieben sie gemeinschaftliche Studien. Der Prinz unterrichtete sie in Politik, National-Oeconomie und Geschichte — sie trieb mit ihm Englisch. Gemeinsam nahmen sie Skizzen von der schönen Umgegend auf, mit dem Blick auf das ferne Schloß Windsor. Der Abend ward gewöhnlich mit Musik beschlossen, die Beide leidenschaftlich liebten.

So gern die Prinzessin spielte und sang, verlangte sie doch ein aufrichtiges Urtheil. So fragte sie einst ihren Musiklehrer um seine Meinung. Der versicherte mit den schönsten Phrasen: Sie haben entzückend gesungen und bezaubernd gespielt! — Als er am andern Tage wiederkam, erhielt er sein Gehalt und seine Entlassung: „Da J. K. Hoheit nicht hoffen dürfe, durch den Unterricht eines Lehrers zu gewinnen, der niedrig genug denke, ihr gegen seine Meinung zu schmeicheln, und nicht hinlänglich Aufrichtigkeit besitze, ihr ihre Fehler frei zu sagen."

Von der Gutherzigkeit und Gerechtigkeit der Prinzessin wird uns ein hübscher Zug berichtet: Einst vermißte sie im Park von Claremont zwei ältere Gartenarbeiter. Auf ihre Frage erhielt sie von dem Obergärtner die Antwort: die

Leute wären zu alt, könnten ihre Schuldigkeit nicht mehr thun und deshalb habe er sie entlassen! — Voll Unwillen befahl die Prinzessin sogleich, daß die alten Männer sogleich wieder angestellt würden und bis an ihren Tod ihren Lohn erhielten, auch wenn sie gar nicht mehr arbeiten könnten ...

Nüchterner klingen die Urtheile zweier Deutschen aus jenen Tagen von Claremont. Der Leibarzt Stockmar schreibt am 25. Oktober 1816 in sein Tagebuch: „Die Prinzessin ist äußerst beweglich und lebhaft, erstaunend empfänglich und nervös empfindlich, und das durch den momentanen Eindruck erregte Gefühl bestimmt nicht selten sogleich Urtheil und Handlung. Der Umgang mit ihrem Gemal hat indeß auffallend günstig auf sie gewirkt und zum Erstaunen hat sie an Ruhe und Selbstbeherrschung gewonnen, so daß es sich immer mehr heraushebt, wie gut und brav sie von Grund aus ist. Wenn hei guter Laune, ist sie sehr zu Aufmerksamkeiten gegen alle ihre Umgebungen geneigt, aber sie legt darauf auch einen um so größeren Werth, je weniger sie dies zu thun den Anschein hat. Eine nicht gehörige Anerkennung ihrer Freundlichkeiten beleidigt sie höchlich und trübt auf lange hinaus die gute Meinung, die sie von den Menschen hatte. Die Königstochter vergißt sie nie!"

Und der Hannoveraner Justus Erich Bollmann, der geniale und kühne Befreier Lafayette's aus den Kasematten von Olmütz, der in seinem reichen und bewegten Leben auch wiederholt nach England kam und dem Prinzen Leopold näher trat, schreibt am 1. November 1816 an Varnhagen: „Prinz Koburg und seine Prinzessin sind recht bürgerlich in einander verliebt. — Die unglückliche Lage, worin diese aufgewachsen ist, hat sie glücklich erzogen, — das heißt, hat die höfische Abnutzung und Verärmlichung verhindert, die im Hofleben so gemein sind. Sie fühlt stark und will stark. Im Trauerspiel weint sie Güsse, lacht im Lustspiel, daß der

Buſen ſchüttert. Sie nickt auch im Schauſpiel ohne Umſtände denen zu, welchen ſie wohl will — eine ſonderbare Prinzeſſin, aber ein intereſſantes Geſchöpf..."

Wie rückſichtslos — ja, wie ungezogen dieſe „ſonderbare Prinzeſſin" aber zuweilen gegen Perſonen ſein konnte, die ihr nicht ſympathiſch waren, — dafür giebt Stockmar's Tagebuch vom 21. Dezember ein draſtiſches Beiſpiel. Zu einem großen Diner war auch der Herzog Prosper von Aremberg geladen. „Dieſer iſt ein kleines garſtiges Männchen, war ſchwarz über und über und hatte einen Stern an. Der Prinz präſentirte ihn an die Prinzeß, die gerade mit dem Miniſter Caſtlereagh ſprach. Sie erwiderte ſeine zwei ungeheuren continentalen Verbeugungen, ohne ihn anzuſehen oder ein Wort mit ihm zu ſprechen, durch ein leichtes Kopfnicken. Bei Tiſch wurde Prosper zwiſchen Lady Caſtlereagh und die Prinzeß geſetzt, welche kein einziges Wort mit ihm ſprach und ihm den Ellenbogen ſo nahe brachte, daß er ſich nicht regen konnte. Er ſah immer gerade vor ſich hin, mit einiger doch nicht auffallender Verlegenheit und ſprach hier und da einige franzöſiſche Worte mit der großen mächtigen Lady Caſtlereagh, neben welcher er ausſah wie ein Kind. Bei ſeinem Weggehen verabſchiedete ihn die Prinzeß auf die nämliche Manier, wie ſie ihn bewillkommnete, und brach in ein lautes Lachen aus, bevor er noch aus dem Zimmer war.

Schade, daß der Prinz Prosper von Aremberg nicht der Mann dazu war, dieſer „ſonderbaren Prinzeſſin" einen Denkzettel zu verſetzen: daß Höflichkeit die erſte Pflicht des Wirths — mag er auch Hoheit titulirt werden — gegen ſeinen Gaſt iſt!

Dagegen verſöhnen uns Stockmar's Aufzeichnungen über das Verhältniß der beiden glücklichen Gatten zu einander. So heißt es im Tagebuch am 17. Oktober 1816: „In dieſem Hauſe herrſchen Eintracht, Ruhe, Liebe, kurz alle Erforder-

niſſe des häuslichen Glücks. Mein Herr iſt der beſte aller Ehemänner in allen fünf Welttheilen und ſeine Gemalin hat für ihn eine Summe von Liebe, deren Größe nur mit der der engliſchen Staatsſchuld verglichen werden kann.

Und über's Jahr, am 26. Auguſt 1817: „Das eheliche Leben dieſes Paares iſt ein ſeltenes Bild der Liebe und Treue; es verfehlt auch dieſes Bild nie ſeine Wirkung auf alle die Zuſchauer, die ſich noch ein Stückchen Herz gerettet haben!"

Im Dezember 1816 verſammelte der Regent die ganze königliche Familie in Brighton um ſich — zu einem allgemeinen Friedens- und Verſöhnungsfeſt! Und das that wahrhaftig in dieſer Familie Noth, wie ſchon wiederholt angedeutet iſt. Auch die Prinzeſſin Charlotte und ihr Gemal waren zugegen. Wie wenig es aber ein Feſt der Liebe wurde, zeigt folgende charakteriſtiſche Anekdote.

Sicher mit vollſter Abſichtlichkeit trug die Prinzeſſin Charlotte eines Abends im Familienkreiſe das Maskeradenlied aus der damals beliebten Farce: „My Grandmother" vor. Am Schluß wendete ſie ſich zu dem General C. und fragte mit ſcharfer Betonung: „Was halten Sie von „Meiner Großmutter?"

„Mir ſcheint, in dem Stück iſt Laune!" — antwortete ausweichend der General.

Die Prinzeſſin betonte noch ſchärfer: „Mir ſcheint, es iſt ſehr viel ſchlechte Laune darin. Das Stück gefällt mir ganz und gar nicht!"

Schwerlich hat dies Intermezzo die Laune der Frau Großmutter verbeſſert. Man ging kaum mit mehr gegenſeitiger Liebe auseinander, als man mitgebracht hatte.

Auch andere Aeußerungen der freimüthigen Prinzeſſin wurden erzählt, die nicht weniger deutlich waren. So ſagte ſie einſt, als ihr Marlborough-Houſe als Stadtwohnung zur

Miethe angeboten wurde, ablehnend: „Ich brauche kein Haus in der Stadt; ich wohne lieber auf dem Lande. Ich haſſe Eure alte Königin und wünſche nicht mit ihr in Berührung zu kommen!“

Und ein ander Mal meinte ſie lachend: „Schöpskeule ſagt mir eben ſo wenig zu, wie meine Großmutter!“

Im Frühjahr 1817 ging die Prinzeſſin Charlotte in Claremont einer neuen Mutterhoffnung entgegen. Mit Jubel wurde die Botſchaft im ganzen Lande aufgenommen. Man hoffte nach dieſer troſtloſen Gegenwart unter einem wahnſinnigen Könige und einem in Ausſchweifungen verſumpften Regenten auf eine goldene Zukunft. Coloſſale Wetten wurden auf das Geſchlecht des zu erwartenden Kindes eingegangen. Man berechnete auf der Börſe, daß eine Prinzeſſin die Fonds nur um $2^1/_2$ Procent, ein Prinz dieſelben aber um 6 Procent in die Höhe treiben werde. — Die Regierung wünſchte, die Prinzeſſin möge ihr ſo ſehr wichtiges Wochenbett in der Hauptſtadt halten, da nach dem Geſetz des Reiches Großwürdenträger anweſend ſein müſſen. Prinzeß Charlotte wollte ſich aber von ihrem lieben Claremont nicht trennen. Und ſo blieb ſie dort.

Ende Oktober nahmen die königlichen Leibärzte Dr. Baillie und Sir Richard Kroſt dauernden Aufenthalt in Claremont. Die Prinzeſſin war ſehr wohl — ja, nach der Aerzte Meinung „zu wohl“. Man hatte ſchon längſt einem „Uebermaß der Säfte“ durch wiederholten Aderlaß und magerſte Diät entgegengearbeitet — unbekümmert darum, daß dadurch auch der Wöchnerin die Kräfte für die ſchwere Stunde genommen wurden ... Und ſo gebar die Unglückliche nach zweiundfünfzigſtündigem ſchweren Kampf am 5. November 1817 einen todten Knaben ... und war nach fünf Stunden ſelber eine Leiche ... Ihr letzter Wunſch war geweſen: Ihr Gemal möge dereinſt an ihrer Seite beigeſetzt werden! — Dieſer

Wunsch ist nicht erfüllt worden. Leopold von Koburg ruht als König der Belgier in belgischer Erde — an der Seite seiner königlichen Gemalin, Luise von Orleans.

Der Leibarzt Christian Stockmar hatte sich inzwischen das Vertrauen des Prinzen Leopold und der Prinzessin Charlotte in hohem Grade zu erwerben gewußt. Bald benutzte ihn der Prinz als vertrauten Secretär und nannte ihn „meinen theuersten Seelen- und Leibesarzt". Mit der ihm eigenen Klugheit und Vorsicht lehnte Stockmar es aber entschieden ab, während der Schwangerschaft und Entbindung der unglücklichen Prinzessin ihr irgendwie Rath und Beistand zu leisten — um später in keiner Weise verantwortlich zu sein. Ich meine aber, Vetter Christian ging in dieser seiner gerühmten Klugheit zu weit, denn er hat mir später oft gesagt: Prinzeß Charlotte hätte nicht so jung und so schwer sterben müssen, wenn er allein sie auf deutsche Art behandelt hätte! —

Ueber den Tod der Prinzessin erzählt Stockmar in seinem Tagebuch: „Am fünften Tage wurden gegen Mittag die Wehen stärker und endlich kam um neun Uhr Abends ein schöner, sehr großer todter Knabe zur Welt. Künstliche Hilfe war nicht angewendet worden. Unmittelbar nach der Geburt befand sich die Mutter ganz wohl. Die Nachricht vom Tode ihres Kindes hatte sie nicht besonders affizirt. Dies scheinbare Wohlbefinden dauerte jedoch nur bis Mitternacht... Da kam Kroft an mein Bett und sagte: Die Prinzeß sei gefährlich krank, der Prinz allein, ich möge zu ihm gehen und ihn vom Stande der Dinge unterrichten. Der Prinz hatte seit drei Tagen seine Gemalin nie einen Augenblick verlassen und sich nun nach der Geburt soeben zur Ruhe begeben. Ich fand ihn gefaßt über den Tod des Kindes, auch schien er den Zustand der Prinzessin nicht sehr ernst zu nehmen. Nach einer viertel Stunde ließ mir Baillie

sagen: er wünsche, ich möge die Prinzeß sehen. Ich zauderte; endlich ging ich mit ihm. Sie war unter Brustkrämpfen und Athmungsbeschwerden in großer Angst und Unruhe, warf sich beständig von einer Seite auf die andere, sprach bald mit Baillie, bald mit Kroft. Baillie sagte zu ihr: „Hier kommt ein alter Freund von Ihnen!“ — Sie reichte mir hastig die linke Hand und drückte die meine zwei Mal heftig. Ich fühlte den Puls; er ging sehr rasch, die Schläge bald groß, bald klein, bald intermittirend. Baillie reichte ihr fortwährend Wein. Sie sagte zu mir: „sie haben mich betrunken gemacht!“ (they have made me tipsy!) So ging ich ungefähr während einer viertel Stunde ein Paar Mal aus und ein, dann wurde der Athem röchelnd. Ich war grade aus dem Zimmer gegangen, als sie sehr heftig „Stocky! Stocky!“ rief. Ich kehrte zurück, sie röchelte fortwährend, legte sich mehrmals auf den Leib, zog die Beine an, die Hände wurden kalt, um 2 Uhr am Morgen des 6. November 1817, also etwa fünf Stunden nach der Geburt war sie nicht mehr.“

Und Prinz Leopold stand nicht am Sterbebett seiner Gemalin. Er lag behaglich in seinem eigenen Bett. Stockmar brachte ihm die Todesnachricht. In dessen Tagebuche heißt es: „Er glaubte, sie sei noch nicht todt, und auf dem Wege zu ihr fiel er in einen Stuhl; ich kniete neben ihn; er meinte, es sei blos Traum, er könne es nicht glauben. Er sendete mich nochmals, nach ihr zu sehen. Ich kam wieder und sagte, es sei aus. Nun gingen wir nach dem Sterbezimmer. Er küßte, am Bette kniend die kalten Hände, dann sich aufrichtend, drückte er mich an sich und sagte: „Ich bin nun ganz verlassen; versprechen Sie mir, immer bei mir zu bleiben!“ — Ich versprach es. Gleich nachher erinnerte er mich wieder, ob ich wohl wisse, was ich versprochen? — Ich sagte: Ja! ich würde ihn nicht verlassen, so lange ich

erkennen könne, daß er mir vertraue, daß er mich liebe, daß ich ihm nützlich sein könne!“ — Und das hat Christian Stockmar ehrlich gehalten.

Bald nach dem Tode der Prinzessin schrieb er an seine Schwester nach Koburg: „Ich verlasse den Prinzen nur, wenn es dringende Geschäfte fordern. Ich esse allein mit ihm und schlafe in seinem Zimmer. Sobald er Nachts erwacht, stehe ich auf und sitze plaudernd an seinem Bett, bis er wieder einschläft. Ich fühle immer mehr, mein Lebenserbtheil sind unerwartete Wendungen und es werden derselben noch mehrere kommen, bis es aus ist. Ich scheine mehr da zu sein, um für Andere zu sorgen, als für mich selbst, und bin mit dieser Bestimmung gar wohl zufrieden . . .“

So wurde Christian Stockmar aus dem Leibarzt — der vertraute treue Freund und Rathgeber des Prinzen Leopold . . . bis zu seinem letzten Hauch!

Am 18. November wurden die Leichen der Prinzessin Charlotte und ihres Kindes von Claremont nach der Königsgruft der St. Georgs-Kapelle in Windsor überführt. — Auf Wunsch des Prinzen Leopold wurde von der Mauer der engen Gruft so viel ausgehauen, daß auch sein Sarg hier dereinst noch Platz finden könnte! Wir wissen, daß die Arbeit vergebens gemacht wurde.

Prinz Leopold war untröstlich. Ganz England nahm Theil an seinem Schmerze. Bollmann schreibt darüber am 28. November an Varnhagen: „Der Tod der Prinzessin Charlotte hat viel ungeheuchelte Thränen fließen gemacht. Meine Töchter konnten viele Tage hindurch die gewohnte Herzensruhe nicht wiederfinden, und diese Stimmung war allgemein. Das schöne Beispiel einer moralisch reinen und höchst glücklichen Existenz hatte für die Prinzessin und den Prinzen ein sehr großes allgemeines lebhaftes Interesse erweckt, dem viele, nun zerstörte Hoffnungen sich anschlossen.

Eine ganze Reihe von Ideen und Gefühlen treiben sich nun im Leeren herum, ohne sich wo anschließen zu können. Denn mit der zukünftigen Succession sieht's nun weitläufig aus. — Prinz Koburg steht schön vor der Nation da. Wenn er in der öffentlichen Meinung die Association mit der geliebten Verstorbenen nicht unterbricht und hervorstechend der edle Mann von unbescholtenen Sitten unter dem corrumpirten Gesindel (Prinz von Wales und seine Brüder) bleibt, so können, meiner Meinung nach, weitere Ereignisse seine Tage sehr bedeutend machen. Aber, da liegt noch so viel dazwischen, und so Wenige bleiben unter veränderten Verhältnissen dieselben."

Im Publikum aber liefen dunkle unheimliche Gerüchte um, die Prinzessin Charlotte und ihr Kind sind keines natürlichen Todes gestorben . . . Dieselbe böse Macht, welche die Prinzessin von Wales und ihre Tochter seit 20 Jahren mit fanatischer Bosheit verfolgte, hat hier endlich gesiegt . . .

Schon zwei Tage nach dem Tode der Prinzessin ließ der Regent dem unglücklichen Geburtshelfer seinen Dank und sein Vertrauen aussprechen — in folgendem Briefe: „Auf Befehl des Prinz-Regenten ist Sir Benjamin Blomfield beauftragt, Sir Richard Kroft für den Eifer und die Aufmerksamkeit zu danken, welche er während der Entbindung der geliebten Prinzessin bewiesen hat. Zugleich versichern S. K. H. gedachten Herrn Ihres vollen Zutrauens in Ansehung der medicinisch richtigen Behandlung dieses Vorfalles, obgleich Höchst Sie Sich durch den Willen der Vorsehung in die tiefste Trauer versetzt sehen."

Dieser große Eifer des Prinz-Regenten ist wenigstens sehr befremdlich — gegenüber medicinischen Autoritäten, welche behaupten: die Prinzessin wäre schwerlich gestorben, wenn man ihre Kräfte nicht künstlich zu tief herabgestimmt und zur rechten Zeit bei der Geburt künstliche Hilfe angewendet hätte.

Drei Monate nach dem Tode der Prinzeſſin Charlotte hat Sir Richard Kroft ſich erſchoſſen!

Schon ſeit dem Unglück in Claremont hatte er ſich fortwährend „im Zuſtande der tiefſten, an Geiſteszerrüttung grenzenden Beängſtigung und Aufregung befunden, ſo daß er oft alle Faſſung verlor“. Anfang Februar übernachtete er im Hauſe einer Dame, um derſelben bei einer ſchweren Entbindung beizuſtehen. Als ſich dieſe, wie bei der Prinzeſſin, ungewöhnlich lange hinzog — erſchoß er ſich in der Nacht . . .

„Ich will in Claremont leben und ſterben und jeden Augenblick meines noch übrigen Lebens anwenden, die Gedanken und Pläne des Engels, den ich für dieſe Welt verloren habe, auszuüben!“ — hatte Prinz Leopold in Claremont im erſten tiefſten Schmerze an der Leiche der Prinzeſſin Charlotte ausgerufen.

Volle zwölf Jahre hat er noch in Claremont gelebt, als Erbe ſeiner Gemalin. Von England bezog er ein — ſchon im Heirathscontract ausgemachtes — Jahreseinkommen von 50,000 Pfd. Sterl. — Zum Andenken an die Prinzeſſin Charlotte ließ er auf einer Inſel im Parkſee ein von Trauerweiden beſchattetes Monument mit einer Urne errichten. Der Hut und das Tuch, das die Prinzeſſin bei ihrem letzten Ausgange getragen, hingen noch zu meiner Zeit unberührt an derſelben Stelle, wie bei ihrem Sterben.

Während dieſer zwölf Jahre in Claremont hörte man wenig vom Prinzen Leopold. Es war ein Zeichen von großer Klugheit, daß er ſich bei den verworrenen Verhältniſſen in der königlichen Familie möglichſt zurückhielt.

In dieſe Familie kam zunächſt eine förmliche Wuth zu — heirathen, um womöglich dem engliſchen Throne einen Erben zu geben. Die drei bereits verheiratheten Söhne des wahnſinnigen Königs Georg III.: der Prinz-Regent, die Herzoge von York und Cumberland waren kinderlos. Dem

letzteren wurde erst 1819 von der Prinzessin Friederike von Mecklenburg-Strelitz, der galanten Schwester der seligen Königin Luise von Preußen, ein Sohn geboren — der spätere und letzte König Georg von Hannover.

Die Thronerbin, Prinzessin Charlotte, war noch kein Jahr todt, da hatten schon der dreiundfünfzigjährige Herzog von Clarence, der einundfünfzigjährige Herzog von Kent und der vierundvierzigjährige Herzog von Cambridge drei deutsche Prinzessinnen geheirathet: von Meiningen, von Koburg und von Hessen-Kassel. Die Prinzessin Victoria von Koburg war eine Schwester des Prinzen Leopold und Wittwe des Fürsten von Leiningen. Diese war berufen, England eine Thronerbin zu geben: — die jetzige Königin Victoria. — Daß sie eine Jugendgespielin meiner Mutter war, habe ich schon erzählt.

Stockmar schildert die zweiunddreißigjährige Fürstin von Leiningen zur Zeit ihrer Vermälung mit dem Herzoge von Kent mit folgenden Worten: „Sie war von mittlerer Größe, stark und voll, doch gut gewachsen, mit schönen braunen Haaren und Augen, dazu von großer jugendlicher Frische, von natürlicher Heiterkeit und Freundlichkeit, alles in allem eine reizende und liebliche Erscheinnug; auch liebte sie den Putz und kleidete sich gut und mit Geschmack. Die Natur hatte sie mit warmem Gefühl begabt, und von Gemüth aus war sie der Wahrheit, der Liebe und Freundschaft, der Uneigennützigkeit, dem Mitleiden, ja selbst der Großmuth natürlich zugewendet."

Der Herzog von Kent steckte — wie alle seine Brüder — tief in Schulden, daß er gleich nach der Hochzeit das Fürstlich Leiningensche Schloß Amorbach in Baiern bezog, um im Auslande zu — sparen. Als nun die Herzogin im Frühjahr der Hoffnung entgegenging, England einen Thronerben zu geben und es doch mehr als wünschenswerth war,

daß dies erfreuliche Ereigniß in England ſtattfände, fehlte es ſogar an den nöthigen Mitteln zu dieſer Ueberſiedelung. Der Regent und die übrigen Brüder wollten oder konnten nicht helfen, ſo daß das nöthige Geld bei Freunden zuſammengebracht werden mußte. So konnte denn der Herzog von Kent mit ſeiner Gemalin im Frühjahr nach England zurückkehren. Dort wurde ihnen am 24. Mai 1819 ein Töchterchen geboren — „rund wie ein gefülltes Täubchen“ — nach der Mutter Victoria genannt: — heut Königin von Großbritannien und Kaiſerin von Indien. Der alte Herzog war nicht wenig ſtolz auf ſein fettes roſiges Töchterchen. Das zeigte er gern aller Welt mit den Worten: „Nehmt ſie in Acht, denn ſie wird einſt Königin von England!“

Dieſe Prophezeiung iſt in Erfüllung gegangen, aber auch eine andere, die dem Herzog von Kent gemacht war: „Im Jahre 1820 werden zwei Perſonen aus Deiner Familie ſterben!“ — Der gute Herzog dachte dabei natürlich zuerſt an ſeinen alten wahnſinnigen und blinden einundachtzigjährigen Vater, König Georg III. — und fragte ſich ernſthaft: welcher von Deinen ausſchweifenden Brüdern wird zunächſt an die Reihe kommen? Denn es war ein Lieblingswort von ihm: „Meine Brüder ſind weniger geſund als ich; ich habe regelmäßig gelebt, ich überlebe ſie alle; der Thron wird an mich und an meine Kinder kommen.“

Und doch ſollte er der erſte ſein, der abgerufen wurde. Er war Ende des Jahres mit ſeiner Familie an die Seeküſte von Sidmouth gegangen: „um den Winter zu betrügen.“ Bei einem Spaziergange zog er ſich eine Erkältung — und eine Lungenentzündung zu. Prinz Leopold und ſein Leibarzt Dr. Stockmar wurden von der Herzogin herbeigerufen. Letzterer ſchreibt: „Am Tage vor ſeinem Tode kam der General Wetherall, ein alter Diener und Freund des Herzogs, an. Er legte uns Aerzten die Frage vor, ob es nachtheilig

sein könne, mit dem Herzog von der Unterzeichnung eines Testaments zu sprechen. Um diese Frage entscheiden zu helfen, führte mich die Herzogin um 5 Uhr Abends zu dem Kranken. Ich fand ihn halb im Delirium und erklärte der Herzogin, daß hier menschliche Hülfe vorbei sei, und daß in Bezug auf das Testament die Frage nur die sein könne, ob es möglich sein werde, den Herzog soweit zu vollkommener Besinnung zu erwecken, daß jener Akt legale Kraft bekomme. Hierauf ging Wetherall zum Herzog und die Gegenwart des Jugendfreundes hatte eine merkwürdig belebende Wirkung auf das sterbende Nervensystem. Wetherall hatte den Herzog kaum angeredet, als dieser vollkommen zu sich kam, sich nach verschiedenen Dingen und Personen erkundigte und sich sein Testament zweimal vorlesen ließ. Die letzten Kräfte zusammenraffend, schickte er sich an, es zu unterzeichnen. Mühsam malte er das „Eduard" darunter, betrachtete aufmerksam die einzelnen Buchstaben und fragte, ob auch die Unterschrift deutlich und leserlich sei. Dann sank er erschöpft zurück auf das Kissen. Am folgenden Morgen hatte er aufgehört zu leben."

Das war am 23. Januar 1820. Sechs Tage darauf starb auch der alte König, Georg III. Der Prinz von Wales bestieg als Georg IV. den Thron Großbritanniens ...

* * *

Und wo blieb inzwischen, während die Prinzessin Charlotte den Prinzen Leopold heirathete und nach so kurzem Eheglück starb, ihre unglückliche Mutter?

Am 9. August 1814 war die Prinzessin von Wales zunächst nach Braunschweig, dann nach Italien gegangen — um die neue Freiheit in vollen lebensdurstigen Zügen zu genießen. Bald war die Welt voll von den Liebesabenteuern der „tollen Prinzessin". Sie wurde — wie's

ihre Tochter nannte — „schlecht“. Ihr Leben glich fortan einem bunten, wüsten Carneval — einem Taumel wilder Sinnenlust. Nachdem sie mehrere Jahre in Mailand, in ihrer schönen Villa d'Este am Comer See, in Rom, am Hofe von Neapel, auf Sicilien, in Griechenland, Ephesus und Jerusalem gelebt — in Gesellschaft des Italieners Bartolomeo Bergami, den sie vom Courier in schneller Folge zum Kammerherrn, Oberhofmeister, Baron della Francina, Maltheserritter und Großmeister des von ihr in Palästina gestifteten St. Karolinenordens gemacht hatte — kam die Prinzessin von Wales im Frühjahr 1817 nach Karlsruhe, und hier habe ich sie wiederholt gesehen, als kleines zehnjähriges Mädchen, ahnungslos: daß ein wunderliches Geschick mir eine verhängnißvolle Aehnlichkeit mit der Tochter dieser unseligen Frau beschieden habe — und daß mein ganzes Leben dadurch in die unheilvollsten Bahnen gedrängt werden würde.

Ganz Karlsruhe war in größter Aufregung, als am Nachmittag des 26. März das Gerücht durch die Stadt lief: soeben ist die in den Zeitungen viel genannte Prinzessin von Wales, Karoline von Braunschweig, mit großem italienischen Gefolge und im wunderlichsten Aufzuge angekommen, im Gasthof „Zur Post“ abgestiegen und sogleich im Hofwagen zur Frau Markgräfin und zur regierenden Großherzogin Stephanie gefahren, aber merkwürdig schnell zurück gekehrt. Die Markgräfin, als Schwiegermutter des bei Quatrebras gefallenen Herzogs von Braunschweig, war eine Verwandte der Prinzessin von Wales. Man erzählte von der Pracht des auffallenden türkischen Kostüms, in welchem „die tolle Prinzessin“ und ihr Gefolge, zu dem ein echter Muselmann gehörte, bei Hofe erschienen war... Und am Abend speiste die Prinzessin in ihrem Hôtel bei offenen Fenstern und es ging dabei sehr lustig und ungenirt zu.

Das erfuhr ich von meiner Schulfreundin Fanny Glöckner, welche der „Post“ gegenüber wohnte und der Prinzessin in die Fenster sehen konnte.

Natürlich besuchte ich am andern Morgen Fanny, um der interessanten Prinzessin auch ein wenig in die Fenster zu gucken. Und ich sollte Glück haben. Denn bald erschien unser schöner ritterlicher Großherzog unter der Thür des Gasthauses, eine kleine dicke ältliche Dame im rothen Amazonenkleide am Arm. Das also war „die tolle Prinzessin!“ Ich fand unsere Großherzogin Stephanie doch viel schöner und graziöser.

Auf dem Tituskopf der Prinzessin saß verwogen eine Toque von schwarzem Sammet mit weißen niederwallenden Federn. Wie auffallend laut und ungenirt die rothe Amazone schwatzte und lachte, während sie sich keck in den Sattel schwang, daß ihr Kleid hoch — hoch aufbauschte und die verdutzten, zahlreich versammelten Karlsruher fleischfarbene Tricots zu sehen bekamen! Der Großherzog war augenscheinlich ganz bestürzt über diese Manieren seiner lustigen Cousine, die mit ihrer Reitgerte dem Pferde zwischen die Ohren schlug und lachend davon sprengte, daß ihr Kavalier kaum zu folgen vermochte ...

„Ganz wie eine Kunstreiterin!“ sagte Frau Glöckner.

Ein ander Mal ritt die Prinzessin, glänzend als Pascha von drei Roßschweifen kostümirt und von der ganzen Karlsruher Jugend, natürlich auch von mir jubelnd begleitet, durch die Stadt. Aber den Großherzog sah man nie wieder an ihrer Seite.

Am Abend wurde dem hohen Gast zu Ehren die Zauberflöte gegeben. Ich durfte die Mutter in die Oper begleiten. Das Haus war festlich erleuchtet und die Damen hatten große Toilette gemacht. In der Prosceniumsloge rechts saßen der Großherzog und seine holdselige Gemalin. Die

Großherzogin ſehe ich im Geiſte noch vor mir in voller Lieblichkeit; ſie trug ein lichtblaues Atlaskleid, um den graziöſen Hals Perlen, in den ſchönen blonden Locken weiße natürliche Roſen.

Die Frau Markgräfin in dunklem Sammet mit Brillanten harrte in ihrer Purpur-Loge des Gaſtes und warf immer verlegenere Blicke durch das Haus und in die großherzogliche Loge hinüber. Die Prinzeſſin von Wales ließ lange auf ſich warten ...

Der Großherzog ſtattete der verehrten Frau Mutter in ihrer Loge einen Beſuch ab und ſah wiederholt ungeduldig auf die Uhr ... Endlich, nach dreiviertel Stunden peinlichſten Wartens gab er dem Intendanten einen Wink, ohne den Gaſt zu beginnen ...

Die Ouvertüre ging rauſchend vorüber. Der Vorhang rollte auf — noch immer war keine Prinzeſſin von Wales zu erblicken ... Tamino floh vor der Schlange — die drei ſchwarzen Damen erſchienen, ſangen und gingen ... Endlich, als Tamino ſchmelzend ſang:

„Dies Bildniß iſt bezaubernd ſchön —
So ſchön, wie ich noch nie geſehn!“

— da ward die Thür der markgräflichen Loge geräuſchvoll aufgeriſſen. Alle Augen wandten ſich dahin — und vom Olymp herab ertönte ein ſchallendes Gelächter, in welches das ganze Haus mehr oder weniger laut einſtimmte ...

In der markgräflichen Loge ſtand die Prinzeſſin von Wales in einer großmächtigen oberländer Bauernhaube, mit flatternden Bändern und glitzernden Flittern ...

Die Frau Markgräfin lehnte wie ohnmächtig in ihrem Fauteuil und legte die Hand über die Augen. Sie ſchien vor Entſetzen über ihren hohen, ſo wunderlich aufgeputzten Gaſt die Faſſung und Sprache völlig verloren zu haben.

Die Prinzessin von Wales aber trat mit triumphirendem Lächeln an die Logenbrüstung vor und lachte über das ganze runde rothe Gesicht und nickte cordial hinüber nach der großherzoglichen Loge, ganz stolz auf den tollen Einfall, sich den guten Badensern in der bäuerischen Landestracht präsentirt zu haben ... Mir ist's, ich sehe noch die großen schwarzen Schleifen und breiten, mit Flittern besetzten Bänder bei dieser vergnügten Beweglichkeit flattern und nicken!

Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren sofort im Hintergrunde ihrer Loge und bald auch aus dem Hause verschwunden. Am Schluß des Akts stand auch die Frau Markgräfin auf und der Gast mußte ihr folgen.

Welche Glossen wurden an jenem Abende im Karlsruher Theater über die „tolle Prinzessin" gemacht.

Auch den „schönen Bergami" sah ich zugleich mit der oberländer Haube in einer Nebenloge auftauchen. Er war sehr groß und breitschulterig, mit dunklen feurigen italienischen Augen, schwarzen Haaren und einem hochmüthigen Lächeln auf den breiten Lippen. Er hatte etwas Wildes und Gemeines in seinem Gesicht und in seinem ganzen Auftreten. Auf seiner grellrothen Uniform funkelten drei mächtige Orden und ein goldener Kammerherrnschlüssel, auf seinem goldenen Degen die Porträts der verschollenen Muratschen Königsfamilie aus Neapel. — Neben Bergami erschien ein blonder Jüngling, Billi Austin, den die Prinzessin ihren „Adoptivsohn" nannte, während der Prinz von Wales und die böse Welt behaupteten: er stehe der leichtlebigen Prinzessin weit näher! — Auffallen muß es, daß die Prinzessin diesen Billi Austin, den angeblichen Sohn einer Schifferwittwe in Deptford, zu ihrem Haupterben einsetzte.

Bei einem Hof-Diner trug die Prinzessin von Wales ein silbergesticktes, auf's Tiefste ausgeschnittenes Schleppkleid, auf dem rundlichen Kopfe eine altbairische silberne Ringel-

haube und obendrauf ein Brillanten-Diadem, vor der Bruſt ein rieſiges Bouquet.

Vor mir liegen zwei zierliche Aquarellbildchen. Das eine zeigt die Prinzeſſin von Wales, wie ſie in einem kurzen lila Sammetkleide mit breiter Silberſtickerei, nach damaliger toller Mode um die Hüften wulſtig dick (Cul de Paris), an den Fußknöcheln eng zugeſpitzt, an der einen Hand von dem kleinen mageren Badiſchen Hofmarſchall von Ende, an der andern von ihrem rieſigen ſcharlachrothen Bergami geführt, am Karlsruher Hofe erſcheint.

Auf dem andern Bilde tanzt dieſe kleine dicke alte Prinzeſſin in demſelben Koſtüm, auf dem Kopfe eine mächtige Sammet-Toque mit wallender Straußenfeder, mit erhobenen runden Armen und ſchnalzenden Fingern, auf zierlichen Fußſpitzen vor dem Karlsruher Hofe ein Solo — die feurige Neapolitaniſche Tarantella!

Beide Bildchen wurden damals von einer Badiſchen Hofdame nach der Natur gemalt — und mir jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, von deren Nichte zugeſandt — als Dank für meine zuerſt veröffentlichten Erinnerungen an den Karlsruher Hof.

Zu einer Fahrt mit dem Hofe nach Baden hatte die Prinzeſſin von Wales ſich auf's Schönſte à la Kunſtreiterin herausgeputzt.

Tief verletzte die rückſichtsloſe Prinzeſſin die unglückliche Königin Friederike von Schweden, die eine Tochter der Frau Markgräfin war und gleichfalls als Gaſt am Karlsruher Hofe verweilte, dadurch, daß ſie die Königin bei jeder Gelegenheit mit Oſtentation umarmte und überlaut ausrief: „Chère Cousine! Wir müſſen als treue Schickſalsſchweſtern in Freundſchaft zuſammenhalten — wir beide ſind von den böſen Gatten nichtswürdig verlaſſen!“

Als die Prinzeſſin von Wales aber immer deutlicher empfand, daß man ſie in Karlsruhe lieber gehen, als bleiben

sah — kehrte sie nach Italien zurück, heimat- und ruhelos, in wilder bacchantischer Lust ihr grenzenloses Elend zu vergessen suchend . . .

Wie ein Donnerschlag fiel in diesen ewigen Carneval-Taumel der Sinne die zerschmetternde Nachricht: „Deine Tochter, die Prinzessin Charlotte, ist am 6. November im Kindbett gestorben . . .“

Und diese traurigste Nachricht erfuhr die unglückliche Mutter nicht durch ihren Gatten, nicht durch ihren trauernden Schwiegersohn, den Prinzen Leopold, nicht durch theilnehmende Verwandte und Freunde, nicht durch die Couriere der englischen Regierung, welche die Trauerkunde an alle Fürstenhöfe übermittelten — — nein, das arme Mutterherz las zufällig in den Zeitungen, daß es nun ganz verarmt und verlassen sei.

In ihrer Villa am Comer See trauerte die unglückliche Mutter tief und lange. Hatte sie doch mit der Tochter und der englischen Thronerbin Alles auf Erden verloren: ihre letzte Stütze, ihre letzte Liebe und ihre letzte Hoffnung! — — Leider aber auch zugleich die letzten Rücksichten, die sie sich bisher selber noch auferlegt hatte. Mit dem gellenden Verzweiflungslachen: „Da mir seit England Niemand mehr die große Ehre, Prinzessin von Wales zu sein, zugesteht — so will ich allein Karoline sein, eine glückliche lustige Seele!“ — stürzte sie sich wieder dem Leben — der Lust — der wilden Liebe in die Arme!

Erst die Nachricht, daß am 29. Januar 1820 auch ihr Schwiegervater, König Georg III., gestorben und ihr Gatte als Georg IV. nun König von Großbritannien und sie also nach dem Gesetz mit vollem Recht Königin sei — diese Nachricht weckte Karolinens alte Energie wieder.

Trotz des Protestes König Georgs IV. und seiner goldenen Anerbietungen einer erhöhten Apanage — trotz des Abrathens

besorgter Freunde und trotz einer alten Prophezeiung aus ihren Mädchenjahren: daß sie eine Königin werden, aber nie auf einem Throne sitzen und nie eine Königskrone tragen werde! — trotz aller Hindernisse und Bedenken eilte Königin Karoline nach England, ihre königlichen Rechte in Anspruch zu nehmen!

Sofort befahl König Georg in seiner Wuth dem Erzbischof von Canterbury: den Namen der Königin Karoline aus dem Kirchengebet zu streichen! — Und der geistliche hohe Herr gehorchte, was ihm von Earl Grosvenor die öffentliche Stachelrede zuzog: wenn er, der Earl, Erzbischof von Canterbury wäre, so würde er dem Könige eher sein Gebetbuch an den Kopf geworfen, als gegen Gesetz und Gewissen den Namen der Königin aus der Liturgie gestrichen haben!

Am 6. Juni 1820 langte Karoline in London an — vom jubelnden Volk als Königin festlich begrüßt. Aber welche neuen Demüthigungen, welche neue Schmach warteten ihrer von Seiten des Königs — ihres Gemals! Auf dessen Befehl sollte sie garnicht als Königin existiren. Und am Tage ihrer Ankunft in London brachte ihr Gatte zum dritten Mal die Klage wegen Ehebruchs gegen „die Prinzessin von Wales", wie er die rechtmäßige Königin von England hartnäckig nannte, vor das Parlament. Auf allen ihren Fahrten hatte der König sie mit Spionen umgeben und besonders Material sammeln lassen über den Italiener Bergami . . . Fünf Monate saßen die Lords zu Gericht über ihre unglückliche Königin — dann wurde sie zum dritten Mal freigesprochen: „aus Mangel an Beweisen". Mit Frohlocken wurde diese Entscheidung in ganz England aufgenommen. London illuminirte drei Abende zu Ehren der freigesprochenen Königin — und wo sie sich blicken ließ, empfing sie ein Jauchzen des Volkes: „God bless you, dear Queen!" Das

waren die letzten Sonnenblicke in dem Leben der unglücklichen Frau, Mutter, Königin.

Am 19. Juli 1821 ließ sich König Georg IV. mit großem Pomp in Westminster krönen. Pracht und Lärm mußten hier den fehlenden Jubel des Volkes ersetzen.

Als auch die Königin Karoline in großer Hoftoilette den Münster betreten wollte, um bei der Krönung den ihr gebührenden Platz neben dem Throne des Königs einzunehmen, wurde sie an der Thür zurückgewiesen: „weil sie keine Einladungskarte vorweisen konnte"!

Am elften Abende nach diesem Krönungstage trank die Königin Karoline im Drurylanetheater ein Glas Limonade . . . Plötzlich schrie sie auf: „Man hat mich vergiftet!" Unter großen Schmerzen wurde sie nach Hause gebracht. Am 7. August starb sie. Auf ihren letzten Wunsch wurde ihre Leiche nach dem heimatlichen Braunschweig überführt. Als der Leichenzug sich durch die Straßen Londons bewegte, wurde er überall mit Klagen und Thränen empfangen. Und ein Murren ging durch die Menge: „Sie ist gemordet — die arme Königin — gemordet wie ihre unglückliche Tochter!" — Der Wagen des Königs aber wurde mit Verwünschungen begleitet und die Hoftrauer, welche er angeordnet hatte, verhöhnt.

Prinz Leopold weilte inzwischen immer noch in Claremont, sich klüglich möglichst fern von den Zerwürfnissen zwischen seinen königlichen Schwiegereltern haltend. Um es aber mit dem englischen Volk, das so entschieden Partei für die Königin nahm, nicht zu verderben, riskirte er den Zorn des Königs und machte der Mutter seiner Charlotte einen einzigen Besuch.

In einer kurzen Selbstbiographie, im hohen Alter für die Königin Victoria niedergeschrieben, erzählt König Leopold von Belgien aus jenen Tagen:

„Der neue König Georg IV. bewies sich gegen Prinz Leopold zuerst sehr freundlich, wahrscheinlich in Voraussicht der Dinge, die nun mit seiner Frau, der Königin Karoline, bevorstanden. Die Herzogin von Kent (Prinzessin Victoria von Koburg, Schwester des Prinzen Leopold) mit ihren beiden Töchtern — Prinzessin Feodore von Leiningen, jetzigen Fürstin Hohenlohe, und der kleinen Prinzessin, jetzt Königin Victoria — wohnte häufig in Claremont. — Die Ankunft der Königin Karoline (Juni 1820) brachte das ganze Land in Verwirrung. Prinz Leopolds Stellung zwischen ihr und dem Könige war unerträglich widerwärtig. Eine schwere Krankheit seiner Mutter, der verwittweten Herzogin von Koburg, hätte wohl einen Vorwand gegeben, England zu verlassen und so dem peinlichen Zerwürfniß, das sich nun entwickelte, aus dem Wege zu sein; auch wünschte der König es sehr und suchte durch Lord Lauderdale in diesem Sinne zu wirken; aber wie hätte der Prinz die Mutter seiner verewigten Charlotte verlassen können, die freilich ihre Mutter recht gut kannte und sie doch recht lieb hatte?!

Der Prinz beschloß, sich in den Scheidungsprozeß gar nicht zu mischen, bis die Beweisaufnahme gegen die Königin geschlossen sei; so vermied er jeden Schein, als wolle er Einfluß darauf üben. Offenbar war dieser Entschluß so ehrlich, wie unparteiisch. Der Prinz wartete also, bis die Beweisaufnahme geschlossen war, und machte dann seiner Schwiegermutter einen Besuch. Sie empfing ihn sehr freundlich, sah sehr seltsam aus und sagte seltsame Dinge. Das Land gerieth darüber in große Aufregung, und für die Königin war dieser Besuch ein rechter Trumpf. Auf das Oberhaus hatte dieser Besuch eine Wirkung, die er nicht hätte haben sollen, da er ja an den erhobenen Beweisen nichts ändern konnte; aber es ist sicher, daß manche Lords ihre Ansicht änderten und daß die Minister zu der Ueberzeugung kamen:

weiter dürfe man die Dinge nicht treiben! Sie beantragten, den Prozeß fallen zu lassen. Der König, dem in dieser traurigen Geschichte — wie zugestanden werden muß — sehr bös mitgespielt worden, war wüthend, besonders gegen Prinz Leopold. Rachsüchtig wie er war, vergab er ihm nie; gelegentlich freilich zeigte er sich freundlicher, zumal so lange Canning Minister war. Zuerst erklärte er natürlich, der Prinz solle ihm nie wieder vor die Augen kommen. Doch veranstaltete der Herzog von York eine Zusammenkunft; da konnte der König seine Neugierde nicht bezwingen und ließ sich von dem Prinzen erzählen, wie die Königin gekleidet gewesen und mehr dergleichen. — Nach der Krönung (Juli 1821) ging Prinz Leopold nach Koburg" . . . und kehrte über Italien, Wien, Paris erst im Januar 1823 nach England zurück — — als die unglückliche Königin Karoline längst gestorben und vergessen war.

Auch Prinz Leopold und Stockmar glaubten an ihre Vergiftung, — waren aber froh, sie so schnell los geworden zu sein.

Jener Besuch, den Prinz Leopold der Königin Karoline machte, hatte noch einen andern Grund. Der Prinz war sehr abergläubisch und erzählte mir selber einst: die Prinzessin Charlotte sei ihm in jener Zeit als Geist erschienen und habe ihn traurig und strafend angeblickt! — darauf hin habe er ihre Mutter besucht — und der Geist Charlottens sei beruhigt gewesen und nicht wieder gekommen. —

In die Zeit jenes zurückgezogenen Stilllebens in Claremont fallen auch jene „dummen Liebschaften" des Prinzen, von denen Vetter Christian uns erzählte.

Zweien von diesen Herzensdamen bin ich später begegnet — mit gar wunderlichen Empfindungen.

Die Gräfin Ficquelmont, Gemalin des österreichischen Botschafters am Zaren-Hofe, lernte ich 1831 in Petersburg

durch die Gräfin Ferſen kennen. Sie war eine kecke Wienerin und dem ſelbſt ſeinen Liebſchaften gegenüber ſehr ſparſamen Prinzen Leopold als Geliebte bald zu — koſtſpielig geworden. Sie bewies mir, als einer ihrer Nachfolgerinnen in dem Herzen des verführeriſchen Prinzen, während meines dreijährigen Engagements in Petersburg viel Theilnahme und gab mir nach Wien für mein dortiges Gaſtſpiel ſehr freundliche Empfehlungsbriefe, ſo an die franzöſiſche Geſandtin, Marquiſe St. Aulair, und auch an den ſpäter ſo berühmten Fürſten Gortſchakoff, damals erſter Attaché der ruſſiſchen Geſandtſchaft am Wiener Hofe.

Eine andere „dumme Liebſchaft“ des Prinzen Leopold war mir — und wird auch meinen Leſern intereſſanter ſein, wenn ich nur den Namen nenne: Lady Ellenborough: Der Name war in den dreißiger Jahren weltbekannt. Er ſtand in allen Zeitungen und lebte auf allen Lippen, wie zehn Jahre früher der Name: Prinzeſſin von Wales, Karoline von Braunſchweig! — Beide Frauen waren ſich auch ſehr ähnlich: in der Unerſättlichkeit und in der Rückſichtsloſigkeit ihrer wilden Herzen.

Im Jahre 1824 wurde die reizende fünfzehnjährige Jane Eliſabeth, Tochter des hochangeſehenen Admirals Henry Digby, die berühmteſte Schönheit der Londoner Saiſon, — gegen ihre Neigung die Gemalin des ſtolzen Tory Lord Ellenborough, der damals die Hauptſtütze des Kabinets Wellington war... Aber wie heißt's doch im Liede?

Es war ein alter König —
Sein Sinn war ſtarr — ſein Haar war grau —
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau...

Und es war auch ein junger blonder Page da, der die ſeidene Schleppe der jungen ſchönen Königin trug, und — „ſie hatten ſich gar zu lieb...“

Aber weiter paßt das wehmüthige alte Lied nicht, das da weint: „Sie mußten beide sterben . . .“

Die junge schöne Lady Ellenborough und ihr junger blonder Page — „leicht war sein Sinn!“ — sind nicht gestorben. Sie haben sich ihrer Jugend und ihrer Liebe redlich gefreut. Man sagte sogar, der ernste Minister Lord Ellenborough habe nichts dagegen gehabt, daß sein junger Neffe, ein lustiger Seecadett, seiner Gemalin Gesellschaft leistete, während Se. Lordschaft sich mit der höheren Politik beschäftigte.

Lady Ellenborough gebar damals einen schönen blonden Knaben, der sich später, als Lord Ellenborough General-Gouverneur von Indien geworden, in den Kriegen gegen Affghanistan auszeichnete.

Aber bald war Lady Ellenborough des blonden Seecadetten überdrüssig und sie schickte ihn auf die See, sich den Admiralshut zu verdienen. Sie hatte plötzlich eine neue Laune — für Se. Hoheit den Prinzen Leopold . . . Und an einem glänzenden Ballabend stand sie dem Prinzen gegenüber und lächelte ihn mit ihren glitzernden blauen Augen und weißen Zähnen so ganz eigen an und zupfte aus dem Bouquet an ihrem Busen zwei zarte Rosenknospen und küßte sie und reichte sie der Hoheit . . .

Man flüsterte eine Zeit lang in den vornehmen Salons von einer zärtlichen Liaison zwischen Lady Ellenborough und dem Prinzen Leopold von Koburg . . . Als aber der Prinz verlangte: die schöne Lady solle dem rauschenden Leben Londons ganz entsagen und für die Welt spurlos verschwinden und sich in strenger Verborgenheit ganz seiner Liebe widmen — — da zuckte Lady Ellenborough, deren Laune vor des Prinzen Pedanterie auch schon verflogen war, doch scheu zurück. Sie wandte Se. egoistischen langweiligen Hoheit den schönen Rücken . . . und warf sich liebesehnend dem schönen verführerischen Prinzen Felix Schwarzenberg, Attaché

der österreichischen Gesandtschaft am Hofe von St. James, in die liebevoll ausgebreiteten Arme.

Das war im Frühjahr 1828. Prinz Felix war achtundzwanzigjährig, ein Freigeist in der Liebe und ein verhätschelter Liebling der Frauen, denen er bald zart entgegenging, bald rasch und verwegen, eingedenk der Göthe'schen Lehre. — Prinz Felix war eine seltsam gemischte Natur: bald überschäumend von Jugendmuth, Witz und Lebenslust — bald weich und hingebend, träumerisch und melancholisch, angekränkelt von der damaligen Mode des Weltschmerzes, die Salons fliehend, und sich in grüne Einsamkeit begrabend ...

Und dies dem Frauenherzen so gefährlich schillernde durchlauchtige Kamäleon liebte die schöne blonde Lady mit dem lieblichen Kinderlächeln und den frommen Blumenaugen in verzehrender Leidenschaft und wilder Glut, wie er noch nie geliebt hatte — wie er nie wieder lieben würde ... Das fühlte er.

Aber nur zu bald brach der öffentliche Scandal los, dessen Schlußkatastrophe ich damals in England mit erlebte. Vetter Christian haßte Lady Ellenborough, welche gewagt hatte, ohne seine Erlaubniß mit seinem geliebten Herrn eine „dumme Liebschaft" anzufangen, und er machte gern seinem Herzen in seiner sarkastischen witzigen Weise bei der Mutter und mir Luft.

Die Liebenden traten immer kühner — offener — rücksichtsloser auf. Lady Ellenborough hatte mit dem Prinzen Schwarzenberg in einem öffentlichen Hôtel zärtliche Zusammenkünfte — und später konnte der Waiter (Kellner) vor Gericht aussagen: er habe durch's Schlüsselloch bewundert, wie geschickt Prinz Schwarzenberg bei der Toilette einer Dame den Schnürsenkel zu führen wisse!

Als ganz London von diesem Scandal sprach und die Pennyblätter sich des pikanten Stoffes bemächtigten — ging

Prinz Felix Schwarzenberg im Sommer 1829 „auf Urlaub“ nach Basel ... und Lady Ellenborough begleitete ihn ... Mit welchem triumphirenden Lachen Vetter Christian mir diese Neuigkeit erzählte, die ganz London bewegte!

Jetzt durfte der so sehr geduldige Lord Ellenborough nicht länger schweigen. Er reichte den englischen Gerichten eine Scheidungsklage gegen seine durchgegangene Gemalin ein: — auf Ehebruch! Die Verhandlungen dieses langwierigen und an Scandal so reichen Prozesses nahmen das Interesse von ganz Europa kaum weniger in Anspruch, als der Ehebruchsprozeß gegen die Prinzessin von Wales. Der Name „Lady Ellenborough“ wurde schnell zu einem weltbekannten — weltberüchtigten. Das zerriß die letzten Fesseln, die dies räthselvolle unselige Frauenherz bisher noch an die Gesellschaft und an die schamvolle Sitte gebunden hatten. Sie emancipirte sich mit einem schrillen Hohnlachen von Jahr zu Jahr immer mehr und immer schneller zu einer — Frau der freien Liebe. Der Name „Lady Ellenborough“ blieb noch ein Jahrzehnt lang in allen Zeitungen und in allen Salons der pikanteste.

Im Herbst 1829 folgte Lady Ellenborough dem Geliebten, der sich als Attaché an den Hof der Tuillerien hatte versetzen lassen, nach Paris — und dort bin ich dem Prinzen Felix Schwarzenberg und seiner wunderschönen Lady wiederholt begegnet: in den Theatern und in den Champs Elysées.

Wie entzückt ich war, als ich der holdseligen jungen Frau mit dem süßen unschuldsvollen Blumengesicht, den träumerisch gesenkten blauen Augen und dem lieblichen Kinderlächeln, von langen lichtblonden englischen Locken umwallt, zum ersten Mal in der italienischen Oper gegenübersaß, während Maria Malibran die Desdemona sang ... bis Bruder Louis mir in's Ohr flüsterte: „Voilà — la belle blonde — — Lady Ellenborough!“

„Unmöglich!“ — rief ich erregt und fast überlaut aus. — „Dies holdselige Bild blumenhafter Unschuld die — — — berüchtigte Lady Ellenborough!“

Daß es möglich war — sollte ich später selber mit erleben.

Im Revolutionsjahr 1830 tauchten Prinz Felix Schwarzenberg und Lady Ellenborough in München auf. Der schönheitdurstige König Ludwig ließ die reizende Frau für seine berühmte „Schönheitsgallerie“ malen, wo sie noch heute zu sehen, während das Bild der Lola Montez längst von seinem Platz verschwunden ist.

Aber schon nach einem Jahr folgte das ruhelose Herz der Lady Ellenborough anderen Liebessternen — — und Prinz Felix Schwarzenberg zog sich, eine unheilbare Wunde in der Brust, mit seinem Söhnchen, das ihm Lady Ellenborough geboren, — heute Offizier in der österreichischen Armee — in die Einsamkeit seiner böhmischen Güter zurück. Erst allmälig fand er sich aus diesen Herzensstürmen und Herzenswirren wieder zurecht, um die diplomatische Carrière bis an die Spitze des österreichischen Ministeriums fortzusetzen. Er hat auch seine Huldigungen gegen die Frauen wieder aufgenommen und bis an sein Ende erfolgreich gepflegt, wie ich bei meinen beiden Gastspielen in Wien selber erfahren sollte, — aber er hat nie ein festes Band für's Leben geknüpft. Lady Ellenborough hatte ihm den Glauben an Frauenreinheit und Frauentreue total geraubt. —

Und dann sollte ich im Mai 1835, als ich in Mannheim gastirte, Lady Ellenborough dort wiedersehen.

Es war gleich am ersten Abend meiner Anwesenheit in der berühmten kleinen Theaterstadt Dalberg's, Schiller's und Iffland's, als ich mit der Mutter und Bruder Karl, der inzwischen Rittmeister geworden war, der Aufführung von Spohrs „Jessonda“ beiwohnte, — da saß mir gegen-

über ein reizendes mädchenhaftes Wesen im einfachen weißen Mousselinekleide, das süße Blumengesicht von langen blonden englischen Locken fast verhängt, die blauen Augen träumerisch gesenkt ... Sie trug keine Handschuhe und spielte zerstreut mit einer goldenen Lorgnette, ohne sie vor's Auge zu halten, — anscheinend ohne zu bemerken, daß beständig so viele neugierige — boshafte Augen auf sie gerichtet waren. Auch Gesang und Spiel auf der Bühne schienen für sie nicht da zu sein ...

„Ah! — Lady Ellenborough!" rief ich überrascht aus.

„Pardon!" — Baronin Venningen!" — sagte Bruder Karl sarkastisch ... Und er erzählte mir folgende kleine traurige Geschichte, die er zum Theil aus dem Munde seines intimen Freundes Venningen wußte:

In Baden-Baden sah Baron Venningen, der vornehme badische Cavalier mit dem fleckenreinen alten Namen und redlichen Herzen und großen Vermögen, zum ersten Mal die verführerische Schönheit der Lady Ellenborough und er glaubte ihrem Engelsgesicht und ihren sanften blauen Blumenaugen und ihrem träumerischen Lächeln mehr, als ihrem — Weltrufe. Er verliebte sich so leidenschaftlich in diese berückende Schönheit, daß er sein stolzes untadeliges Wappen, seine glänzende Stellung am Karlsruher Hofe und in der Gesellschaft, warnende Verwandte und Freunde vergaß und der fahrenden englischen Schönheit in rührender Ehrlichkeit Herz und Hand, Vermögen und Namen und ewige Treue anbot ...

Sie sah den naiven Deutschen mit dem guten offenen Gesicht und den biederen Worten schier verwundert an — dann fast mitleidig — und zuletzt lachte sie hell — schrill auf: „Ewige Treue? Cher Baron, haben Sie denn nie die Geschichte der Lady Ellenborough gehört — und die Geschichte ihres unglücklichen Herzens, das nun mal nicht treu sein

kann, ſobald es ſich in der Liebe — langweilt? Ich will Ihnen die Geſchichte dieſes Herzens von ſeiner erſten reinen Knospe an erzählen — bis zu dem Heute, wo es nur noch glühende, betäubende Giftblumen zu treiben vermag — alle Jahr, alle Monat, alle Tage eine andere, wie die Langeweile grade kommt und geht. Treu und ehrlich will ich Ihnen Alles erzählen, denn eine Tugend wenigſtens hat die berüchtigte Lady Ellenborough: ſie lügt nicht! Sie iſt wahr in ihren Gefühlen, Worten und Thaten — wahr wie in den unſchuldigſten Tagen ihrer fernen glücklichen Kindheit . . ."

Und das unſelige Weib entblätterte dem unglücklichen Venningen ihr ganzes heißes Herz — ihr ganzes wildes Leben . . . Mit der ihr eigenen grauenhaften Ehrlichkeit überſchlug ſie kein Blatt, verdeckte keinen Fleck . . . Und er ſaß ſtumm dabei und wurde immer bleicher und bleicher . . .

„Nun, Baron, wollen Sie Lady Ellenborough jetzt noch heirathen?" — fragte ſie mit dämoniſchem Augenblitz am Ende ihres langen Berichts. — Sie wußte ſeine Antwort vorher. Sie kannte ihre unwiderſtehliche Macht.

Und fieberheiß — wie erſtickt kam es aus ſeiner Bruſt herauf und über ſeine zuckenden Lippen: „Ja, ich will — ich muß! Ich kann nicht anders. Ich liebe Sie in wahnſinniger verzehrender Leidenſchaft . . . Und wenn dieſe Liebe mein Tod ſein ſollte . . ."

„Eh bien, cher Baron — à votre risque! Verſuchen wir's alſo mit einander, denn auch Sie gefallen mir — in dieſer Stunde. Aber ich habe Sie gewarnt. Jetzt iſt es Ihre Aufgabe, mich nicht zu — langweilen. Fangen Sie an mich zu langweilen, ſo ſuch' ich mir ein ander Spielzeug für mein Herz. Und mit der guten deutſchen ehelichen Lieb' und Treu iſt's vorbei — auf immer! Das Band der Ehe iſt für mich nur eine geſellſchaftliche Form. Ich ſtreife es ab, ſobald es mich genirt, wie ein Paar Handſchuhe, die zu

eng — oder abgenutzt sind. Noch ein Mal, guter Baron: ich warne Sie vor — Lady Ellenborough!"

Umsonst! Karl Theodor Heribert Freiherr von Venningen opferte seine Stellung am Hofe, seine Familie, seine geselligen Verbindungen — und heirathete am 10 November 1832 die geschiedene Lady Ellenborough. Er zog sich mit seiner schönen Frau nach Mannheim zurück. Hoffte er auf die Macht seiner Liebe — seiner Treue?

Armer Venningen! Wie glücklich er war, als sein angebetetes Weib ihm in den nächsten Jahren einen Sohn Heribert und eine Tochter Bertha gebar. Und wie siegessicher er der Zukunft entgegensah! Lady Ellenborough — diesen bösen Namen ist selbst die Baronin Venningen nie losgeworden — war ihm schon bis in's dritte Jahr treu. Wunderbar!

Dann aber kam plötzlich die tödtliche Langeweile über sie . . .

Und in diesem gefährlichen Seelen- und Herzenszustande fand ich im Mai 1835 Lady Ellenborough in Mannheim wieder — während der Aufführung von Spohr's „Jessonda." Die schöne Frau langweilte sich augenscheinlich während der Vorstellung — und an der Seite ihres Gatten . . .

Aber schau, welche seltsame Veränderung ging plötzlich mit dem mädchenhaften träumerischen Wesen in der Loge mir gegenüber vor? Ihre rosigen Lippen zuckten, die blauen Augen sprühten und öffneten sich weit und immer weiter, als wollten sie mit ihrem Blick etwas Geschautes verschlingen . . . Und diese sprühenden Augen waren fest auf die Loge neben der unsrigen gerichtet . . .

In diese Loge war soeben ein blühend schöner junger Grieche getreten, halb in seine prächtige Nationaltracht, halb als flotter Heidelberger Bursch gekleidet . . . Und sofort begann ein ungenirtes Lorgnettiren, Lächeln und Nicken hinüber und herüber, daß das ganze Haus nur noch auf jene beiden Verliebten achtete . . .

Baron Venningen wurde glühend roth und rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und flüsterte seiner Frau hastige und heftige Worte zu ... Sie schien's aber kaum zu hören, bis Venningen fast gewaltsam ihren Arm nahm und sie aus dem Theater führte ...

Und schon nach einigen Monaten schrieb mir Bruder Karl: „Lady Ellenborough ist ihrem Gatten mit dem schönen Griechen, dem Grafen Theotocki, der in Heidelberg sich Studirens halber aufhielt und den Du an jenem Abend bei uns im Theater sahst, durchgegangen ... Der arme Venningen ist ganz zerschmettert von diesem Schlage und wir fürchten für seinen Verstand ..."

Von Bruder Karl hörte ich später noch einige interessante Einzelheiten über diese neue Liebe der Lady Ellenborough.

Sie war eine wilde Reiterin. Ihr Lieblingspferd l'Infatigable, einen wunderschönen feurigen Schimmel hatte Baron Venningen von meinem Bruder Karl und dieser von zwei flüchtigen Polen gekauft, die bald nach der verunglückten polnischen Revolution auf dem Wege nach Paris in Mannheim angekommen waren und in Geldnoth das Pferd versilbern mußten. Natürlich hatte Schwester Lina das Geld dazu schicken müssen. Die beiden Polen waren die Grafen Cäsar und Ladislaus Broël-Plater. Den jungen Ladislaus hatte ich in Berlin kennen gelernt — und nun war er mit meinem Bruder in Mannheim zufällig in Berührung gekommen. Nach Jahren sollten sich unsere Wege wieder begegnen — — um dann erst durch den Tod wieder getrennt zu werden. Ja, das Schicksal spielt wunderlich mit uns armen kurzsichtigen Sterblichen.

L'Infatigable war so wild, und störrisch, daß mein Bruder ihn nicht vor der Front reiten konnte und deshalb verkaufen mußte. Das war aber grade ein Pferd für die wilde Lady Ellenborough. Wie oft ist l'Infatigable mit ihr

— bei Tag und Nacht von Mannheim nach Heidelberg gestürmt, wo ein verliebter Student das schöne glühende Weib sehnsüchtig erwartete . . .

Eines Morgens kehrte die Baronin Venningen auf einem Leiterwagen nach Mannheim zurück. L'Infatigable war bei dem dämonischen Nachtritt gestürzt und nicht wieder aufgestanden.

„Ich hab's Dir ja vorhergesagt, armer Venningen, auch Du würdest mich mit der Zeit langweilen — und dann . . ."

Das war stets ihre lächelnde Antwort auf all' sein Bitten — Mahnen — Drohen. Sie hatte kein Herz für seine unwandelbare qualvolle Liebe — und für seinen wilden Schmerz.

Und eines Tags kehrte die Baronin Venningen aus Heidelberg überhaupt nicht wieder nach Mannheim zurück. Lady Ellenborough war mit ihrem griechischen Studenten auf dem Wege nach Athen. Dort hat sie den Grafen Theotocki geheirathet — — um ihn nach wenigen Jahren für einen wilden Palikaren-Häuptling zu verlassen. In Athen nannte sie sich „Ianthe."

Gelangweilt ging Lady Ianthe-Ellenborough im Jahre 1854 nach Syrien. Während sie auf hohem Kameel von Beirut nach Babylon ritt, fand ihr arabischer Kameelführer Scheickh Abdul Wohlgefallen vor ihren Augen. Sie langweilte sich — und solch ein brauner schmutziger Araber war doch mal eine pikante Abwechselung. Lady Ianthe-Ellenborough wurde eins von den verschiedenen rechtmäßigen Weibern Scheickh Abduls und sie zog mit ihm länger als ein Jahr durch die Wüste, melkte seine Kameele und genoß seine Liebe und hin und wieder auch seine Hiebe. Wunderbar lange fand die ehemalige Löwin des Londoner High-Life dies Nomadenleben nicht langweilig. Wunderbar lange blieb sie ihrem braunen kameelduftigen Scheickh Abdul treu. Dann schieden sie als gute Freunde.

Mrs. Digby, wie Lady Ellenborough sich jetzt nach ihrem Vater nannte, schuf sich in der Nähe von Damaskus, in der paradiesischen Ebene am Fuße des Antilibanon ein reizendes Daheim: ein Häuschen mit fünf Zimmern in einem schönen kleinen Garten. Im Sommer suchte sie Kühlung in Homs am Oroates.

Bis zu ihrer Verheirathung mit Scheickh Abdul bezog Lady Ellenborough von ihrer Familie in England eine Jahrespension von 600 Pfd. Sterling, — dann erhielt sie zur Strafe für diese Mesalliance mit dem braunen Araber nur die Hälfte.

So oft übrigens Scheickh Abdul in Geschäften nach Damaskus kam, fand er bei seiner noch immer schönen Gattin die freundlichste Aufnahme. Aber gründliche Toilette mußte er vorher machen. Der pikante Kameelduft war der feinen Nase der Mrs. Digby mit der Zeit doch recht unangenehm geworden.

Ende der fünfziger Jahre erschien Lady Ellenborough plötzlich wieder in London, wegen eines Erbschaftsprozesses. Alle Blätter waren wieder voll von dem Zauber ihrer echt weiblichen milden Schönheit und der Anmuth und Grazie ihres Auftretens und — von ihren alten Scandalgeschichten.

Dann kehrte sie nach Damaskus zurück. Dort ist sie im Frühjahr 1873 gestorben. Baron Venningen, der die Liebe zu seiner unseligen Gattin und ihre Flucht nie verschmerzt hat, sank ein Jahr nach ihrem Tode während eines Spazierritts in München, vom Herzschlage getroffen, todt vom Pferde. Beider unglückliche Tochter Bertha lebt noch heute in der badischen — Irrenanstalt Illenau der fixen Idee: behext zu sein . . .

Weder Glück, noch Stern! — Balzac hat Lady Ellenborough in seinem Roman: „Le lis dans la vallée“ als Lady Dudley geistreich gezeichnet. —

Ob Prinz Leopold die beiden verhängnißvollen Roſenknospen der Lady Ellenborough wohl noch lange in Claremont-Houſe und in ſeinem Herzen aufbewahrt hat?

Es ſind recht traurige Geiſter von Claremont-Houſe, die ich da in meinen Erinnerungen heraufbeſchworen habe. Auch die Gräfin Montgomery gehört zu ihnen. —

5. Die Krone Griechenlands.

Es gingen hin die Bäume,
Einen König zu salben über sich.
Sie sprachen zum Oelbaum: „Sei König über uns!“
Sprach der Oelbaum zu ihnen: „Sollt' ich lassen mein Fett,
Das da Götter und Menschen an mir preisen,
Und hingehn, zu schweben über den Bäumen?“
Bibel: Buch der Richter.

Das größte himmelschreiende Unrecht, das Prinz Leopold von Koburg und mein Vetter Christian von Stockmar an mir begangen, besteht darin: daß sie mit der einen Hand nach der goldenen Krone Griechenlands langten — während sie gleichzeitig mit der andern mich nach England in unselige mysteriöse Verhältnisse zogen, da sie doch sehr gut wußten: Beides kann der Prinz nicht zu gleicher Zeit festhalten — die Königskrone und diese heimliche Liebesblüte! Eins muß er fallen lassen, um das Andere sich zu bewahren!

Und was er fortwerfen würde — das wußten Beide von vornherein ganz genau. Sie waren ja große Diplomaten mit klugen kühlen Diplomatenherzen.

So wurde ich von Beginn an einer prinzlichen Laune geopfert: als hübsches Spielzeug einige müßige Stunden einem gelangweilten Pedanten auszufüllen — bis die griechische Königskrone reif sei zum Pflücken!

Allerdings hatte Christian Stockmar mir in Koburg dunkel angedeutet, daß sein Herr einige Aussicht auf die griechische Königskrone habe und daß für diesen Fall von

einem mit mir zu knüpfenden Herzensbunde keine Rede sein könne und daß wir daher dies Ereigniß ruhig abwarten müßten, ehe ich mich binden dürfe...

Aber dennoch folgte im Frühjahr 1829 grade von Christian Stockmar der bestimmte dringende Ruf an mich nach England zu kommen — — während die Unterhandlungen wegen Griechenlands Krone, die ich natürlich völlig abgebrochen glaubte, im vollen Gange waren.

Und wegen dieses an mir begangenen himmelschreienden Unrechts klage ich hier den Prinzen Leopold und meinen Vetter Christian noch nach meinem Tode öffentlich an. Das Gericht erwarte ich über den Sternen!

* * *

Ueber seine ersten Beziehungen zur Krone Griechenlands sagt König Leopold von Belgien in seiner kurzen Selbstbiographie selber:

„Anfang September 1822 ging Prinz Leopold (von Neapel) nach Wien, um den Kaiser Alexander zu sprechen. Der verstorbene Lord Charles Londonderry bot Alles auf, um dem Prinzen einen schlechten Empfang zu bereiten. Ebenso Fürst Metternich, freilich aus anderen Gründen. Er bildete sich ein, der Prinz habe Absichten auf Griechenland, was aber nicht der Fall war. Später kam der Herzog von Wellington und machte den Verleumdungen Londonderry's, der sich damit bei Georg IV. einschmeicheln wollte, ein Ende . . .

„1825 . . . Prinz Leopold ging seiner Gesundheit wegen nach Karlsbad . . . später ein Jahr nach Italien und verlebte den Winter in Neapel. Von 1825 an wurden ihm Anträge wegen Griechenlands gemacht. Kanning wollte davon nichts hören; er meinte, in England könne der Prinz weit mehr nützen . . .“

„1828 . . . Prinz Leopold ging nach Schlesien zum König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Hauptsächlich wollte

er seinen besten Freund sehen, den er je gehabt, den Prinzen Wilhelm, jüngsten Bruder des Königs. Der damalige Kronprinz von Preußen verabredete mit Prinz Leopold, sie wollten sich in Neapel treffen, was auch im November geschah. März 1829 kehrte der Prinz über Paris nach England zurück.

„Die Anträge wegen Griechenlands hatten inzwischen eine ganz bestimmte Gestalt gewonnen, eine entschiedene Wendung genommen. Rußland und Frankreich wünschten dringend, der Prinz möge die Krone annehmen. Auch in England kamen die Dinge weiter. Große politische Ereignisse fanden dort statt. Damals hatte der Herzog von Kumberland (nachher König Ernst August von Hannover) bedeutenden Einfluß auf den König und machte dem Ministerium Wellington die erbittertste Opposition. Auch in der griechischen Frage nahm er heftig Partei und gewann den König für die Kandidatur des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruders der Herzogin von Kumberland. Die Minister dagegen drangen beim König auf die Kandidatur des Prinzen Leopold und drohten sogar mit ihrer Entlassung. Das war für die griechische Sache höchst unglücklich; einem Kabinet, welches seine Existenz an die Frage setzte, konnte der Prinz unmöglich die Bedingungen aufnöthigen, welche nach Ansicht vieler verständigen Leute in England für die Existenz Griechenlands nothwendig waren. — Fürst Metternich wollte von Anfang an den jungen griechischen Staat ruiniren. Da ihm dies nicht gelang, so benutzte er seinen Einfluß bei dem Herzog von Wellington und Lord Aberdeen, um eine Grenze vorzuschlagen, die völlig unannehmbar war . . ."

Und in demselben Monat Mai 1829, als ich, vertrauend den Liebesversicherungen des Prinzen Leopold und den Garantien meines Vetters Stockmar, so hoffnungsfreudig den neuen Glücksternen in England entgegeneilte, — sandten

Beide Stockmars Bruder Karl, der des Prinzen vertrauter Geschäftsführer war, nach Griechenland an den Präsidenten Kapodistrias, mit diesem über die griechische Krone zu Gunsten des Prinzen Leopold zu verhandeln.

Am Abend des 14 Mai 1829 spielte ich zum letzten Mal als Königlich Preußische Hofschauspielerin vor Friedrich Wilhelm III. in Potsdam und der gute König gab mir seine Wünsche und seinen Segen für den Herzensbund in England mit auf den Weg ... und am 27. Mai sagte Karl Stockmar im Auftrage seines Herrn dem Präsidenten Kapodistrias in Athen:

„Der Prinz ist entschlossen, dem Rufe (Griechenlands und der Großmächte, welche damals in London über die Zukunft Griechenlands und des Prinzen Leopold conferirten) zu folgen, jedoch nur unter zwei Bedingungen. Die erste ist, daß man Griechenland die Grenzen gebe, die ihm nöthig sind, um eine Stelle im europäischen Staatenverein einzunehmen und sich diesem nützlich zu machen. Die andere, daß er gegründete Hoffnung habe, den materiellen und geistigen Zustand eines Volkes zu heben, welches durch lange Sklaverei heruntergekommen zu sein scheint ..." Dann verlangte der Prinz noch: daß Griechenland ihn ausdrücklich von den Großmächten als König fordere!

Graf Capodistrias stellte dagegen die Bedingung: daß Prinz Leopold als König von Griechenland seinem Lande die Inseln Samos und Candia als Morgengabe mitbringe! — Dies konnte der Prinz nicht versprechen. Und so ruhten zunächst die Verhandlungen. — Prinz Leopold hat seinen alten Freund Capodistrias stets in Verdacht gehabt, daß er mit ihm ein falsches Spiel spiele und selber nach einer dauernden Präsidentschaft — ja, wohl gar nach der Krone Griechenlands strebe!

Während meines Aufenthalts in Paris, der dadurch verlängert wurde, begannen im September die Verhandlungen

wegen der griechischen Krone auf's Neue — — und am 3. Februar 1830 sicherten die Großmächte Rußland, Frankreich und England den Griechen volle Unabhängigkeit von der Türkei unter einem christlichen Erbfürsten zu — und boten dem Prinzen Leopold officiell die griechische Krone an . . . und er ergriff sie anfangs bedingungslos mit beiden Händen . . .

Wie Vetter Christian mir eines Februar-Morgens diese Freudennachricht brachte — — und mit welchem jubelnden Entzücken ich die Worte hörte, welche mir meine goldene Freiheit wiedergaben — — das habe ich in einem früheren Kapitel schon erzählt.

Aber als ich mit der Mutter wieder allein war und wir das große Ereigniß besprachen — da erfaßte uns doch tiefe Wehmuth bei dem Gedanken: welche bitteren Enttäuschungen England uns in so wenigen Monaten gebracht — und daß der kurze Glückstraum nun für immer aus sei . . .

Ich machte mir sogar Vorwürfe: so gern einen Mann für immer zu verlassen, der mich doch einst in Liebe und Vertrauen an sein Herz gezogen hatte — mochte dies Herz auch längst ausgebrannt sein! Die wenigen glimmenden Fünkchen unter der Asche hatten doch für mich geglüht!

Ich bemühte mich auch redlich, Alles das zu vergessen, wodurch der Prinz mich verletzt, und nur des Guten zu gedenken, das er mir erwiesen hatte.

In dieser weichen Stimmung hieß ich den Prinzen bei seinem nächsten Besuch herzlich willkommen und begrüßte ihn gerührt als zukünftigen König der Griechen und wünschte ihm unter Thränen Glück und Segen zu seinem hohen Berufe . . .

Und was antworteten Hoheit mir auf meine liebevollen Worte?

„Ich hoffe sehr, daß das milde Klima Griechenlands meiner Gesundheit viel besser zusagen wird, als dieser ewige

Nebel Englands. Ich denke es mir sehr angenehm, die balsamische Luft einzuathmen, wandelnd in Myrten- und Orangenhainen oder ruhend unter leichten seidenen Zelten, während schöne Griechinnen ihre süßen Volkslieder vor mir singen und phantastische Tänze aufführen . . ." Und sehr ausführlich erging der Prinz sich über diese blau-weiß gestreiften Zelte, über deren Anfertigung er schon mit einem Unternehmer unterhandelt hatte . . .

Da versiegten meine Thränen — und mit Groll und Empörung mußte ich denken: Das also ist der Mann, dem Du Deine künstlerische Zukunft und Deinen guten Ruf opferteſt — der Dich zu lieben vorgab, als er Dich in diese zweideutige Stellung lockte — dem Du Dich mit Leib und Seele widmeteſt — für den Du gleich einem Vogel im Käfige lebteſt . . . und der jetzt nicht das leiſeſte Wörtchen findet, Dir sein Bedauern über die nahe — ewige Trennung auszuſprechen! — Und mit der Gräfin Orſina hätte ich ausrufen mögen: „Iſt das die Entſchuldigung ganz, die ich werth bin? . . . Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr für mich?" — Ja, eine kleine Lüge des Bedauerns wäre ich wohl werth geweſen!

Und auch nicht eine einzige kleine Frage hatte dieſer blaſirte ichſüchtige Mann mit dem verdorrten Herzen an mich? Nicht mal eine kleine geſellſchaftliche Höflichkeitsfrage: Da wir nun ſcheiden müſſen, weil das Schickſal es ſo will — wie gedenkt die Mizi — (das trauliche Du kam ja nie über ſeine Lippen!) — wie und wo gedenkt die Mizi in Zukunft zu leben? Wird ſie ſich als Gräfin Montgomery in Paris niederlaſſen? Oder in der Schweiz oder in Italien? Oder zieht das heiße Künſtlerherz Karoline Bauer zurück auf die Bühne? Ich würde für die Gräfin Montgomery ſtimmen, die in vornehmer Zurückgezogenheit weiterlebt, — denn das plötzliche Wiederauftauchen Karoline Bauers auf

der Bühne würde neuen Zeitungslärm hervorrufen, der mir augenblicklich nicht angenehm sein könnte . . .

Mit keiner Silbe dachte der verknöcherte Egoist an mich und meine Zukunft und an mein Herz! wie es sich in die bevorstehende plötzliche Trennung fügen werde! Er dachte nur immer an das liebe verhätschelte Ich und an die eigene Behaglichkeit.

Mit demselben Gleichmuth, mit welchem der Prinz über die zu bestellenden blau-weißen griechischen Königszelte sprach, erging er sich jetzt selbstgefällig — während die schlanken, wohlgepflegten Finger in alter Gewohnheit gemächlich drieselten — über die Wahl einer zukünftigen Königin von Griechenland. Alle Prinzessinnen Europa's mußten Revue passiren und wurden ganz geschäftsmäßig analysirt und kritisirt. Am besten gefiel dem Prinzen eine Prinzessin von Oldenburg — aber vom politischen Standpunkt aus erschien ihm vortheilhafter eine französische Prinzessin . . . Wenn die Herzogin von Berri nur nicht so excentrisch und selbstständig gewesen wäre! Als Mutter des zukünftigen Königs von Frankreich hätte sie die meisten Chancen für sich gehabt. Aber dem pedantischen, engherzigen zaghaften Prinzen Leopold bangte doch gar zu sehr vor dieser feurigen, energischen Frau — und er entschied sich mit Seufzen für eine kleine Prinzessin von Orleans, die aber vielleicht doch eine Zukunft haben könne . . .

Zeugt dies Gesprächsthema mir gegenüber nicht von einer kaum glaublichen Herzensroheit — oder von einer noch unglaublicheren Naivetät des Prinzen? — wenn man nicht vergißt, daß er mir jungem blühenden herzenswarmen Geschöpf gegenübersaß, das da zunächst doch noch die heiligsten Ansprüche an dies Herz und diese Hand hatte!

Ich erstickte fast vor innerer Bewegung, während ich mich mit übermenschlicher Anstrengung überwand, um dem

Prinzen nicht die schlimmsten Wahrheiten in's Gesicht zu schleudern.

Aber kaum war der Prinz fort, so sandte ich dem Vetter einige Zeilen: „Komm, wenn Du uns noch hier vorfinden willst. Ich ersterbe vor Weh und Grimm. Meine Geduld und meine Kraft sind zu Ende!"

In der Frühe des andern Morgens kam Christian Stockmar angeritten. Er fand die Mutter und mich in höchster Verzweiflung und Aufregung. Glühend vor Zorn und mit krampfhaftem Schluchzen rief ich dem Vetter, nachdem ich ihm die entwürdigende gestrige Unterredung mitgetheilt hatte, unerschrocken zu: „Für diese seelenlose Puppe habe ich mich geopfert — und Du, der kluge Vetter, warntest mich nicht, — im Gegentheil, Du bist der Mitschuldige des Prinzen, indem Du nur an ihn und sein Vergnügen dachtest und für Deine arme bethörte Cousine Alles gethan zu haben glaubtest, als Du für ihren Ruf eine mysteriöse Trauung in Scene setztest und ihre spätere Existenz durch Deponirung eines Capitals sichern ließest ... Ich klage Dich an, Christian Stockmar, daß Du mich zum Spielball einer prinzlichen Laune machtest ..."

Im höchsten Grade alterirt antwortete der Vetter: „Ja, ich habe Unrecht gethan, Karoline — Dir und der Mutter, als ich Euch nach England kommen ließ, — ich habe Unrecht gethan, daß ich nicht lieber meine Stellung zum Prinzen aufgab, als diese unseligen Verhältnisse zuließ. Aber ich hatte mir Alles anders, freundlicher gedacht. Ich gönnte dem Prinzen eine liebevolle Häuslichkeit, ein neues Aufleben an der Seite eines jungen blühenden geliebten Wesens — und Dir und der Mutter eine sorgenfreie Existenz, fern von den Wirren und Kabalen des Theaterlebens — — und ich hoffte, daß Kinder den Bund zu einem freundlichen und dauernden machen würden ..."

„Kinder!“ — rief ich außer mir aus — „Kinder! Du weißt beſſer als ich, daß Dein ſchlauer Herr ſich nie nach Kindern ſehnte — und daß dies auch Dein Wunſch und Dein diplomatiſcher Rath war, damit dies unſelige Band eben ſo leicht gelöſt werden könnte, wie es geknüpft wurde — wenn es Euch in Euren Kram der hohen Politik paßte... Warum gönnte der Prinz mir nie das trauliche Du? Warum kam er nach meiner Rückkehr aus Paris nur immer ganz formell zur ſteifen Viſiten- und zur entſetzlichen Drieſelſtunde? Warum ſprach er nie zutraulich von ſeinen Erlebniſſen und warum fragte er nie nach den meinigen? Von der Prinzeſſin Charlotte erzählte er mir nur, daß ſie ihm eines Nachts als Geiſt erſchienen ſei — und daß ich ſchöner wäre als ſie... Und warum haben der Prinz und Du mir verheimlicht, daß zu derſelben Zeit, als ich Eurem Locken nach England folgte, Dein Bruder in Griechenland für den Prinzen die Krone zu erlangen ſuchte — dieſe Krone, die ja ſofort das kaum mit mir geknüpfte Band wieder zerreißen mußte? Warum...? Doch es ſind ſchon zu viel dieſer Warum, die ſelbſt alle Diplomaten der Welt nicht zu meiner Genugthuung zu beantworten wüßten — die aber mehr als genügend ſind, mir ſchon heute das Recht zu geben, morgen England für immer zu verlaſſen... Daß ich dies nicht ſchon längſt gethan habe, geſchah nur aus Rückſichten für meinen Ruf. Der Ehre halber würde ich auch noch länger in dieſen erdrückenden Banden geblieben ſein, um erſt, wenn die Krone Griechenlands dem Prinzen geſichert, in Frieden von ihm und Dir zu ſcheiden. Aber meine geſtrige beſchämende Erfahrung macht es mir ſchon jetzt zur Pflicht, dieſen engherzigen egoiſtiſchen Mann mit dem verdorrten Herzen und dem Mangel an männlichem Charakter ſobald wie möglich zu verlaſſen. Keine Herzensfaſer bindet mich mehr an ihn...“ Im leidenſchaftlichen Schluchzen brach meine Stimme.

Stumm und bleich, aber mit dem ihm eigenthümlichen nervösen Zucken in dem feinen Gesicht hatte der Vetter mir gegenüber gesessen — jetzt nahm er meine Hand und sagte merkwürdig gelassen und ruhig, wenn auch durch seine Stimme ein inneres Beben klang:

„Ja, Karoline, Dir ist Unrecht geschehen, vom Prinzen und von mir, dessen Gutmüthigkeit mal wieder mit seinem Verstande und mit seinem — Gewissen durchging. Mein Wollen war gut und rein, auch Dir und der Mutter gegenüber — aber die Verhältnisse wuchsen mir über den Kopf. — Damit Euch nicht aber zum zweiten Mal ein Unrecht und nicht ein noch größeres geschehe, muß ich Euch daran erinnern: daß Ihr Euch, als Ihr nach England kamt, unbedingt meinem Rath und meiner Führung übergeben habt! In dieser meiner verantwortlichen Stellung verlange ich, das Ihr nicht jetzt schon über Hals und Kopf England verlaßt und nicht im Unfrieden von dem Prinzen geht. Ich verlange, daß Ihr noch geduldig einige Tage oder Wochen ausharrt, bis die griechische Krone dem Prinzen definitiv gesichert — oder entgangen ist. Dann soll es meine heilige Pflicht sein, auch Eure Frage zu Eurem Besten zu regeln ... Versprecht mir das!"

Und ich versprach es mit reichen Thränen: Geduld und immer neue Geduld zu haben! — bis der Vetter sagen würde: jetzt ist's Zeit zum Scheiden! Der König von Griechenland wird Euch ein treuer Freund bleiben — — in der Ferne!

Von Stund' an zeigte der Vetter mir wieder das alte Zutrauen und die sorglichste Herzlichkeit. In seiner sprudelnden humoristischen Weise sagte er mir oft: „Schade, Karoline, daß ich schon verheiratet bin, sonst würdest Du meine Frau und der Prinz oder König Leopold könnte seine gewohnte unschuldsvolle Drieselstunden an unserem Theetische verleben, während ich Griechenland regierte!"

Und Prinz Leopold — der zukünftige König von Griechenland — wie benahm der sich mir gegenüber?

Als ob nicht das Geringste zwischen uns anders geworden sei. Er kam wie gewöhnlich zum Diner, Musiciren, Vorlesen, Drieseln — und erzählte nur hin und wieder harmlos von seinen blauweißen Zelten und zukünftigen Königinnen...

Ein edler charaktervoller Mann hätte entweder gefleht: ich möge die kurze Spanne Zeit des uns vergönnten Beisammenseins ferner als treue liebevolle Lebensgefährtin ihm zur Seite stehen — und er hätte versucht, durch verdoppelte Zärtlichkeit mir zu danken... oder er hätte in zarter Weise das Unvermeidliche: die Lösung des Bundes und meine Abreise beschleunigt!

Aber diese gefühllose Gleichgiltigkeit und verletzende Nonchalance des Prinzen mir gegenüber mußte mich auf's Aeußerste empören und mich in meinem innersten Herzen verwunden. Ich lebte in einem fortwährenden Aufruhr der widerstreitendsten Gefühle — und ich mußte alle meine Seelenkräfte aufbieten, um dem Vetter mein Wort zu halten und dem Prinzen gegenüber wenigstens äußere Ruhe zu erzwingen. — In meinem Innern grollte und stürmte es fort und fort unheildrohend. Wußte ich doch nur zu klar, daß mein Leben hier bereits Schiffbruch gelitten hatte!

Die unheimliche Villa drohte mich zu ersticken — und die Sehnsucht nach dem freien — so leichtsinnig aufgegebenen Künstlerberuf brannte in mir Tag und Nacht.

Mein Verweilen in den alten Verhältnissen beim Prinzen erschien mir als Verrath an mir selber — denn die gegenseitige Zuneigung, die allein den eigenthümlichen Bund zu heiligen vermochte, war uns ja abhanden gekommen.

Aber dennoch wiederholte der Vetter auf alle meine Klagen: „Geduld — abwarten — nicht vorgreifen — die Zeit muß entscheiden und — lösen!"

Christian Stockmar war stets in erregtester Stimmung, während die griechische Kronenfrage noch schwebte. Nur wie der Sturm kam er zuweilen zu uns herangebraust, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen über das tact- und charakterlose Verfahren seines Herrn — in dieser Lebensfrage für das arme Griechenland.

In seiner leidenschaftlichen Erregtheit konnte der sonst so kluge Diplomat oft recht unvorsichtig lossprudeln — und da er wußte, daß ich mich schon als frei von dem mit dem Prinzen geknüpften Bunde betrachtete, so legte er sich mir gegenüber nicht die geringste Rücksicht auf. Und da gab's denn oft zu hören: „O, über diesen unentschlossenen — kurzsichtigen — kleinlichen Prinzen, der ohne Energie und Charakter drauf los tappt und selber nie weiß, was er will... Ohne mich wäre der Prinz in dieser griechischen Angelegenheit längst verloren. Ich muß immer mühsam wieder zusammenflicken, was er gedankenlos zerreißt... Kein Nerv fester Männlichkeit lebt in ihm, nur das liebe verhätschelte kleine Ich — und das denkt auch in dieser Frage immer nur an sich und an die eigene Behaglichkeit und Eitelkeit und Selbstgefälligkeit — und kaum nebenbei mal an die armen Griechen, die doch einen starken opfermuthigen König gebrauchen..."

Ein Paar Stunden später kam dann der Prinz angefahren, müde, abgespannt, übelgelaunt und klagend: „Daß der gute Stocki doch ein so hypochondrischer Schwarzseher sei und ihn immerfort mit unnützen Bedenklichkeiten quäle... Er möge von der ganzen griechischen Geschichte nichts mehr hören und sehen..."

Da gab's denn für uns nach beiden Seiten hin zu beruhigen und zu zerstreuen. Wahrlich keine leichte Aufgabe!

Eines Morgens kam Stockmar im höchsten Aerger angaloppirt und polterte auch gleich los:

„Nein, es ist unerhört — zum Davonlaufen! Denkt nur, was der Prinz jetzt wieder angestiftet hat, in der ewigen kleinlichsten Besorgtheit für sein liebes süßes Ich — gradezu hirnverrückte Vorsichtsmaßregeln. Da werde ich in der Nacht gegen 2 Uhr aus tiefstem Schlaf geweckt und zum Prinzen berufen. Der liegt wie ein Klumpen Unglück im Bett und starrt mich geisterbleich und voll Verzweiflung an und lispelt kaum hörbar: „Ach, liebster Stocki, helfen — retten Sie mich vom Tode! Welch' ein Unglück ist mir passirt! Sie kennen doch die beiden kleinen goldnen Klammern, die ich Nachts zwischen die Backzähne klemme, um beim Knirschen im Schlaf nicht die Zahnemaille zu verletzen ... Und nun wache ich auf und fühle nur eine Klammer zwischen den Zähnen — die andere muß ich im Schlaf verschluckt haben — ja, ich spüre ihre scharfen Zacken und Häckchen schon in meinen Eingeweiden ... Ich bin ein Kind des Todes — guter Stocki, retten Sie mich ..."

„Ich war selber zum Tode erschrocken und Anfangs vor Entsetzen der Sprache beraubt, denn — hatte der Prinz wirklich die unglückselige scharfzackige Klammer, die er sich gegen meinen Rath von einem Charlatan-Zahnarzt hatte aufschwatzen lassen, im Schlafe verschluckt — so konnte ich wenig auf Rettung hoffen. Ich mußte den Prinzen für verloren halten."

„Stocki, Sie sagen kein Wort des Trostes?" — stammelte der Prinz immer ängstlicher. — „Fürchten Sie wirklich Schlimmes?"

Da raffte ich alle meine Geisteskraft zusammen und nahm eine möglichst unbefangene Miene an und sagte mit erzwungener Heiterkeit: „O, es ist nicht das Geringste zu befürchten, gnädiger Herr! Ich komme sogleich mit Hülfe zurück!" Damit eilte ich zu des Prinzen Leibarzt, weckte ihn und berieth mit ihm das Nöthige ... Wir gaben dem Prinzen nun Löffel

auf Löffel Latwerge ein — und ich muß noch lachen, wenn ich an die pitoyable Miene denke, mit welcher Hoheit das widerliche Zeug hinabwürgten, aber immer betheuernd: „Ich will ja Alles gern schlucken, wenn ich nur am Leben bleibe!“

Nachdem wir so den Prinzen und auch uns einige Stunden abgemartert hatten, ruft Hühnlein plötzlich jubelnd aus: „Hier ist die Goldklammer — ich fand sie zwischen Matratze und Bettstelle eingeklemmt!“ — „Ja, die ist es!“ — haucht der Prinz und schließt ermattet die Augen. — In der ersten Rage werfe ich das vertracte Ding zum Fenster hinaus und beschwöre den Prinzen: doch in Zukunft solche weibischen — gefährlichen Spielereien zu lassen, denn ich hätte keinen Penny mehr für seine Rettung gegeben!“

„Vetter!“ — rief ich mit tragikomischem Entsetzen aus — „ich werde das Bild, das Du uns da gezeichnet hast, nie wieder los werden und den Prinzen immer und immer vor mir sehen: in Todesangst Löffel auf Löffel der scheußlichen Latwerge hinabwürgend . . . brrr! Und solch ein Bild paßt schlecht für ein geträumtes Idol! — Gott sei Dank, daß die Gefahr vorüber ist . . .“

„Vorüber? — ja, für heute!“ — polterte Stockmar weiter. — „Aber wer weiß, was Hoheit morgen wieder ausklügeln, um den geliebten Leib zu conserviren? Ist es nicht um rasend zu werden, einen sonst so gescheidten Mann sich immer und immer nur mit dem geliebten Ich beschäftigen und dadurch auf allerlei alberne Kindereien verfallen zu sehen? Geht er nicht auf seinen drei Finger dicken Sohlen stelzfüßig einher, wie der Storch im Kleefeld, — um nur ja nicht die lieben Füße zu erkälten? — Trägt er nicht eine kohlschwarze Perrücke, um jünger zu erscheinen? — Habt Ihr ihn jemals keck und rüstig reiten sehen — laut und frei von der Leber sprechen hören? — Wie Don Quixote

reitet er auf kleinen Ponys, daß die Füße fast die Erde berühren — damit es nur ja nicht stuckere und Hoheit nicht herabfallen! Das leise Sprechen soll Brust und Kehle conserviren ... So ist's mir auch ganz erklärlich, daß Monsieur tout doucement trotz seiner angeborenen verführerischen Liebenswürdigkeit und früheren Schönheit bei seinen vielen dummen Liebschaften den Frauen nie eine dauernde echte Leidenschaft einzuflößen vermochte, — auch Dir nicht, Karoline. Der erste beste muntere Kavalier hob ihn bei den Schönheiten stets leicht aus dem Sattel!"

„Aber die Gräfin Ficquelmont hat doch dem Prinzen zu Liebe ihren Gatten, den Gesandten verlassen wollen!"

„Weil ihr alter Mann sie langweilte und weil die intrigante Wienerin als Geliebte — wohl gar als Gemalin des Prinzen in England eine Rolle zu spielen und durch den Prinzen reich zu werden hoffte ... Aber prosit die Mahlzeit! Nachdem Se. Hoheit ihr ein Dutzend Mal im süßen tête-à-tête vor-gedrie-selt hatten, nahmen die Frau Gräfin und ihre Leidenschaft schleunigst Reißaus!"

„Ja, Vetter, das Drieseln ist der schrecklichste der Schrecken und weit schlimmer, als der Mensch in seinem Wahn. Schiller hat nur niemals Se. Hoheit beim Drieseln geschaut!" — platzte ich mit einem Anflug des alten, fast vergessenen Humors lachend heraus.

Erheitert fiel Stockmar ein: „Und doch, Karoline, hast Du unsern gnädigen Herrn noch nicht mit Lord Roode in Compagnie drieseln sehen. Es ist gradezu zum Davonlaufen, wenn beide würdige Herren sich steif und ernsthaft und schweigend gegenüber sitzen und weiter nichts thun, als sich gegenseitig andrieseln! — Vom Lord Roode hat der Prinz dies noble Amüsement gelernt!"

„Vetter, was wohl die Griechen sagen werden, wenn Se. Majestät auf dem Throne ihnen etwas vordrieselt?"

„Soweit sind wir noch lange nicht!“ — und Vetter Christian fiel in seine finstere Laune zurück und ritt gedankenvoll nach Claremont heim . . .

Stockmar hatte Recht: des Prinzen Unentschlossenheit und Wankelmuth in der griechischen Frage machte ihm damals viel Noth — und brachte ja auch schließlich die ganze Angelegenheit zum Scheitern. In seinem Verlangen nach der blinkenden Königskrone und nach dem dolce far niente unter seidenen Zelten in Griechenlands balsamischer Luft gab der Prinz sich eine arge Blöße nach der andern. In seiner Angst, das hübsche Krönlein zu verlieren, räumte Leopold der Londoner Conferenz und dem englischen Ministerium anfangs eine gefährliche Vormundschaft über sich ein und sagte als gutes Kind zu Allem: Ja! — so daß sein schließliches Nein um so unerquicklicher auffallen mußte. Und welche derben Lectionen mußte der Prinz sich von seinen Vormündern gefallen lassen!

So schrieb ihm Lord Aberdeen, als der Prinz sich schon mit allen Bedingungen der Conferenz einverstanden erklärt hatte und nun schließlich noch Candia für Griechenland forderte, am 31. Januar 1830 hart und strenge: „Von Candia ist bisher nie und nirgends die Rede gewesen. Trotz Alles dessen, was bisher verhandelt worden ist, steht Ihnen zwar noch frei, abzulehnen, aber die Verweigerung Candia's könnte diesen Entschluß nicht erklären. Erwägen Sie, wie ein solches Verfahren mit Ihrer Würde und dem Ruf der Consequenz vereinbar ist. Die Mächte haben nicht die Absicht, mit Ihnen zu verhandeln. Sie erwarten eine einfache Annahme ihres Antrags und würden eine bedingte Annahme als Ablehnung betrachten.“

Dennoch versuchte der Prinz noch mehrere Mal brieflich einige Bedingungen in die Vorschläge der Conferenz einzuschmuggeln — aber er war auch ebenso schnell bereit, seine

Briefe und seine Bedingungen zurück zu ziehen, sobald Lord Aberdeen im Namen der Großmächte das verlangte.

Anfang April ging Prinz Leopold nach Paris, als erwählter König von Griechenland um die Hand einer Prinzessin von Orleans anzuhalten. Er kehrte Ende des Monats, auf die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung seines Schwiegervaters, König Georgs IV., mit einem Korbe zurück und dachte nun wieder ernstlicher an die kleine Prinzessin von Oldenburg.

Plötzlich, am 21. Mai schrieb Prinz Leopold der Conferenz der Großmächte: es sei ihm unmöglich, sich einem Volke als König aufzudrängen, das mit den Garantien, die er von der Londoner Conferenz mitbringe, nicht zufrieden sei — und so verzichte er dankend auf den ihm angebotenen Thron...

Aber dies war schwerlich der wahre Grund, denn sonst hätte Leopold auch früher die Krone nicht annehmen dürfen. Die allgemeine Meinung war: der nahe Tod des Königs und die Aussicht auf eine englische Regentschaft in seiner Person während der Minderjährigkeit seiner Nichte Victoria hätte den Prinzen zu dieser Inconsequenz verleitet. Auch der alte Freiherr von Stein, den Prinz Leopold früher in der griechischen Kronenfrage wiederholt um Rath gebeten hatte, schrieb dem Prinzen über seine schließliche unmotivirte Ablehnung mißbilligend:

„Als Kaiser Alexander 1812 den Kampf mit Napoleon begann, nahm er zum Wahlspruch: „confiance en Dieu, courage, perseverance, union!“ — und mit dem „gläubigen Auge, das fest und kühn zum Himmel empor sich rafft“ — überließ er sich den Eingebungen seines hochherzigen edlen Gemüths und streckte den Riesen zu Boden. Die menschliche Vernunft vermag das Zunächstliegende zu erkennen, nicht das Dunkel entfernter Zukunft zu durchschauen. Hier leitet Pflichtgefühl, Vertrauen auf Gott, Entfernung von aller Selbstsucht...“

Noch vernichtender schreibt Stein an den Erzbischof von Cöln:

„Was sagen Euer Erzbischöfliche Gnaden zu dem Betragen des Prinzen Leopold? Es ist ganz im Charakter des Marquis Peu-à-peu, wie ihn König Georg IV. nannte. Statt die Schwierigkeiten zu beseitigen, statt das von ihm begonnene Unternehmen zu vollenden, zieht er feige die Hand vom Pfluge, indem er die durch den nahen Tod des Königs Georg IV. sich entwickelnden Veränderungen berechnet. Ein Mann von diesem unkräftigen Charakter ist durchaus nicht geeignet, in das Leben kräftig einzugreifen. Er hat keine Farbe!"

Aehnlich kritisirt Stein den Prinzen in einem Briefe an den Freiherrn von Gagern:

„Er hatte das Gefühl, dies Unternehmen nicht bestehen zu können, und warf einen Seitenblick auf seinen wahrscheinlichen Einfluß in England, den er aber wegen seiner Charakterschwäche nicht erlangen und, sobald die Prinzessin Victoria heranwächst, also innerhalb sechs bis sieben Jahren, verlieren wird . . ."

Auch Fürst Metternich tadelte des Prinzen „Charakterschwäche und Furchtsamkeit" — und eine französische Feder schalt den wankelmüthigen Prinzen einen „Lebemann — so blasirt, daß nicht einmal Ehrgeiz dauernd in ihm haften konnte."

Und Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy, der Sohn meines Jugendfreundes Felix, schreibt in seinem historischen Werk: „Graf Johann Kapodistrias" treffend:

„Noch im letzten Augenblick konnte Prinz Leopold einen mannhaft großen Entschluß fassen: die Krone, weil sie eine Dornenkrone war, annehmen, und so zugleich das Netz der Ränke zerreißen, die man gesponnen hatte, um ihn von seiner Bahn zurückzuschrecken. Statt aber die Intriguen der Gegner zu vernichten, benutzte er sie, um den eigenen Wankel-

muth und die plötzlich veränderten Ziele seines Ehrgeizes zu verbergen; statt die harte, doch begeisternde Aufgabe schnell und kräftig zu ergreifen, spielte er Monate lang mit den Hoffnungen einer in Verzweiflung ringenden Nation . . ."

Als Vetter Christian mir Ende Mai in höchster Erregung die Schreckenskunde brachte: Der Prinz hat nun definitiv die Krone Griechenlands abgelehnt, weil er fühlt, daß er den dortigen Verhältnissen nicht gewachsen ist. Wir bleiben also in England und Alles bleibt beim Alten! — da knickte ich muth- und fassungslos zusammen. Es war so süß gewesen, von der nahen Freiheit zu träumen — und von einem neuen Leben als freie glückliche Künstlerin . . . Das Erwachen brachte mir die bittersten Enttäuschungen und Schmerzen . . . Die heftigen Gemüthsbewegungen zogen mir ein hitziges Fieber zu . . . Am liebsten wär ich gestorben — da wär's auf einmal still!

6. Scheiden und Meiden.

Das Ringlein sprang entzwei!
Eichendorff.

Als ich genesen war und der Prinz mir wieder drieselnd gegenübersaß — da fragte er nicht: „Ist die Mizi mir noch zugethan? Darf ich auf wiedererwachende Liebe hoffen?“

Nein, der herzensdürre, blasirte, ichsüchtige Mann hatte für mich kein Wort der Entschuldigung und der Verständigung. Er that, als ob nicht das Geringste zwischen uns getreten sei: keine lockende Krone Griechenlands — keine blauweißen Königszelte — keine Prinzessinnen von Orleans oder Oldenburg... Er schien es als selbstverständlich anzusehen, daß das alte trostlose Leben sich ruhig weiterspinne: daß er täglich zum Diner angefahren komme — daß wir musicirten — daß er bei meinem Vorlesen drieselte — drieselte — drieselte...

Ich fühlte mich dadurch auf's Tiefste vor mir selber erniedrigt. Diese bittere Empörung meines Herzens gab mir die alte Energie meines Charakters wieder... und ich pochte Christian Stockmar gegenüber auf meinen Schein und mein Recht: Frei zu werden! Abzureisen! Lieber heut als morgen!

Aber mein Mentor war unerbittlich. Er appellirte an meine Vernunft und mein Herz: „Augenblicklich darfst Du den Prinzen nicht verlassen, jetzt, da er durch so mannigfache Täuschungen und Enttäuschungen sich in gedrücktester Stimmung befindet. Er bedarf Deiner Theilnahme jetzt eben so sehr,

wie meines Beistandes. Also nur noch ein wenig Geduld, Karoline, — wer weiß, was die nächsten Wochen uns bringen. König Georg kann jeden Tag sterben und dann gibt es große Veränderungen — auch für uns. Laß uns dies wichtige Ereigniß noch abwarten. Zunächst ziehst Du mit der Mutter zur Londoner Saison wieder in die hübsche Villa des Regent-Park. Dann kommt bald die Sommerreise nach dem Continent. Der Prinz muß nach Karlsbad ich nach Koburg — und Du und die Mutter könnt Bruder Louis in Paris besuchen oder nach Baden-Baden gehn — oder wohin Ihr sonst wollt. Zieht Dein Herz Dich dann im Herbst nicht wieder zum Prinzen zurück — — so bleibst Du einfach fort und gibst mir den Auftrag, als Dein Bevollmächtigter das Band zu lösen. So findet die Trennung ohne gegenseitige Gemüthsbewegung — ohne Groll und Verbitterung — und ohne öffentlichen Eclat statt!"

Nach heftigem Widerstreben gab ich endlich Vetter Christians Vorstellungen nach — und blieb schweren Herzens. Wäre ich doch meinem eigenen Gefühl gefolgt und sofort gegangen! Wie viel Bitteres wäre mir da erspart worden!

Ehe wir nach dem Regent-Park übersiedelten — sollten wir noch eine peinliche Begegnung haben.

An einem schönen Frühlingsabende — als der Flieder blühte und die Nachtigallen sangen — trieb es die Mutter und mich mit sehnsüchtiger Macht aus unserem düsteren melancholischen Park in die lachende sonnige Frühlingswelt hinaus ... Warum sollten wir nicht einen Spaziergang nach dem schönen blühenden Claremont-Park machen? — Der Prinz und Vetter Christian weilten in London. Nur bei Anwesenheit des Prinzen war uns Claremont-House verboten worden.

So promenirten wir ganz vergnügt, dem dumpfen Kerker entflohen zu sein, durch die reizenden Anlagen und erfreuten

uns auf einem Ausſichtspunkte der duftigen Fernſicht auf Schloß Windſor — als eine helle Mädchenſtimme und kindliches Lachen an unſer Ohr ſchlug. Auf einem ſilbergrauen Pony, begleitet von einem großen weißen langhaarigen Hunde, kam ein junges Mädchen von 11 Jahren herangetrabt, friſch und rund wie eine rothe Roſenknospe, mit fliegenden Locken und großen leuchtenden Augen. Dieſe Augen ſahen mich ſo erſtaunt und neugierig-fragend an, während die kleine Hand das Pferdchen ſicher parirte. Und dann machte die kleine Amazone plötzlich Kehrt und kam bald mit einer ſtattlichen runden Dame zurück ... Auch die ſtutzte und ihr Auge glitt nicht ohne Schärfe über uns hinweg — und ich fühlte, wie ich vor Scham unter dieſem Blick roth wurde ... Dann rief die Dame ihrem Töchterchen ein Wort auf Engliſch zu — und Beide verſchwanden im Gebüſch, uns in hoher Beſchämung zurücklaſſend ...

Wir hatten uns gegenſeitig erkannt. Es war die Herzogin von Kent, die Schweſter des Prinzen Leopold, mit ihrem Töchterchen Victoria — heute Königin von England!

Und die Herzogin von Kent, Prinzeſſin Victoria von Koburg, durfte ihre Jugendgeſpielin, Chriſtelchen Stockmar, nicht wiedererkennen und deren Tochter nicht freundlich begrüßen ... Meine arme Mutter und ich waren in den Augen der Frau Herzogin von Kent ſehr zweideutige Perſonen geworden ...

Schluchzend — faſt vernichtet vor Scham — ſank ich der Mutter in die Arme. In gedrückteſter Stimmung kehrten wir in unſeren düſteren Kerker zurück. Wodurch hatte ich all' dies Elend und all' dieſe Schmach verdient? — Und am andern Tage gab's dann noch vom Prinzen und von Stockmar bittere Vorwürfe, daß wir eigenmächtig Claremont-Park beſucht hatten, während die Herzogin von Kent und die Prinzeſſin Victoria dort zum Beſuch waren. —

Als wir dann die freundliche Villa in Regent-Park bezogen und ich die alten traulichen Räume und den lieblichen Garten wieder durchwandelte — brach ich in Thränen aus. Wie viel hatte sich in mir und um mich verändert, seit ich vor grade einem Jahr — „auf der Reise nach dem Glück“ — zum ersten Mal dies neue Heim betrat! Ich fühlte mich in diesen zwölf Monaten um viele Jahre gealtert. So viel junge Hoffnungen — Illusionen — Träume — Ideale waren mir inzwischen verblüht! So viel reicher war ich geworden an traurigen Erfahrungen und Enttäuschungen! So gänzlich fühlte ich mich verarmt!

Der einzige Sonnenstrahl aus diesen Junitagen 1830 ist mir die Erinnerung an Maria Malibrans erquickenden süßen Gesang. — Ich sollte sie nie wieder hören.

Sonst spannen sich die Tage und Wochen in alter trüber Monotonie ab. Der Prinz kam zur langweiligen Driesel-Visite, — Vetter Christian Abends zuweilen zum Thee. Ihr ganzes Interesse drehte sich um König Georg IV., der noch immer im Sterben lag und doch nicht sterben wollte.

Schon seit Jahren litt der von den gröbsten Ausschweifungen aller Art entnervte König an allerlei Krankheiten: Gicht — Wassersucht — Engbrüstigkeit — Herzverknöcherung — allgemeiner Schwäche und häufigen Ohnmachten. Er konnte nicht mehr allein gehen. Um auf's Pferd zu kommen, wurde eine besondere Maschinerie erfunden. Der Rollstuhl brachte Se. Majestät über eine schiefe, sanft ansteigende Ebene auf eine Plattform — von dieser aus wurde der ungeheuer dick aufgeschwemmte Coloß mit den dünnen abgezehrten Beinen — die bei feierlichen Gelegenheiten mit sechs Paar Strümpfen umpolstert und durch hohe Schnürstiefel gesteift wurden — durch ein Hebewerk sanft in den Sattel hinabgelassen und der Paraderitt konnte beginnen. Das ganze Nervensystem des Königs war so herunter, daß er unaufhörlich Brandy

und Rum trank — oft 11 Flaschen täglich — um nur existiren zu können. Ein anderes Lieblingsgetränk des größten Schlemmers seiner Zeit war der stärkste Whiskey-Punsch, zu dem statt des Wassers Champagner genommen wurde und den Georg IV. seine „liebe Nachtmütze" nannte, denn er trank jeden Abend so viel davon, bis er mit seinen Gästen berauscht unter dem Tische lag und so in's Bett getragen werden mußte.

Unter den vielen Caricaturen, die von dem Könige in London frei verkauft wurden, gab es eine, die Georg IV. total betrunken zeigte: auf der einen Seite gehalten von seinem geistreichen Trinkcumpan Fox, auf der andern von einem stadtbekannten Kneipwirth, den man an seinem Glatzkopf und gelben Nankingkostüm erkannte.

Schon im Januar 1830 brachte Christian Stockmar uns die Nachricht: König Georg IV. sei auf beiden Augen total erblindet und dabei fortwährend berauscht, so daß er für alle Welt unsichtbar bliebe.

Am 15. April wurde das Bülletin ausgegeben: der achtundsechzigjährige König leide an innerer Schwäche und Engbrüstigkeit!

Am 24. Mai wurde dem Parlament die Botschaft vorgelegt: Der König sei so schwach, daß er nicht mehr eigenhändig unterzeichnen könne. Bevollmächtigte Minister würden in des Königs Gegenwart seine Unterschrift vollziehen . . .

Das Volk jubelte und rief, mit Anspielung auf des Königs Wassersucht: Se. Majestät geht zu Wasser in den Himmel! Glückliche Reise!

Am 10. Juli 1830 schrieb meine Mutter von London aus an meinen Vormund und unsern treuen Rechtsbeistand Hofgerichtsadvokat Bayer nach Karlsruhe:

„Prinz Salm, der morgen nach Karlsruhe abreist, will Ihnen, mein hochverehrter Freund, diesen Brief und mein

Lebenszeugniß zur Erhebung der Penſion für meinen Sohn Karl mitnehmen. Sollte das Atteſt nicht genügen, ſo muß es bleiben, bis Lina und ich in Ihre Gegend kommen, was ganz gewiß im Monat Juli geſchieht. Hier hat ſich mancherlei geändert und wir freuen uns herzlich, Sie bald wiederſehen und Alles mit Ihnen beſprechen und berathen zu können. Der Tod des Königs Georg IV. iſt jeden Augenblick zu erwarten; er ſoll ſchon mehrere Tage ganz ohne Bewußtſein ſein, und wir wünſchen aufrichtig, daß er bald von ſeinen Leiden befreit werde. So wie die Beerdigung vorüber iſt, kann Prinz Leopold nach Karlsbad abreiſen, und wir ſind auch ſchon reiſefertig. Lina und ich gehen in die Schweiz, wo ich ein Bad gebrauchen ſoll, wahrſcheinlich Schinznach oder Baden. Auf dieſer Tour hoffen wir Sie in Karlsruhe oder Baden-Baden zu begrüßen, denn es gibt viel zu erzählen und zu erwägen, auch für meinen Sohn Karl, dem noch immer die tolle Heirathsidee im Kopf ſteckt. Aber Sie, verehrter Freund, wiſſen nur zu gut, daß Lina und ich ihm das viele Geld zur Caution nicht geben können. Er muß ſich ein reiches Mädchen ſuchen. Und wie bald würde der junge wilde leichtſinnige Offizier die verblühte L. v. H. ſatt haben, die älter iſt, als er. Wann wird Karl endlich vernünftig werden? — Louis iſt noch in der Schweiz, wird aber bald für immer nach London kommen, da mein Neveu, Chriſtian von Stockmar, ihm beim Prinzen eine gute Secretärſtelle angeboten hat, was uns ſehr glücklich macht. Lina iſt geſund und zufrieden (?) und empfiehlt ſich dem theuren Vormund angelegentlich. — Mein guter Neveu war nicht nur den ganzen Winter, auch dies Frühjahr krank und wir haben uns ſeinetwegen ſehr geängſtigt. Jetzt geht es ihm beſſer und wir hoffen, er ſoll ſich in der Schweiz recht erholen. Nach Griechenland wäre er wegen ſeiner ſchwachen Geſundheit auf keinen Fall mitgegangen.

Nun ist ja auch diese Angelegenheit, die uns im letzten Winter viel Sorge und Gemüthsunruhe gemacht hat, glücklich vorüber. Es waren schlimme Tage; wer konnte aber auch denken, daß so etwas kommen und uns in neue schwierige Verhältnisse bringen würde. Ueber Alles mündlich! Wenn nur der Himmel wollte, daß wir einmal aus den Zeitungen herauskämen! Es gibt doch immer neue Aufregung, Lina's Namen mit allerlei Andeutungen so oft genannt zu sehen, auch bei der griechischen Angelegenheit. Wir wollten ja gern von der ganzen Welt — außer von Ihnen, theurer Freund vergessen sein ... Also auf baldiges fröhliches Wiedersehen in der alten Heimat! ..."

Aber dies Wiedersehen sollte kein fröhliches sein und durch ein ungeahntes Ereigniß furchtbar beschleunigt werden ... Herz und Hand zittern mir noch in dieser Minute, bei dem bloßen Gedanken an jene schreckensvollen Stunden ...

An einem dämmrigen Juniabend waren die Mutter und ich allein in unserem kleinen Gartensalon. Da hören wir den Klopfer an der Thür — hastige Schritte nahen — — und vor uns steht Bruder Karl mit verstörter Miene und scheuem Blick ...

Wir waren wie gelähmt und hatten für Karl kein Wort des Willkommens, keinen warmen Händedruck — uns ahnte Schreckliches.

„Unglücklicher, was hast Du gethan?" rief die Mutter aus. „Woher kommst Du so plötzlich, wie der Dieb in der Nacht? Was willst Du hier und von uns?"

„Mutter, ich muß Leopoldine von Hinkeldey heirathen — oder ich muß mich todt schießen, denn ich habe ihr mein Ehrenwort verpfändet — und sie will in's Wasser gehen — — vor der Schande ..."

„Unglückskind — so schieße Dich todt!" — schrie die Mutter außer sich auf — „Deine arme Schwester soll nicht

länger Dein Opfer ſein und durch Dich auch in's Unglück geſtoßen werden ... Das Maaß iſt übervoll!"

Karl flehte als reuiger Sünder unſer Mitleid an — gelobte für die Zukunft das Beſte, wenn wir nur noch dies eine — letzte Mal ihn vor der Verzweiflung retten wollten ... Meine Thränen floßen. Ich ſuchte die Mutter zu begütigen und verſprach, dem Vetter Chriſtian und dem Prinzen Alles zu ſagen ...

Zitternd gleich einer Verbrecherin ſprach ich am andern Morgen mit dem Vetter, theilte ihm Alles mit und bat ihn: die 16,000 fl. Caution an Karl zu zahlen und von dem mir ausgeſetzten Kapital abzuziehen ...

Da kam es zu den furchtbarſten Scenen. Chriſtian Stockmar gerieth in eine raſende Wuth und warf der Mutter und mir vor: Alles ſei ein abgekartetes Spiel, um von ihm und dem Prinzen Geld herauszuſchlagen. Zu dieſem Zweck hätten wir Karl heimlich kommen laſſen ...

Umſonſt erbot ſich die Mutter, auf die ihr vom Prinzen — für den Fall, daß ſie mich überlebte — ausgeſetzte Rente für immer zu verzichten ...

Chriſtian's Mißtrauen blieb. Er nannte uns mit den ehrenrührigſten Namen: Abenteurerinnen — ſchlaue Intrigantinnen, die den goldenen Prinzen in ihre Netze gezogen und nur nach England gekommen ſeien, ihn und den Prinzen auszuſaugen ...

Umſonſt ſuchte ich beim Prinzen Schutz und Rechtfertigung ... Er zeigte ſich noch kleinlicher in ſeinem Mißtrauen, als Stockmar. Dazu kam ſein kraſſer Geiz. Er berechnete, daß ihm ja die Zinſen von den 16,000 fl. entgingen, wenn ſie ſchon jetzt von dem mir beſtimmten Kapital abgezogen würden ... Er verweigerte in verletzendſter Weiſe, die Caution für meinen Bruder zu zahlen ...

Da flammte auch mein ſo grauſam zertretenes Selbſtbewußtſein mit der Leidenſchaftlichkeit meines heißen Künſtler-

blutes auf — und ich sagte dem Prinzen Leopold und Christian Stockmar Dinge in's Gesicht ... die ich auch heute noch verantworten will ...

Ich sagte ihnen: daß sie mein gläubiges Vertrauen schon gemißbraucht hätten, als sie mich mit trügerischen Versprechungen nach England lockten, um einem hohen blasirten Herrn einige müßige langweilige Stunden zu versüßen ... Es sei gradezu ein Verbrechen gewesen, mich aus meiner geachteten künstlerischen und gesellschaftlichen Stellung zu reißen und mich in zweideutige Verhältnisse zu bringen — und mir zu verheimlichen, daß der Prinz gleichzeitig nach der Krone Griechenlands trachte, die ja nothwendig sofort unserm Bunde ein schnelles Ende machen mußte — meinen Ruf für immer vernichtend ... Ich sagte ihnen: man habe mir ein zurückgezogenes Stillleben in Aussicht gestellt — und mich gleich einer Staatsgefangenen gehalten ... Ich schleuderte ihnen mein ganzes zertretenes und besudeltes Herz in die erbleichenden Gesichter ... bis meine Stimme im Weinkrampf brach ...

So bin ich geschieden von dem Prinzen Leopold von Koburg, dem ich mich erst vor einem Jahr mit liebevollem und vertrauendem Herzen, mit Leib und Seele zu eigen gegeben hatte — und von meinem Vetter Christian Stockmar, den ich wie einen älteren Bruder geliebt und verehrt, dem die Mutter und ich blindlings vertraut hatten ...

Ich habe beide Männer nie wieder gesehen, mit ihnen nie wieder eine Zeile gewechselt. Jener böse Riß ging durch's ganze lange Menschenleben ...

Mein Bund mit dem Prinzen Leopold wurde durch den beiderseitigen Bevollmächtigten Karl Stockmar in eben so geheimnißvoller Weise wieder gelöst, wie er vor einem Jahre geknüpft war. Karl Stockmar hat mir auch regelmäßig die Zinsen von dem bescheidenen Kapital gesandt, das mir im

Ehecontract ausbedungen war, — bis neue wirre Verhältnisse die Auszahlung des Kapitals nöthig machten.

Mein Bruder Louis ist nicht „für immer" nach London gekommen und nicht in die Dienste des Prinzen getreten.

Am 26. Juni 1830 starb König Georg IV. von England, auf einem Stuhle sitzend. Plötzlich fiel sein Kopf auf des Pagen Schulter und der König rief matt: „O Gott ich sterbe! — — Das ist der Tod." — Und er war todt. In seinem Innern war eine Ader gesprungen.

Während das Volk an des Königs Leiche jubelte und vom Hofe aus Vorbereitungen zu einer glänzenden Bestattung getroffen wurden — — fuhren die Mutter und ich aus dem aufgeregten London hinaus und die Straße nach Dover zu, England für immer zu verlassen . . .

Mit wie anderen Gefühlen hatten wir vor kaum 13 Monaten diesen Weg zum ersten Mal gemacht: vertrauend auf liebevolle Lockungen und goldne Verheißungen . . . Und wie waren uns der Seele Schwingen jetzt so total gebrochen!

Hatte ich in den drückenden Banden auch oft nach Freiheit! Freiheit! geschrieen — wie der Hirsch nach frischem Wasser! — Hatte ich auf der Mutter Trösten: „Lina, wir haben hier wenigstens keine Sorgen mehr, wie beim Theater!" — auch stets voll Bitterkeit geantwortet: „Aber auch keine Freuden! O Mutter, könnte ich mit den ärmsten Wandertruppen umherziehen und um's liebe tägliche Brot spielen und kämpfen — ich wäre glücklicher, als hier in dem goldenen Käfige, in dem ich Geist und Herz von Tag zu Tag mehr erstarren fühle!"

Jetzt war ich frei — — aber um welchen Preis! Wie viel Trauriges und Bitteres hatte ich in diesen 13 Monaten erlebt. Ich fühlte mich vor mir selber erniedrigt — geschändet. Mein Herz war wund und voll Bitterkeit und zum Sterben müde. . . .

So kehrte ich in die deutſche Heimat zurück ... Mir war ſo herbſtlich zu Muth, als ſei in mir — um mich herum Alles verblüht und verglüht ... Und ich war erſt dreiundzwanzig Jahre alt!

Indem ich dieſe Worte niederſchreibe, weine ich ſchmerzliche Thränen — Thränen des innigſten Mitleids um die bis vor einem Jahre noch kindlich harmloſe — herzensreine — blühend ſchöne Lina, die im Lenz des Lebens ſchon ſo Schmerzliches, Niederdrückendes erfahren mußte ... Mir iſt als ſei nicht ich es, um die ich weine — ſondern jene Lina eine längſt Geſtorbene ...

Dazu dies qualvolle: Warum? Warum mir ſo Bitteres? — das mich nun ſchon faſt ein halbes Jahrhundert lang martert — und worauf ich noch immer keine Antwort finden kann.

Warum mußten eine treue edle Mutter und ihre glücklich begabte ſchaffensfreudige Tochter in wirre zweideutige Verhältniſſe verſetzt werden, denen ſie bei jedem Mangel an practiſcher Lebenskunſt nicht gewachſen waren? — Wir Beide hatten nie verſtanden: ſchlau zu combiniren, den äußeren Vortheil zu berechnen und zu benutzen, überhaupt nicht, uns geltend zu machen.

Warum mußte mir ein holdes zauberiſches Glück vorgeſpiegelt werden — das doch nur ein trügeriſches Irrlicht war, mich in verſchlingende Sümpfe zu locken?

Warum mußte ich — grade ich junges ſanguiniſches lebensfrohes Geſchöpf ... einem verlebten herzensdürren ichſüchtigen Pedanten als Beute — als nichtiges Spielzeug des Augenblicks anheimfallen ... das heute amüſirt und geliebkoſt wird — morgen gleichgiltig läßt ... und dann im Staube verkommen mag ...

Warum ...? Dies Fragezeichen hat die Mutter auf ihrem Todtenbette gequält und ſie hat keine Antwort darauf gefunden. Ich ſtehe dieſem Warum? nach vollen vierund-

vierzig Jahren peinlichſten Grübelns noch eben ſo rathlos gegenüber, und während ich dieſe meine Memoiren niederſchreibe, tritt es mir auf jedem Blatt rieſengroß entgegen . . .

Werde ich in meinem letzten Stündlein auf Erden — werde ich über den Sternen jemals die volle Wahrheit und Klarheit über dies „Warum“ erfahren?

* * *

Ehe ich dies ſchmerzlichſte Kapitel meines Lebens ſchließe, habe ich zur Charakteriſtik ſeiner beiden Haupthelden noch Einiges nachzutragen.

Seit König Leopold I. von Belgien den Blättern der Geſchichte angehört — und ſeit Ernſt Freiherr von Stockmar, der frühere Schatzmeiſter der Königin Victoria von England und Privatſecretär der Kronprinzeſſin Victoria von Preußen, die „Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Chriſtian Friedrich von Stockmar“ zuſammengeſtellt und herausgegeben hat — ſtehen beide Männer als große kluge ſelbſtloſe Politiker und ſtarke edle Charaktere vor den Augen der Welt da — — und doch habe ich junges unerfahrenes Mädchen Beide nur zu oft in ihrem ſelbſtſüchtigen Wollen, in ihrem blöden Irren und in ihrer menſchlichſten Schwachheit erkennen müſſen — und nicht ſelten den Muth gehabt, entgegengeſetzter Meinung zu ſein!

Chriſtian Stockmar war mein naher Verwandter, mein Freund, mein Rathgeber, zu dem ich von Kindheit an das unbedingteſte Vertrauen hatte. Seine ſtützende Hand führte mich dem Prinzen Leopold in die Arme. Sein Brief an den Geheimkämmerier Timm bewirkte, daß der gute König Friedrich Wilhelm III. meinen Bühnen-Contract löſte und mich mit ehrlichem Segenswunſch jene unſelige „Reiſe nach dem Glück“ antreten ließ — vertrauend dem Baron Chriſtian von Stockmar und dem Prinzen Leopold von Koburg, ihren Worten und ihrem Charakter.

Stockmar war eine seltsam gemischte Natur: auf der einen Seite stark und unbändig wie ein Stier, Jeden abschüttelnd, der ihn bei den Hörnern packen möchte, um ihn zu lenken — auf der andern Seite schwach wie ein Lamm, das ein böses Weib in Schrecken setzt. Durch eigene Kraft, Energie und Klugheit hatte er sich aus der bescheidenen Stellung eines prinzlichen Leibarztes zu dem allvermögenden Rathgeber eines zukünftigen Königs gemacht, der ihn dankbar nannte: mon fidèle soutien et ami! Mit Stolz durfte Christian Freiherr von Stockmar unseres Schillers Wort auf sich anwenden:

„Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
Selbst erschuf er sich den Werth!"

Aber dieser Stolz und sein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein arteten nicht selten in Hochmuth, Uebermuth und in despotische, eigensinnige Willkür aus — wie bei so vielen Emporkömmlingen.

Christian Stockmar liebte den Prinzen Leopold, seinen „allergnädigsten Herrn" aufrichtig — aber nicht ohne Selbstsucht, wenn auch ohne pecuniäres Interesse. Er überragte den Prinzen weit an Wissen, Klugheit, Scharfblick, Energie und Charakter — und so überwachte, bevormundete und beherrschte er ihn in gradezu tyrannischster Weise. Pochend auf seine pecuniäre Unabhängigkeit, erzielt durch eine kluge Heirath mit seiner reichen ungeliebten Cousine, duldete er von seinem allergnädigsten Herrn nicht den geringsten Widerspruch. Zugleich besaß er in hohem Grade die schwere diplomatische Kunst: sich stets unentbehrlich zu machen!

Der Baron Stockmar liebte den Prinzen Leopold und seine eigene einflußreiche Machtstellung mehr — als uns, die Schwester seines Vaters und deren Tochter . . . denn sonst hätte er nun und nimmermehr zugeben dürfen, daß

wir arme unerfahrene Geschöpfe der prinzlichen Laune seines allergnädigsten Herrn geopfert wurden, den er doch in und auswendig kannte — bis in die verborgensten Falten hinein. Als edler selbstloser Berather zweier unerfahrener Frauen, die nebenbei seine nahen vertrauensvollen Verwandten waren, hätte er eher seine Stellung bei dem Prinzen opfern müssen — als zugeben, daß dieser Prinz uns nach England in so trostlose zweideutige Verhältnisse locken durfte.

Allerdings hat der Vetter mich am Beginn der prinzlichen Werbung, bei unserem Zusammentreffen in Koburg, freundlich gewarnt: dem Prinzen und seinem Liebeslocken Gehör zu geben! Aber er sprach dabei nur die Befürchtung aus: ich lebensfröhliches verwöhntes Künstlerblut werde das „zurückgezogene Stillleben als morganatische Gemalin des Prinzen" nicht ertragen können!

Und er verschwieg mir: daß dies „zurückgezogene Stillleben" in Wahrheit eine Art Einzelhaft im goldenen Gefängniß sein werde!

Er sagte mir nicht: Mein Herr ist ein egoistischer, von Langerweile geplagter Pedant, der sich nach einem neuen pikanten Spielzeug sehnt. Er ist nur noch eine Ruine von einem Mann, dessen Herz längst total ausgebrannt ist! Er ist keiner beglückenden Liebe mehr fähig! Du wirst und mußt nothwendig an seiner öden Seite trostlos ersterben . . . oder Dich an ein noch trostloseres Vegetiren gewöhnen müssen!

Der große Diplomat Christian von Stockmar sagte mir das alles nicht, weil er seinen gelangweilten allergnädigsten Herrn lieber an meiner Seite angenehm beschäftigt sah, als in den gefährlichen Netzen einer Gräfin Ficquelmont und einer Lady Ellenborough oder anderer „dummer Liebschaften", die sogar dem fidèle soutien et ami und seiner allmächtigen Stellung gefährlich werden konnten. Er wußte, daß der Prinz weder durch mich, noch durch meine Mutter hinter-

gangen und ausgeplündert werden — daß wir nie versuchen würden, seinem eigenen Einfluß auf den Prinzen in den Weg zu treten. Ja, dieser Einfluß mußte durch uns noch gestärkt werden.

Hätte Vetter Christian Stockmar mehr Opferfreudigkeit für uns, als für den Prinzen Leopold gefühlt, so hätte ihm die Pflicht geboten: nicht nur unsere Uebersiedelung nach England mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern — sondern es uns auch zu ermöglichen, mit Ehren bei der Bühne bleiben zu können. Seinem Einfluß und dem des Prinzen Leopold, — der bei seiner apathischen Natur sich ja leicht in mein Nichtkommen gefunden hätte, — bei König Friedrich Wilhelm III. wäre es ja ein Leichtes gewesen, zu erreichen: daß mir an der Berliner Hofbühne ein langjähriger Contract mit erhöhter Gage und Aussicht auf Pension bewilligt wurde. Auch hätte der reiche Vetter uns leicht seines Beistandes versichern können: wenn Krankheit oder andere Unglücksfälle für meine schwachen Schultern die Last der Familienpflichten zu schwer machen würden.

Doch diese Opferfreudigkeit fehlte dem Vetter — — und so ließ er lieber mich das Opfer werden.

Auch kann ich den sonst so klugen scharfsichtigen Hof- und Weltmann nicht frei von Leichtsinn — ja, von Leichtfertigkeit sprechen, als er den geheimnißvollen Bund knüpfte. Er hatte sich eingebildet: wenn Karoline Bauer nur erst spurlos in England verschwunden ist, fragt in Berlin, in Deutschland kein Mensch mehr nach ihr. Sie ist für die Welt so gut wie gestorben — und wir haben sie sicher in unseren Händen! — Der Prinz und Christian hatten keine Idee davon, daß eine in Berlin beliebte Schauspielerin nicht so plötzlich und spurlos aus der Erinnerung ihrer vielen Freunde ausgelöscht werden kann, wie eine Null, die man von der Rechentafel wischt, — wenn es dem Rechner so

beliebt. Was für Augen daher diese klugen welterfahrenen Männer machten, als schon, noch ehe wir England erreicht hatten, offen in der Spener'schen Zeitung zu lesen stand: „Die hiesige Hofschauspielerin Karoline Bauer wird sich mit einem deutschen, im Auslande lebenden Prinzen ehelich verbinden!" Und die Spatzen auf dem Dach zwitscherten hinterher: „Dieser Prinz ist Leopold von Koburg — der verwittwete Prinz-Gemal von England — der erste Kandidat für die griechische Krone!" — Welche neuen Aufregungen das immer gab, wenn wieder einmal mein Name mit dem des Prinzen zusammen durch die Zeitungen lief — und immer mußten die Mutter und ich das büßen. Der Prinz und Stockmar grollten uns, als ob wir die neugierigen Zeitungsschreiber wären, — und noch nach einem Jahr, wenige Tage vor dem Bruch, seufzte die arme Mutter: Möchte der Himmel geben, daß wir nur erst aus den Zeitungen herauskämen!

Als ich nach solch einer Zeitungsnotiz dem Vetter einst vorstellte: daß stets ein zweideutiges Licht auf das von mir mit dem Prinzen geknüpfte Band fallen werde, da es mir ja streng verboten sei, die volle Wahrheit über die Verhältnisse zu sagen! — entgegnete Stockmar erregt: „Ich hatte mir alle zu überwindenden Schwierigkeiten weniger groß vorgestellt — und Du, Karoline, hast Recht mich zu beschuldigen, zu rasch verfahren zu sein. Von dem gelobten Stillschweigen kann ich Dich aber auch heute noch nicht entbinden — ja vielleicht nie. Des Prinzen Stellung und — Zukunft in England, da ja seine Regentschaft nicht unmöglich ist, so wie seine 50,000 Pfund Sterling Apanage stehen auf dem Spiel, wenn das Geheimniß über Euren Bund voreilig gelüftet würde. — Was Deine Ehre in den Augen der Welt anbelangt, so sei außer Sorge. Ich, Freiherr von Stockmar, liebe und achte Dich nach wie vor — und solltest

Du frei und ich Wittwer werden, — so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Dir meine Hand und meinen reinen Namen anzubieten. Du bist in ehrlicher Weise des Prinzen Lebensgefährtin geworden, wie das eben zu ermöglichen war, — und Niemand wird wagen zu behaupten: Christian Stockmar habe seine Cousine dem Prinzen als Maitresse zugeführt! Sollten dennoch Angriffe auf Deine Ehre und Deinen Ruf früher oder später erfolgen — so werde ich sie mit aller Kraft und mit meinem ganzen Ansehen zu pariren wissen!"

Aber als dennoch früher und später allerlei böse Gerüchte und Andeutungen über mein Verhältniß zum Prinzen von Mund zu Mund und durch die Zeitungen gingen ... Als Frau Fama in ihrer bekannten Sucht, die Farben immer hübsch dick aufzutragen, mir einen — dann zwei — und zuletzt gar drei prinzliche Söhne — (es müßten also wohl Drillinge sein!) — zuschrieb, die der königliche Vater als Grafen Montgomery standesgemäß erziehen und später als Offiziere in sächsische Dienste treten ließ, während ich unnatürlichste Mutter mich nicht im Geringsten um sie kümmerte und lustig als „Dlle. Karoline Bauer" zur Bühne zurückkehrte ... Als man noch sonst allerlei deutelte und fabelte — da hat Christian Freiherr von Stockmar auch nicht ein einziges Mal seinen klangvollen Namen und seine scharfe feine Federspitze für mich, seine arme geopferte Cousine, eingesetzt. Er hatte wohl gar total vergessen, daß er in England einst die zärtlichsten Gefühle für mich zu äußern wagte, um mich für die Vernachlässigungen von Seiten seines allergnädigsten Herrn zu trösten — — und daß ich ihm entrüstet die Thür wies ...

König Leopold von Belgien und sein ergebenster Baron Stockmar haben mir es nie verziehen: daß ich als „Karoline Bauer" und als schaffensfreudige Künstlerin muthig zur

Bühne zurückkehrte — und mich nicht als trauernde „Gräfin Montgomery“ in irgend einem Erdenwinkel vergrub, von der „glänzenden Vergangenheit“ und von meiner beſcheidenen königlichen Rente zehrend . . .

Die Gräfin Montgomery wäre im Trubel der Welt ſchnell verſchollen — — während die Künſtlerin Karoline Bauer noch Jahre lang auf den Brettern und in den Blättern fortlebte — ein ewig nagender Wurm an dem Gewiſſen des Königs Leopold und des Baron Stockmar . . .

Dieſe traurigen Enthüllungen bin ich mir kurz vor dem Sterben ſchuldig — nachdem ich volle fünfundvierzig Jahre über Alles das ſtrengſte Stillſchweigen beobachtet habe, weder günſtige Gerüchte über mein Verhältniß zum Prinzen Leopold und zum Baron Stockmar beſtätigend, noch ungünſtige widerlegend . . . Ich bin mir dieſe Bekenntniſſe einer Sterbenden ſchuldig, um zu erklären, warum ich überhaupt als „Karoline Bauer“ zur Bühne zurückkehrte und mich nie als trauernde Dido abbandonata gerirte, ſondern als frohmüthig ſtrebende, muthig ſchaffende Künſtlerin! — Ich hatte zu tiefe Blicke gethan in die ſogenannten höheren Regionen des Lebens — und in eitle ſelbſtſüchtige kleine Herzen! Ich hatte große bewunderte Männer kleinlich ſchwach geſehen — bis zum Ekel! Ich hatte die tödtliche Erſchlaffung des Müßigganges und des Vegetirens, lebend nur zum Amüſement vornehmer gelangweilter Herren, bis zur ſchalen Neige an mir ſelber erfahren . . . Ich hatte, ſeit ich die geliebte Bühne verlaſſen, im Leben Tag für Tag die armſeligſte Komödie ſpielen müſſen — bis zur Selbſtverachtung . . . Wer wollte mich verdammen, daß ich jetzt — frei, wieder frei wie der Vogel in den Lüften — mit Entzücken und mit einem wahren Menſchendurſt zu dem natürlichen, geſunden, herzfröhlichen Künſtlervölkchen zurückkehrte — — und freudig manche alten Sorgen wieder auf mich nahm und Mißdeutungen aller Art,

den Zorn des Prinzen und des Königs Leopold und die Feindschaft des Vetters Christian lieber geduldig ertrug — — denn als Gräfin Montgomery — vergessen und verschollen — fortvegetirte?!

* * *

Prinz Leopold sollte für die durch eigene Schwäche verlorne Krone Griechenlands bald glänzenden Ersatz finden. Die belgische September-Revolution baute einen neuen Königsthron auf. Belgien riß sich von Holland los — und wählte richtig auf Empfehlung Englands und Frankreichs den kleinen Koburger zum König. Da Louis Philipp diesen Thron für seinen Sohn Nemours nicht haben konnte, machte er wenigstens seine Tochter Luise, die er dem designirten Könige von Griechenland vorsichtig abgeschlagen hatte, aus Furcht, die griechische Thronherrlichkeit werde nicht lange dauern und er erhielte mit seiner Tochter zugleich einen armen Schwiegersohn zurück — diese geliebte Tochter machte er gern zur Königin der Belgier. Der gute Bürgerkönig sagte über den Prinzen Leopold: „Ich kenne ihn seit langer Zeit; er ist ein schöner Cavalier, ein vollkommener Edelmann, sehr unterrichtet, sehr gut erzogen; die Königin kennt ihn auch und schätzt die Vorzüge seiner Person . . .“

So hieß es für Leopold denn Abschied nehmen von England — von dem schönen stillen Claremont und seinen Erinnerungen — von dem Grabe seiner geliebten Charlotte und von dem leeren Platz an ihrer Seite, den der untröstliche Gatte einst für sich bestimmt hatte.

Wie aber wurde es mit Claremont-House und der 50,000 Pfund-Jahresrente, die dem Prinzen Leopold als Wittwer der Prinzessin Charlotte von England „für Lebenszeit“ bewilligt war? Durfte er dies Geld auch als König der Belgier in Brüssel verzehren?

In England machte man Anſtalt, dem Könige der Belgier das Recht abzuſprechen, engliſcher Penſionair zu bleiben. Es hätte ſicher einen großen Skandal gegeben, auch wenn das Recht Leopolds auf dies ihm bedingungslos vom Parlament bewilligte Geld juridiſch nicht aberkannt werden konnte. Und die allgemeine Stimmung in England ſprach ſich laut darüber aus: als Gentleman dürfe der König der Belgier von England keine Penſion annehmen!

Und ſo zeigte Leopold, wohlberathen von ſeinem getreuen Stockmar, ſich auch jetzt als der — kluge Mann. So ſchwer es ihm bei ſeiner bekannten Liebe zum Gelde auch wurde, auf dieſe Penſion zu verzichten, ſo gab er doch der Nothwendigkeit nach, als Lord Londonderry am Abend des 15. Juli 1831 — am 16. Juli wollte der neue König der Belgier nach Brüſſel abreiſen — im Oberhauſe das Miniſterium interpellirte: welches Uebereinkommen es mit dem Prinzen über den Fortbezug der engliſchen Apanage getroffen habe? Ob es etwa die Abſicht der Regierung ſei, dem Prinzen ſeine engliſche Penſion auch nach Belgien zu zahlen? — Der Miniſter Lord Grey antwortete ausweichend: eine Discuſſion über dieſen Punkt ſei unpaſſend, da das Jahrgehalt des Prinzen auf einer Parlamentsacte beruhe und der Regierung keinerlei Macht oder Recht der Einmiſchung in Bezug darauf zuſtehe!

Chriſtian Stockmar erzählt über dieſen Fall in ſeinen Denkwürdigkeiten wörtlich: „Noch ſpät an demſelben Abend entwarf Stockmar den Brief an Lord Grey. Am 16. Juli Morgens legte er das Concept ſeinem Herrn vor, der einige Aenderungen daran vornahm, es dann abſchrieb und den auf den 15. zurückdatirten Brief dem Miniſter zuſchickte. Der Brief lautete in der Ueberſetzung:

„Mein lieber Lord Grey! Ehe ich das Land verlaſſe, wünſche ich Ihnen ſchriftlich die An- und Abſichten auszu-

sprechen, welche ich heute Morgen das Vergnügen hatte, Ihnen mündlich hinsichts meines englischen Jahrgeldes mitzutheilen. Es ist nicht meine Absicht, als Souverän Belgiens von England irgend einen Theil des Einkommens zu beziehen, welches zur Zeit meiner Vermälung mir durch Parlaments-Akte ausgesetzt wurde. Ew. Herrlichkeit ist jedoch wohl bekannt, daß ich bis zu dem Augenblick, wo ich England verlasse, meine hiesige Hofhaltung auf dem bisherigen Fuß erhalten habe, und daß folglich für mich pecuniäre Verpflichtungen zu erfüllen und ausstehende Schulden zu berichtigen bleiben, deren Betrag ich im gegenwärtigen Augenblick mit Genauigkeit anzugeben außer Stande bin. Sobald die Bezahlung aller dieser Forderungen beendet sein wird, gedenke ich mein ganzes englisches Jahrgeld einem unverzüglich zu ernennenden Curatorium zu den folgenden Zwecken zu überweisen:

Die Curatoren sollen das Haus, den Garten und den Park von Claremont in gutem Stand erhalten, ferner alle Gehalte, Pensionen und Verwilligungen bezahlen, welche mir als angemessene Belohnung derjenigen Personen erscheinen werden, die wegen ihrer getreuen Dienste während meines Aufenthaltes in diesem Lande Ansprüche an mich haben. Die Curatoren sollen überdies alle, sei es von Prinzeß Charlotte, sei es von mir bis zum gegenwärtigen Augenblick gemachten Verwilligungen zu wohlthätigen Zwecken fortentrichten. Wenn allen diesen Auflagen genügt ist, so ist es dann mein Wunsch, daß der Rest des Jahrgeldes in die brittische Staatskasse gezahlt werde. — Leopold."

Diesen Brief publicirte Lord Grey dem Hause der Lords am 18. Juli und der Herzog von Wellington sagte dem Prinzen sehr viel Schmeichelhaftes über diesen „hochherzigen" Entschluß: denn er werde dem Volk, über welches der Prinz regieren solle, den Beweis liefern, daß sein Souverän über

jeden Verdacht der Abhängigkeit von einem fremden Lande erhaben sei. — Auch einige ehrenwerthe Mitglieder des Unterhauses ergossen sich in „Ehrfurcht und Bewunderung" über den „außerordentlichen Edelmuth" des Prinzen und den von ihm ausgeübten „Akt der Weisheit" . . . Tant de bruit über eine Sache, die sich doch ganz von selbst versteht.

Im Uebrigen wußten Prinz Leopold und sein Stockmar den Engländern eine ganz hübsche Rechnung zu machen, so daß von jener 50,000 Pfund-Pension nicht allzuviel in den englischen Staatsschatz zurückgeflossen ist — bis zum Tode des Königs der Belgier. Natürlich gehörte auch die „Pension", welche ich vom König Leopold bezog, unter irgend einem Titel zu den „Verwilligungen — welche mir als angemessene Belohnung derjenigen Personen erscheinen werden, die wegen ihrer getreuen Dienste während meines Aufenthaltes in diesem Lande Ansprüche an mich haben." — Auch Christian Stockmar's Pension kam auf diese Rechnung.

Am 21. Juli hielt König Leopold I. seinen Einzug in Brüssel. Zehn Tage später wurde sein Königthum von 50,000 Holländern mit den Waffen in der Hand bekämpft. Mit Hilfe der Engländer und Franzosen gelang es Leopold, seinen neuen Thron zu behaupten.

Christian Stockmar folgte seinem allergnädigsten Herrn als vertrauter Rathgeber und Freund nach Brüssel, ohne eine officielle Stellung im Staate einzunehmen, um das Mißtrauen der Belgier nicht wachzurufen, — und seinem Rath und Einfluß ist sicher das Meiste und Beste zuzuschreiben, was dem „echt constitutionellen Könige" Leopold I. auf den Blättern der Geschichte heute so hoch angerechnet wird. Wenn ich des Königs wunderbare Tugenden in den Zeitungen rühmen hörte: edle Männlichkeit — großer Charakter — weise Besonnenheit — Scharfblick — Muth — Energie — Großherzigkeit . . . da kam mir doch oft ein ganz eigenes Lächeln

bei dem Gedanken an jenen Prinzen Leopold, den ich in England ge- und erkannt hatte.

Als dann am 20. Juni 1837 die junge Königin Victoria Englands Thron bestieg, wurde Baron Stockmar ihr von ihrem Oheim Leopold als vertrauter Rathgeber beigegeben, besonders auch um die Vermälung der Königin mit ihrem Vetter, dem Prinzen Albert von Koburg, zu betreiben. Und diese Stellung als vertrauter Berather an den Höfen von Belgien und England hat Christian Stockmar sich bis an sein Ende durch seine Treue, Klugheit und Uneigennützigkeit zu bewahren gewußt. Auch die Verbindung der Prinzeß-Royal Victoria von England mit dem späteren Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen hat Christian Stockmar vermittelt.

Erst im Frühjahr 1857 zog sich Stockmar für immer in's Stillleben nach Koburg zurück. Das zeigte er dem König Leopold mit den Worten an:

„Im Frühjahr 1837, also vor nunmehr zwanzig Jahren, kam ich wieder nach England, um der Prinzeß Victoria, jetzigen Königin, beizustehen. Dieses Jahr werde ich siebzig Jahr alt und bin geistig und körperlich nicht länger im Stande, dem anstrengenden und erschöpfenden Beruf eines väterlichen Freundes, eines erprobten Beichtvaters vorzustehen. Ich muß Abschied nehmen, und dies Mal für immer. So will es das Gesetz der Natur. Und wohl mir, daß ich es mit dem reinsten Gewissen kann; denn ich habe gewirkt, so lange ich Kraft dazu hatte, in vorwurfsfreier Absicht. Dieses Bewußtsein ist der Lohn, den ich allein verdienen wollte, und mein geliebter Herr und Freund gibt mir aus voller Kenntniß der hierher gehörigen Dinge und Personen im Innersten seines Herzens freiwillig und gern das Zeugniß, daß ich ihn verdiene . . .“

Es war ein trauriges Stillleben und eine trostlose Ruhe, denen Stockmar in Koburg entgegenging. Am 3. März

1863 schrieb er an König Leopold: ... „Ich gestehe, auf ein so trostloses Alter war ich nicht vorbereitet. Oft, sehr oft bin ich der Verzweiflung nahe. Die Räthsel dieses Lebens werden mir stündlich schwerer. ... Das ist eben die Wirkung tiefen anhaltenden Kummers, daß er zumal alte schwache Personen unfähig macht. Verstand und Gemüth verwirren sich, wenn eine Art Melancholie der Grundcharakter ihrer Betrachtungen geworden ist“ ...

Am Meisten hatte der alte gebrochene hinsterbende Stockmar zu leiden von dem harten Herzen und der harten Hand seiner liebelosen Frau, die sich jetzt für alle Vernachlässigungen und Liebloſigkeiten von seiner Seite, als er jung und fern von ihr war, auf's Bitterste rächte. Und der Mann, der einst Fürsten und Völker beherrscht hatte, war jetzt ohnmächtig der Tyrannei und dem krankhaften Geiz seines Weibes gegenüber. Während seines mehrjährigen Siechthums konnten seine Bitten und Befehle ihm in seinem eigenen Hause nicht die oft so heiß ersehnte Kraftsuppe verschaffen! Wie dankbar war er, wenn seine beiden alten Schwestern ihm das Labsal brachten. Und wie mußte er, der generöse noble Hof- und Weltmann dabei leiden, als seine Frau, die Baronin Fanny von Stockmar von dem Koburger Gericht belangt und zu fünfzehn Thalern Strafe verurtheilt wurde, weil sie ihren Dienstboten — verdorbene Speisen vorgesetzt hatte. Ja: „Das Unbezwinglichste von Allen ist ein Weib!“ — sagt der alte Euripides und der Freiherr von Abschatz singt auch schon vor 200 Jahren:

Kräht die Henn' und schweigt der Hahn,
Ist das Haus gar übel dran!

Am 9. Juni 1863 ist Freiherr Christian von Stockmar zu Koburg gestorben ... Grauenhaft war seine Todesstunde ...

Als er im Verröcheln lag — zog der Geiz seines Weibes ihm das Hemd und die Flanelljacke aus, damit die Leichen-

wäscherin diese Kleidungsstücke nicht nach Koburger Sitte beanspruchen könne . . .

Da schlägt der Sterbende noch einmal den brechenden Blick auf . . . und schaut in ein Auge voll Haß und Hohn und gesättigter Rache . . .

Welch ein grausiges Sterben! Der elendeste, verkommenste Bettler hätte nicht mit dem reichen, mächtigen, berühmten Baron Stockmar seine Sterbestunde getauscht.

Als Stockmars Schwester Friederike mir unter Thränen dies und noch andere, kaum weniger trostlose Einzelheiten aus der letzten Zeit ihres armen Bruders erzählte, habe ich bitterlich mit ihr geweint. Nein, ein so grauenhaftes Sterben hätte ich dem unglücklichen Vetter nicht gewünscht — selbst nicht in unserer bitteren Scheidestunde, als er mir am Wehsten — und himmelschreiendes Unrecht gethan.

Fürstliche Dankbarkeit hat auf dem Koburger Friedhofe Stockmar ein prächtiges marmornes Grabdenkmal gesetzt, nach einem Entwurf der Kronprinzessin Victoria von Preußen und mit der Inschrift:

„Dem Andenken des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar, geboren 22. August 1787, gestorben 9. Juli 1863, gewidmet von seinen Freunden in den regierenden Häusern von Belgien, Koburg, England und Preußen.

Sprüche Salomonis 18. V. 24:
„Ein treuer Freund liebet mehr und stehet vester bei denn ein Bruder."

Christian Stockmar hat sich selber treffend charakterisirt in den brieflichen Worten:

„Ich scheine mehr da zu sein, für andere, als für mich selbst zu sorgen und bin mit dieser Bestimmung gar wohl zufrieden!" — Später:

„Die Sonderbarkeit meiner Lage verlangte mich stets ängstlich zu effaciren, das Beste, was ich beabsichtigte und oft ausführte, wie ein Verbrechen zu verbergen. Wie ein

Dieb in der Nacht legte ich sehr häufig das Samenkorn in die Erde und wenn die Pflanze in die Höhe wuchs und nun auch von Anderen gesehen werden konnte, mußte ich das Verdienst Anderen zuzuschreiben und ich mußte es thun . . ."

So ist manches Verdienst auch dem König Leopold der Belgier zugeschrieben, welches Stockmar gebührt.

Lord Palmerston widmet ihm das große Nachwort:

„Mir ist unter Politikern nur ein einziger ganz uneigennütziger Mann vorgekommen — Stockmar."

Er war jedenfalls eine seltene Persönlichkeit, der ich viel zu verdanken — aber auch viel zu vergeben habe.

Wie viel anders und besser, glücklicher und reiner hätte sich mein armes Leben gestalten können, wenn Vetter Christian Stockmar mir ein eben so treuer, opferfreudiger Freund geblieben wäre, wie — dem Prinzen Leopold.

Auch König Leopolds Lebensabend war ein trauriger — ein langsames trostloses Hinsterben. Endlich, am 10. Dezember 1865 erlöste ihn der Tod von langjährigen Leiden . . . „Er starb, tief betrauert von seinem Lande, ja von Europa, als ein edler Fürst und umsichtiger Begründer der belgischen Dynastie!" — wie's in einem Nachruf heißt.

Die Stadt Mons setzte dem ersten Könige der Belgier ein ehernes Standbild, mit der vielrühmenden Unterschrift: „Religionsfreiheit — Lehrfreiheit — Vereinsfreiheit — Preßfreiheit — Unabhängigkeit — Friede — Wohlstand — Ordnung und Freiheit."

Fast gleichzeitig lief eine kleine Geschichte durch die französischen Zeitungen, die sehr charakteristisch für den verstorbenen König der Belgier ist — freilich charakteristisch nach der Schattenseite hin. Der Pariser Feuilletonist erzählt: „Der König hatte bekanntlich eine leidenschaftliche Vorliebe für das Pianoforte. Vom frühen Morgen

bis zum späten Abend spielte ein Pianist in einem Cabinet, das von dem des Königs nur durch einen einfachen Vorhang getrennt war. Das Seltsamste ist, daß den König niemals die Lust anwandelte, den Künstler kennen zu lernen, der ihn durch sein Spiel entzückte. Ein Haushofmeister machte diesem jeden Morgen das Programm des Tages. Nach fünf Jahren entschloß sich unser Pianist zu heirathen und bat aus diesem Anlasse um einen eintägigen Urlaub. „Teufel!“ rief der Majordomus, „was verlangen Sie da? Ein eintägiger Urlaub! Wissen Sie, daß das eine wichtige Angelegenheit ist?“ „Aber eine Heirath ... vis major!“ „Ohne Zweifel, ohne Zweifel, doch ... ein Tag Urlaub!“ „Aber fünf Jahre ohne Unterbrechung ...“ „Gewiß, gewiß! ich will ihm die Sache vortragen, aber ich glaube nicht ...“ Am andern Tage meldete sich der Pianist voll Angst. „Was hat der König beschlossen?“ — „Rundweg abgeschlagen, ich hatte es Ihnen gleich gesagt.“ Und unser armer Künstler mußte sich während einer Pause zwischen zwei Stücken rasch trauen lassen ...“

Wer erkennte in dieser Geschichte nicht den alten pedantischen Egoisten wieder, dem auch ich einst Stunde auf Stunde mit erstarrten Fingern und dumpfem verödeten Herzen vorspielen mußte, während Hoheit im Pelz am flackernden Kamin sich wärmten?

Doch: „Alles sei vergessen und vergeben, damit auch mir das Gleiche werden könne!“ — schrieb Christian Stockmar kurz vor seinem Tode, seine „moralischen Rechnungsbücher“ abschließend.

Auch ich will suchen zu vergessen und zu vergeben! ...

* * *

Audiatur et altera pars! Zu diesem Zweck müssen wir die Memoiren Karoline Bauers auf kurze Zeit unterbrechen.

König Leopold von Belgien und Christian von Stockmar sind längst todt und können auf die vielen und schweren Klagen und Anklagen der verstorbenen Memoirenschreiberin nicht mehr antworten: sie widerlegend und sich rechtfertigend.

Vor dem Herausgeber aber liegen zwei Briefe des Freiherrn Ernst von Stockmar, des ältesten Sohnes von Christian von Stockmar, die mich bewegen sollten, Karoline Bauers Memoiren ungedruckt zu lassen — oder wenigstens die Partie „Prinz Leopold — Stockmar" zu mildern. — Ich habe wiederholt betonen müssen, daß Karoline Bauer und Graf Plater mir Beides unmöglich gemacht haben.

Gern aber benutze ich hier die Gelegenheit, einige Gegenbemerkungen des Herrn Baron Ernst von Stockmar zur Ehrenrettunng seines Vaters und des Königs Leopold I. folgen zu lassen.

Herr von Stockmar schreibt mir am 21. October 1877, drei Tage nach dem Tode unserer Verstorbenen: „Nach den Zeitungen ist Karoline Bauer gestorben und Sie sind mit der Herausgabe ihres literarischen Nachlasses betraut worden, unter dem sich auch „Geheime Memoiren" über die Periode ihres Lebens befinden sollen, die sie in England in der Nähe des Prinzen Leopold von Koburg verbrachte. Als langjähriger Freund der Verstorbenen und Herausgeber ihrer Bücher wird Ihnen bekannt sein, daß ihre Mutter die Halbschwester meines Großvaters, sie selbst also mit meinem seligen Vater Geschwisterkind war und es wird Sie nicht Wunder nehmen, daß die angekündigten Geheimen Memoiren mich als den derzeitigen Senior der Familie Stockmar einigermaßen beschäftigen . . .

Wenn die Zeitungsnachricht in Betreff der Geheimen Memoiren begründet ist — und sie klingt ja wahrscheinlich genug — so wird Ihnen auch nicht verborgen sein, daß mein verstorbener Vater in das Thema der Geheimen Memoiren

Jahre hindurch (zu seinem Leidwesen) vielfach verflochten war. Die Auflösung jener Verbindung in England hatte zur mittelbaren Folge die lebenslängliche Entfremdung meines Vaters von seiner Cousine, die ihm, ganz ohne Grund, in ehrenrühriger Weise eine Schädigung ihrer Interessen vorgeworfen hatte. Sie scheint später ihr Unrecht eingesehen zu haben, denn sie hat wiederholt meinem Vater sich wieder zu nähern gesucht, der indeß bis zuletzt jeden Verkehr abwies.

Es würde mir sehr leid thun, wenn die „Geheimen Memoiren" diese alten Zerwürfnisse wieder auffrischten . . . Der Zweck dieser Zeilen ist deßwegen, von Ihnen Beruhigung zu erlangen und Sie zu bitten, daß Sie in der Redaction der „Geheimen Memoiren" mit leiser Hand entfernen möchten, was zu öffentlichem Unfrieden führen müßte. Dazu würden aber nicht nur directe oder indirecte Angriffe gegen meinen Vater, sondern auch solche auf den Prinzen Leopold gehören, bei dessen Handlungsweise das Andenken meines Vaters insoweit betheiligt ist, als er dessen Geschäftsführer war.

Die Tendenz der bisherigen Veröffentlichungen von Karoline Bauer war: Kehret Alles zum Besten! Möge dieselbe auch in der Redaction der „Geheimen Memoiren" walten! Dabei wird das Andenken Ihrer verstorbenen Freundin am besten gepflegt werden . . ."

Dazu hatte ich damals auch den redlichsten Willen, denn ich hielt die Verstorbene wirklich noch für meine „Freundin", um die ich aufrichtig trauerte. In diesem Sinne gab ich dem Herrn Baron von Stockmar gern die gewünschte Beruhigung . . . Aber seit ich zu der bitteren Ueberzeugung — ja, zu der unwiderlegbarsten Gewißheit kommen mußte, daß jene „Freundin" eitel Lug und Trug und Selbstsucht war, — habe auch ich keine Veranlassung mehr, die Ecken und Schärfen ihres Charakters und ihrer Feder zu mildern.

Herr Baron von Stockmar antwortete mir am 7. November:

... „Ich bin Ihnen für Ihre freundliche Erwiderung sehr verbunden, obschon sie Beruhigung mir keineswegs gewährt.

Halten Sie, nach Ihrer Kenntniß der menschlichen Natur für möglich, daß irgend Jemand, geschweige denn eine Dame, über so delicate und intime eigene Verhältnisse der Welt die Fackel der Wahrheit aufstecken wird? — Ich nicht!

Was den „Vetter Christian" betrifft, so sehe ich schon aus Ihren Anführungen, daß er durch den natürlichen Wunsch der Verfasserin, sich selbst im vortheilhaften Lichte zu zeigen, leicht gefährdet werden kann. Denn ich habe z. B. die schriftlichen Beweise gesehen, daß er alles Mögliche gethan hat, um Karoline Bauer vor Eingehung eines solchen Verhältnisses zu bewahren.

Und welcher Art war denn das Verhältniß?

Hier kommt wieder die Verfasserin in Conflict mit dem Prinzen Leopold und dem Belgischen Königshause. Die Zeitungsartikel sprechen von einer Ehe, in der Karoline Bauer als Gräfin Montgomery gelebt und die, nachdem sich dem Prinzen die Aussicht auf den Belgischen Thron und die Hand der Tochter Louis Philipps eröffnet habe, friedlich und still gelöst worden sei!

Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich von einer Ehe und der „Gräfin Montgomery" nie eine Silbe gehört habe, und nicht daran glaube. Wie wäre auch so Etwas denkbar? — Die Ehe — sagen jene Zeitungsartikel — mußte geheim gehalten werden, — aber der Name der Montgomery hätte nur die entgegengesetzte Wirkung haben können. — Und wenn eine wirkliche Ehe bestand, wie konnte diese durch bloße Uebereinkunft der Betheiligten friedlich und still gelöst werden? So etwas ist in Europa nicht möglich.

Anderseits, wenn sie bestand, — was wäre die Folge? König Leopold wäre ein Bigame, die Belgische Dynastie

ein uneheliches Geschlecht. — Auf diesen Punkt möchte ich Ihre Aufmerksamkeit besonders lenken.

Würden die Memoiren mit jenen Angaben veröffentlicht, so würde ein officielles Belgisches Dementi: 1) der Ehe, 2) der Gräfin Montgomery — unausbleiblich sein. Es ließen sich sogar Verwicklungen mit der Justiz denken. Wie würde dabei das Andenken von K. B. fahren?

Ich kann wohl glauben, daß K. B. über jene Episode Manches auf dem Herzen hatte. Ich kann aber nicht glauben, daß es irgend Jemand, am wenigsten ihr oder ihrem Gedächtniß frommen könnte, wenn eine posthume Herzenserleichterung statt fände. Denn jene Episode war eine ziemlich bald erkannte Verirrung, die kaum Etwas über den Bereich des Gewöhnlichen hinaushob . . ."

Der Leser hat jetzt beide Parteien gehört. Möge er selber urtheilen und — richten!

VII.

Wieder Karoline Bauer.

„Man kann den Schmetterling in die Puppe
Zurück nicht zwingen;
Wir ſind am Braten, wer will die Suppe
Uns wieder bringen?“

Rückert.

Zum Erſte ſagi ſo:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
Und wenn e ſcharfe Schmerz durch's Lebe zuckt,
Verſchrick nit drab und ſtell di nit ſo fremd!
Di eigni Muetter ſelig, tröſt ſie Gott,
Sie het mer's Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es iſch e Wienechtchindlibaum,
Nooch by nenander wohne Freud und Leid."

Hebel: alemanniſche Gedichte.

1. Im heiligen Russland.

Was vergangen, kommt auch wieder,
Zukunft ist dereinst vergangen.
Tieck.

Anfang Juli 1830 — als die Revolution in Frankreich und Belgien schon unter der Asche glühte und rumorte — langten die Mutter und ich über Kalais und Brüssel wieder in der alten badischen Heimat an . . .

Mit gebrochenen Flügeln und todwunden Herzen!

In Mannheim begrüßten wir Bruder Karls Braut, Leopoldine von Hinkeldey. Wie theuer hatte ich Beiden die Möglichkeit zur Heirath erkauft — und wie ist mir gedankt worden!

In Mannheim fand ich auch die erschütternde Nachricht vor: daß meine holde geniale Collegin Sophie Müller, ein Mannheimer Kind, am 20. Juni 1830 zu Hietzing bei Wien gestorben sei, — erst siebenundzwanzig Jahre alt . . .

„Sie hat sich zu Tode gespielt!" — rief ich bewegt aus.

Schon als Kind hatte ich Sophie Müller bewundert, als sie, die nur 4 Jahre mehr zählte, als ich, in Karlsruhe die Bühne betrat — ein zartes liebliches Mädchen. Dann begegneten wir uns in Berlin wieder — als Colleginnen. Ich habe nie wieder eine Künstlerin auf der Bühne gesehen, die mit solcher Inbrunst spielte und ihre volle reine Innigkeit allen ihren Rollen einhauchte. — Ja, sie hatte sich zu Tode gespielt.

Könnte man das doch auch dereinst von mir schreiben! — Wie oft habe ich Sophie Müller um ihr frühes, rosen- und lorbeergeschmücktes reines Grab beneidet . . .

Was wird man dereinst an meinem Grabe sagen? —

Wie wurde ich in Mannheim von aller Welt angestarrt! In allen Augen las ich die tödtliche Frage: Nun, hat die englische Herrlichkeit schon so bald ein Ende erreicht? — Haben wir unser Schäfchen hübsch auf's Trockene gebracht? — Wo sind denn die lieben prinzlichen Kinder? — Unnatürliche Mutter! — Und was nun — Madame oder Mademoiselle?

Ja — was nun? Diese Frage beschäftigte mich sehr. Daß ich zur Bühne zurückkehre, stand bei mir fest. Aber wo sollte ich wieder auftreten? In Berlin? Unmöglich! Die Buben auf der Straße würden hinter mir herrufen: Bist Du wieder da? — Dazu ein böses Berliner Witzwort. Und wie würden meine Feinde, Prinz August und Madame Stich an der Spitze, triumphiren! Und das mitleidige verlegene Lächeln meiner Freunde . . . Nein, eher in den Rhein, als zurück nach Berlin . . . Es durchschauerte mich unheimlich, als mir klar geworden: daß ich auf deutschen Bühnen überhaupt unmöglich sei . . . In Muthlosigkeit und Beschämung gingen die Tage hin und die Mutter und ich waren froh, wenn wir überhaupt keine fremden — neugierigen — höhnischen Gesichter sahen. Wir athmeten erst auf, als wir Mannheim — Deutschland hinter uns hatten und still und unbekannt in Baden in der Schweiz saßen, wo die Mutter gegen Rheumatismus die warmen Bäder gebrauchte.

Aber was dann?

Bruder Louis kam zu uns und wir hielten einen langen traurigen Rath . . . Endlich entschloß ich mich schweren Herzens, nach Petersburg an den Fürsten Wolkonski, den allmächtigen kaiserlichen Hausminister, und an den Director von Helmersen

zu ſchreiben und in Demuth anzufragen: ob mein Engagement, das ich contractmäßig am 1. April 1830 antreten ſollte und das ich wegen eines andern — Engagements ſo leichtſinnig in Stich gelaſſen hatte — — auch jetzt noch unter den alten Bedingungen in Kraft beſtehe?

Schnell erfolgte die freundlichſte Antwort: ich würde mit Sehnſucht erwartet und ich möge rechtzeitig in Petersburg eintreffen, um ſogleich nach den Faſten 1831 mein Engagement antreten zu können ... Dlle. Karoline Bauer ſtehe bei den Petersburgern noch im beſten Andenken und das Rollenfach der ſo früh verſtorbenen beliebten erſten Liebhaberin, Mad. Fedderſen, ſei immer noch nicht zur Genüge beſetzt und warte auf mich ...

Dlle. Karoline Bauer! Damit war mein alter Theatername wieder neu begründet — trotz Englands Myſterien. Die Mutter und ich waren lange in Zweifel geweſen, ob ich mich auf dem Theaterzettel jetzt nicht: „Madame Bauer“ nennen müſſe? — Die Gräfin Montgomery war natürlich für immer begraben ...

Und ſo fuhr denn Dlle. Karoline Bauer Anfang Februar 1831 mit der treuen Mutter, mit Bruder Louis, mit dem Hündchen Liſinka und mit Coco, dem ererbten Papagei der Prinzeſſin Charlotte, dem „heiligen Rußland“ entgegen.

Bruder Louis wollte uns zu Liebe in Petersburg eine Gouverneurſtelle annehmen, um zum Schutz in unſerer Nähe bleiben zu können. Profeſſor Droz in Neuchatel, deſſen Penſion Louis mit Erfolg beſucht, hatte ihm die wärmſten Empfehlungen an den deutſchen Paſtor Muralt, einen Schüler Peſtalozzi's, mitgegeben und auch zwei Neuchateller Schulfreunde erwarteten den Bruder in einflußreichen Stellungen in Petersburg.

In hoffnungsfröhlicher Stimmung rollten wir in unſerem hochbepackten Reiſewagen über das Eis der Düna, das wir

vor drei Jahren bei Thauwetter in Todesangſt zu Schlitten paſſiren mußten und das jetzt noch ſo dick war, um Kanonen zu tragen, zunächſt auf das gaſtliche Riga zu. Kaum wieder in der „Stadt London“ unter dem behaglichen Dache der liebenswürdigen Madame Seemann angelangt, waren wir auch ſchon von Collegen und Bekannten umringt und ſo herzlich begrüßt, als hätten wir ihnen erſt vor drei Tagen Lebewohl geſagt. Und Niemand fragte mit Worten oder Blicken nach der Frau Gräfin Montgomery und ihren ſo treulos im Stiche gelaſſenen jungen Söhnchen und nach der ganzen alten böſen Londoner Zeit mit ihren Verirrungen und Demüthigungen! Das that mir beſonders wohl und machte mir den Aufenthalt in dem — trotz ruſſiſcher Herrſchaft — doch echt deutſch gemüthlich gebliebenen Riga ſchnell zu einem heimiſchen.

Aber die alte Fröhlichkeit fand ich nicht wieder in Riga. Rußland führte einen grauſamen Vernichtungskrieg gegen das arme Polen, das immer noch nicht ſterben wollte und ſich jetzt wieder im Todeskampfe gegen das Czarenthum aufgebäumt hatte . . .

Immer neue ruſſiſche Regimenter zogen durch Riga gegen die Polen. Und Riga hatte noch nicht vergeſſen, daß es einſt „wider den blutigſten Erbfeind und Tyrannen, den Moskowiter, in unerhörtem Mord, Brand, Raub, Nehmen, Verheeren, Verderben und Verwüſten“ bei Polen den Schutz geſucht und gefunden hatte, den das deutſche Reich ſeinen fernen Kindern am Oſtſeeſtrande nicht geben konnte. Riga litt und trauerte mit Polen.

Man rieth uns, nicht weiter zu reiſen, bis die ruſſiſchen Truppendurchzüge nach Polen beendet wären. Die Wege ſeien überdies bodenlos von den vielen Kanonen und Reiſende von den erſten Stationen wieder zurückgekehrt, halb todt von den verſchiedenſten Alterationen. —

Wir ruhten gern einige Wochen in dem gastlichen Riga aus, und als die neue Direktrice, Frau von Tschernjäwski — mein alter, braver Dölle hatte inzwischen die Direktion aufgegeben, um nach Petersburg überzusiedeln — mich dringend aufforderte, in einem größeren Cyclus zu gastiren, sagte ich mit Freuden zu und benachrichtigte die Petersburger Intendanz von der Ursache meines verspäteten Eintreffens, — aber dennoch könne sogleich nach den Fasten mein erstes Debüt angesetzt werden. Ich wurde von einer sehr guten Gesellschaft unterstützt, studirte die „Leonore" von Holtei ein und spielte die „Königin von sechzehn Jahren" und die „junge Pathe" zum ersten Mal in Riga — trotz der gedrückten Stimmung des Publikums unter der freundlichsten Theilnahme.

Wie mir zu Muth war, als ich zum ersten Mal wieder die geliebten Bretter betrat — nach so langer banger Pause und nach so bitteren Erlebnissen! Ich hätte laut aufjubeln mögen — — und mußte doch weinen! —

Riga hatte schwer durch die Kriegsunruhen und bei den nicht enden wollenden Truppendurchmärschen durch Einquartierung gelitten. In vertrauten Kreisen hörte man zuweilen fragen: „Wenn der Aufstand so leicht zu überwältigen ist, wie die Petersburger Zeitungen schreiben — wozu diese ungeheuren Truppenmassen nach Polen?" —

Der Durchmarsch eines berühmten Petersburger Garderegiments durch Riga bleibt mir unvergeßlich. Dies Regiment hatte nur Rappen und die höheren Offiziere besaßen deren 2—3, jedes im Preise von circa 2000 Silber-Rubeln. Kein Wunder, daß nach einigen Jahren Dienst bei der Garde die meisten Offiziere, Liv- und Kurländer, ihr Vermögen zugesetzt haben.

Wie wir dem Durchmarsche dieses Regiments zuschauen, kommt athemlos ein Beamter der Krone und ruft uns zu: „Viertausend polnische Soldaten sind bei Warschau mit dem

Eise eingebrochen — soeben kam die frohe Botschaft an den Gouverneur, und ich eilte, sie Ihnen zu verkünden. Die Blüte des polnischen Adels und der studirenden Jugend sollen mit versunken sein. . . ."

Da mußte ich der polnischen Studenten und Edelleute gedenken, welche ich in Berlin kennen gelernt hatte. Und Alle hatten sich durch feines, liebenswürdiges Benehmen ausgezeichnet. Bei keinem Balle durften die eleganten Tänzer fehlen; wer hätte sonst wohl die Mazurkas anführen sollen? Fast alle diese jungen Polen waren beim Beginne des Aufstandes nach Warschau aufgebrochen. Welche glühenden Patrioten gab es unter ihnen! Wie begeistert hatte gleich nach der ersten Aufführung des „Alten Studenten" von Baron Maltitz der junge schwärmerische Dichter Garcinsky, sehr mit Maltitz befreundet, uns erzählt: die Aufführung dieses Stückes hätte die ganze polnische Jugend in Berlin förmlich beseligt . . . und sie hätten während der Vorstellung diesem Enthusiasmus Ausdruck geben müssen, trotz des öftern mißbilligenden Herausblickens des Königs aus seiner Proszeniumsloge im Königstädter Theater . . . Dafür waren sie ja junge, heißblütige Polen!

„Wie unbesonnen!" — bemerkte meine Mutter, — „und weshalb den guten König ärgern? — Konnten Sie sich denn nicht weniger — bemerkbar freuen? Wenn nun das Stück verboten wird?"

Und so kam es. Der „Alte Student" durfte nicht mehr gespielt werden — und Baron Maltitz, der Verfasser, mußte Berlin verlassen.

„Vielleicht ist der liebenswürdige Garcinsky jetzt auch mit in den Fluthen der Weichsel begraben," sagte ich leise und traurig zur Mutter.

„Und auch unser närrisches Moi! Moi! Graf Ladislaus Plater!" — fiel die Mutter trübe ein. „Und sicher ist sein letztes Wort: „Moi! Moi!" gewesen!"

„Sehen Sie doch nicht so nachdenklich und traurig aus, das ist hier gefährlich!“ flüsterte mir ein Landsmann zu, der Komiker Walter, der berühmte Staberl-Spieler, ebenfalls in Riga gastirend, — „man beobachtet Sie schon“... Und „Hurrah! Hurrah!“ rief er laut, — „Es lebe der Kaiser! Nun werden immer mehr Siegesnachrichten eintreffen ...“

* * *

Von Mitau kamen auch alarmirende Gerüchte: in Lithauen sei es nicht geheuer! — Und doch entschloß ich mich, auf Wunsch der Mitauer, mit der Rigaer Truppe sechsmal bei ihnen aufzutreten. Aber schon nach der ersten Gastrolle war's vorbei, und auf allgemeinen Rath eilten wir zurück nach Riga. Man befürchtete in Mitau einen Ueberfall der Insurgenten, die sich schon nicht weit von der Stadt gezeigt haben sollten. Mitau war völlig wehr- und schutzlos und die Edelleute trotz ihrer bekannten Bravour nicht zahlreich genug, die Vertheidigung der Stadt zu übernehmen. Unsere Rückreise glich einer Flucht.

Doch bald stellte es sich heraus, daß wir ganz ruhig hätten fortspielen können. Es war blinder Lärm gewesen. —

Ende der strengen russischen Fasten fuhren wir nach Petersburg weiter. Dank unseren bösen Erfahrungen vor drei Jahren beim ersten Betreten der stolzen Newa-Residenz und Dank den liebenswürdigen Petersburger Freunden erwartete uns jetzt eine behagliche Privatwohnung in der kleinen Stallhofstraße No. 21 im Hause des General Werigin ... und kein übereiltes Auftreten im kaiserlichen Winterpalais vor dem Hofe.

Wir gaben unsere Empfehlungsbriefe bei dem Pastor der Deutschen Gemeinde, Johannes Muralt ab — und hatten von Stund' an einen treuen und einflußreichen Freund mehr in Petersburg. Seiner Protection verdankte Bruder Louis seine Stelle als Gouverneur des jüngsten Sohnes vom Fürsten

Wasiltschikoff — wie so mancher Ausländer Erfolg und Existenz in Petersburg. Auch mir wurde Muralts Haus, das ganz in unserer Nachbarschaft lag, bald die freundlichste und liebste Heimstätte an der Newa.

Muralt war eine so seltene, bedeutende und eigenartige Persönlichkeit, um den sich nicht nur das ganze deutsche Leben Petersburgs schaarte, sondern der auch auf viele russische Elemente den größten und wohlthätigsten Einfluß ausübte — daß ich dem verstorbenen Freunde, dessen Name noch wiederholt in meinen Petersburger Memoiren auftauchen wird, hier wohl ein Blatt der dankbaren Erinnerung widmen darf.

Mit poetischem Schwung und — besser, als meine Feder es vermag, erzählte der Pfarrer uns oft von seinem tausendjährigen Geschlecht, das sich in die Zeit der grauen Sage verliert und stets berühmt war durch seine Galanterien gegen schöne Frauen — — wobei Muralt nie unterließ, seiner langjährigen schönen Freundin, der Gräfin Fersen einen lächelnden zärtlichen Blick zuzuwerfen.

Weil Vivian, Graf von Clermont, anno 938 eine königliche Prinzessin von Frankreich entführt hatte, mußte sein alter Vater mit seinen Söhnen Landolf und Aurelius aus der Heimat Lothringen entfliehen. Graf Landolf baute sich in Locarno eine Burg mit hohen Mauern: muro alto! Davon nahmen die Nachkommen den Namen „Muralt“ an. Wegen ihres offenen Bekenntnisses zur Reformation aus ihrer sonnigen Heimat vertrieben, wanderten die Muralts nach dem reformirten Zürich aus. In der Nähe, auf dem väterlichen Schloße Heidelberg im Kanton Thurgau wurde Johannes Muralt 1780 geboren. Vom Vater hatte er das heiße aufbrausende italienische Blut — von der Schweizer Mutter die blauen Augen, blonden Locken, die poetische Frohnatur und den Sinn für die frommen Gellert'schen Lieder.

Der Halliſche stud. theol. Muralt wanderte gern mit Freunden nach Lauchſtedt in's Theater, wo Schiller's und Goethe's Stücke von den Weimariſchen Hofſchauſpielern dargeſtellt wurden und wo er auch beide Dichter ſah.

Dieſe Liebe zum Theater iſt auch dem Paſtor Muralt geblieben — und ſelten vermißte ich ihn in Petersburg auf ſeinem beſtimmten Theaterplatz neben der Gräfin Ferſen.

Von Halle wanderte der Ex-Student ganz zu Fuß nach Paris, um ſich dort in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen, die er am liebſten im Théâtre français ſtudirte. Mit welcher Begeiſterung erzählte noch der fünfzigjährige Mann von dem genialen Talma, dem herrlichen St. Prieſt und der glänzenden Raucourt, für die der zwanzigjährige Jüngling geglüht hatte.

In Paris las Muralt zuerſt eine Schrift von Peſtalozzi: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt!“ Das machte einen ſo mächtigen Eindruck auf ihn, daß er Peſtalozzi aufſuchte, der als Schweizer Abgeſandter zu Napoleon nach Paris gekommen war. Von Stund' an wurde er der eifrigſte Jünger Peſtalozzi's.

Friedrich Schlegel, der damals mit ſeiner geiſtvollen Frau Dorothea, der Tochter von Moſes Mendelsſohn und der geſchiedenen Frau von David Veit, in Paris lebte und Vorleſungen hielt, wurde auf den jungen Schweizer Theologen und Pädagogen aufmerkſam und empfahl ihn der Frau von Staël als Erzieher ihres Sohnes.

Aber nur vier Wochen hielt Muralt es in dem glänzenden Koppet bei der geiſtreichen üppigen Frau aus — dann wanderte er weiter zu Peſtalozzi in die Schweiz, um ſieben Jahre ſein treuer Gehülfe im Erziehen und Lehren zu ſein und von dem Meiſter zu lernen — in harter Arbeit und Armuth.

Als ihm 1810 die Pfarrſtelle an der deutſch-reformirten Gemeinde in Petersburg angeboten wurde, nahm Muralt

sie nur an: weil ihm dort zugleich Gelegenheit geboten wurde in Pestalozzischer Art zu unterrichten und zu erziehen. Pestalozzi gab dem geliebten Jünger seinen Segen mit auf den weiten Weg und das Stammbuchblatt: „Folge der Bahn meines Herzens mit der Kraft, die mir so lange diente und die ich mit Wehmuth, aber dankend verliere!“ — und noch nach Petersburg schrieb der Meister dem Jünger: „Du mangelst mir so sehr; ich wußte nicht als Du noch da warst, wie dringend Du mir einst mangeln würdest. Aber wo ist jetzt mein Muralt, wenn Trägheit mich umgiebt, wie die Wasser? Wo ist dann mein Muralt, der den Knaben Füße macht? Ich sehe den Mann nicht, in dessen Seele Freude lebt, wie in der Deinigen, und der sie meinen Kindern mittheilen kann und will, wie Du sie ihnen mittheiltest, daß ihnen keine Stunde leer und öde war.“

Mit derselben Liebe wurde Muralt von seiner deutschen Gemeinde in Petersburg empfangen. Sie richtete ihm sein Pastorat in der großen Stallhofstraße freundlich ein und überschütteten ihn so mit Einladungen, daß er oft Monate lang Mittags und Abends zu Gast aß. Diese Liebe galt aber weniger dem geistvollen Prediger, der von der Kanzel herab mehr aufklärende Belehrungen gab, als regelrechte Predigten, und dessen Kirche auch immer ziemlich leer blieb, was dem jovialen Mann aber wenig Kummer machte ... diese Liebe und Verehrung galt dem hochbegabten Ehrenmanne mit dem ehrlichen treuen Herzen und der nie müden hilfebereiten Hand — sie galt dem liebenswürdigen Freunde und Gesellschafter und seiner biederen Herzlichkeit, seiner oft derben, aber stets wahren Offenheit, seiner fröhlich sprudelnden Erzählungskunst, seinen geselligen Talenten und seinem schalkhaften Thurgauer Humor. Diese Liebe und Verehrung galt aber auch in ganz Petersburg dem treuen Pestalozzi-Schüler und Pädagogen.

Schon 1811 konnte Muralt seine bald so berühmte Erziehungsanstalt nach Pestalozzischem System in Petersburg eröffnen, obgleich die Minister sich dagegen aussprachen: weil solche Privatschule eines Ausländers dem russischen Element gefährlich werden könnte! — Aber Muralt wußte eben Alles durchzusetzen, was er mit ganzem Herzen erstrebte. Das war die Macht seiner siegenden Persönlichkeit.

Muralts Erziehungs-Anstalt dehnte sich bald — trotz des hohen Pensionspreises von 1100 Rubeln — so aus, daß er sein kleines Pfarrhaus verlassen und ein großes Privathaus miethen mußte. Diesem Hause standen Frau Staatsrath Silberharnisch und ihre Tochter, die verwittwete Gräfin Fersen vor ... So knüpfte sich ein Herzensbund Muralts mit der Gräfin Fersen, den erst der Tod scheiden sollte, obgleich ihm der Segen der Kirche fehlte. Und die Gemeinde fand in dieser Häuslichkeit ihres Seelsorgers nichts Anstößiges. Seine großen Tugenden deckten seine Schwächen liebevoll zu.

Der Dichter-General Klinger, der Jugendfreund Goethe's und der Vater des Namens der deutschen Sturm- und Drangperiode, der als Gatte einer unehelichen Tochter der Kaiserin Elisabeth dem Hofe nahe stand, machte den Kaiser Alexander und die Kaiserin-Mutter Maria auf Muralt aufmerksam — und Beide nahmen den freimüthigen Mann dauernd in ihren Schutz. Die Kaiserin-Mutter, die Schöpferin des großartigsten und reichsten Findel- und Erziehungshauses der Welt, beauftragte Muralt, dies Institut im Pestalozzischen Sinne zu reformiren — und sagte ihm dabei: „Je sais, que vous êtes franç, vous me direz oui ou non, sans que ma proposition vous gêne!“

Von dieser Erlaubniß machte Muralt, der überhaupt das Wort „gêne“ nicht kannte, bald den freisten Gebrauch, denn als die Kaiserin-Mutter schon nach 14 Tagen sehen wollte, wie weit der Jünger Pestalozzi's mit der Umgestaltung ihres

Findelhauses gediehen sei? — da antwortete der freie Schweizer ihr in seinem Appenzeller Dialect-Französisch derb: „Non, Madame — haben Sie gefälligst noch 4 Monate Geduld!“ — Und die Kaiserin-Mutter hatte wirklich so lange Geduld — aber Muralt hatte sie nicht. Noch vor Ablauf dieser vier Monate legte er, müde der Chicane und Hemmnisse durch die Vorsteher und Lehrer des Findelhauses, sein Reformator-Amt nieder und schrieb der Kaiserin-Mutter freimüthig seine Gründe. Sie blieb ihm dennoch bis an ihr Ende gewogen und durch ihren mächtigen Einfluß auf ihre Söhne Alexander und Nicolaus hat der einfache Schweizer Pastor oft Wunderbares in Petersburg erreicht.

Als in den Jahren 1816 und 17 in der Schweiz große Noth herrschte, sammelte Muralt in wenigen Wochen in Petersburg für seine Landsleute 20,000 Rubel — und als er dem Kaiser Alexander die Liste vorlegte, fügte dieser sofort noch 100,000 Rubel hinzu.

Der Finanzminister Graf Cancrin war Muralts vertrauter Freund und fast täglich sah man Beide auf dem Newsky-Prospect Arm in Arm auf und abgehn.

Cancrin stammte aus einer alten hessischen Pastorenfamilie, die in Deutschland „Krebs“ hieß. Als der Vater von Katharina II. nach Rußland berufen und zum Regierungsdirector ernannt wurde, latinisirte er seinen schlichten deutschen Namen in Cancrinus.

Von vielen Seiten wurde es dem deutschen Pastor sehr verdacht, daß er so viel mit vornehmen und reichen Leuten verkehrte. Aber wenn sie seine Hülfe und Fürsprache brauchten, wußten auch diese Kritiker den einflußreichen Pastor stets zu finden. Selbst Russen bewarben sich um des Ausländers Protection.

Besonders waren es aber die Schweizer, welche sich schutzbedürftig um ihren vielvermögenden Landsmann schaarten.

Allmonatlich kamen sie in seinem Hause zusammen — und da wurde dann wacker poculirt und im echten Schwyzer Dütsch geschwätzt und bis in die Nacht hinein gesungen und der Herr Pastor war ein Virtuos im Jodeln des Schweizer Kuhreigens — und im Singen der lustigsten deutschen Studentenlieder.

Das größte Verdienst hat Muralt sich sicher durch seine weitgehende Armenpflege erworben. Als ich nach Petersburg kam, hatte er schon seit zehn Jahren sein Pfarrhaus ganz zur Schule und Erziehung von armen Waisenkindern eingerichtet und mit der Gräfin Fersen und ihren beiden Söhnen gegenüber der Kirche ein eigenes Haus bezogen, das mitten auf einem macadamisirten Hofe stand — dem Tummelplatz seiner Zöglinge.

Unsere Wohnungen waren so nah, daß ich nur über diesen Schulhof zu springen brauchte, um bei Muralt und der Gräfin Fersen — um bei guten Freunden zu sein.

Warum Muralt die Gräfin Fersen nicht heirathete, wozu ihn doch schon die Rücksicht auf sein Amt und seine Gemeinde hätte bewegen müssen?

Er liebte zu sehr die persönliche Freiheit. Er war schon zwei Mal verliebt und verlobt gewesen. Zuerst mit der geistvollen Rosette Kasthofer, der treuen Gehülfin Pestalozzi's in der Mädchenerziehung zu Iferten. Aber als er so recht übermüthig im Strom des flotten Petersburger Gesellschaftslebens umherschwamm, fand er, daß dies einfache ernste Schweizer Mädchen in diese Kreise nicht paßte — und sie trennten sich in Frieden und blieben Freunde bis in den Tod.

Einer andern Liebe zu einem schönen, liebenswürdigen Mädchen, der Tochter eines Petersburger Kaufmannes, entsagte Muralt auf Wunsch seiner Mutter, die immer noch hoffte: er werde einmal in die Schweiz zurückkehren und eine echte Schweizerin heirathen.

Und selbst, als er schon Jahre lang mit der Gräfin Fersen gelebt hatte — 1827 vermochte er noch zu schreiben: „Zum Heirathen kann ich mich nicht entschließen, weil ich freibleiben und mich in der Lage erhalten will, jeden Augenblick, wenn es sein muß, einpacken zu können. Den Genuß des häuslichen Lebens habe ich in vollem Maße bei der Lebensart, die ich mir seit 12 Jahren eingerichtet habe. Ich finde mich froher und glücklicher als irgend ein Hausvater . . ."

Er hat nie eingepackt, nie Rußland verlassen und nie geheirathet. Und der derbe schlichte Schweizer, der in Petersburg regierte wie ein kleiner Fürst, durfte auch das wagen: die Gräfin Fersen — nicht zu heirathen. —

* * *

Als ich gleich nach den siebenwöchentlichen strengen russischen Fasten, in denen nicht Theater gespielt und nicht getanzt werden darf, wofür es aber Abend für Abend Concerte gibt, — nach dreijähriger Pause zum ersten Mal wieder im deutschen Theater vor den lieben Petersburgern erschien — als Klaurensches Suschen im „Bräutigam aus Mexiko" am Klöppeltische sitzend — da wurde ich auf's freundlichste begrüßt, wie ein liebes Familienglied. Pastor Muralt leitete mit seinen gewaltigen Händen und seiner mächtigen Bruststimme den Applaus besser, als ein gemietheter Claqueur und Chatouilleur (Kitzeler) — wie in Paris der Vorlacher heißt.

Mein zweites Debüt war Holtei's „Leonore" und mein drittes die Polixena in „Kunst und Natur" — und so war denn Dlle. Karoline Bauer wohlbestallte kaiserlich russische Hofschauspielerin mit 8,000 Rubeln Gage und einem mit 3,000 Rubeln garantirten Benefice.

Das Personal der deutschen Bühne war inzwischen bedeutend verstärkt und verbessert, besonders auch durch

Mitglieder des Rigaer Theaters. Als jugendlicher Liebhaber war Herr Weiland recht brav. Der dicke Barlow hatte das Väterfach übernommen, Wiebe die Heldenrollen. Die Vorstellungen gingen — mit denen vor drei Jahren verglichen — prächtig, und eine sehr hübsche Brünette, Fräulein Gerstel — Schwester des später am Stuttgarter Hoftheater so beliebten ersten Komikers und Regisseurs Gerstel — spielte die zweiten Liebhaberinnen und Soubretten ganz charmant.

Als Nachfolgerin der berühmten und sehr beliebten verstorbenen Mad. Fedderſen war ein Frl. Albert engagirt, die aber wenig genügte und noch weniger gefiel, so daß ich überall herzlich begrüßt wurde: „Willkommen in Petersburg! Sie werden uns die Feddersen ersetzen!“ — Und als ich nach drei Jahren ging, hieß es: „Wie schade! Sie hatten uns die Fedderſen ersetzt. Nun sind wir wieder ganz verwaist!“

Als Intendant stand jetzt sämmtlichen Theatern Fürst Gagarin vor, unter und neben ihm leiteten die geschäftlichen Angelegenheiten die Directoren der russischen, französischen und deutschen Bühnen. Gagarin wußte dem herrschsüchtigen Fürsten Wolkonski gegenüber seine Würde zu bewahren, und behandelte die deutschen Schauspieler nicht mehr als Stiefkinder. Er war streng und furchtbar stolz, aber gerecht und einsichtsvoll. Einzelne Widerspenstige, die den seit Jahren gewohnten bequemen Schlendrian ungern verbannt sahen, wußte der Fürst auf feine und liebenswürdige Art zu versöhnen. Er bestimmte nämlich, daß bei den vom Frühherbst bis zur Fastenzeit in jeder Woche üblichen Beneficen jede solche Vorstellung in derselben Woche wiederholt werden mußte, ehe das nächste Benefice an die Reihe kam. Auf diese Art zwang er die Trägen und Böswilligen, wenn sie nicht den Vortheil ihres eigenen Benefices verscherzen wollten, eifrig mitwirkend einzugreifen.

Das Publikum hatte auch Vortheil von dieser Neuerung und war dankbar dafür. Es sah so in jeder Woche ein neues Stück, oder ein älteres beliebtes gut einstudirt, und die Wiederholung desselben. Es ging wirklich, wie die Franzosen sagen: „comme sur les roulettes!“

Auch die russischen Choristen und Tänzerinnen, die in manchen Stücken mitzuwirken hatten, die Maschinisten und sonstige russische Theaterbeamte zeigten sich mir gegenüber gefügiger und liebenswürdiger. Ich hatte vor drei Jahren manchen Strauß mit ihnen zu kämpfen gehabt — und sie in meiner Weise überwunden.

Ich habe den Fürsten Gagarin vorhin „furchtbar stolz“ genannt. Das Wort müßte hier eigentlich im Superlativ stehn, und dann würde es heißen: Fürst Gagarin war stolz — bis zur Lächerlichkeit. Er war der stolzeste Aristokrat, der mir je vorgekommen ist. Genau genommen waren wir Schauspieler für ihn eigentlich gar keine Menschen, denn — der Mensch fing ihm, wie dem Fürsten Windischgrätz, blutigen Andenkens, erst beim Baron an! Er richtete daher auch nie direct das Wort an seine Schauspieler, sondern bediente sich dazu als Mundstück des Baron Helmersen.

Dieser närrische Hochmuth führte nicht selten zu den komischsten Situationen, die werth wären, in einem Lustspiele zu figuriren: wenn Se. Excellenz der höchstgeborne erlauchte Fürst Gagarin an dem armen niedriggebornen Komödianten, mit dem er nothwendig zu sprechen hatte, vorüber sah, als wäre er Luft und seine für ihn bestimmten Befehle, Verweise, Fragen an den danebenstehenden Baron Helmersen richtete — und sich durch dessen Mund des Künstlers Antwort bis zum Tz wiederholen ließ, als verstehe er seine Sprache nicht!

Dieser lächerliche Geburtsstolz hat dem Fürsten von dem übermüthigen und oft recht schlagfertigen Künstlervölkchen viel Spott und Hohn und nicht selten eine derbe

Zurechtweisung eingetragen. So machte der talentvolle und kluge Baritonist und Regisseur der Oper Konstantin Holland, dem der kecke Bruder Studio noch ziemlich stark im Blute steckte, einst mit dem Fürsten, der auch ihn als Luft behandeln wollte, kurzen Prozeß: indem er seine Excellenz ebenfalls völlig ignorirte, dem Fürsten sans façon den Rücken zuwendete und zu Helmersen sagte: „Theilen Sie gefälligst dem anscheinend sehr abwesenden Fürsten Gagarin meine Antwort mit: die lautet . . ."

Nur an junge hübsche Schauspielerinnen richtete der Fürst nicht selten sein zärtliches Wort . . . Auch ich hatte diese Ehre, wußte sie aber nicht recht zu würdigen — — und so kam's, daß ich als kaiserlich russische Hofschauspielerin nicht das goldene Glück machte, das ich — hätte machen können.

Fürst Gagarin sollte seinen angebornen Aristokratenstolz schwerer büßen, als er es wegen seiner vielen anderen trefflichen Eigenschaften, seiner wahrhaft fürstlichen Noblesse und Ehrenhaftigkeit wohl verdient hätte.

Als ich Petersburg längst verlassen hatte, wurde Fürst Gagarin auf offener Straße von einem kaiserlichen Förster erschossen, den die hochmüthige und stets käufliche russische Bureaukratie, die nie einen Federzug ohne Bestechung macht, um sein Brod und dadurch zur Verzweiflung gebracht hatte.

Fürst Gagarin war völlig unschuldig an der ganzen Sache und war überhaupt nie mit dem unglücklichen Förster in Berührung gekommen. Dieser aber hatte in seiner Verzweiflung grade den Fürsten Gagarin als Gegenstand seiner Rache gewählt, weil der Fürst in ganz Petersburg als der stolzeste und hochmüthigste der ganzen verhaßten Aristokratie bekannt war. —

Ich habe vorhin die Namen: Julie Gerstel und Konstantin Holland genannt. Zu ihrem Unglück stehn beide in innigster Verbindung.

Er war einer der schönsten Männer und der talentvollsten Baritonisten, denen ich jemals auf der Bühne begegnet bin. Er hatte eine hohe geistige und wissenschaftliche und zugleich eine seltene musikalische Bildung. Als Breslauer Student hatte er in einem Aula-Concert gesungen und — die Flöte geblasen. Der allgemeine Beifall führte ihn der Bühne zu.

Zuerst begegnete ich ihm, dem gefeierten Don Juan und Figaro bei einem Gastspiel in Riga — ihm und seiner Frau, einer virtuosen Coloratursängerin, deren Mädchenname: Kainz war. Man erzählte schon damals von einer unglücklichen Ehe.

Dann kam er im Herbst 1833 als Sänger und Regisseur an die deutsche Oper nach Petersburg — aber ohne Frau. Die unglückliche Ehe wurde friedlich gelöst, konnte aber nicht gesetzlich und nicht kirchlich geschieden werden, da Beide katholisch waren. Das war für Beide ein gleich großes Unglück. Denn Frau Holland lebte fortan in wilder Ehe mit dem Theaterdirector Kesteloot — und der unglückliche Holland verliebte sich in Petersburg leidenschaftlich in meine Collegin Julie Gerstel, die den schönen Mann nicht weniger glühend wiederliebte. Julie Gerstel war eine Tochter des früheren beliebten Hofschauspielers und Regisseurs am deutschen Theater in Petersburg, Wilhelm Gerstel, und einer Schwester von Ludwig und Ferdinand Löwe, — und selber eine anmuthige heitere Soubrette und ein reizendes Mädchen.

Wie hat die arme Julie Jahre lang gelitten in diesem ewigen Kampf zwischen Liebe und — Pflicht! Sie floh die Bühne und Petersburg, um dem schönen verführerischen Manne und seinem süßen Werben und Locken zu entrinnen ... Aber ihrem eigenen Herzen und seiner unseligen verbotenen Liebe vermochte sie nicht zu entfliehen. Sie kehrte nach Petersburg zurück, aber nicht zur Bühne. Sie wurde Hollands Lebensgefährtin. Doch hat sie nie verschmerzt, daß diesem Bündniß

der Segen der Kirche fehlte. Sie ist jung gestorben — an dem unheilbaren Zwiespalt ihres armen treuen Herzens ...

Im Frühjahr 1868 ist auch Constantin Holland, als Opernregisseur in Breslau gestorben. —

* * *

Die gedrückte Stimmung von Riga fand ich auch in Petersburg wieder — nur in erhöhter Weise. Alle Gardetruppen waren in den unglücklichen Polenkrieg gezogen. Viele Familien waren in Angst um ihre Lieben. Kaiser und Volk, Deutsche und alle anderen in Petersburg so zahlreich vertretenen Nationalitäten sehnten sich nach dem Ende dieses unseligen Feldzugs.

Die Siegesnachrichten langten so spärlich an, — und von der Festung wollten Freudenschüsse die Einnahme Warschau's immer noch nicht verkünden. Es ist russische Sitte: jeden Erfolg der Armee durch die Kanonen der Festung zu annonciren. Die in dem Polenfeldzuge so oft getäuschte Erwartung der Siegesnachrichten lähmte jeden geselligen Aufschwung; die stolze Czarenstadt schien wie in dumpfe Trauer versunken, alles Leben daraus entflohen zu sein.

Plötzlich verbreitete sich überdies noch das dumpfe Gerücht: die Cholera naht! Daß sie in Riga wüthete, war längst bekannt. Und dann hieß es — erst leise und immer lauter: Gott erbarme sich! Die Cholera ist da! Mit Grausen sahen wir große grün angestrichene Wagen langsam von verstört und ängstlich blickenden Kutschern durch die Straßen fahren. Wimmern, Stöhnen wurde von näher Vorbeigehenden aus den Wagen vornommen. Man suchte die Bevölkerung über die tägliche Zunahme dieses fremdartigen Anblicks durch die Auskunft zu beruhigen: die gegenwärtige Jahreszeit liefere immer die meisten Kranken in die Spitäler ... Aber Niemand glaubte an diesen Grund des starken Krankentransportes.

Die Theater wurden wenig besucht, jedoch mehr aus trüber Stimmung, als aus Furcht vor der Cholera.

Da besuchte uns eines Tages unser lieber Nachbar, der deutsche Pastor Muralt. Er begrüßte uns ungewöhnlich ernst, beinahe feierlich. Dann sagte er: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß die Cholera hier längst ausgebrochen ist. Die Regierung kann es nicht länger verheimlichen. Nicht nur die unteren Schichten der Bevölkerung werden hingerafft — die Seuche klopft bei allen Ständen an. Ich komme soeben vom Sterbebett eines theuren Freundes. Haben Sie Verfügungen zu treffen? Ich möchte Ihnen rathen: nach Wassili-Ostrow zu ziehen. Die Luft ist dort reiner und Sie finden viele Deutsche . . ."

Plötzlich stürzte ein Bekannter todtenbleich in's Zimmer, und auf dem Sopha wie ohnmächtig zusammenbrechend, stammelte er schaudernd: „Der arme Doctor Seemann — — so zu enden . . ."

„Was ist geschehen? Fassen Sie sich, erklären Sie uns . . ."

„O, Entsetzliches! Die Bauern, die berauschten Muschiks, haben unter wildem Geschrei und Toben den Unglücklichen mit Fäusten zu Boden geschlagen, dann über das Pflaster geschleift und in den Kanal gestürzt — — immer brüllend: Die Deutschen vergiften die Brunnen . . . Und was war die Veranlassung? Doctor Seemann kam aus dem Cholera-Spital und roch an einem Kampherfläschchen . . ."

Wir verstummten zum Tode erschrocken . . . Und noch ehe wir Worte finden konnten, hörten wir die aufgeregte Stimme des Directors Helmersen vor der Thür: „Der Kaiser will es aber nicht . . ."

Dann trat er mit Regisseur Barlow herein und sagte zitternd: „Zu meinem Leidwesen muß ich Ihnen mittheilen, daß der Czar befohlen hat, mit den Vorstellungen in ge-

wohnter Weise fortzufahren, damit die Furcht in der Stadt nicht noch durch Schließung der Theater vergrößert werde!"

Barlow hatte Thränen im Auge und sagte sehr ergriffen: „Unser trefflicher Kapellmeister Schreinzer liegt an der Cholera tödtlich erkrankt; er, der gestern noch die Preziosa dirigirte! Unsere beiden Theaterdiener mußten soeben in's Spital transportirt werden, zwei Angestellte fielen im Büreauzimmer um — — und wir sollen fortspielen? — Dabei sind, wie immer im Sommer, 40,000 Muschiks in Petersburg; die durchziehen jetzt wüthend die Straßen, Tod den Fremden schwörend. Und keine Truppen in der Residenz, sie im Zaum zu halten! . . . Der Kaiser ist mit seiner Familie in Zarskoje-Selo und weiß sicher nicht genau, was sich hier zuträgt . . . Wie sollen wir ohne Lebensgefahr nur bis an's Theatergebäude gelangen?"

Muralt hatte aufmerksam zugehört, dann reichte er uns hastig die Hand zum Abschiede: „Ich eile zu meinem Freunde, dem Minister Cancrin, der soll sogleich dem Kaiser die Wahrheit mittheilen — sicher langt der Befehl zum Schließen der Theater baldigst an . . ."

Aber — der Befehl blieb aus.

Doch wunderbar gewöhnt sich der Mensch auch an das Schrecklichste, wenn er es täglich vor Augen hat und weiß: nur Ruhe und Energie kann dich retten!

Ehe man in's Schauspielhaus fuhr, nahm man zärtlich, aber gefaßt von den Seinigen Abschied. Mit Gebet und Gottvertrauen stieg man in den Theaterwagen — und getrost ging's durch wilde Bauernhaufen und heranziehende Truppen. Es wurde nicht einmal zerstreut gespielt. Mit Theilnahme begegneten sich die Kollegen, aller Neid und alle kleinliche Kabale schien besseren Gefühlen gewichen. Herzlich klang das „Gute Nacht!" und „Auf Wiedersehen!" am Schluß

der Vorstellung. Die Rückkehr nach Haus war ein Fest. Wie beseligte die Gewißheit, sich noch zu besitzen! . . .

Und die Cholera wüthete fort und fort. Schon nach einer Woche starben täglich 500 Personen, besonders aus den niederen Ständen, die sich in dem Genuß von Gurken und Obst nicht stören ließen und sich dabei aus Verzweiflung und Todesangst in Branntwein viehisch berauschten . . .

Was nutzten dagegen alle officiellen Vorsichtsmaßregeln: das Durchstechen und Durchräuchern der Briefe und Kleider und andere gesundheits-polizeiliche Spielereien?

Und immer drohender wurde die Gährung unter den Muschiks und dem unwissenden Stadt-Proletariat. Immer wüthender erscholl das Geschrei durch die Straßen: „Wir werden vergiftet! Tod den Fremden! Tod den Aerzten und der Polizei!“ — Die Spitäler wurden erstürmt und geplündert, die Aerzte und Krankenwärter gemißhandelt und getödtet, die Cholerakranken hinausgeschleppt — — um auf der Straße zu sterben!

Umsonst kam Kaiser Nicolaus von Zarskoje-Selo, wo der Hof, von einem strengen Sanitäts-Cordon eingeschlossen, in größter Zurückgezogenheit lebte, einige Mal nach Petersburg, die aufgeregte Menge zu beruhigen. Fast wäre er selber das Opfer seines Muthes geworden.

Auf dem Heumarkte stürmte das tobende, halbwahnsinnige Volk ein Cholera-Spital und stürzte den Arzt aus einem Fenster des dritten Stocks auf das Pflaster hinab . . .

Da kommt der Czar in einem offenen Halbwagen, Graf Orloff an seiner Seite, ohne jede militärische Bedeckung auf den Platz gefahren, das Volk zur Ruhe und Vernunft ermahnend . . . Umsonst! Immer dichter — immer drohender umringen die Wahnsinnigen den kaiserlichen Wagen und strecken schon die Fäuste gegen die geheiligte Person des Czaren . . . Umsonst erhebt dieser sich in seiner ganzen

majestätischen Heroengestalt und läßt seiner Stimme Donnerton über die wogende Menge rollen ... Wer weiß, ob Nicolaus lebend den Platz verlassen hätte, wenn nicht in jenem Augenblick sämmtliche Glocken der nahen Kirche erklungen wären, das drohende Menschengebrause übertönend...

Wie ein göttlicher Seher steht Czar Nicolaus da in seiner vollen imponirenden Menschenschöne und hebt die Arme gen Himmel und ruft mit überwältigender Macht: „Meine Stimme habt Ihr nicht hören wollen — — so hört und gehorcht denn Gottes Stimme! Elende! Auf die Kniee! Betet! Thut Buße, daß Gottes Zorn Euch nicht zerschmettere! Auf die Kniee, Elende!"

Und zerknirscht und reumüthig sinken zehn Tausend halbsinnlose Empörer auf die Kniee — und thun in Demuth Buße!

War Czar Nicolaus wirklich ein Halbgott, wie seine Bewunderer behaupteten, — — oder hatte Christian Stockmar Recht, der einst zu mir sagte: der Selbstherrscher aller Reußen ist der größte — Komödiant, den die Welt je gesehn hat! — ?

Erst als auch zwei französische Schauspieler der Cholera zum Opfer gefallen waren, kam der ersehnte Befehl zur Schließung sämmtlicher Bühnen, und wir zogen hinaus auf's Land. — Pastor Muralt hielt treu bei seiner Gemeinde aus.

In Wassili-Ostrow lebte es sich ganz angenehm. Die meisten Häuser sind von kleinen, schattigen Gärten umgeben. Aber die ganzen Nächte hindurch — denn bei Tage durfte nicht mehr begraben werden — fuhren die nicht enden wollenden Leichenzüge unter unsern Fenstern vorbei — hinaus nach dem großen Cholera-Friedhofe. Wochenlang starben in Petersburg täglich sechs- bis achthundert Personen. Im Ganzen erlagen von den 300,000 Einwohnern des damaligen Petersburg über 10,000 Menschen der furchtbaren Seuche.

Nur einmal sahen wir die gespenstische Leichenfahrt mit an. Vom Mond beleuchtet fuhren stolze Karossen vorüber, quer durch die Fenster ein — Sarg gestellt . . . Elegante Droschken waren mit Särgen beladen — dazwischen plumpe Karren und Möbelwagen mit ganzen Ladungen von Särgen . . . Denn woher so viele Leichenwagen nehmen: auf das wüste, schaurige, große Petersburger Leichenfeld diese furchtbar reiche Ernte des Todes zu führen?! — Popen begleiten die Verstorbenen, — weiter Niemand: kein leidtragender Verwandter oder Freund! . . . Kein Tuch trocknete Thränen — kein Schluchzen unterbrach das dumpfe, eintönige Rollen der Todtenwagen . . . Rasch, geheimnißvoll huschte der unübersehbare Zug vorüber . . . Auf dem Kirchhofe wurden Hohe und Niedrige, Reiche und Arme eiligst in weite, gemeinschaftliche Gruben versenkt und mit Kalk überschüttet . . .

Beim ersten Morgengrauen, wie im Hamlet, wenn sein Vater das markerschütternde „Ade! Ade! Gedenke mein!“ ruft; verstummte das dumpfschaurige Getön, verschwanden Wagen und Gestalten . . . Man konnte andern Tages wähnen, geträumt zu haben . . . Man athmete auf — — bis zur nächsten Mitternachtsstunde, wo sich dieser grauenhafte Spuk wiederholte . . .

Und dazu immer vergebliches Hoffen der Russen auf die Siegesnachricht. von der Erstürmung Warschau's — auf Frieden!

Ein noch trüberer Schleier legte sich über Petersburg, als Großfürst Konstantin am 27. Juni 1831 ebenfalls der Cholera erlag und feierlich begraben wurde. Wer dieses Leichenbegängniß mit ansah, hat es sicher nie wieder vergessen. Es regnete; Tausende von Popen in langen Röcken und plumpen Stiefeln schleppten sich schwerfällig dem Leichenwagen nach. Der Kaiser erschien mit seiner Suite zu Pferd; sein Gesicht war marmorblaß und kalt.

Eine Menge Volks sah gleichgültig den Bruder seines Czaren bestatten . . .

Man hatte Konstantin in Petersburg nicht geliebt, darum betrauerte man ihn auch nicht. Er hatte dem Thron entsagt, um die Erwählte seines Herzens heirathen zu können: — die geistvolle, zauberschöne, sanfte Polin, Gräfin Johanna Grudczinska, die Kaiser Nicolaus zur Fürstin von Lowicz erhob. Gewiß zeugt diese Liebe und Thronentsagung von Leidenschaft und Energie, — aber auch in dieser Energie und Leidenschaftlichkeit war Konstantin ein Despot — oft bis zur Grausamkeit. Seine angebetete Gemalin, sie, die sich ihm opferte, um der Schutzengel Polens zu werden, wurde bitter enttäuscht. Bald von ihren Landsleuten, bald von den Russen mißtrauisch beobachtet, konnte sie nur selten das Herz ihres Gemals zur Milde stimmen — für das arme unglückliche Polen, dessen Vizekönig er war. Konstantin hatte beim Ausbruch des Polenaufstandes aus Warschau fliehen müssen — nur mit Mühe war er der Gefangenschaft entronnen . . . Und doch war Konstantin stolz auf die Tapferkeit von Johanna's Landsleuten. Auf ein hochmüthiges russisches Wort: „Diese armselige polnische Armee wird bald zu Paaren getrieben und Warschau erobert sein . . .“ antwortete er mit ironischem Lachen: „Meint Ihr? Wartet nur ab, wie meine tapferen Polen sich schlagen werden . . .“

Die Polen, diese von Nicolaus so gehaßten und gefürchteten „Rebellen“ nannte der Bruder des Czaren stolz „meine tapferen Polen!“ . . . Welch' eine Aufgabe für einen Psychologen, Konstantin's widerspruchsvollen Charakter zu entziffern!

Konstantin war todt und begraben — aber seine alten bösen Geschichten überlebten ihn und gingen in Petersburg von Mund zu Mund.

Großfürst Konstantin hatte von seinem Vater den starken grausamen Despotenwitz geerbt — in erhöhter Potenz. Zuerst biß und schlug und malträtirte er seine unglücklichen Lehrer. Als vierzehnjähriger Knabe prügelte und quälte er die armen Soldaten, die seine Großmutter Katharina ihm zum Exerzierspiel geschenkt hatte, trat sie mit Füßen und stieß ihnen Augen und Zähne aus. Vor seinem Stock waren selbst die Offiziere nicht sicher.

Ein Jahr später durfte er seinen Witz sogar an der armen jungen Prinzessin Juliane von Sachsen-Koburg üben, — weil diese das Unglück hatte, seine Frau zu sein.

Bald war er der sanften Deutschen überdrüssig. Er behandelte sie in Gegenwart seiner Trinkgesellen so brutal, er schleifte sie an ihrem Haar durch die Säle, daß die unglückliche Frau ihn schon nach wenigen Jahren verließ und sich nach Elfenau in der Schweiz zurückzog — standhaft jede Versöhnung und Wiedervereinigung mit ihrem despotischen Gatten zurückweisend — — obgleich ihr Bruder, unser Prinz Leopold, den eifrigsten Fürsprecher seines Freundes Konstantin machte und zu diesem Zweck mit ihm nach Elfenau kam.

Schon angedeutet habe ich, daß auch das edle Herz Johanna Grudzinska's an dem Scorpionenwitze des wilden Gatten langsam verblutete ... der eine neue Büchse probirte, indem er aus seinem Fenster ein armes Weib bei der Gartenarbeit erschoß, — der in Berlin eine tugendhafte Tänzerin und rechtschaffene Handwerker von seinen Kosacken halb zu Tode peitschen ließ, — der in Thüringen einen Postillon niederschoß, weil er ihm zu langsam fuhr, — der polnischen Offizieren und Juden die Bärte ausriß, — der drei vornehmen Polinnen die Köpfe kahl rasiren ließ, weil sie ohne seine Erlaubniß einer Parade beigewohnt hatten — — und der die armen Polen zur Verzweiflung, zur Revolution trieb ...

Konstantin forderte von Polen und Russen hündischen Gehorsam. Einst ließ er ein Regiment Soldaten gegen die Weichsel vorrücken. Schon steht der voranreitende Oberst mit seinem Pferde im Fluß und noch immer ruft der kommandirende Großfürst-Statthalter nicht: Halt! Fragend, flehend schaut der Oberst sich nach dem Oberkommandeur um. Konstantin grinst und flucht von seinem Pferde herab: In drei Teufels Namen weiter! weiter!... Und das ganze Regiment marschirt in die reißende Weichsel hinein, bis des Obersten Pferd den Boden unter den Füßen verloren hat und die vordersten Glieder der Soldaten bis an's Kinn im Wasser stehen. Da erst donnert der Großfürst sein Halt! und Kehrt!

Einem armen jungen polnischen Soldaten, der beim Präsentiren des Gewehrs den Daumen nicht ganz regelrecht an den Gewehrschaft gelegt hatte, ließ er diesen Daumen auf der Stelle vom Chirurgen amputiren. — Einen halbberauschten Soldaten verurtheilte Konstantin, sich gegen die Lanzen dreier Ulanen mit dem Bajonnet zu vertheidigen. Als die Ulanen und Pferde von Blut trieften, machte der Großfürst den kühnen Bajonnetfechter zum — Lieutenant. — Alle Duellanten ließ Konstantin sogleich erschießen. Nur einen Offizier begnadigte er, weil es diesem gelang, mit einem Säbelhiebe den Hals eines Pferdes zu durchhauen, wie der Statthalter ihm befohlen hatte.

Doch der französische Schauspieler Levaillant wußte dem Großfürsten in Warschau zu imponiren. Diesem war von seinen Spionen hinterbracht worden, Levaillant habe gesagt: Konstantin wird enden, wie der Herzog von Berri! Wüthend läßt der Selbstherrscher Polens den Schauspieler vor sich schleppen. Vor der Thür steht eine Kibitge bereit, den Frevler sogleich nach Sibirien zu bringen. Aber Levaillant hat den Muth, dem Großfürsten in's Gesicht zu sagen: Ja,

es ist meine feste Ueberzeugung, daß Sie eines nicht natürlichen Todes sterben werden, wenn Sie fortfahren, das arme Polen und uns Alle durch Grausamkeit zur Verzweiflung zu bringen! — Diese unerhörte Kühnheit überraschte den Tyrannen so, daß er dem Schauspieler hundert Dukaten Reisegeld gab, binnen 48 Stunden Polen zu verlassen.

Sein famosester Tyrannenwitz ist aber dem Selbstherrscher Polens selber nicht gut bekommen. Am Schlusse eines glänzenden Diners, das Konstantin in Warschau den vornehmsten Polen gab, ließ er jedem Gast ein echtes russisches Talglicht serviren und rief dabei über die Tafel: „Meine Herren! Auf das Wohl Rußlands werden wir mit einander das geliebte Nationalgericht meiner Heimat verspeisen. Sehen Sie, so macht man es!“ Und der Großfürst, der Befehl gegeben hatte, auf seinen Teller ein täuschend nachgemachtes Marcipanlicht zu legen, packt das Licht am Docht an, legt den Kopf hintenüber und läßt die leckere Speise lächelnd hinter dem Gehege seiner Zähne verschwinden ... Aber wie wird sein Lächeln plötzlich so grimmig, wie würgt er an dem Lieblings-Nationalgericht der Russen, als müßte er dran ersticken? Wie rollen seine Augen so wüthend an der Tafel herum? ... Das Marcipanlicht auf dem Teller des Gastgebers ist mit einem ächten Talglicht vertauscht.

Zum Glück ist es niemals bekannt geworden, welcher ahnungsvolle Gast dies kühne Kunststückchen verübte. Der Glückliche hatte die Selbstbeherrschung, unter dem grimmigsten Gesichterschneiden sein süßes Licht hinabzuschlucken. — Die armen Diener aber haben noch selbige Nacht die großfürstliche Knute furchtbar empfunden.

Auf dem Wiener Congreß hat der Despot, der gegen einen freien und kühnen deutschen Ehrenmann die Hand zu erheben wagte, seinen Meister gefunden und an sich selber erfahren: wie ein deutscher Stock schmeckt!

... Und nun war er an der Cholera gestorben und ohne Thränen begraben ... Denn — ob wohl die Fürstin Lowicz ihm Thränen nachgeweint hat?

Nach fünf Monaten starb auch Johanna Grudczinska in Zarskoje-Selo. Fern vom geliebten Vaterlande, fern von Verwandten und Freunden, einsam, verlassen, vergessen, starb sie dem Gemale nach, der sie trotz aller Tyrannei — — heiß geliebt hatte! Wohl ihr, daß sie eine gläubige Christin war, eine strenge Katholikin, sonst hätte Wahnsinn sie erfassen müssen — bei all' dem Furchtbaren, was sie gelitten!

Die Dichter suchen so oft nach Stoffen für Tragödien ... Sollte das Schicksal dieser Märtyrerin nicht eine dankbare Aufgabe für die Feder — die Phantasie — — das Herz eines dramatischen Schriftstellers sein?

Auch das Begräbniß des Großfürsten wurde vergessen, die Cholera ließ nach in ihrem Wüthen und die Theater wurden wieder geöffnet ... Und Mitte September verkündeten Kanonensalven von der Festung aus auch — die Kapitulation Warschau's! Endlich!

Das gesellige Leben bewegte sich wieder in gewohnter froher und geräuschvoller Weise, die Theater wurden mehr denn je besucht — — und Ueberraschung, ja Erstaunen erregten die sonst so wenig beachteten deutschen Vorstellungen! Ein reiches Repertoir wurde entfaltet: Emilia Galotti, König Enzio, Elise von Valberg, Pauline, Schein und Sein, der Müller und sein Kind, Die Braut vom Kynast, Die Lichtensteiner, Marie Louise von Orleans, Friedrich August in Madrid, Pfefferröse! ... und alle damals neuen und gern gesehenen Lustspiele wurden mit Lust und Liebe und Leben dargestellt. Nach Verlauf eines Jahres konnte Fürst Gagarin einen Ueberschuß aufweisen, — den ersten von den kaiserlichen Bühnen in Petersburg überhaupt, und zwar — vom deutschen Theater.

Meine Freunde beglückwünschten mich zu diesem Erfolge, als hätte ich allein denselben erzielt.

Vor mir liegt eine alte Petersburger Correspondenz aus dem Frühjahr 1832 über das deutsche Theater an der Newa, in Theodor Hell's Dresdner „Literar. Notizenblatt" abgedruckt, die hier als charakteristisches Zeichen für die Ueberschwenglichkeit jener Tage folgen möge. Da heißt es wörtlich:

„Die dramatische Kunst hat in dieser prachtvollen Kaiserstadt, welche außer der großen Menge von Ausländern jeder Nation an Deutschen allein schon über 40,000 zählt, vielerlei Altäre und Tempel, so daß es der ernsten und der heitern Muse Spielen wenigstens an Altar und Heerd nicht gebricht. Und zwar sind auch hier jene drei Cardinalsprachen, welche das ganze Petersburger Leben charakterisiren, die russische, deutsche und französische, gleichmäßig bedacht. Die italienische Oper, welche früher ebenfalls hier gehört ward, ist schon seit mehreren Jahren aus guten Gründen aufgehoben worden und wird nicht vermißt. Würde man uns aber nach dem Kunstgenusse fragen, welchen wir aus diesen Tempeln Melpomene's und Thalia's davon getragen haben, so könnten wir darauf nur folgendes erwidern: Das russische Theater, an Pracht und Größe das erste in Petersburg (weshalb es auch den Namen des „großen steinernen Theaters" führt), und nur dem Berliner Opernhause etwa zu vergleichen, konnte uns, da wir der russischen Sprache nur wenig mächtig sind, natürlich an sich schon kein bedeutendes Interesse abgewinnen. Nur die Gewandtheit, mit welcher die Russen selbst die schwierigsten und bedeutendsten Ballete ausführen, und der dabei ersichtliche geschmackvolle Prachtaufwand erregte unsere Bewunderung, z. B. bei Darstellung des französischen Ballets: „Die Mondsüchtige" (la Lunatique). Im Uebrigen wird bei besonderen Gelegenheiten auch von der deutschen Gesellschaft, namentlich wenn große Opern zur Aufführung kommen, in

diesem großen steinernen Theater agirt, was einer von den schönen Beweisen für die Gerechtigkeit ist, welche man in hiesiger Residenz den Ausländern zu Theil werden läßt. Was nun das kleine französische Theater an der Newsky-Perspective, nahe am Anitzky'schen Palais, anlangt, so ist der Kunstgenuß, den man in diesem niedlichen Hause findet, der sich überall gleichbleibende, welchen die eigenthümliche bekannte Manier der französischen Bühnenkünstler denjenigen, welche Geschmack daran finden, zu gewähren vermag. Jene bewegliche Hastigkeit und unnachahmliche Feinheit, womit die Franzosen die feinen Conversationsstücke und witzigen Vaudevilles darstellen, ist auch bei unsern französischen Schauspielern unverkennbar; als besonders beachtenswerthes Talent tritt jedenfalls Madame Bourbier auf dieser Bühne hervor. Doch bleibt die französische Bühnenkunst durchaus nur bei kleineren Lustspielen, Vaudevilles, Melodramen, Possenspielen stehen. Zum Ernstern erhebt sie sich nie.

Das Beste und Genußreichste für echte Kunstfreunde findet sich auch hier auf der deutschen Bühne, welche den Namen des „neuen deutschen Theaters" führt und in dem, dem alten Moskauischen Palais gegenüberliegenden, vormaligen Circus an der Simjenoffsky'schen Brücke gelegen ist. Nicht als ob das deutsche Theater überhaupt hier auf einer besonders hohen Stufe stände, im Gegentheil wird von der hiesigen deutschen Schauspielergesellschaft im Allgemeinen bei weitem weniger geleistet, als nach den Kräften und Mitteln, welche derselben zu Gebote stehen, geleistet werden könnte. Allein es hat die deutsche Bühne das einzige wahrhaft Classische, echt Künstlerische und Gediegene, was wir von dramatischer Kunst in Petersburg überhaupt besitzen, und was uns zu verlieren unendlich schwer fallen müßte, in der Person des Fräulein — Karoline Bauer. Diese berühmte Schauspielerin, welche schon vor mehr als einem Lustrum den ersten

dramatischen Künstlerinnen Deutschlands und Frankreichs, der Mad. Stich in Berlin und der Dlle. Mars in Paris an die Seite gestellt werden kann, die lange Zeit das Entzücken Berlins war, von wo aus ihr hoher Ruf sie hierher begleitete, zeigt uns nun auch des Schönen, Tiefgedachten und wahrhaft Klassischen unendlich viel. Jeder Abend, der uns diese unvergleichlich schöne und graziöse Künstlerin, deren Genie so groß ist, daß bei ihr Kunst und Natur zu einer Macht verschmolzen sind, vorführte, war uns ein Weihegenuß. Und diese Erfahrung theilen wir mit sämmtlichen Bühnenfreunden, welche die Kunst, die

„frei ist von dem falschen Regelzwange,"

zu den Musenfesten, die uns Fräulein Karoline Bauer bereitet, unwillkürlich hinzieht. Denn bei jedem Auftreten schon wird diese Meisterin in Thalia's Hallen mit dem lebhaftesten Beifallklatschen von dem Publikum empfangen, wie denn wohl schwerlich auch eine andere dramatische Künstlerin sogleich durch ihr erstes Auftreten solche Triumphe erntete, wie unsere Bauer, nach den Nachrichten sämmtlicher Zeitschriften, die von Berlin aus über sie berichteten, eingeerntet hat. Das deutsche Theater, das sich zu ihrer Acquisition Glück wünschen muß, ist seit ihrem Weilen in unsern Mauern unbedingt das besuchteste Theater von ganz Petersburg, und was besonders bemerkt werden muß, die reizende Künstlerin hat es vermocht, durch ihre ausgezeichneten Leistungen sogar eine große Anzahl Russen aus den höchsten Familien und Aemtern diesem Theaterpublikum zu gewinnen. Man kann sagen, daß jedes Auftreten für sie ein Triumph ist. Denn jedes Mal, wenn Fräulein Bauer auftritt, wird sie auf's Neue hervorgerufen, was z. B. bei einer ihrer naiven Lieblingsrollen, dem Pfefferröschen (obwohl ihr Genie für dieses Stück zu gut ist) so weit gegangen ist, daß man sie nach siebenmaligem Aufführen hinter einander binnen wenigen

Wochen, immer wieder das siebente Mal herausrief. Allerdings könnte man fragen, ob ihre außerordentliche gefällige Erscheinung und ihre unvergleichlich reizende Gestalt nicht einen Theil an diesem Grade von Huldigung haben dürfte; allein der kälteste Zuschauer wird nach Erwägung des großen Werthes ihrer Kunstleistung, die jedenfalls auf dem ersten Range des Schönen steht, einräumen müssen, daß nicht die Schönheit, sondern die Kunst hier gerechten Beifall erhält. Dabei ist der seltene Fleiß, mit welchem unsere, in Versen und Prosa, von Männer und Frauen, in deutscher und französischer, selbst russischer Sprache, in Assembléen und auf Bällen, kurz überall und allgemein gefeierte Bauer sich ihrem Berufe unterzieht, wahrhaft bewundernswürdig und nur aus ihrer unbedingten Ueberlegenheit in der Kunst erklärbar.

Hauptrollen sind: „Donna Diana," „Preciosa" und die „Blinde Gabriele." Sämmtliche drei sind eigentlich dramatische Kunstproben und sogenannte Force-Rollen. Wir müssen bekennen, daß namentlich die Donna Diana unserer Bauer, das Spiel sämmtlicher deutscher Schauspielerinnen, die wir in dieser Rolle sahen, auch der Mad. Neumann, an Haltung und Liebreiz übertrifft und wir lediglich mit der Meisterdarstellung der Mad. Sich, die wohl unübertrefflich in dieser Rolle ist, unsere Donna Diana vergleichen können. Wenn auch Mad. Stich an klassischer Haltung und südlicher Gluth in einzelnen Scenen vielleicht über Fräulein Bauer stehen dürfte, so müssen wir dagegen Letzterer eine unbeschreiblich zauberische Verschmelzung des südlichen Feuers mit der deutschen Gemüthlichkeit in den feinsten Stellen des geistvollen, zarten Gedichtes, und sodann ein höheres, innigeres Auffassen einzelner Lichtpunkte des Stückes zuschreiben. Namentlich gilt dieß Letztere von der in's Naive übergehenden Verzweiflung der sich betrogen sehenden Betrügerin,

von der Alles in lauten Jubel versetzenden Scene im Garten, endlich von der Schlußscene, wo die Künstlerin mit einem unbeschreiblichen Gemisch schamhafter Selbstüberwindung und glühendster Liebe die Worte aussprach: „Du fragst? — Du selbst bist es, Tyrann!“ —

In „Preciosa“ war theils der allgemeine Zauber der Darstellung, theils das vollkommen gleichmäßige Gelingen des Spiels, des Gesanges und des Tanzes wahrhaft merkwürdig. Endlich in der „Blinden Gabrile“ erregte Fräulein Bauer die treueste und doch zugleich lieblichste Nachahmung des Naturfehlers der Blindheit, indem sie keineswegs die Augen schloß, noch wie dies gewöhnlich geschieht, sich einer Maschine bediente, so wie durch den hinreißend schön dargestellten Uebergang des blinden Zustandes in den sehenden, die allgemeinste gerechteste Bewunderung.

Leider hören wir, daß die liebliche Meisterin Petersburg bereits in einem Jahre, wo ihr Contract zu Ende geht, zu verlassen gesonnen ist. Desto glücklicher preisen wir unser geliebtes Deutschland, welches wir in Voraus auf den ihm zu erwarten stehenden hohen Kunstgenuß aufmerksam machen. Karoline Bauer hat nämlich beschlossen, nach Ablauf ihres letzten Contractjahres durch ganz Deutschland eine große Kunstreise zu unternehmen. Ob sie dann ein guter Genius in unser nordisches Paradies zurückführen wird, müssen wir dem Genius der Kunst selbst überlassen. An Votivtafeln dafür wird es wenigstens nicht fehlen!

Roman Andreïtsch.

Wer war Roman Andreïtsch? — Sein Name und sein freundliches Gesicht sind mir vollständig im Zeitensturme verweht.

Vor mir liegen auch noch mehrere alte Petersburger Komödienzettel, auf weißen und rosa Atlas gedruckt, bestimmt, dem Hofe als besondere Einladungen zu meinem Benefice

überreicht zu werden. Der Curiosität wegen lasse ich hier eine solche Einladung folgen. Sie lautet:

17. October 1831, zum Benefice der Dlle. Karoline Bauer: Im neuen Theater an der Simionowschen Brücke werden Sr. Kaiserlichen Majestät deutsche Schauspieler aufführen:

Pfeffer-Rösel, oder die Frankfurter Messe 1297.

Billete zu Logen, Lehnstühlen und Stühlen sind zu haben in der Wohnung der Dlle. Bauer, in der kleinen Stallhofstraße im Hause des Generals Werigin No. 21, die zweite Pforte vom Newskyschen Prospect in der Bel-Etage.

Die Arrangements solcher Benefice mit dem tausendfachen Rücksichtnehmen auf allmächtige Kammerherrn und Kammerdiener besorgte der gewandte Theatersecretär Peter Gemuseus, der 1856 sein vierzigjähriges Dienstjubiläum am deutschen Hoftheater in Petersburg feiern durfte.

Hätte der Hof nur einige Male die Vorstellungen mit seiner Gegenwart beehrt, die vornehmen russischen Familien würden gefolgt sein. Es scheint, der Eindruck der früheren Leistungen der deutschen Schauspieler hatte die kaiserliche Familie so nachhältig abgeschreckt, daß sie sich die Erneuerung eines derartigen Genusses gern versagte. Niemand fand das begreiflicher, als ich, wenn ich an den unglückseligen „Mann im Feuer" von anno 1828 zurückdachte. Ich wurde daher nicht wenig überrascht, als bei meinem zweiten Benefice der Kaiser und die Kaiserin in der Hofloge erschienen, und Fürst Wolkonski mir nach dem ersten Akt von „Friedrich August in Madrid" ein reiches goldenes Stirnband, mit einem funkelnden Edelstein geschmückt, im Namen der höchsten Herrschaften überreichte. — Uebrigens mußte auch schon das Lokal allein den Hof abschrecken, denn nichts weniger als einladend war das dunkle, schmutzige Cirkustheater. Die deutschen Schauspieler fühlten sich wie aus einer Verbannung erlöst, als auch sie im großen, prachtvollen Alexandratheater

und später im wunderhübschen, eleganten Michaeltheater gleich der ausgezeichneten französischen Truppe spielen durften.

Die Kaiserin Alexandra hatte mich gleich nach meinem ersten Debüt zu sich rufen lassen und mich in unvergleichlich huldvoller Weise bewillkommt. Es ist unmöglich, imposanter und doch zugleich anmuthiger auszusehen, graziöser zu gehen und zu grüßen, als diese Fürstin damals erschien. Wenn sie tanzte, überstrahlte sie, wie ich einige Mal Gelegenheit hatte zu beobachten, die jüngsten und blühendsten Schönheiten. Obgleich groß und stattlich, schwebte sie dahin wie eine Feenkönigin. Kaiserin Alexandra hatte von ihrer Mutter, der Königin Luise, nicht nur die Majestät, sie hatte auch die bezaubernde Lieblichkeit geerbt, wie die Berliner mit Stolz von ihrer Königstochter sagten. — Ich wagte die Kaiserin bei jener Audienz zu fragen: ob nicht auch das arme deutsche Theater bald auf die hohe Ehre eines Besuches hoffen dürfe? Da erwiderte sie gar holdselig und echt deutsch gemüthlich: „Ach! für mein Leben gern würde ich Sie als Käthchen von Heilbronn sehen, aber" — fügte sie lächelnd hinzu — „die andern Damen sind in dem Stück gewiß gar zu komisch; ich kann nicht vergessen, wie dieselben das Taschentuch halten . . ." Dabei streckte sie den Arm steif von sich, faßte ihr Batisttuch zimperlich an, schlug die Augen nieder und machte ein so landfräuleinartiges Gesicht und schien so vergnügt über ihre Nachahmungskunst, daß ich alle Mühe hatte, ernst zu bleiben.

Man erzählte sich in Petersburg gern und mit Stolz: Nikolaus sei seiner Gemalin innigst und treu ergeben; er wüßte ihren Charakter und Geist und ihre Anmuth zu würdigen, Alexandra sei seine erste Liebe und noch immer sein angebetetes Ideal. Dabei wurde dann gewöhnlich herzlich gelacht und gespöttelt über jene Frauen, die sich bemühten, den Kaiser in ihre Netze zu ziehen. So wurde mir einst die schönste Frau

Petersburgs, die junge Frau eines alten Generals, gezeigt und dabei erzählt, die Generalin habe einst dem Kaiser beim Tanzen zärtlich zugeflüstert: „O, wie glücklich bin ich, Majestät, mit dem schönsten Manne des Kaiserreichs tanzen zu dürfen!“ ... und Nikolaus habe ihr kalt erwidert: „Madame, ich bin nur für meine Frau schön ...“ Wenn auch der Czar seine Huldigungen der Schönheit und Jugend nicht versagte, — wenn die Stadt auch viel von seinen verschiedenen Liebschaften mit Fürstinnen und Gräfinnen, französischen und deutschen Schauspielerinnen zu erzählen wußte — Nikolaus Herz blieb seiner Gemalin und diese — die wie Luise von Weimar nach einer Krankheit auf die innigste Gemeinschaft mit ihrem Gatten verzichten mußte — soll nie Eifersucht gezeigt haben. Ja die Gräfin Fersen wollte sogar wissen, daß Nikolaus und Alexandra sich oft köstlich belustigten über die armen Geschöpfe, die so stolz darauf waren, wenn der Czar einmal in verliebter Laune auf ein Stündchen zu ihnen niederstieg, wie weiland der lüsterne Jupiter zu den staubgebornen Töchtern der Erde.

Die Gräfin Fersen hatte — trotz ihrer stadtkundigen Verbindung mit Pastor Muralt — immer noch Anknüpfungspunkte am Hofe. Ihr Schwiegervater war der berühmte tapfere General Katharina's II. und ihr Gatte ein hoher Hofbeamter gewesen — und ihr Sohn war zu meiner Zeit ein beliebter Offizier und der schönste und gesuchteste Tänzer auf den Hofbällen.

Auch Pastor Muralt wußte stets viel Neues und Interessantes vom Hofe zu erzählen. Durch seine Freundschaft mit dem Minister Kancrin, und durch seinen regen geselligen Verkehr in den vornehmsten Häusern, deren Söhne seine Zöglinge waren oder gewesen waren, erfuhr er alle Hofneuigkeiten aus erster Quelle. Befreundet war er auch mit dem alten Fräulein Wildermeth, einer Schweizerin und

früheren Erzieherin der Kaiserin Alexandra, seiner einflußreichsten Vermittlerin bei Hofe. Und auch die Erzieher der Großfürsten waren meistens frühere Zöglinge Muralts oder doch vom Pastor empfohlen. So gab Mr. Gile, ein Schulkamerad von Bruder Louis aus Neuchatel und mein eifrigster Tänzer in der Pension Guyot — dessen drückende Stiefelleiden ich früher schon erzählt hatte — auf Muralts Empfehlung dem Großfürsten Thronfolger Alexander französischen Unterricht.

Als Bruder Louis Gouverneur beim dritten Sohne des Fürsten Ilarion Wasiljewitsch Wasiltschikow, dem jungen Sergius, wurde, fand er in dem Gouverneur des zweiten Sohnes, Mr. Versin, gleichfalls einen Schulfreund aus der Pension Droz vor.

Wie Fürst Wasiltschikow mit dem Kaiser Nicolaus, so waren seine Söhne mit den jungen Großfürsten eng befreundet und sie fehlten bei keinen Kinderfesten im Winterpalais, stets begleitet von ihren Gouverneuren. So lernte mein Bruder das intime Hof- und Familienleben des Czaren kennen — natürlich nur als bescheidener Zuschauer — und dann eilte er stets zu uns, alles Erschaute und Erfahrene fröhlich zu erzählen.

Der Großfürst Thronfolger Alexander — der Nasledniek — war 1831 ein schöner begabter Knabe von 13 Jahren, der zugleich mit einem jungen Grafen Wilhorski und dem Sohne des Generals Patkul erzogen wurde. An jedem Feiertage durfte der Thronfolger sich 10—20 Knaben einladen, darunter stets die jungen Wasiltschikows und mehrere Zöglinge aus Muralts Pensionsanstalt. Da wurde fröhlich gespielt und getanzt.

Bruder Louis kam von solchen fêtes intimes im Winterpalais — in Zarskoje-Selo oder Peterhof immer ganz berauscht von der Liebenswürdigkeit und echt bürgerlichen

Gemüthlichkeit der kaiſerlichen Familie zurück — und wurde nicht müde zu wiederholen: „Ihr könnt Euch gar nicht vorſtellen, wie mild und fröhlich Kaiſer Nicolaus, der ſtarre ſtrenge Autocrat, und Kaiſerin Alexandra, die ſtolzeſte Fürſtin, im Kreiſe der glücklichen Jugend ſind! Da ſind ſie nur — Hausvater und Hausmutter und das höchſte Familienglück ſtrahlt aus ihren Augen. — Als geſtern Françaiſe getanzt wurde, bildeten der Kaiſer und ſeine älteſte Tochter, die ſchöne blonde Großfürſtin Marie das vis-à-vis der Kaiſerin Alexandra und des jungen Thronfolgers. Während der ganzen Françaiſe hatte Nicolaus ſein Söhnchen Michael auf dem Arm und als er das solo des messieurs mit ausgelaſſenen Entrechats und Pirouetten tanzte, reichte er bei jedem Verneigen vor der Kaiſerin ihr den kleinen Michael auf beiden Händen zum Kuſſe — ein reizendes Genrebild reinſten Familienglücks, das verdiente, von einem Meiſter gemalt zu werden! . . . Und wie zärtlich das Kaiſerpaar mit einander iſt, — wie die verliebteſten Brautleute! Schon oft habe ich geſehen, daß Nicolaus ſeiner Alexandra im Fluge lächelnd ein koſendes Wort zuflüſtert und ſie erröthend ihm einen kleinen neckiſchen Schlag mit dem Fächer verſetzt — worauf er ſchnell ihre Hand erhaſcht und ihre wunderſchöne bloße Schulter küßt! — Einſt hörte ich ſolch verliebtes Scherzwort: „Madame, vous êtes divinement belle — et votre épaule . . .“

Den Berliner Bildhauer Wichmann, den Bruder der Gräfin Waldenburg, der damals einige Zeit in Petersburg lebte, um im Auftrage des Kaiſers die lebensgroße Statue ſeiner Alexandra in Marmor zu meißeln, hörte ich in Geſellſchaft erzählen: „Der Kaiſer beſuchte mich oft bei der Arbeit und verfolgte mit lebhafteſtem Intereſſe das Wachſen derſelben. Als die Statue fertig war, rief er entzückt aus: „Ja, das ſind die ſchönen edlen Züge meiner lieben Matuſchka

(Mütterchen) — das ist ganz das klassische Profil meiner Alexandra, ihr herrlicher Nacken . . ." — und zärtlich wie ein Bräutigam zog er mein erhabenes Modell an die Brust und küßte es echt bürgerlich ab . . ."

Irre ich nicht, so ist dies dieselbe sitzende Statue der Kaiserin Alexandra, die als Geschenk an ihren Vater, Friedrich Wilhelm III., nach Charlottenburg wanderte und dort in einem halbrunden Saal des Schlosses aufgestellt wurde.

Mit Rührung wurde erzählt und vernommen: wie zart und liebevoll Nicolaus die Kaiserin auf den nahen Tod ihrer ältesten, vertrautesten Kammerfrau vorbereitete — und wie Alexandra sich an seiner Brust ausweinte.

Das Weihnachtsfest wurde am Hofe ganz in deutscher Weise gefeiert. Als Hausvater und Hausmutter ordnete das Kaiserpaar die Christbescheerung für die Kinder, die vertrauten Hofleute und die treusten Diener selber an und führte Jeden und Jede zum festlich geschmückten Platz unter den strahlenden Tannenbäumen . . . Und wie viel und wie zärtlich wurde dabei geküßt! Kaiser Nicolaus küßte für sein Leben gern. Selbst wenn er im Theater in die kaiserliche Loge trat, so nahm er nicht eher Notiz vom Stück und Publikum, bis er seine sämmtlichen Kinder der Reihe nach abgeküßt hatte — zur Freude des ganzen Hauses. —

Als die Kaiserin Alexandra zum ersten Mal ein für sie auf ihrem Sommersitz Zarizin-Ostrow (Kaiserin-Insel) erbautes ländliches Ruhehaus „Selski-Domik" besuchte, trat ihr als Wächter des Hauses ein Invalide entgegen, mit der Medaille des Türkenkrieges 1828—29 geschmückt, auf dem linken Aermel die weiße Litze für zwanzigjährige Dienstzeit — und er küßte nach russischer Sitte den Saum ihres Kleides und sagte: „Hier möchte ich Deinem Dienste mein Leben weih'n!"

Alexandra aber hatte die Stimme und den Invaliden erkannt — und sie sank ihm gerührt in die Arme und rief unter Thränen aus: „Nein, das Vaterland kann Dich noch nicht pensioniren, denn Du bist noch kein Invalide — Gott sei Dank!“

Der Rock des Invaliden aber wurde von der Kaiserin in Selski-Domik aufbewahrt.

Unter eine Büste der Kaiserin ließ Nicolaus das Wort schreiben: „Glück meines Lebens“ — und als 1837 das stolze Winterpalais in Flammen aufging, rief er schmerzlich aus: „Laßt Alles brennen — holt mir nur aus meinem Arbeitskabinet das Portefeuille mit den Briefen, die meine Frau als Braut mir schrieb!“

Dem Selbstherrscher aller Reußen machte es oft ein großes Vergnügen, sich in den Cadettenhäusern mit einem halben Dutzend munterer Knaben herumzubalgen — und er konnte laut aufjauchzen, wenn er Einen nach dem Andern von sich abschüttelte, wie der wilde Eber die kläffende Meute.

Einst beklagte ein armes Weib sich bei dem Kaiser: daß gegen das Gesetz ihr einziger Sohn zum Soldaten gepreßt sei! — „Ist das wahr?“ fragte der Czar einen General. — „Nein! Sie hat zwei Söhne. Ich habe nur den ältesten genommen!“ — ist die stotternde Antwort der Lüge. — „So laß den ältesten Sohn laufen und nimm den zweiten!“ — befiehlt der Kaiser drohend.

Im Frühjahr 1832 kam mein Berliner Freund, der berühmte Porträt-Paraden- und Pferdemaler Krüger nach Petersburg, um im Auftrage des Kaisers mehrere Parade-bilder und Porträts zu malen. Ueber den Preis sagte der Kaiser ihm lächelnd: „Fordern Sie nur ja recht viel, lieber Krüger, denn“ — (auf den anwesenden Hausminister Fürsten Wolkonski zeigend) — „denn dieser alte Geizkragen da, der immer fürchtet, daß wir mal betteln gehn müssen, wird Ihnen doch noch genug abhandeln!“

Der Kaiser hatte befohlen, Krüger solle als besonderes Zeichen seiner Zufriedenheit eine kostbare goldene, mit Diamanten besetzte Uhr erhalten. Diese Uhr ging aber vorher durch verschiedene echt russische Beamtenhände. In der einen blieben die Diamanten, in der andern das Gold hängen — so daß Krüger eine ganz gewöhnliche silberne Uhr erhielt. — Als er sich beim Kaiser für dies Geschenk bedankte, zog er bei erster passender Gelegenheit die Uhr absichtsvoll hervor, so daß der Geber sie bemerken mußte . . .

„Da sehen Sie, lieber Krüger, wie ich bestohlen werde" — sagte der Kaiser erregt — „aber wollte und könnte ich alle Diebe in meinem Lande nach Gebühr bestrafen — Sibirien wäre nicht groß genug, und Rußland würde eine Einöde, wie jetzt Sibirien!"

Krüger erhielt vom Kaiser eigenhändig eine andere Uhr — und von den Dieben war nichts weiter zu hören.

Als Beweis für die Wahrheit der kaiserlichen Behauptung von der Frechheit und Unausrottbarkeit der russischen Diebsfinger wurde noch eine andere kleine Diebsgeschichte erzählt, die unglaublich wäre, wenn dies Wort im heiligen Rußland überhaupt existirte.

Als der Kaiser und die Kaiserin einst nach einer ähnlichen schlimmen Erfahrung, wie bei der Krüger'schen Uhr, sich das Haushaltungs-Journal vorlegen ließen, fanden sie dort Tag für Tag auf Rechnung des Nasledniek eine Flasche Rum notirt. Großfürst Alexander war aber erst zwölf Jahre alt, — wozu brauchte der täglich eine Flasche Rum? Sollte er etwa eine heimliche Neigung zu Punsch und Grog haben — trotz seiner Jugend? — Entsetzlich! — Und soweit die besorgten Eltern auch zurückblätterten — bis in die Kinder- — bis in die Säuglingstage des Thronfolgers: für den Nasledniek war Tag für Tag eine Flasche Rum notirt. Ja, am Tage der Geburt stand diese Flasche Rum schon da — und sogar

noch viele, viele Tage und Jahre hindurch vorher ... Endlich löfte ſich das ſeltſame Räthſel. Am 10. Dezember 1787 war dem Naslednick Alexander Pawlowitſch vom Leibmedicus ein Theelöffel voll Rum gegen Zahnſchmerzen verordnet und dazu vom Hofkellermeiſter eine Flaſche Rum geliefert ... und wegen dieſes Theelöffels voll Rum hatte der Hof im Laufe von 43 Jahren über 16,000 Flaſchen Rum bezahlen müſſen! — Wo waren die geblieben? — Vielleicht fand ein Hofkellermeiſter in Sibirien Zeit, darüber nachzudenken. — Der Kaiſer aber gab ſeit dieſer Erkenntniß ſich, ſeine Familie und ſeinen ganzen Hof, bis zum Stalljungen hinab, einem glücklichen Unternehmer in Koſt. — Zahlte der Kaiſer für ſich und die Kaiſerin auch täglich 100 Rubel Tafelgeld, für die Großfürſten und Großfürſtinnen pro Kopf 25 Rubel, für Hofdamen und Cavaliere 20 Rubel ... und ſo hinab bis zu 3 Rubel für jeden Stalljungen — ſo traten für den Hofetat doch bedeutende Erſparniſſe ein. — Die ſehr practiſche und ſparſame Kronprinzeſſin Victoria von Preußen hat dieſe Einrichtung nachgeahmt. —

Ein Mal ſah ich den Kaiſer in ſeiner heroiſchen Stattlichkeit und den Hof bei der Waſſerweihe der Newa — die bei ſchönem Wetter für ganz Petersburg alljährlich zu einem fröhlichen Volks- und Frühlingsfeſt wird.

An einem ſonnigen Morgen Anfang April donnerten die Kanonen der Feſtung ſo verheißungsvoll: das Eis der Newa bricht — der Frühling iſt da! — Alles ſtrömte hinab an's Ufer der Newa.

Aus dem Thor der Feſtung tritt der Kommandant von Petersburg mit einem glänzenden Stabe, ſteigt in einen geſchmückten Nachen und fährt hinüber nach dem Winterpalais. Auf einer Rampe am Ufer erſcheint Kaiſer Nicolaus mit ſeiner ganzen Familie und ſeinem Hofe — die Damen in dem kleidſamen altruſſiſchen National-Koſtüm von Sammet und edlem Pelz-

werk — stolze Popen in leuchtenden Gewändern tauchen ein Kruzifix in's Wasser und sprechen den Segen über die Newa: daß sie der Schiffahrt Glück bringe und keinen Schaden durch Ueberschwemmung anrichte. Der Kommandant füllt ein Cristallglas mit blinkendem Newawasser und reicht es dem Czaren. Der schwenkt es durch die Luft und leert es auf das Heil Petersburgs — auf das Wohl des heiligen Rußland . . . und gibt das Glas, gefüllt mit Gold, dem glücklichen Festungs-Kommandanten zurück.

Früher war es Sitte gewesen, daß der Kaiser das Glas ganz mit Dukaten füllte. Als das Glas aber von Jahr zu Jahr immer größer wurde und der Kaiser immer mehr Wasser schlucken mußte, — da setzte Nicolaus die Summe von 200 Ducaten fest: weil er sonst am Ende noch einen Stalleimer leer zu trinken und mit Gold zu füllen haben werde!

Auch Czar Nicolaus hatte ein Aederchen von dem beißenden Despotenwitz seines Bruders Konstantin geerbt, der ein ganzes Bataillon bis an's Kinn in die Weichsel marschiren ließ. So spazierte Nicolaus einst mit seinem Adjutanten durch einen Wald. Plötzlich unterbricht ein sumpfiges Wasser den Fußweg. Keine Brücke führt hinüber. Da kommt ein Bauer an und erbietet sich, die ihm unbekannten Herren hinüberzutragen. Der Kaiser ist bereits wohlbehalten am jenseitigen Ufer, der General auf dem Rücken des Bauern mitten im Wasser . . . da ruft Nicolaus lustig aus: „Muschick, ich zahl' Dir 50 Rubel, wenn Du Deinen Mann in's Wasser fallen läßt!" — „Muschik, und ich Dir 100 Rubel, wenn Du mich hinüberträgst!" — „Muschik, 500 Rubel, laß ihn fallen!" — „Muschik, 1000 Rubel, aber schnell hinüber!" — Da der Muschik bei jedem Höhergebot des Adjutanten einige Schritt vorwärts gegangen ist, so steht dieser endlich trockenen Fußes vor seinem

lachenden Gebieter. Im kaiserlichen Famielienarchiv zu Petersburg aber soll noch heute folgende Rechnung als Kuriosum aufbewahrt werden:

Einem Bauer, der Se. Majestät über einen Waldbach trug . . . . . 10 Rubel.
Demselben für Hinüberbeförderung meiner Person . . . . . 1200 Rubel.

Die Summe von 1210 Rubel habe ich als Auslagen richtig zurückerhalten.

General-Adjutant Soltikow.

Und dieser Selbstherrscher aller Reußen, vor dem sich Jeder demüthig in den Schnee werfen mußte, wenn der Czar in seinem kleinen Schlitten vorübersauste, — der mit einem Federzug Hunderte kalten Auges und fester Hand zur Knute und zu Sibirien verdammte — — dieser räthselhafte Mann konnte plötzlich wieder weich sein, wie ein Kind.

Im Januar 1834 herrschte in der Czarenstadt eine Kälte, wie seit Jahren nicht. Die sonst so belebte Residenz schien wie in Schlummer versunken. Sämmtliche Theater waren auf kaiserlichen Befehl geschlossen; Konzerte und Bälle wurden verschoben, denn die Vornehmen und Reichen, sonst Kutscher und Pferde nicht eben schonend, fühlten doch jetzt ein menschliches Rühren und wollten bei der grimmigen Kälte die Equipagen nicht stundenlang ihrer im Freien harren lassen.

Unvermeidliche Ausfahrten der Militärs, Beamten, Geschäftsleute u. s. w. wurden in bedeckten, sorglich geschlossenen Schlitten eiligst abgemacht. Gar zu komisch nahmen sich die Fußgänger mit den enormen Cache-nez aus. Wagten Befreundete bei der feindlichen Temperatur uns zu besuchen, so währte das Entpuppen aus den schützenden Hüllen stets einige Minuten. Erschienen dabei die Nasen-

spitzen verdächtig weiß, so wurde unter Lachen der erfrorene Theil mit Schnee eifrig gerieben, um ihn wieder zu beleben.

Bruder Louis besuchte uns, trotz der Kälte, eines Sonntags Nachmittags. Gemüthlich setzten wir uns zum Kaffee, denn es war gut sein im warmen, behaglichen Zimmer, von keiner Sorge belästigt in der für Viele so schweren Zeit. Wir sprachen von der Noth der ärmeren Klassen. „Zum Glück ist das Holz in Petersburg wohlfeil und die Menschen sind hülfreich," sagte die Mutter, — „hier wird Niemand verhungern, noch erfrieren." — Kaum war das letzte Wort gesprochen, als die Thürklingel heftig gezogen wurde. Das Mädchen meldete erregt: „Ein verstört aussehender Mann will das Vorzimmer nicht verlassen! Er starrt das gegebene Almosen verwirrt an, dabei stammelnd: „Frau gestorben — Fräulein — Hülfe!"

Louis erhob sich, um nach dem Eindringling zu sehen. Wir hörten sprechen, schluchzen, aufschreien, und eilten dem Bruder nach. Da sahen wir ihn, wie betäubt vom Gehörten, vor einem älteren Manne stehen, der matt und fast besinnungslos auf einen Stuhl gesunken war.

Wie mußte ich staunen, in dem Unglücklichen den Schauspieler Brede zu erkennen! Im Spätherbst war er auf's Gerathewohl mit seiner Familie nach Petersburg gekommen, auf ein Engagement hoffend. Er mißfiel bei seinem ersten Auftreten und zweimal steuerten die deutschen Collegen zusammen, damit er die Rückreise antreten könnte. Niemand hatte ihn später gesehen, und man wähnte ihn bereits vor Ausbruch des Winters in Deutschland angelangt.

Der Bruder wiederholte uns, was der Unglückliche ihm mitgetheilt: Brede wohne zur Zeit in der äußersten Vorstadt, unter Stockrussen niedrigster Klasse, seine Frau war niedergekommen und die Abreise mußte verschoben werden. Nach und nach habe Brede Alles verkauft und zugesetzt, indem

er nicht gewagt, seine Kollegen zum dritten Mal um Hülfe zu bitten. Gestern sei die Frau gestorben, der Säugling sei ohne Nahrung, die Knaben schrieen vor Verzweiflung und Hunger, die ältere Tochter sei heute ohnmächtig zusammengesunken — kein Feuer, kein Brod, kein Geld ... Da sei er fortgestürzt, die deutsche Kollegin aufzusuchen und ihr sein Leid zu klagen ... „Was ist zu thun? Der arme Mann verliert noch den Verstand."

Wir führten Brede in's Wohnzimmer, erquickten ihn mit Kaffee und suchten ihn zu trösten und zu beruhigen. Eiligst wurde Wein, Thee, Brod, Zucker in ein Körbchen gepackt. Louis suchte einen Schlitten und fuhr mit dem Unglücklichen nach der Wohnung des Jammers, baldige Rückkehr versprechend.

Ich hielt mit der Mutter Rath, was zu thun sei, denn oberflächliche Hülfe konnte Brede nicht retten. Der Mann mußte die Mittel erhalten, um nach Deutschland zurückreisen zu können. Da erfaßte mich der Gedanke, unserm lieben Pastor Muralt, an den sich jeder Hülfsbedürftige vertrauensvoll wenden durfte, dem Schutzengel der Ausländer, Alles mitzutheilen.

Mit wenig Worten schilderte ich die Lage der Familie. Ich schrieb, wie mein Herz es mir diktirte, und trotz der Kälte trug unser Mädchen den Brief zum Nachbar Pastor hinüber. Fast erstarrt kam sie zurück und berichtete: der Herr Pastor hätte gerade nach dem Winterpalais fahren wollen, den Brief aber gelesen und gesagt: „Morgen Vormittag bringe ich selber die Antwort!" — Wir athmeten schon freier, aber sehnlichst harrten wir des Bruders Zurückkunft. Die Nacht war angebrochen und die Kälte hatte noch zugenommen. Wasiltschikows ließen fragen, ob dem Gouverneur etwas begegnet sei, da er nicht zum Souper heimgekehrt. Fieberhaft aufgeregt horchten wir auf jedes

Schlittenglöckchen. Nach qualvollen Stunden langte der Bruder endlich an; er war blaß und angegriffen.

„So etwas Herzzerreißendes möchte ich nie wieder erblicken," rief er. „Ueber einen großen, düstern Hof führte mich Brede nach einer Art Remise; in einer kleinen feuchten Kammer lag die Leiche der armen Mutter auf fauligem Stroh! Der Säugling, an die starre stumme Brust geschmiegt, suchte umsonst nach Nahrung. Zwei Knaben von sechs und sieben Jahren, wahre Jammergestalten, weinten laut; die ältere Tochter knieete bei der Mutter Leiche, war aber selbst zu schwach, um das Kindchen zu pflegen. Grabeskälte herrschte in dem schrecklichen Raume. Ich rief im Vorderhause nach dem Dwornik (Hausknecht), der mürrisch und langsam zum Vorschein kam, und gab ihm Geld, um einzufeuern; mein Bischen Russisch that mir dabei gute Dienste. Er wurde dienstfertiger nach Empfang des Geldes, brachte Holz und Thee und nahm den Säugling, um ihn einstweilen seiner Frau zur Pflege zu geben. Dann half ich die Leiche aus der Kammer tragen, vertheilte die Lebensmittel, kaufte Stroh und ließ das alte fortschaffen. Ich verließ die unglückliche Familie in einem durchwärmten Raume und voll Dankbarkeit. Doch nun gute Nacht!"

Des andern Morgens um 11 Uhr kam Pastor Muralt und rief freudestrahlend: „Alles nach Wunsch gegangen! Seht nur!" und so sprechend legte er eine Hand voll blanker Goldstücke auf den Tisch. „Ja, Ihr Brief hat geholfen. Wie schön und rührend haben Sie mit wenig Zeilen das Unglück geschildert; ich möchte in meinem Zürcher Dütsch sagen: Das ischt prächti g'si! (Das ist prächtig gewesen!) ... Doch jetzt nur schnell das Nöthigste, ich habe Eile! Die Frau muß begraben, die Söhne bei braven Leuten untergebracht, das Kleine versorgt werden. Ich komme eben aus der Höhle — denn so nur ist die Wohnung zu benennen.

Für den Vater ist es besser, er kehrt mit der Tochter in die deutsche Heimat zurück, die Buben können hier gut erzogen werden."

„Herrlicher Menschenfreund! Aber woher das viele Geld?"

„Woher? Vom Kaiser, von der Kaiserin und den drei lieblichen Großfürstinnen ... Als ich Ihren Brief empfing, wollte ich eben in das Winterpalais fahren, um den Prinzessinnen Nachricht von einer geliebten Lehrerin zu geben, welche zu einer Reise in ihr Vaterland, Kanton Genf, Urlaub erhalten hat. Als ich meinen Auftrag ausgerichtet und die holden Wesen gar lieb mit mir plauderten, sagte ich: „Wollen Ew. Kaiserl. Hoheiten lesen, wie es Fremden in der schönen Residenz ergeht? — Wollen Sie den Armen beistehen?" — „Gewiß!" riefen drei frohe, helle Stimmen. Ich las also Ihren Brief vor. Die älteste Großfürstin, Marie, nahm ihn mir aus der Hand, rufend: „Das muß Mama auch lesen!" und eilte davon. Die Anderen gingen an ihre Nipptischchen und zogen zierliche Beutelchen hervor, tauchten die Händchen hinein und brachten mir mit kindlicher Freude blanke Goldstücke. Nicht lange währte es, so öffnete sich die Thür des Nebensaales, und wer trat zu uns? — die Kaiserin und der Kaiser, die Großfürstin Marie an der Hand führend! — „So recht!" rief Nicolaus huldvoll. „So recht, Pastor! Sie haben meinen Töchtern Gelegenheit gegeben, Gutes zu thun, und ich freue mich herzlich, daß es meine Kinder beglückt!"

„O, wenn Sie die Gruppe gleich mir hätten bewundern können!" rief Muralt begeistert. Der majestätische Vater, die schöne glückliche Mutter und die reizenden Töchter! Großfürstin Marie hielt den Kaiser umschlungen, Alexandra ruhte an seine Brust gelehnt, und die Jüngste, Olga, hielt seine Hand und küßte sie zärtlich — es war ein entzückender Anblick!

„Und nun eilen Sie zu unserm deutschen Krösus," — fuhr Muralt fröhlich fort. — „Wenn Baron Stieglitz unter Ihren Brief eine Summe zeichnet, folgen die ersten und reichsten Familien seinem Beispiel!"

Auch dieser Schritt wurde reich belohnt.

Nach acht Tagen sagte Brede seinen Söhnen Lebewohl; ein Uhrmacher und ein Sattler hatten die Knaben zu sich genommen und behandelten sie wie die eigenen Kinder. Das Kleinste war einer braven Amme anvertraut worden und sollte von einigen deutschen Müttern überwacht werden. Der Vater mit der Tochter, bestens ausgestattet und mit Reisegeld reichlich versehen, kehrte in die deutsche Heimat zurück. Nach Abzug aller Kosten blieben 3000 Rubel als Kapital. Das Geld wurde gut angelegt, um so vermehrt einstens den erwachsenen Kindern eingehändigt zu werden. —

So oft ich später die drei wunderlieblichen Großfürstinnen sah — wahre Engelsköpfchen auf Goldgrund — mußte ich ihnen dankbar zunicken. Sie waren so hold und lieb und gut — — warum durften sie, die mächtigen Czarentöchter, nicht auch glücklicher werden?

Die älteste, die wunderschöne blonde Marie, hatte ein heißes wildes Herz, das weder mütterliche Milde, noch väterliche Strenge zu bändigen vermochte. Sie soll oft zu ihrem Vater gesagt haben: „Was kann ich dafür, daß ich das flammende Blut und das zügellose Herz meiner Urgroßmutter Katharina II. geerbt habe? Ich kann nun mal nicht anders. Ich muß meinem unseligen Herzen folgen. Es ist mein böses Verhängniß!"

Und so mußte der stolze Czar seine älteste Tochter 1839 dem kleinen bairischen Obersten Herzog von Leuchtenberg zur Frau geben, dessen Großvater unter der Pariser Guillotine endete und dessen Vater ein Adoptivsohn des verhaßten Napoleon war und der selber nicht viel mehr sein

nannte, als seinen grünen Federbusch, und der überdies — zum Entsetzen aller orthodoxen Bartrussen und der Geistlichkeit — katholisch war ... Und als der Herzog von Leuchtenberg schon nach einigen Jahren gestorben war, da mußte der Czar seine Tochter Marie mit ihrem — Stallmeister Stroganoff morganatisch vermälen ... Er mußte das, um größeres Unglück zu verhüten ... Ja, was konnte die Großfürstin Marie für das heiße, wilde Blut einer Katharina in ihren Adern?

Die Großfürstin Alexandra war ein engelhaftes Wesen, und nicht nur in ihrem Aeußern. Sie war des Vaters besonderer Liebling und gern weilte er in ihrem Salon, wenn Alexandra mit der piemontesischen Gesandtin am Czarenhofe, Gräfin Rossi, die früher Henriette Sontag war, liebliche Duette sang. Ja, der starre Autokrat widerstand nie dem süßen Schmeicheln Alexandra's, wenn sie ein Terzett auf's Notenpult legte — und er stimmte lächelnd ein.

Alexandra wurde dem Prinzen Friedrich von Hessen-Darmstadt vermält, obgleich sie lieber den Erzherzog Stephan, Palatinus von Ungarn, gewählt hätte. Sie welkte hin, wie eine geknickte Blume ...

Als Kaiser Nicolaus im Frühjahr 1844 in England weilte, um der Königin Victoria und den Ministern klar zu machen: der „kranke Mann" dort unten in der Türkei liege im Sterben. England und Rußland thäten klüglich daran, sich schleunigst in sein Erbe zu theilen, damit Oesterreich und Frankreich nicht schließlich auch noch als lachende Erben aufträten ... Da ereilte ihn die Schreckenskunde: Alexandra möchte von ihrem lieben Papa den letzten Abschied nehmen, ehe sie scheiden muß — auf immer!

Und der Czar ließ den „kranken Mann" im Stich und eilte an das Sterbebett seiner Lieblingstochter. Er gab ihrem neugeborenen Kindlein die Nothtaufe und sah es in seinen Armen sterben. Als Alexandra sich in Todesschmerzen

wand, hielt er ihre fiebernde Hand und küßte das Kruzifix und drückte es an ihre ächzenden Lippen ...

Ihre letzten Worte waren: „Nicht wahr, ich rede verworrenes Zeug? — Papa! — Mama!“

Als Alexandra in der Peter-Paulowschen Festungskirche in der Kaisergruft der Romanows bestattet war, saß der Czar in stiller Nacht und blätterte in ihrem kindlichen Tagebuche und seine Thränen fielen auf die Blätter nieder ... Er las: „Ihr verblühet, süße Rosen! Dies Lied am 9. Mai 1840 dem lieben Papa zum ersten Mal gesungen!“ — — da konnte der mächtige Czar vor Schluchzen nicht weiter lesen ...

Alexandra hatte so gern im Park von Zarskoje-Selo an einem Teiche gesessen und sechs weiße Schwäne gefüttert. An dieser Stelle ließ Kaiser Nicolaus ihr lebensgroßes Marmorbild errichten, die sechs weißen Schwäne aber durch sechs schwarze ersetzen. Doch schon am andern Morgen waren auch die weißen Schwäne wieder da und oft konnte man den Czaren an dieser Stelle einsam die Lieblinge seines verklärten Lieblings füttern sehen.

Unter ein Bild Alexandra's schrieb der Kaiser das Wort, das er so gern aus dem süßen — verstummten Munde gehört hatte: „Ja, ich weiß es, Papa, daß Du kein größeres Vergnügen kennst, als Mama solches zu bereiten!“

Nein, Christian Stockmar hat Unrecht. In seiner Familie war Nicolaus — kein Komödiant. Er war der liebevollste Gatte und Vater! —

Warum schüttelte die wunderschöne Großfürstin Olga zu allen Heiraths-Partien, die ihr von der hohen Politik vorgeschlagen wurden, immer erröthend das engelhafte blonde Köpfchen?

Sie hatte eine heimliche Liebe — von der Niemand nichts weiß und der stolze Czar am allerwenigsten etwas wissen durfte ... Aber er erfuhr es doch ...

Der Geliebte, ein schöner Offizier, wurde nach dem Kaukasus geschickt — und bald hieß es, er sei dort gestorben . . .

Die Großfürstin Olga ging mit ihrer Mutter auf lange Zeit nach Palermo — — und dort mußte sie sich mit dem Kronprinzen Karl von Württemberg verloben . . . Sie ist nicht glücklich geworden . . .

Nein, es ist nicht immer ein Glück: Tochter eines Kaisers zu sein! — —

Voll Interesse besichtigten wir, von dem jungen Grafen Fersen geführt, die Herrlichkeiten des Winterpalais und der Eremitage. Ich hörte die berühmte kolossale Spieluhr die Ouvertüre aus „Don Juan" exekutiren.

Mit eigenen Gedanken betrachtete ich das lebensgroße Bild der Kaiserin Katharina II. Eine schöne Gestalt, von weißem Atlas umflossen, mit himmelblauem Ordensbande geschmückt, in imponirend majestätischer Haltung, den einen Arm wie zum Befehlen ausgestreckt. Das ganze innere Leben dieser merkwürdigen Herrscherin und entzückend schönen Frau tritt beim Anblick des Bildes lebhaft vor unsere Seele. Die dunkelblonden, wellenartig zurückgeschlungenen Haare, mit Perlen durchzogen, erinnern an Marie Antoinette, die blauen, bedeutenden Augen, die edle Stirn, die fein geformte Nase, der liebliche Mund fesseln unwiderstehlich. Dabei ein edelgeschwungener Nacken, schön geformte Arme und Hände — genug: man begriff, daß diese seltene Persönlichkeit, überdies ausgezeichnet durch Scharfsinn, hohe Geistesgaben, bezaubernde Liebenswürdigkeit, Alles — wagen durfte.

Neben dem Gemälde saß auf einer Messingstange ein großer, uralter Kakadu. Unter den Augen mit unheimlich verständigem Blick hingen große Falten nieder. Mir wurde erzählt: der Kakadu sei ein Liebling der Kaiserin Katharina gewesen und sie habe ihn immer um sich gehabt. Aus

Pietät für sie werde er sorgfältig gepflegt, und da er nur in diesem hellen, von Besuchenden selten leeren Saale und vor dem Bilde seiner ehemaligen Herrin ruhig sei, so gönne man dem gewiß achtzig Jahre alten Kakadu sein Lieblingsplätzchen.

Auch an meinen Urgroßvater, den einst berühmten Chirurgen Ramdor in Braunschweig, mußten wir bei dem Bilde der Kaiserin denken. In ihrer letzten Krankheit hatte Katharina ihn nach Petersburg rufen lassen. Leider traf er zu spät ein; die Operation konnte nicht mehr gewagt werden; aber reich beschenkt wurde der deutsche Arzt entlassen, und er wurde nie müde, von jener Reise und von der Huld und Gnade der Kaiserin zu erzählen.

Auf dem Porträt meiner Urgroßmutter ist noch eine Brillant-Rivière zu sehen, welche die Kaiserin dem Chirurgen für seine Frau geschenkt hatte ... und die Urenkelin, von den Nachkommen der Kaiserin auch durch einen schönen Schmuck erfreut, durfte die prachtvollen Räume bewundern, welche der Urgroßvater einstens durchwandert hatte ... und darf heute der Nachwelt von Allem erzählen!

An Katharina's wildbewegtes Liebesleben und oft so grausames Herz wurde Petersburg während meiner Anwesenheit grausig erinnert.

Man hatte im Kerker einer kleinen russischen Festung am baltischen Meer die Skelette einer Frau und eines Kindes aufgefunden. Das rief die dunkle Geschichte der unglücklichen Prinzessin von Württemberg, einer geborenen Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, in Aller Erinnerung zurück. In vertrauten Kreisen wurde davon gesprochen. Als Gemalin des Prinzen Friedrich von Württemberg, der damals noch keine Aussichten auf den württembergischen Thron hatte und in's russische Militär eintrat, war die schöne lebenslustige Prinzessin an den galanten Hof der zweiten Katharina ge-

kommen. Sie wurde die Mutter des Prinzen Wilhelm, des späteren Königs von Württemberg, des Prinzen Paul, der sich in den deutschen Freiheitskriegen und in vielen Herzensromanen einen Namen machte, und der Prinzessin Katharina, die als Gemalin Jérômes kurze Zeit Königin von Westphalen war.

Die Kaiserin Katharina II. liebte anfangs die leichtherzige und heißblütige Prinzessin von Württemberg und nahm in den unglücklichen Zerwürfnissen ihrer Ehe für sie gegen den brutalen Gatten Partei — — bis die Kaiserin auf die jüngere Prinzessin eifersüchtig wurde. Da schickte sie die unbequeme Nebenbuhlerin einfach auf jene kleine Festung am baltischen Meere, deren Name mir entfallen ist. Prinz Friedrich kehrte mit seinen drei mutterlosen Kindern nach Deutschland zurück, um erst Herzog und dann durch Napoleon König von Württemberg zu werden. Die Prinzessin blieb verschollen — bis man in jenem vermauerten Kerker die beiden Skelette fand. Da wußte nun die Fama zu erzählen: Der Festungskommandant habe seine schöne Gefangene zu trösten gewußt und Katharina, hiervon durch ihre Spione in Kenntniß gesetzt, den liebenswürdigen Kommandanten nach Sibirien geschickt. Von der unglücklichen Prinzessin wurde nie wieder etwas gesehen ... doch hörte man noch Tage und Nächte lang aus einem unterirdischen Kerker grauenvolles Wimmern und Stöhnen ... bis auch dies verstummte.

Nach vielen Jahren mußte man wohl im kaiserlichen Archiv eine Notiz über das geheimnißvolle Verschwinden der unglücklichen Prinzessin von Württemberg gefunden haben, denn auf Befehl Kaiser Nikolaus wurde der vermauerte Kerker geöffnet — und man stieß auf die Skelette einer Frau und eines neugebornen Kindes ...

Von meinem unerquicklichen Besuche bei dem Herzog Alexander von Württemberg, dessen Stallmeister mein Vater

einſt geweſen war, habe ich in einem früheren Kapitel dieſer Memoiren ſchon erzählt.

Des Herzogs Tochter, ſpäter Herzogin von Koburg, war die einzige Fürſtin am ruſſiſchen Hofe, die oft den deutſchen Theater-Vorſtellungen beiwohnte. Sie ſah ſtets merkwürdig ernſt aus. Nie verſchönte ein Lächeln ihr mürriſches Geſicht, nie gab ſie ein Zeichen des Beifalles. Aber ſie kam doch und die Hofloge blieb nicht ganz leer.

Die ſchöne geiſtreiche Großfürſtin Helene, die Tochter des Herzogs Paul von Württemberg und die Gemalin des Großfürſten Michael, des jüngſten Bruders von Nikolaus, die ſpäter ſo viel genannte Beſchützerin von Kunſt und Wiſſenſchaft, von Künſtlern und Gelehrten, — mußte ſich zu meiner Zeit faſt ganz fern vom deutſchen Theater halten ... denn Michael — ihr Gemal und ihr Tyrann — lebte noch.

Auch Großfürſt Michael war ein geborner Despot: wie ſein Vater Paul und ſeine Brüder Conſtantin und Nicolaus. Sein größter Kummer war, daß ſeine Despotie ſo wenig zu bedeuten hatte. Er langweilte fortwährend ſich und Andere und kannte kein anderes Mittel, dieſe innere Leere möglichſt auszufüllen, als eine pedantiſche Soldatenſpielerei. Die armen Soldaten haben ſeine Despotenlaune oft bitter empfunden.

Gegen alles Andere, was nicht zum Soldatenweſen gehörte, hatte der Großfürſt Michael ſich eine cyniſche Verachtung angewöhnt. Er wurde nie müde, gegen Kunſt und Wiſſenſchaft ſeinen ſcharfen ätzenden Witz und Spott zu üben. Allem Idealismus begegnete er mit dem verächtlichſten Hohn ...

Wie muß die Großfürſtin Helene, dieſe liebenswürdige Idealiſtin, an der Seite dieſes — Barbaren gelitten haben!

Sie war klug genug, ſtill für ſich dahin zu leben, ohne jeden Verſuch, ſich irgend wie in der Oeffentlichkeit bemerkbar

zu machen. Herr von Kuſtine, der ſo ſcharf über Rußland geſchrieben hat, ſagte von der Großfürſtin Helene: „Elle est distinguée mais elle a l'air de s'ennuyer!“

Weil der Großfürſt Michael das deutſche Theater haßte — durfte auch die Großfürſtin Helene daſſelbe nicht beſuchen und uns Künſtlern nicht ihre Theilnahme zeigen.

Ueberdies ließ Kaiſer Nicolaus als Huldigung für ſeine ſchöne Schwägerin ihrem Palais Michael gegenüber das reizende Michael-Theater für die franzöſiſche Truppe bauen — ſo ſchnell und geheimnißvoll, daß die Großfürſtin Helene an ihrem Namenstage mit der Einweihung dieſer Bühne wirklich überraſcht werden konnte. So beſuchte die deutſche Prinzeſſin denn ſchon aus kluger Rückſicht für den Czaren das Michael-Theater — oder mit ihrem altruſſiſchen Gemal im „Großen ſteinernen Theater“ die ruſſiſchen Vorſtellungen, obgleich ſie ſchwerlich der ruſſiſchen Sprache mächtig war.

Die Großfürſtin Helene lebte erſt geiſtig wieder auf und wurde eine einflußreiche Beſchützerin der Künſte und Wiſſenſchaften — auch des deutſchen Theaters — als der Großfürſt Michael 1849, kaum 51 Jahre alt, geſtorben war.

Ihr Schwiegerſohn, der Gemal ihrer einzigen Tochter Katharina, der gutmüthige Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, gehörte ſtets zu meinen beſonderen Gönnern und hat mich noch nach vielen Jahren, als meine Bühnen-Erinnerungen Karoline Bauer der Vergeſſenheit entriſſen, durch meinen Jugendfreund Dr. von Königk-Tollert, den Direktor des deutſchen Theaters in Petersburg, wiederholt grüßen laſſen.

* * *

Nur bei hervorragenden Gaſtſpielen beehrte der Hof auch das deutſche Theater mit ſeiner Gegenwart.

Das Jahr 1833 brachte uns zwei ſolche Gaſtſpiele, die auch mir beſonders intereſſant wurden.

Zuerst kam im Juni 1833 mein lieber Berliner College und Gevatter Wilhelm Krüger. Er debutirte als Hamlet — ich gab die Ophelia . . . und der rauschende Beifall des enthusiasmirten Hauses wollte kein Ende nehmen. Krüger hatte gesiegt und sein ferneres Gastspiel ging mit merkwürdiger Frische und über alle Erwartung glänzend von statten. Selbst die plötzlich eingetretene Hitze hielt die Petersburger nicht ab, Krüger's Darstellungen beizuwohnen; viele deutsche Familien verschoben das Uebersiedeln in die reizenden Sommerwohnungen.

Die Kaiserin und der Hof erfreuten einige Male durch ihre Gegenwart Schauspieler und Publikum. Aber die Anstrengung, da ich für dies Gastspiel viele neue erste Rollen einzustudiren hatte, ging fast über meine Kräfte: jeden Vormittag Probe, — viermal wöchentlich in neuen großen Rollen spielen . . . und dabei die entnervende Hitze, wie man sie selbst in den heißesten Monaten in Deutschland nicht kennt. Doch die allgemeine Begeisterung, die Beweise von der Dankbarkeit des Publikums, das Zusammenwirken mit dem vortrefflichen Künstler und Freunde — stählten und erfrischten meine Geistes- und Körperkräfte. Sämmtliche Mitglieder schienen metamorphosirt zu sein, ihre sonst von mir so oft empfundene Gleichgültigkeit war dem regsten Eifer gewichen, — und selbst unbedeutende Talente thaten ihr Möglichstes, um ein erquickendes Ensemble zu schaffen. Ja, diese Epoche des deutschen Theaters in Petersburg war schön und wird mir unvergeßlich sein.

Krüger's Benefice: „Kaiser Friedrich" brachte nach Abzug aller Kosten 4000 Rubel reinen Gewinn und dem beglückten Künstler ein reiches Geschenk vom Hofe. Das große Alexandratheater war überfüllt und die Darstellung nannte sogar Krüger — tadellos! Die Rolle Kaiser Friedrichs II. galt als Krüger's Triumph.

Im zweiten Benefice: „Die Räuber“ erzielte Krüger gleiche Einnahme und gleichen Beifall als Karl Moor. —

Nach der Vorstellung fuhr Krüger mit uns nach Hause zu einer Tasse Thee. Er war sehr erregt. Schon am Schluß der Räuber, als Karl Amalie erdolcht — zitterte Krüger so heftig, daß er mich nicht in seinen Armen zu Boden gleiten — sondern fallen ließ.

Im Wagen bemerkten wir verwundert, daß er die Schatulle mit der Benefice-Einnahme krampfhaft an sich drückte, wie ein geliebtes Kind. Er sprach wenig, reichte uns aber öfters das Kästchen hin, damit wir fühlen sollten, wie schwer es sei. — Auch beim Thee ließ er die Schatulle nicht aus den Händen ... und plötzlich fing er an bitterlich zu weinen ... schluchzend: „Ich werde bald sterben, — meine arme Frau, meine unglücklichen Kinder ...“

Umsonst suchten wir ihn zu beruhigen. Die großen Anstrengungen bei der erschlaffenden Hitze — die ungewöhnlichen künstlerischen Triumphe und glänzenden pecuniären Erfolge hatten seine Nerven krankhaft überreizt. Bruder Louis brachte ihn nach Hause und sandte unsern deutschen Hausarzt zu ihm.

Andern Morgens klingelte es heftig an unserer Thür — und herein stürzte Krüger und überreichte uns, in einen Foulard gebunden, mit Feierlichkeit Briefe von seiner Frau ... „Nehmen Sie! nehmen Sie! — es wird mich beruhigen, diese kostbaren Papiere in Ihren Händen zu wissen ...“

„War denn kein Doktor bei Ihnen?“ fragte die Mutter.

„Ja wohl! er hat mich eben verlassen — gab mir Pulver — forderte mich auf, in den nächsten Tagen nicht aufzutreten ... aber ich kann seinem Rath nicht nachkommen, ich muß morgen Abend im Winterpalast den Eckensteher Nante spielen, heute die Rolle memoriren ...“

„Um Gottes willen, melden Sie sich unwohl," sagte ich. — „Wie können Sie bei Ihrer Gemüthsstimmung diese niedrig komische Partie spielen! Das muß Ihre angegriffenen Nerven vollends zerrütten . . ."

„Ich kann nicht absagen — die Kaiserin wünscht den Berliner Jargon zu hören, will lachen — ich muß es möglich machen . . ." Und fort stürzte er: blaß, verstört, in furchtbarer Aufregung. — Die hohen Herrschaften amüsirten sich wirklich sehr über den lustigen Eckensteher Nante. Krüger zeigte uns als Geschenk des Hofes einen prachtvollen Brillantring und — — sprach nur von seinem nahen Tode.

Nach trübseligen acht Tagen, die Krüger — zusammengekauert in der Sophaecke liegend — durchseufzte, mit rothgeweinten Augen in's Leere starrend — wurde er von einem sicheren Manne nach Berlin begleitet.

. . . Und Krüger ist nie wieder ganz genesen — von der finstersten Melancholie . . . Nach mehreren vereitelten Selbstmordversuchen wurde er pensionirt — und 1840 warf er in Mannheim das umnachtete Leben dennoch von sich . . .

Ich bin noch heute der Ansicht, daß Krüger — der liebenswürdige, bescheidene Künstler — ein Opfer des in Petersburg zu plötzlich, zu berauschend über ihn ausgeschütteten Ruhms und Goldregens geworden ist. Einen ähnlichen Erfolg hatte er — ja hat selbst Ludwig Devrient nie auf seinen Gastspielen erlebt. —

Das bald folgende Gastspiel von Charlotte von Hagn verlief frohmüthiger — obgleich ich demselben nicht ohne Herzklopfen entgegensah. Denn wie leicht konnte die gefeierte Künstlerin und der verhätschelte Liebling von Jung und Alt mich auf der Petersburger Bühne verdunkeln und mich in der Gunst der Petersburger ausstechen! Hatte ich doch schon viel von den Triumphen meiner schönen Nachfolgerin

auf der Berliner Hofbühne gelesen und gehört — und mir nicht ohne Bitterkeit sagen müssen: Der Hagn wegen bist Du in Berlin so schnell vergessen!

College Krüger hatte mir viel von Charlotte von Hagn erzählt, von ihrer bezaubernden Schönheit, von ihrem eigenartigen kecken Spiel-Genre, — und von ihrer raffinirten Koketterie, von ihrer Kunst zu siegen und den Sieg zu behaupten. Charlotte von Hagn hatte sogar Madame Stich besiegt, die mir durch ihre Herrschsucht auf der Bühne so viel Kummer gemacht und mir fast alle dankbaren Rollen vorenthalten hatte. Sie lebte fortwährend mit der Stich auf dem Kriegsfuße, kämpfte blutig um jede ihr passende Rolle — und hatte schon die Jungfrau von Orleans, die Eboli, die Thekla, Julia, Emilia Galotti, Donna Diana und andere glänzende Rollen siegreich für sich erstritten. Dieser Kampf um den Vorrang wurde von beiden Seiten voll Erbitterung sogar auf der Bühne fortgesetzt, so daß Graf Redern Sorge tragen mußte, beide wuthentbrannte Rivalinnen nie gleichzeitig auf der Bühne stehen zu lassen ... Die Hagn hatte mich an der Stich blutig gerächt — und Rache ist süß, besonders für ein eitles Künstlerherz. So sah ich dem Gastspiel der berühmten Künstlerin mit seltsam gemischten Gefühlen entgegen: voll Sympathie und Dank für die „Rächerin meiner Ehre" — voll banger Neugier auf die kühne Siegerin, die auch mir zur gefährlichsten Rivalin werden konnte — besonders da sie in der Wahl ihrer Waffen nicht eben scrupulös sein sollte!

Nach mächtigen vorlauten Trompetenstößen der Reclame traf Fräulein von Hagn im September 1833 in Petersburg ein. Kurz vor ihrem ersten Auftreten als Donna Diana machte sie mir einen Besuch und brachte mir ein Empfehlungsschreiben meines alten Freundes und Gönners, des Geheimkämmeriers Timm in Berlin ...

Ich mußte mir gestehen, daß der Ruf von ihrer Schönheit, Anmuth, Grazie und Liebenswürdigkeit nicht zu viel gesagt hatte. Eine hohe schlanke — vielleicht ein wenig zu schlanke Gestalt in einem weichen weißen Kachemirgewande trat mir entgegen, vornehm und doch collegial. In dem braunen, einfach gescheitelten Haar trug sie einen schmalen goldenen Reif, wie ein Diadem, sehr kleidsam zu dem feinen klassischen Profil und den weichen holden Zügen. Und wie angenehm und harmlos wußte sie zu plaudern, als sollten wir in den nächsten Tagen eine Apfeltorte mit einander verspeisen — und nicht auf den gefährlichen weltbedeutenden Brettern auf Tod und Leben um den Sieg kämpfen!

Charlotte von Hagn war, obgleich sie angeblich sieben Jahre weniger zählte, als ich, doch schon damals mit ihren neunzehn Jahren viel lebensklüger und weltgewandter und — raffinirter, als ich. Sie hatte es schon bei ihrem ersten Auftreten in München vortrefflich verstanden: conduire leur barque — und 1832 sans façon ihren Münchener Contract gebrochen, als ihr in Berlin ein glänzenderes Engagement winkte.

Als die neue Rivalin uns verlassen hatte, sagte ich erregt zur Mutter: „O, ich bin verloren, wenn die Hagn mich hier verdunkelt oder gar vollständig in der Gunst des Publikums ausstticht. Die Petersburger haben mich nun schon fast 200 Mal auf der Bühne gesehen — und der vielgerühmte Berliner Vogel Phönix ist ihnen eine neue Erscheinung und alles Neue hat ja stets für oberflächliche Zuschauer einen eigenen Reiz . . . aber ich will kämpfen, Mutter, — à bout — bis auf's Messer . . .“

Ganz Petersburg sah dem Auftreten des schönen berühmten Gastes mit kaum geringerer Spannung entgegen, als ich, — und immer war das Theater vollständig ausverkauft, obgleich auf allerhöchsten Befehl gewöhnlich im großen Alexandratheater gespielt wurde.

Als Charlotte von Hagn unter lebhaftem Beifall als glänzende Donna Diana zum ersten Mal die Bühne betrat, klopfte mir doch das Herz hörbar. Dies war ja eine meiner liebsten und besten Rollen!

Aber ich durfte mir bald ehrlich eingestehen, daß diese — meine Donna Diana in keiner Weise verdunkele: weder durch äußere Repräsentation, Schönheit, vornehmes Auftreten, Gang und Haltung — noch durch geistige Auffassung, durch Ausdruck der Rede und der Mienen ... Und so sah ich dem weiteren Auftreten der Rivalin schon um Vieles ruhiger entgegen.

Als Goldschmieds Töchterlein und Julia Kapulet fand ich Fräulein von Hagn vortrefflich, als Mirandolina hinreißend ...: aber sie machte mich nicht todt in diesen Rollen — und als Preciosa übertraf ich den Gast, wenigstens im Singen und Tanzen. Das fühlte ich — und das gestand mir auch Petersburg gern zu.

Aber dann kamen die heißen Entscheidungskämpfe. Charlotte von Hagn wählte zu ihren Beneficen die Luise in „Kabale und Liebe" und die Eboli im „Don Carlos" — und ich sollte neben ihr als Lady Milfort und Königin Elisabeth auftreten — in zwei Rollen, die ich früher nie gespielt hatte. Hätte ich dieselben aber jetzt zurückweisen wollen — so wäre mir das als Furcht vor der Rivalin und Eingestehen meiner Niederlage ausgelegt — und als Kabale ohne Liebe, denn ohne mich wären beide Benefice-Stücke unmöglich gewesen.

Die Theater-Enthusiasten waren förmlich im Fieber und es formirten sich zwei Parteien, die sich auf Tod und Leben bekämpften: Hagnianer und Bauerianer.

In „Kabale und Liebe" wurde Luise Millerin so stürmisch empfangen, als sollte das Alexandra-Theater einstürzen. Fräulein von Hagn im schlichten weißen Mousselinkleide,

das Haar gelockt, blaß, schmachtend, sah in der That reizend aus.

Als Lady Milford im weißen Atlaskleide mit Blonden-Ueberwurf auftrat, wurde sie mit drei Beifall-Salven empfangen, daß das Haus erzitterte und es mir vor den Augen flimmerte. Nach der langen Rede wurde ich gerufen.

Kurz, beim ersten Waffengange hatte die Rivalin keinen Schritt Vortheil über mich errungen. Ermuthigt sah ich dem zweiten gefährlicheren Gange entgegen. Das war die große Scene im vierten Akt, die wir miteinander zu spielen hatten und auf die das kritische Publikum besonders gespannt war, denn hier fand es zum ersten Mal Gelegenheit, die Rivalinnen neben einander zu sehen.

Für diesen Wettkampf hatte ich mich denn auch besonders gerüstet und mich mit einem ganz neuen pompösen blauen Atlas-kostüm — bei Petersburger Preisen eine sehr kostspielige Rüstung — und mit dem Brillantstirnbande von der Kaiserin geschmückt — — und ich hatte gesiegt, ehe ich ein Wort gesprochen. Nach der großen dankbaren Scene wurden Lady Milford und Louise Millerin gleich stürmisch gerufen — und als sie Hand in Hand erschienen, versöhnten sich auch die Parteien.

Die „Nordische Biene" schrieb damals in russischer Sprache: . . . „Einige Zuschauer kamen auf die Idee, Frl. von Hagn mit Dlle. Bauer zu vergleichen. Wozu das? Unsere liebe Karoline Bauer hat vortreffliche Eigenschaften. Niemand kann sich mit ihr in dem Ausdruck des wahren Gefühls, noch in dem Adel des Spiels vergleichen!"

Mein Bangen war ganz überwunden. Publikum und Kritik zeigten mir, daß sie mich nicht geringer schätzten, als den berühmten und berückenden schönen Gast. Frohen Muthes spielte ich mit und neben Charlotte von Hagn weiter: die etwas langweilige Königin Elisabeth im „Don Carlos"

neben ihrer verführerischen Eboli und die tugendstolze Fürstin neben ihrer sympathischen Elise von Valberg.

Sogar in dem kleinen dummen Kastellischen Lustspiel „Die Papageien" spielten wir zusammen. Der Kaiser hatte nämlich befohlen, der von der französischen Gesellschaft gegebenen Tragödie: „Le Duc de Guise" solle ein kleines deutsches Lustspiel vorangehen, in dem Charlotte von Hagn und ich zwei gleichbedeutende Rollen hätten — es war fast, als sollten wir vor den kaiserlichen Augen ein olympisches Wettspiel beginnen. Es war nicht leicht, in zwei Tagen ein passendes Stück zu wählen und einzustudiren. Stücke gab's wohl in Hülle und Fülle — aber es fehlte entweder die eine oder die andere kaiserliche Bedingung: die einaktige Kürze oder zwei erste Damenrollen! Da entschieden wir uns für Kastelli's „Papageien" — ein unendlich harmloses Stück, das aber, lebendig gespielt, eine recht erheiternde Wirkung übt. Der Inhalt des jetzt längst vergessenen Stückes ist kurz dieser: Eine Mutter glaubt in ihrem Leben und in ihrer Ehe Ursache gefunden zu haben, die bösen, bösen Männer zu hassen. Damit nun ihr Töchterlein nicht dieselben traurigen Erfahrungen mache, soll sie die Männer — gar nicht kennen lernen. Zu diesem Zwecke hält die Mama das Töchterchen nebst Gespielin von frühester Kindheit an hinter Schloß und Riegel. Die beiden jungen Mädchen verbringen ihre Tage damit, in einem von hoher Mauer umschlossenen Parke spazieren zu gehen, Vögel zu schießen und gar possirlich zu plaudern: über die unbekannte Welt hinter jener Mauer — voll lauter Frauen. Aber eines schönen Tages steigen bei Gelegenheit einer Jagd zwei Offiziere in ihren bunten Röcken über die Gartenmauer — sehen die jungen Mädchen und verlieben sich natürlich sofort sterblich in sie. Entsetzt fliehen die Fräulein vor diesen unbekannten Raubthieren — — bis die buntschillernden Offiziere sich ihnen als zwei

— Papageien vorstellen. Zum Glück haben die Dämchen in der Naturgeschichte gelernt, daß Papageien ganz unschuldige Vögel sind und oft recht ergötzlich zu plappern verstehen. Das giebt ihnen Muth, sich den hübschen bunten Papageien zu nähern und . . . bald finden sie sogar recht großen Geschmack an dem Papageiengeplapper und den allerliebsten Thierchen in Röcken von zweierlei Tuch . . . Das Uebrige ergiebt sich von selbst!

Das Stückchen ist also eine Satire auf die seltsame Vorliebe unserer jungen und alten Dämchen für — zweierlei Tuch.

Der Kaiser hatte mit seiner Gemalin die Prosceniumsloge im Michaeltheater inne, also kaum zwei Schritte von uns Spielenden entfernt.

Charlotte von Hagn hatte als Partner einen sehr hübschen jungen Papagei, den jugendlichen ersten Liebhaber Weiland, — ich aber mußte mit dem schwerfälligen dicken Barlow fürlieb nehmen. Weiland trippelte sehr graziös vor und bewegte die Arme gleich Flügeln ganz charmant, — als aber mein Papagei vortrappte — die kurzen, dicken Arme steif ausgestreckt — die großen Augen tragisch aufreißend . . . da — schrie die Kaiserin vor Lachen hell auf . . . und ich hörte sie hinter ihrem Tuche dem Kaiser zuflüstern: „Mais — c'est pour en mourir de rire! — Barlov est par trop comique . . .“

Papagei Weiland nahm das ihm von der Hagn in den Mund gestopfte Biscuit ganz zierlich — mein Barlow riß es mir förmlich aus den Händen und verschlang es heißhungrig, heftig mit den Flügelarmen dazu schlagend . . . so daß unser Geplauder minutenlanges, hauserschütterndes Lachen unterbrach. Die Hagn und ich füllten die Pause ganz ernsthaft mit dem Füttern unserer Papageien aus . . . was dann wieder neues Gelächter erregte.

Der Duc de Guise — empfand die Nachwirkung dieser Heiterkeit, — denn das Publikum, das so reichlich Lachthränen geweint, hatte keine Rührungsthränen mehr.

Mlle. Bourbier, erste französische Liebhaberin, sagte schmollend zu mir: „Ce sont vos perroquets qui nous ont gâté notre tragédie.“

Unsere Kostüme in diesen Rollen bildeten das Tagesgespräch in Petersburg: kurze, weiße Mousselineröcke, hellgrüne Atlasschuhe mit zierlichen Kreuzbändern, hellgrüne, enganliegende Amazonenspenzer mit Stahlknöpfen, weiße Kravatten und Manschetten, runde, kleine Basthüte, mit lang herabwallenden grünen Federn keck auf einem Ohr; das Haar gescheitelt, die Zöpfe in griechische Knoten geschlungen, Jagdtaschen um und Flinten in der Hand. — Dazu reizende Walddekoration ... genug, wir hatten trotz der kleinen Rollen und des dummen Stückes Heiterkeit und — Furore erregt.

Um den Petersburgern zu zeigen, daß wir Rivalinnen auch außer der Bühne freundlich mit einander verkehrten, wohnten wir in derselben Loge des Alexandra-Theaters einer Vorstellung der französischen Truppe bei, dem Drama „Antony“.

Wir hatten eine Parterreloge inne, und so konnten die Verehrer uns betrachten und vergleichen und die Kourmacher mit uns während der Zwischenakte plaudern. War das ein Nicken, Lächeln, Flüstern unsererseits — ein Beobachten, Lorgnettiren, Kritisiren im Publikum! Wir wußten, daß auch das leiseste Zucken unserer Wimpern bemerkt wurde; es war eine Komödie in der Komödie und ermüdete mich mehr, als die größte Rolle.

Des andern Tages erfuhren wir, daß dies Kritisiren fast zu Herausforderungen geführt hatte.

Hieß es auf der einen Seite: „Fräulein von Hagn hat feinere Züge“! — so hatte die andere heftig entgegnet: „Aber

Fräulein Bauer sieht blühender aus!" — Hatte Jemand das herrliche Profil der Hagn gelobt, so war ihm entgegengehalten: „Aber die Augen der Bauer sind ausdrucksvoller!" Natürlich war es zu keiner Entscheidung gekommen; selbst Fürst Galitzin, der von allen Seiten als kompetent anerkannte Kenner weiblicher Schönheit, hatte es abgelehnt, uns Rivalinnen gegenüber den modernen Paris zu spielen.

Ueber eine Begegnung des Kaisers Nicolaus mit der schönen Charlotte lief später eine etwas abenteuerliche Anekdote durch die — deutschen Blätter.

Der galante Kaiser sollte zu der Künstlerin gesagt haben: „Mein Fräulein! Ich würde mich glücklich schätzen, Ihnen einen Herzenswunsch erfüllen zu können!" — worauf Fräulein Charlotte zierlich erröthend gelächelt: „Sire! Durch einen — Kuß würden Sie mich hochbeglücken!" — Doch plötzlich sei der Kaiser sehr ernst geworden und habe geantwortet: „Mademoiselle, zu meinem Bedauern kann ich Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen. Denn ich müßte erst die Kaiserin um Erlaubniß fragen — und Sie werden begreifen, daß ich das nicht darf!"

Der Schluß der Anekdote lautete: „Die Bitte der Künstlerin blieb unerfüllt!"

Diese Pointe ist recht hübsch — aber sie ist — — falsch. Der Schluß müßte vielmehr lauten: „Die Bitte der Künstlerin wurde glänzend erfüllt! Der Kaiser ließ sie zur Kuß-Audienz in's Winterpalais holen und sie fuhr hin in der verführerischsten Toilette — und kehrte geküßt und beglückt von der kaiserlichen Gnadensonne zurück. Am andern Tage zeigte sie mir einen reichen Schmuck mit den Worten: „Das hat mir mein Väterchen geschenkt!" — Das russische Volk nennt den Kaiser „Väterchen". — Ob Kaiserin Alexandra wirklich ihre Erlaubniß zu diesem Kuß gegeben hat?

Der Kaiser aber hat diesen Kuß in freundlicher Erinnerung behalten und denselben noch einige Mal wiederholt: wenn

er nach Deutschland — oder wenn die Künstlerin auf seinen Wunsch wieder nach Rußland kam. So durfte auch Charlotte von Hagn nicht fehlen, als Kaiser Nicolaus mit seinem königlichen Schwiegervater Friedrich Wilhelm III. 1835 in dem militärischen Lust-Lager von Kalisch zusammentraf und den theaterlustigen „alten Herrn" mit der Elite seiner Berliner Hofschauspieler und Operntänzer auf russischem Boden überraschte. Während die übrigen Berliner Hofschauspieler zusammen und ziemlich eng eincasernirt wurden, erhielt Charlotte von Hagn mit ihrer Schwester Auguste — („Zwischen A-Hagn und C-Hagn ist B-Hagen!" sagt Saphir) — auf kaiserlichen Befehl ein eigenes Haus zur Wohnung angewiesen. Und „Väterchen" hatte wieder reiche Gnade für die schöne Künstlerin. —

Ich habe nie wieder mit Charlotte von Hagn auf derselben Bühne gestanden — und mehr als vierzig Jahre gingen in's Land, ehe wir uns überhaupt wieder begegneten — als alte unschöne Frauen.

Als ich 1834 in Berlin gastirte, war meine Rivalin ebenfalls auf Gastreisen — und als sie wieder nach Petersburg kam, hatte ich Rußland für immer verlassen. Aber auch getrennt verloren wir uns Beide nicht aus den Augen. Während Frl. v. Hagn in Berlin und ich in Dresden wirkte, suchten wir mit einander stets gleichen Schritt zu halten in der Lösung neuer Aufgaben, und unser Streben erhielt dadurch einen nicht zu unterschätzenden Impuls. Hatte Charlotte v. Hagn in Berlin als Hedwig im „Ball zu Ellerbrunn" ihr „Giacomo!" süß geflüstert, so flötete ich es in Dresden kaum acht Tage später, und erntete ich als Isaura in Raupach's „Schule des Lebens" für mein begeistertes Spiel reichen Beifall, so enthusiasmirte meine Rivalin bald darauf das Berliner Publikum in derselben Rolle. Wie Frl. v. Hagn durfte auch ich es wagen, noch lange nach erfolgter Ab-

ſtreifung des jugendlichen Flügelkleides als 18jährige Margarethe Weſtern in „Erziehungsreſultaten“ umherzuſchwirren. Spielte ſie den blutjungen Vicomte de Letorières, ſo folgte ich ihrem Beiſpiel auf dem Fuße mit dem noch jüngeren Herzog Richelieu im „Erſten Waffengang“. Sprang ich als Blum's „Capricioſa“ herzhaft vom Tiſch, — meine Rivalin war ſogleich hinter mir her. Kurz, die Eine verfolgte die Andere wie ihr Schatten, in welche Rolle ſie ſich auch flüchten mochte. Beide traten wir kurz vor unſerm Abgange von der Bühne als Franziska in „Mutter und Sohn“ von Ch. Birch-Pfeiffer auf, und Kritiker, welche das Stück in Berlin und Dresden geſehen hatten, behaupteten, daß es unmöglich ſei, feſtzuſtellen, wo die Franziska graziöſer und humoriſtiſcher dem Bär von Mann die Wangen geſtreichelt habe mit den Worten: „Bär, wir ſind doch ein allerliebſtes Pärchen!“

Bald nach mir ſagte auch Fräulein von Hagn der Bretterwelt Lebewohl. Beide ſchieden wir aus dem geliebten Beruf, bevor wir noch in die Lage kamen, uns in älteren Rollen zu verſuchen.

Die Kritik ſagte über Charlotte von Hagn: ſchön, grazienhaft, ſchelmiſch, ſchalkhaft, liebenswürdig, übermüthig, keck, genial, beſonders in naiven Genrerollen, Mienenſpiel bewundernswürdig — — ſchadet nur durch Häufung von Koketterie und allerlei Männerchen — im Idealen nicht frei von Manier — Toilette häufig überladen . . .

Wie Emil Devrient auf der Bühne keine Schurken und Verbrecher ſpielen wollte, um ſelbſt als Bühnen-Charakter vom Publikum nicht gehaßt zu werden — — ſo verweigerte Charlotte von Hagn in Berlin, die Marianne in den „Verirrungen“ zu ſpielen: „denn ich will mich dem Publikum nicht in Rollen zeigen, in denen ich — gebeſſert werde“! — Sehr charakteriſtiſch für beide verwöhnte Menſchendarſteller.

Ein Zeitgenosse kritisirt meine gefährlichste Rivalin mit den Worten:

„Sie ist der weibliche Seidelmann. Eben dieselbe Kälte, der Hohn, die Berechnung; nirgends überquellendes Herz, geniales Ueber-die-Schnurhauen. Beide sind und bleiben jedoch große Künstler, denn die Kunst arbeitet nun einmal am liebsten in kaltem, hartem Marmor."

Und A. von Sternberg — nachdem er betont, wie Charlotte von Hagn ihre Schönheit und Kunst auf der Bühne, wie im Leben stets in's beste Licht zu setzen verstanden — schreibt über sie:

„Als Schauspielerin war sie nicht unbedingt und überall zu loben. Einige dramatische Bilder mißlangen ihr völlig. So konnte man kein widerwärtigeres Gretchen sehn, als sie es gab. Unschuld und Naivetät waren nicht ihre Sache, sie machte eine fast komische Grimasse daraus. Dagegen drückte sie die vornehme Kälte, den Stolz der Schönheit, die boshafte und geistreiche Medisance, die überlegte und ihres Sieges gewisse Gefallsucht, den Hohn, Neckerei, die leichte Drohung und das schadenfrohe Auflachen vortrefflich aus und eine Donna Diana fand an ihr eine würdige Repräsentantin, ebenso eine Prinzessin Eboli. Ueberall, wo sie die reale Welt schildern sollte, war sie an ihrem Platze, aber die poetische Fiktion, die Innerlichkeit des Herzenslebens fand bei ihr kein verstehendes und wiedergebendes Organ. Sie war im Leben wie in der Kunst eine kalte schöne Schlange . . ."

Ich glaube, Alexander von Sternberg hat in seinem Urtheil nicht so ganz Unrecht.

Und es verging fast ein halbes Jahrhundert, bis wir alten Rivalinnen uns wieder gegenüber standen. Ich war nach vielen Stürmen Gräfin Plater geworden — Charlotte von Hagn: Frau von Oven, aber ihre unglückliche Ehe war bald wieder getrennt.

Im Herbst 1875 überraschte mich in meinem einsamen Schweizer Berghause Frau von Oven mit ihrem Besuche. Das war doch ein seltsames herzbewegendes Wiedersehen! Denn Jede von uns mußte nothwendig denken: wie viel ist seit jenen fröhlichen — glänzenden Petersburger Tagen anders geworden! Wie viel Trübes hat Jede von uns inzwischen erlebt! Wo sind die Verehrer und Anbeter geblieben, die damals für uns so leidenschaftlich ihre Lanzen einlegten? — Sie sind mit unserer Jugend und Schönheit verschwunden ... Ja, Zeit und Leben, Sturm und Wurm hatten grausam verwüstend an uns genagt ...

Sie, die damals überschlanke Charlotte mit dem berühmten Schwanenhalse war dick und unbeholfen geworden; beim Baden in der Isar hatte der Schlag sie gerührt und schwerfällig schleppte sie das eine gelähmte steife Bein nach sich. Die falschen Zähne erschreckten mich förmlich und das Gedächtniß hatte gelitten. Sie war sehr elegant gekleidet, mit herrlichen Brillant-Ohrringen und Armbändern. Heimatlos — berufslos — ruhelos — liebelos — ohne ein theures Wesen auf Erden, dem sie sich in Liebe und Fürsorge widmete, von dem sie geliebt und im Alter geduldig gepflegt wurde — zog sie genußsüchtig durch die Welt von Deutschland nach Italien — von Italien nach der Schweiz — von Badeort zu Badeort — von Gesellschaft zu Gesellschaft ... stets unbefriedigt und in brennender Sehnsucht nach den verwehten Freuden und Triumphen ihrer jungen Bühnenjahre ...

Und ich — ich muß die alte Rivalin aus der hellen Jugendzeit nicht weniger erschreckt haben, denn sie erzählte in Zürich: „Die Gräfin ist ein Gerippe geworden und seit zehn Jahren nicht von ihrem melancholischen Berge herunter gekommen, ganz aufgegangen in der Hauswirthschaft. Der Graf tyrannisirt sie furchtbar — ich begreife nicht, wie sie solch' ein Leben aushält ..."

Und dennoch heuchelten wir gegenseitig Glück und Zufriedenheit, Frohsinn und Sonnenschein ... Wir hatten das Komödiespielen noch nicht verlernt und gönnten es einander nicht, uns gegenseitig zu bemitleiden und zu bedauern ...

Wann wird mein Komödiespielen, das mir mit den Jahren doch oft recht schwer wird, einmal aufhören? — Ich fürchte: nur mit dem Leben! —

* * *

Obgleich ich während meines dreijährigen Aufenthalts in Petersburg kaum ein Wort Russisch lernte, so besuchte ich doch gern die russischen Vorstellungen in dem großen „Steinernen Theater", das mitten in dem echt russischen Stadttheil liegt, das der Borodatsch, der Bartrusse, bewohnt. Welche Kraft, welche Glut, welches Leben steckte in diesen naturwüchsigen Mimen — und welche kindliche Freude leuchtete aus den Augen des Publikums!

Ich habe nie eine graciösere, hinreißendere Yelva gesehen, als die reizende russische Darstellerin dieser schwierigen stummen Rolle — in ihrer naiven Natürlichkeit. Ich habe diese Yelva förmlich studirt, ehe ich mich selber an diese Aufgabe wagte.

Das russische Künstlerpaar Karatygin berauschte mich durch seine glänzenden natürlichen Mittel und das Feuer des grandiosen Spiels in der Tragödie. Man konnte kaum schönere, imposantere und herzigere Menschenkinder finden — auf der Bühne und im Leben. Unser Hausfreund, der Oberst Lewoff, ein leidenschaftlicher Theaterliebhaber, der mit der verstorbenen Fedderſen verheirathet gewesen, hatte uns mit den beiden berühmtesten russischen Mimen bekannt gemacht. Herr Karatygin, ungewöhnlich groß und wie nach dem Apoll von Belvedere geformt, erschien auch im Salon mit edelstem Anstand, wie ein Halbgott. Frau Karatygin

hatte große schwarze Sammetaugen und erinnerte lebhaft an die wunderschöne Friederike Robert in Berlin — von der Heine sang: „Komm' mit nach Indien, nach dem Sonnenlande . . .

Empor zu Indra's Burg, der ewig blauen;
Dort will ich gläubig vor Dir niedersinken
Und Deine Füße drücken und Dir sagen:
„Madame! Sie sind die schönste aller Frauen!"

Zu ihrem Benefice gaben Karatygin's Schiller's „Kabale und Liebe" in russischer Uebersetzung und luden die Mutter und mich nebst Oberst Lewoff dazu in ihre Loge ein. Da ich selber die Luise spielte und jedes Wort der Dichtung auswendig wußte, störte mich die russische Sprache kaum. Mit Beschämung mußte ich mir sagen, daß meine Luise neben der russischen matt war, wie — Luisens Limonade — und daß ich nie mit einem so leidenschaft- glühenden, bezaubernden Ferdinand gespielt hatte, wie Herr Karatygin vor mir auf der Bühne erschien. Beide ideal schöne Menschen hatten Stimmen, wie lieblich ergreifende Kirchenglocken, und das hinreißendste Mienenspiel, das mich niemals den Wortlaut des Textes vermissen ließ. Und ihr flammendes Spiel electrisirte alle Mitspielenden.

Mit wachsendem Interesse verfolgte ich die überraschend großartige Vorstellung. Karatygin war als Ferdinand eine prächtige Erscheinung, schön und feurig und leidenschaftlich. Seine schlanke Heldenfigur erinnerte an den jungen Wilhelm Kunst in seiner Blüthezeit, als er 1826 in Berlin als Jason und Jaromir gastirte, — sein edles Profil an Talma. Und wenn er zärtliche Liebesworte flüsterte, so jauchzte mit ihm unser Herz — und wenn er im schneidigsten Zorn — im tiefsten Weh — in gellender Verzweiflung aufschrie, so liefen Todesschauer über unser Herz . . . Solche Töne mußten dem großen Fleck zu Gebote gestanden haben, da er Berlin

mit sich fortriß. — Als Ferdinand am Schluß des zweiten Akts die Geliebte den Gerichtsdienern überläßt und den Vater am Arm erfaßt und ihn mit seinen Blicken gleich Dolchen durchbohrt und eisig ruft: „Kein menschliches Mittel ließ ich unversucht — ich muß zu einem teuflischen schreiten — Ihr führt sie zum Pranger, unterdessen erzähl' ich der Residenz eine Geschichte: wie man Präsident wird!" — — da erstarrte unser Herz.

Und dann in der Giftscene — als Ferdinand an Luisens Leiche zusammenbricht mit den Worten: „Luise! Luise! ich komme! — Lebt wohl! — — laßt mich an diesem Altar verscheiden!" — da blieb in dem weiten Hause kein Auge trocken — — und die armen ungebildeten Muschicks in den langen grauen und braunen Kitteln, mit den langen glatt niederhängenden Haaren, im Parterre dicht zusammengedrängt, sanken sich laut schluchzend in die Arme . . .

Welch' eine Freude würde Iffland an diesen seinen lieben „Pappenheimern" gehabt haben, wie er das leicht entzündliche dankbare Berliner Gallerie-Publikum nannte! — Ich habe nie ein enthusiastischeres Publikum gesehen, als diese Petersburger „Pappenheimer", die mit leuchtenden Augen an den Mimen auf der Bühne hingen und auf deren wilden Gesichtern sich Schmerz und Freude so getreu widerspiegelten.

Frau Karatygin war die süßeste holdeste Luise, die ich je auf der Bühne sterben sah. — In anderen Rollen sollte ich auch die fortreißende Leidenschaftlichkeit ihres glühenden Spiels bewundern. —

Frau Karatygin hat ihren Gatten lange überlebt und mir noch kürzlich aus Petersburg herzliche Grüße gesandt. — —

Noch einer reizenden — — tief unglücklichen französischen Collegin möchte ich in meinen Petersburger Erinnerungen gedenken. Ich bewunderte ihre Schönheit, Grazie und ihr

espritreiches Spiel in Scribe's „Mariage d'inclination“ und lernte sie selber bei der Gräfin Fersen näher kennen und bald auf's Innigste — bedauern. Wie die arme Julie Gerstel war sie das Opfer einer verzehrenden Leidenschaft. Sie liebte bis zum Wahnsinn den schönen italienischen Tenoristen Nicolini, den verwöhnten Adonis der Petersburger Damen, dem auch nichts weiter fehlte als: Geist — Seele — Herz!

Umsonst wurde die beliebte Maillot von bewährten Freunden vor dem schönen und innerlich so leeren italienischen Dämon gewarnt. Ihre Antwort war stets: „Ich kann nicht anders. Ich muß ihn lieben — — und sollte ich sicher wissen, daß ich an dieser Liebe zu Grunde gehen werde, wie Semele im Flammenkusse Jupiters! So habe ich doch gelebt und geliebet!“

Und dann hatte die Maillot, der nur noch zwei Jahre bis zur vollen Pensionsberechtigung fehlten, eines Unglückstages mit dem schönen Nicolini Petersburg verlassen ... Jahre lang hörte ich nichts wieder von ihr ...

Da traf ich ganz unerwartet, aber zu meiner großen Freude im Frühjahr 1837, als ich zum zweiten Mal im Wiener Burgtheater gastirte, in der lustigen Kaiserstadt an der Donau mit meiner lieben Petersburger Freundin, der Gräfin Fersen zusammen. Sie kehrte soeben aus Italien zurück, hatte mich am Abend im Burgtheater als Albini's „Gefährliche Tante“ gesehen und suchte mich am andern Morgen sofort im „Erzherzog Karl“ auf. Da gab es denn natürlich viel zu erzählen und zu fragen, aus alter und neuer Petersburger Zeit und aus meinen Dresdner Erlebnissen. Die Gräfin erzählte:

„Denken Sie, in Nizza habe ich unsere arme holde Maillot wiedergetroffen — aber wie! Im tiefsten Elend! Nicolini hatte seine Stimme längst gänzlich verloren und

damit auch sein Brod. Die Maillot mußte nun verdienen — verdienen! Und was sie, deren Schönheit in dem trostlosen Leben ohne Ruhe und Frieden auch bald verblüht war, bei kleinen französischen Wandertruppen mühsam verdiente, das vergeudete Nicolini oft in einer wüsten Nacht und wenn er nach Hause kam und von ihr kein Geld mehr erpressen konnte, so — schlug er sie. Aber dennoch — mit gebrochenen Flügeln und todwundem Herzen — folgte sie dem bösen Dämon ihres Lebens, an den sie eine unerklärliche Macht fesselte, weiter und tiefer hinab, wie ein treues Hündlein ... bis Nicolini eines Morgens nach durchtrunkener und durchspielter Nacht nicht nach Hause kam ... Sie fand seine Leiche vor der Thür einer berüchtigten Spielhölle ... Im Rausch hatte ihn der Schlag gerührt ... Das brach ihr das Herz und den letzten Rest von Kraft vollends ... Sie ist in Nizza im Spital gestorben. Es war mir eine wehmüthige Freude, ihr die letzten Erdenstunden ein wenig erleichtern zu können ... Pauvre Maillot!" —

Künstler-Glück — Leid — Kampf — und Ende!

Das sollte ich noch an einer anderen Petersburger Collegin erfahren.

Klärchen Sieber, eine Pflegetochter des berühmten Baritonisten Sieber, war eine gefeierte Sängerin der Petersburger Oper, mit einer Gage von 10,000 Rubeln ... Als ich Petersburg verließ, hörte ich zehn Jahre hindurch nichts mehr von ihr ...

Während meines Dresdner Engagements kommt eines Tages ein dürftig gekleideter Mann zu mir und sagt: Ich bin Waldhornist, aber ohne Stelle, und der Gatte von Ihrer ehemaligen Petersburger Collegin Klärchen Sieber. Sie ist sterbenskrank und läßt Sie bitten, zu ihr zukommen. In unserer bitteren Noth möchte sie ihren letzten Schmuck Ihnen zum Kauf anbieten ...

Ich fand in ärmlichſter Wohnung eine Sterbende, die nicht mehr ſprechen konnte — und hungernde weinende Kinder ... Und wie viel Trauriges ſagte mir der brechende Blick der Sterbenden!

Das matte, glanzloſe Auge der armen Schwindſüchtigen glitt über einen kleinen Schmuck mit blauen Steinen, der auf dem Deckbett lag, nebſt einem Zettel, auf den eine zitternde Hand den Preis geſchrieben hatte, — hinweg auf die bleichen weinenden Kinder ...

Ich nahm den Schmuck und zahlte das Doppelte. Da leuchtete ihr Blick noch ein Mal auf ... Als ich am andern Tage mit einigen Erquickungen zurückkehrte, war die Unglückliche geſtorben ...

Auch ihr Pflegevater hatte troſtlos geendet: in Kneipen ſingend!

* * *

Und nun zum Abſchiede von der prächtigen Czarenſtadt einige frohmüthigere Bilder aus dem geſelligen Leben.

Auf liebenswürdigere Weiſe habe ich nirgends die großartigſte Gaſtfreundſchaft ausüben ſehen und nie wohlwollendere Menſchen getroffen, als in Petersburg. Kaum hatten wir in der großen deutſchen Kolonie einige Beſuche gemacht — ſo hätten wir nie um unſer Mittagbrod beſorgt ſein brauchen. Ueberall hieß es in der herzlichſten Weiſe: „Wir werden uns ſehr freuen, wenn Sie ſo oft wie möglich — natürlich unangemeldet — zu Tiſch kommen. Wir eſſen um 4 Uhr und ſtets ſind für Sie zwei Couverts bereit — à la fortune du pot!“ Und nie war die Wirthin in Verlegenheit, wenn ſo unerwartet oft noch ein Dutzend Gäſte in letzter Minute erſchienen. — Einzelne reiche Kaufmannsfamilien hatten ihre beſtimmten Diner-Tage, an denen Alle zu Tiſch willkommen waren, denen der Hausherr oder die Hausfrau nur ein Mal geſagt hatten: an dem und dem Tage ſehen wir unſere Freunde bei uns!

Selbst der Sommer bot in Petersburg reiche gesellige Annehmlichkeiten. Befreundete Familien, welche auf dem Lande oder auf einer der Newa-Inseln ihre Datsche hatten, luden uns ein für alle Mal ein, wie im Winter. Aber ohne eigene Equipage konnten wir uns diese Erholung nur selten gönnen, da viele Landhäuser, auch das reizende Besitzthum von Baron Stieglitz, ein bis zwei Stunden von Petersburg entfernt liegen. Ueberdies kostete ein gewöhnliches Fuhrwerk für den halben Tag 20 Rubel, Sonntags auch 30 bis 40. Als einzige Ressource, frische Luft zu schöpfen, blieb den in die Residenz Gebannten nur der Sommergarten. Der war damals aber so einförmig, so unbelebt, wie in tiefste Melancholie versunken. Die Vögel wagten nicht laut zu zwitschern — — und gerade in diesem Sommergarten erfaßte mich das Heimweh nach Deutschlands lieblichen Gärten, den öffentlichen schattigen Sommerlokalen mit herrlichem gut dirigirtem Orchester und dem traulichen Geplauder fröhlicher Menschen am heftigsten, wenn wir die regelmäßigen, stillen Alleen nach kurzer Promenade in trübseliger Stimmung baldigst wieder verließen.

Was in Petersburg die tanzliebende Welt zu leisten im Stande ist, grenzt an's Unglaubliche! — Aber der Lenz des blühendsten Mädchens, der schönsten jungen Frau ist auch nach wenigen Saisons vorüber.

Ich will nur schildern, was ich während einer einzigen Woche mitzumachen versuchte. Dann mußte ich mich aber etwas zurückziehen, um mich nicht in kurzer Zeit um meine Gesundheit, — ja um meine Künstlerlaufbahn, die so viel geistige und körperliche Frische erforderte, gebracht zu sehen.

An einem hellglänzenden Wintervormittag fuhr bei uns ein eleganter Schlitten vor. Die sehr gefeierte Gattin des reichen Kaufmanns Pleske begrüßte die Mutter gleich mit den Worten: „Erlauben Sie mir, Frau Rittmeisterin, Ihre

liebe Tochter zu entführen, sie soll unsere Rutschberge kennen lernen, ein entzückendes Vergnügen . . ."

„Aber morgen" — schob ich etwas kleinlaut ein — „soll die erste Probe von König Enzio stattfinden, übermorgen die Beneficevorstellung. Wenn ich nun heiser würde, nicht spielen könnte — der arme Pollert käme um seine Einnahme . . ."

„Sie und krank werden!" lachte Mad. Pleske, — „Sie blühend Starke! Wir wollen Sie schon sorgfältig in Pelze hüllen; dann speisen wir en petit comité bei meiner Schwägerin, Mad. Ritter. Jetzt ist es 11 Uhr — um 5 Uhr kehren Sie zur Mama zurück."

„Meine Tochter muß auch die neue Rolle noch durchgehen!" meinte die Mutter besorgt.

„Das kann sie Abends zur Genüge!" erwiderte Mad. Pleske. „Bitte! verderben Sie uns nicht die Freude . . ."

Also warf ich mich in Eile in's Winterkostüm und sauste bald in dem pelzgefütterten Schlitten mit dem silbernen Glockengeläute durch die Straßen dahin . . . und dann waren wir draußen bei den Rutschbergen, dem reizendsten — ja berauschenden Nationalvergnügen der Petersburger.

Zwei hohe, spiegelglatte Eisberge, mit Treppen versehen, stehen sich auf weiter Ebene gegenüber. Ein winziger Schlitten nimmt uns auf der Höhe des einen Berges auf — und, von einem sicheren Führer geleitet, fliegt er pfeilschnell die blanke Eisbahn hinab — dem gegenüberliegenden Eisberge zu. Dann wird der Schlitten verlassen, die hohe Treppe dieses Eisberges erstiegen, um abermals von der Höhe gleich der Windsbraut in die Tiefe zu sausen . . . und so geht es ohne Rast immer zu, wie eine chaine anglaise. — Ist aber der Leiter des Schlittens nicht gewandt und kaltblütig, dann kann er sammt seiner Dame leicht Arme und Beine, auch wohl den Hals brechen. Das Kühne,

Gefahrvolle erhöht aber gerade den eigenthümlich aufregenden Reiz des Vergnügens. Es ist der höchste Ehrgeiz eines eleganten Petersburger Herrn, den Ruf eines geschickten Rutschbahnführers sich errungen zu haben. Diesen Ruf hatte der ritterlich schöne Kaiser Nikolaus mit vollstem Recht, und die Petersburger und ich haben oft bewundernd zugeschaut, wenn der Czar den kleinen Rutschbahnschlitten der Kaiserin Alexandra so elegant und sicher lenkte.

Um 1 Uhr waren wir sämmtlich nicht mehr rothwangig, sondern vom Druck der eisigen Luft bläulich angelaufen, und die erstarrten Lippen vermochten nur noch mit Anstrengung zu sprechen und zu lächeln. Bei den gastlichen Ritters erholten wir uns bald von den Vergnügungsstrapazen — und im Nu war 5 Uhr mahnend da. Ich wollte zur harrenden Mutter und zu meiner zu memorirenden Rolle aufbrechen, da rief der liebenswürdige Wirth: „Sie entkommen uns noch nicht! Ein Klavierspieler ist bestellt, Tänzer und Tänzerinnen eingeladen, — ich habe den Ball zur Ueberraschung meines Frauchens improvisirt."

„Aber — in Winterkleidern kann ich doch nicht tanzen?"

„Auch dafür ist gesorgt," triumphirte Herr Ritter, — „ich hatte vor dem Essen noch Zeit, Ihre Frau Mutter zu besuchen, ihr Alles vorzustellen und — die Balltoilette harrt Ihrer schon sehnsüchtig, — ich half sie selber in den Karton packen . . ."

„Aber — — König Enzio!"

„Ach was — Enzio! Sie sprechen dem Souffleur nach — und siegen doch . . ." erschallte es von allen Seiten. So mußte ich mich denn metamorphosiren und tanzte fröhlich bis 12 Uhr.

Obwohl sehr ermüdet, lernte ich noch fleißig an der Rolle, und fühlte während der Probe die heranrückende Heiserkeit, sagte aber nichts, um den Beneficianten Pollert

nicht zu beunruhigen. Nun wurde Brustthee getrunken, das Bett gehütet — und das Benefice ging glücklich vorüber.

Andern Tages wurde ich zu einer Soirée musicale mit Tanz entführt, den dritten Tag Repetition des Enzio, den vierten Morgens Probe einer Quadrille zu einem bal costumé — ich stellte Flora vor, mein Tänzer, Hofrath Wulfert, Redacteur der deutschen Zeitung, einer der häßlichsten — aber auch einer der liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich in Petersburg in Berührung kam, den Winter, — fünfter Abend Käthchen von Heilbronn, sechster der kostümirte Ball — siebenter Morgens Probe von der Braut vom Kynast, Abends Beneficevorstellung vom Tyran domestique der französischen Truppe, — den achten Tag Vorstellung der Kynastbraut. Eine hochtragische, anstrengende Rolle: ich sehe meine Freier ruhig von der Ringmauer stürzen, bis der wirklich Geliebte den Ritt wagen will ... Genug, ich war total erschöpft und ließ mich nicht mehr überreden, an allen Vergnügungen Theil zu nehmen.

Das Sommerleben der Petersburger in den reizenden Datschen, die meistens in der Art von Blockhäusern ganz aus Holz gebaut sind, ist das ungezwungenste und fröhlichste. Während meines Sommerurlaubs waren die Mutter und ich wochenlang Gäste in den Datschen der Gräfin Fersen und der Familien Baron Stieglitz, Felleisen, Pleske und Ritter. Da wurden bei Tage Land- und Wasserpartien gemacht, geangelt, musicirt, promenirt, gebadet — und am Abend, bis in die taghellen leuchtenden milden Nächte hinein im Freien getanzt, während die älteren Herrschaften nicht ohne Leidenschaft den unvermeidlichen Spieltischen huldigten.

Mit Spielkarten wurde damals in Petersburg der größte Luxus getrieben. Jeden Abend wurde gespielt, oft an sechs bis zwölf Tischen, und nicht nur jeden Abend gab es frische Karten,

— an jedem Tisch wurden dieselben schon nach zwei, drei Partien gewechselt. So verschlangen in einem gastfreien reichen Hause die Spielkarten allein Tausende von Rubeln. Man tröstete sich über diese Verschwendung mit Lächeln: das Stempelgeld der Karten fließt in die Kasse des großen Findelhauses, einer Schöpfung der Kaiserin-Mutter Maria, — und kommt den armen Kindern zu gut!

Ich habe schon mehrere Mal den Namen: Baron Ludwig Stieglitz genannt. Er war der deutsche Rothschild von Petersburg — aber eigentlich noch mehr. Denn er war nicht nur reich an Geld, er war noch reicher an Herz und ein edler Wohlthäter im besten Sinne. In seinem prächtigen und echt deutschen Hause habe ich unvergeßliche Tage verlebt und mit seinen liebenswürdigen Söhnen und Töchtern oft fröhlich getanzt und gesungen.

In seiner reizenden Datsche auf Kamenoiostrow lernte ich im Sommer 1833 auch des gastlichen Hausherrn Neffen, den Dichter Heinrich Stieglitz, und dessen Gattin — die bald so viel genannte unglückliche Charlotte Stieglitz kennen.

Heinrich Stieglitz war damals dreißigjährig, ein ganz hübscher junger Mann mit schwarzem Bart und Krauskopf und dunklen, merkwürdig zerstreut blickenden Augen. Er sah wie ein behaglicher, ja phlegmatischer Genußmensch aus, obgleich er stets und überall sich bemühte, den Dichter herauszukehren und auszusehen, als brüte er ungeheuer tiefe Gedanken und Gedichte aus. Ich hatte ihn dabei oft in Verdacht, daß er sich in solchen malerischen Situationen — mit untergeschlagenen Armen, das Auge auf einen Punkt des Fußbodens geheftet — einem gelinden geistigen Schlummer überlasse. Er war mir durchaus unsympathisch.

Charlotte war eine anmuthige Erscheinung mit braunen Locken und dunklen schwärmerischen Augen, voll Geist und Leben, mit reizender Liederstimme, aber gar zu ängstlich

darauf bedacht, ihren „Dichter“ stets in die gehörige Beleuchtung zu stellen. In diesem Bemühen lag etwas Krankhaftes — als müsse die arme kleine Frau sich zwingen: selber an ihren phlegmatischen Dichter zu glauben . . .

Und über's Jahr, als ich in Deutschland gastirte, ging die Schauerkunde durch die Welt: Charlotte Stieglitz hat sich am Abend des 29. Dezember 1834, während ihr Gatte in einem Conzert war, erdolcht: um durch diesen Schmerz ihren Dichter aus seiner Lethargie aufzurütteln und zum höchsten tragischen Schwunge im Dichten zu begeistern . . .

Ungläubige Leute aber wollten behaupten: Charlotte habe sich den Tod gegeben: verzweifelnd an ihrem Dichter — und aus unglücklicher Liebe zu Theodor Mundt, — der seine Freundin später in dem überschwänglichen Buche: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal“ als hehre Opferpriesterin gefeiert hat.

Genug, ihrem „Dichter“ hat Charlottens Opfertod nichts genutzt. Im Gegentheil: er dämmerte und schlummerte jetzt nur noch ungestörter weiter, da Charlotte ihn nicht fortwährend zum Dichten antrieb und er in Venedig ganz behaglich aus seines Petersburger Goldonkels Tasche lebte.

In Dresden bin ich Heinrich Stieglitz noch ein Mal begegnet. Er vegetirte dort als Weltschmerzler. Ich erschrak nicht wenig, als er mir einst mit seiner rechten Hand plötzlich fast in's Gesicht fuhr und mit Grabestönen sagte: „Sehen Sie das Perlenauge in diesem Ringe. Ich trage es zur Erinnerung an das Auge meiner Charlotte — meines himmlischen Engels . . . O, ich bin ein unglücklicher Mensch . . .“

Im Sommer 1849 ist Heinrich Stieglitz zu Venedig an der Cholera gestorben.

Friedrich Rückert hat den — seltsamen Selbstmord der armen Charlotte Stieglitz sogar poetisch gefeiert, in den Worten:

Bettina macht mir Angſt
Und Rahel macht mir bange,
Charlotte iſt ein Weib —
Was ich vom Weib verlange!

Doch ſoll auch Rückert über dieſen Selbſtmord und über das Weib Charlotte Stieglitz ſpäter weniger — poetiſch gedacht haben! —

* * *

Ich durfte in Petersburg tiefe Blicke in echt ruſſiſches Leben und ruſſiſche Herzen thun.

Bei der Gräfin Ferſen lernte ich ihre Jugendfreundin, die verwittwete Generalin Natalie Kurakin kennen — eine vollendete Weltdame und trotz ihrer vierzig Jahre noch immer eine impoſante vornehme Schönheit. Nur zuweilen fiel mir in dem ſonſt immer hold lächelnden Geſicht ein eigenthümlich herber, ja ſtrenger Zug auf — für den ich bald die häßlichſte Erklärung finden ſollte.

Mit der Gräfin Ferſen war ich bei der Generalin zu einem glänzenden Ball geladen. Frau von Kurakin machte in ſtrahlender Toilette und mit dem holdſeligſten Lächeln die Honneurs. Ihr Töchterchen, ein bleiches Treibhauspflänzchen von ſechzehn Jahren mußte alle Talentchen auskramen: Etuden von Charles Mayer ſpielen — italieniſch ſingen — einen phantaſtiſchen Shawltanz executiren ... Die Gräfin Ferſen flüſterte mir zu: Alles ſei von Mutter Natalien ſchlaue Berechnung, um ihre Alexandra an den ſteinreichen, ſtockdummen jungen Fürſten zu verheirathen, mit dem ſie eben an uns vorüber walzte ... Und bald bemerkte ich ſelber, wie die Generalin ſich eifrig bemühte, ihr Töchterchen mit dem Klotz von Fürſten immer wieder in Berührung zu bringen.

Um eine beim Tanze abgetretene Falbel meines Kleides wieder annähen zu laſſen, zog ich mich in das Zimmer der

Kammerjungfer zurück, — da hörte ich nebenan eine süße sanfte Stimme ein wehmüthiges russisches Volkslied so innig klagend singen:

Salawei moi salawei . . .
Nachtigall, o Nachtigall,
Süße kleine Sängerin,
Sag' wo du die ganze Nacht
Klagend — singend zugebracht?

Harte Scheltworte unterbrachen den Gesang — und auf klatschende Schläge folgte Wimmern und Schluchzen . . . Voll Entsetzen hatte ich die zornige Stimme der Generalin erkannt . . .

„Was ist das?" — fragte ich, als Frau von Kurakin die Thür in's Schloß geworfen hatte, erregt die Kammerjungfer.

„O, das sind nur unsere Leibeigenen!" — sagte sie gleichmüthig. — „Leider nur vier, die letzten, welche uns von vier Hundert Seelen übrig geblieben sind. Die Generalin verbietet ihnen nur das Singen, daß die Gäste es nicht hören, und schlägt sie, daß sie fleißiger sticken sollen. Der Stickerlohn ist ja jetzt fast unsere einzige Einnahme. O, als wir noch vier Hundert Seelen hatten . . ."

Doch schon hatte ich die Thür aufgeklinkt — und stand in einem niedrigen dumpfen Gemach, aus dem mir eine eisige Kellerluft entgegenquoll. Um einen Tisch saßen vier dürftig gekleidete Frauen mit hageren Gesichtern und hohlen Augen und stickten beim trüben Licht von zwei qualmenden Talglichten kunstvolle Festons um Mousselinegardinen — damals eine neue Mode. Drei von den Frauen waren alt und saßen da, tief auf die Arbeit niedergebückt, wie halb erblindet. Die vierte war ein junges Mädchen mit lieblichen unschuldvollen Zügen — aber so bleich und müde und das Auge blickte traurig sinnend — — wie in weite, weite Ferne . . . Sie summte leise, leise vor sich hin:

„Salawei moi salawei . . .“

Erstaunt blickten Alle mich, die zum Ball Geschmückte an.

„Sprechen Sie deutsch?“ — fragte ich freundlich.

„Ich — ein wenig!“ — sagte das junge Mädchen leise — und erzählte mir dann auf meine weiteren Fragen ihre kleine traurige Geschichte:

„Als der gute Herr — der General noch lebte, ließ er mich mit seiner Tochter unterrichten und er versprach mir, daß ich dereinst frei und glücklich werden und meinen Iwan heirathen solle . . . Aber da starb der gute Herr — und die Herrin verkaufte Iwan mit hundert anderen Leibeigenen und er mußte wohl tausend Werst weit in's Land hinein . . . und ich werde ihn nie wieder sehen und nie wieder seine liebe Stimme das Lied von der Nachtigall singen hören . . . O, die Generalin ist eine böse, böse Herrin . . . Gott wird sie strafen!“

„Ja, Gott wird sie strafen!“ — wiederholte ich unwillkürlich.

Tief erschüttert von diesem Menschenelend drückte ich den Unglücklichen alles Geld, das ich bei mir hatte, in die Hände. Sie wollten mein Kleid küssen. Ich eilte davon. Aber nicht in den glänzenden luftdurchrauschten Ballsaal — nicht zu der liebenswürdigen, holdselig lächelnden schönen Generalin . . . Ich floh dies Haus des Elends und der Sünde — um es nie wieder zu betreten . . .

Und doch sollte die Generalin Natalie Kurakin einst gut und mild und liebevoll gewesen sein — so lange des Glückes Sonne ihr lächelte!

Die Gräfin Fersen erzählte mir die Geschichte ihrer Jugendfreundin:

„Natalie war das schönste, liebenswürdigste Mädchen — sie wurde die schönste, liebenswürdigste Frau am Hofe Kaiser Alexanders! Ihr Gatte trug sie auf Händen — und ließ

sich leider vollständig von ihr beherrschen. Nur zu willig gab er ihrem Hang zu Vergnügungen und Luxus nach — über seine Kräfte. Er verkaufte ein Gut — ein Hundert Seelen nach dem andern, um ihr die Mittel zu ihrem luxuriösen Leben zu verschaffen. Nur etwas trübte zuweilen das Glück dieser Ehe: er besuchte aus alter Junggesellen-Gewohnheit lieber Abends den adligen Klub, um dort zu spielen, — als mit seiner Gemalin Bälle und Hofgesellschaften. Da gab es denn mitunter häßliche Scenen, wenn die schöne Frau im Ballputze auf den Gemal warten mußte. Einst hatte Natalie, da er ihr als Friedensfahne ein Päckchen gewonnener Banknoten darreichte, diese ergriffen und im Zorn in's Kaminfeuer geworfen: um den Gemal vom Klub und Spiel und Zuspätkommen gründlich zu curiren!

Dennoch ließ er nach einigen Monaten, als sie schon zum Hofballe glänzend geschmückt war, wieder auf sich warten ... In immer größerer Erregung durchschritt sie ruhelos den Salon ... Endlich kam er — hocherregt, mit geröthetem Gesicht und blitzenden Augen ... Sie hielt es für Weinrausch und sagte ihm das heftig ...

„Nein, liebes Kind, ich hatte die wichtigsten Geschäfte, sorgend für Dich und unsere Alexandra. Sieh' diese Rubelscheine — die wirst Du nicht in's Feuer werfen ..."

„Doch! Doch!" — flammte sie auf. — „Ich hasse das Spiel und Spielgewinn ..." Und schon hatte sie ihm die Papiere entrissen und in das Kaminfeuer geschleudert ...

Verzweiflungsvoll schrie er auf und stürzte vor, dem Feuer seine Beute zu entreißen ... Zu spät! Ein helles Aufflackern — und ...

„Natalie!" — sagte er dumpf. „Du hast soeben unser ganzes Vermögen in Flammen aufgehen lassen — 300,000 Rubel! Möchtest Du Deine Leidenschaftlichkeit nicht einst bitter zu bereuen haben — — wenn mir im Kaukasus ein Unglück

zustoßen sollte. Heute Mittag erhielt ich vom Kaiser mündlich die Ordre, daß ich morgen zur Armee nach dem Kaukasus aufbrechen müsse. Um Deine und unseres Kindes Zukunft für alle Fälle sicher zu stellen, verkaufte ich unsere letzten Güter, bis auf eins, an die Krone und ... Alles ist jetzt Asche! Asche!"

Seine Ahnung sollte in Erfüllung gehen. Er fiel in einem der ersten Gefechte im Kaukasus — — und Natalie wurde die herz- und liebelosesste Wittwe. Nachdem sie ihr letztes Gut und die letzten hundert Seelen verkauft und in alter üppiger Weise verschwendet hatte, um den Glanz ihres Hauses vor der Welt so lange wie möglich aufrecht zu erhalten und für sich und ihre Tochter eine reiche Partie zu finden — — als ihre Pläne mißglückten und sie sich zuletzt auf ihre bescheidene Wittwen-Pension angewiesen sah — — da verbitterte und verknöcherte ihr Herz immer mehr ... Sie wurde die grausamste Herrin ihrer vier Leibeigenen und peinigte sie bis auf's Blut: durch die mühsamsten Stickereien Tag für Tag einige Rubel zu verdienen ...

„Die Generalin ist eine böse, böse Herrin — — Gott wird sie strafen!" — Ich konnte das klagende — anklagende Wort der armen Kathinka nicht vergessen, die so traurig das Lied von der Nachtigall sang ...

Und Gott hat sie gestraft — furchtbar! Sie erreichte es wirklich, daß ihre Alexandra jenen steinreichen, stockdummen Klotz von Fürsten heirathete. Die Ehe wurde die unglücklichste. Die Fürstin Alexandra suchte ihren unliebenswürdigen Gatten in anderen Liebschaften zu vergessen — der Fürst ergab sich dem Trunk und Spiel ... Und eines Tages hatte er sein ganzes kolossales Vermögen im Rausch verspielt und sich im Rausch erschossen ...

Alexandra kehrte zu der Mutter zurück ... Die vier armen leibeigenen Seelen wurden bald durch den Tod von

ihren Leiden und von ihrer grausamen Herrin erlöst... In einer Petersburger Vorstadt ist die Generalin Kurakin mit ihrer Tochter — nachdem sie sich gegenseitig immer mehr verbittert und verhärtet hatten — von allen früheren Freunden gemieden und vergessen — längst verdorben und gestorben...

Das süße traurige Lied von der Nachtigall singe ich noch oft in meiner Schweizer Einsamkeit und denke dabei an die arme Kathinka und ihren Iwan...

Ob sie sich über den Sternen wohl wieder gefunden haben? —

* * *

Im Sommer spielten wir deutschen Schauspieler — abwechselnd mit den Franzosen — zuweilen in dem hübschen kleinen Theater zu Jelagyn, wo die reichsten und vornehmsten Familien Petersburgs ihre reizenden Sommerwohnungen haben.

Bei diesen Besuchen in Jelagyn war mir im Vorüberfahren schon oft eine elegante Datsche in einem großen schönen Park aufgefallen, mit köstlichen Blumengruppen auf dem wohlgepflegten Rasen-Parterre vor den Fenstern... Aber diese Fenster waren stets dicht verhängt, das eiserne Gitterthor mit den vergoldeten Kronen fest verschlossen. Und nie erblickte man ein menschliches Wesen auf den stets sauber geharkten Kieswegen oder in der Veranda. Nicht mal ein Gärtner war zu sehen. Die ganze Besitzung schien, wie Dornröschens Schloß, in tiefen Schlummer versunken... War die Herrschaft verreist? — Auf meine Nachfrage erfuhr ich nur, das die Datsche einer Fürstin Galizyn gehöre und daß diese leidend sei...

Bald sollte ich über das schlummernde Haus die ergreifendste Aufklärung erhalten. An einem köstlichen Juni-Abende hatte ich in Jelagyn mit Julie Gerstel, Barlow

und Weilandt die Baronin Waldhüll im „Letzten Mittel“ gespielt. Meine beste Petersburger Freundin, die liebenswürdige Mad. Felleisen, hatte mir geschrieben, sie werde mich nach der Vorstellung in ihrer Equipage vom Theater abholen und nach Petersburg zurückfahren. Und so saß ich denn fröhlich plaudernd an der Seite der Freundin, der ich den Scherznamen „Gurli“ gegeben hatte — nach einer meiner beliebtesten Rollen in den „Indianern in England.“

Gurli sagte mir, sie müßte ihren Mann noch bei der Fürstin Galizyn abholen, mit der er in Geldangelegenheiten Rücksprache zu nehmen habe . . .

„So spät?“ — fragte ich verwundert. — „Und ist es dieselbe Fürstin Galizyn, deren Datsche immer so todt und öde aussieht?“

Da hielt unser Wagen auch schon vor der Schlummer-Villa . . . Aber welch' Leben herrschte jetzt im Hause und Garten! Alle Fenster waren glänzend erleuchtet und durch das dunkle Grün des Parks glühten flackernde rothe Flammen von Fackeln, die uns entgegen kamen . . .

„Die Fürstin hat ihre Donnerstag-Nachtgesellschaft“ — sagte Gurli mir hastig. — „Die Fackeln nähern sich uns — also aufgepaßt, vielleicht können Sie die interessante — unglückliche Frau näher sehen . . . Richtig, da sind sie. Mein Karl geht neben der Fürstin. Es scheint, die ganze Gesellschaft gibt ihm das Geleit an den Wagen . . .“

So war es. Und während Herr Felleisen sich von der Fürstin verabschiedete und diese mit Gurli und mir freundlich sprach, hatte ich Zeit, die unglückliche Frau und ihre Gesellschaft genauer anzusehen.

Die Fürstin, das marmorblasse feine Gesicht von der Fackelgluth beleuchtet, hinterließ bei mir einen tiefen Eindruck. Sie war eine hohe schlanke königliche Erscheinung mit großen dunkelblauen Augen und blonden Locken, und

kaum älter als ich. Sie sah aus, als hätte sie viel geweint und das Lächeln darüber ganz verlernt . . .

Unter den Gästen erkannte ich den Dichter Puschkin und seine schöne Gattin, — beide ahnungslos, daß seinem reichen Leben so bald eine tückische Duellkugel ein Ende machen — und daß ihre Schönheit und Unvorsichtigkeit diese tödtliche Kugel auf dem Gewissen haben werde . . . Ich erkannte ferner den Prinzen Cantakuzen und den berühmten Klavier-Virtuosen Charles Mayer, den Lehrer der Fürstin . . .

Aber unser Wagen rollte weiter — und wie eine gespenstische Vision lag die ganze nächtliche Fackel-Prozession hinter uns . . . Ich mußte an den Geisterzug in „Leonore" denken — während die Freunde mir die Geschichte der unglücklichen Fürstin erzählten:

„Sie war die glücklichste Frau in ganz Petersburg und kaum ein Jahr mit dem jungen schönen Fürsten Alexander Galizyn verheirathet, als Kaiser Nicolaus den Thron bestieg und die ausbrechende Militär-Verschwörung mit eiserner — blutiger Hand zerschmetterte . . .

War Fürst Galizyn unter den Verschwörern? War er schuldig? — Das ist nie ganz klar geworden. Genug, an einem leuchtenden Juni-Morgen, als Rosen und Jasmin dufteten und die Sonne goldig niederlächelte, erschienen des Kaisers Schergen in der schönen Villa zu Jelagyn und rissen den Fürsten aus den Armen seiner zärtlichen Gattin und schleppten ihn nach Sibirien . . .

Umsonst bot die einflußreiche fürstliche Familie Alles zu seiner Rettung auf! Umsonst warf sich die Fürstin dem Kaiser Nikolaus zu Füßen und flehte um Gnade! — — Man sagte, der Kaiser habe für diese Gnade von ihrer Schönheit einen Preis gefordert, den die treue Gattin nicht gewähren durfte . . .

In ihrem wilden Schmerz that sie das Gelübde: das fröhliche Sonnenlicht, das sie an jenem unglücklichen Juni-Morgen zum letzten Mal in den liebevollen Augen ihres Gatten leuchten sah, als man ihn aus ihren Armen riß, — nicht eher wieder zu schauen — als in seinen Augen . . .

Sie hat seine geliebten — liebevollen Augen nicht wiedergeschaut — und auch nicht das fröhliche goldne Sonnenlicht.

Der Fürst ist nach zwei Jahren in und an Sibirien gestorben. Die Fürstin macht den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage und verlangt das Gleiche von ihrer Dienerschaft und den sie besuchenden Gästen.

Umsonst waren alle Bemühungen ihrer Familie und der Aerzte, die schöne reiche Frau dem Leben und dem Sonnenlicht wieder zu gewinnen! Umsonst suchte man sie zu einer Reise in's Ausland zu bewegen, in der Hoffnung, ein neues Leben um sie her werde sie zerstreuen und erheitern . . . Sie antwortete auf alle Vorstellungen! „Nein, in denselben Räumen, in denen ich mit Alexander so glücklich war, will ich auch meinem Gelübde leben — zu seinem Andenken. Ist's doch meine letzte Erdenfreude: in dieser Weise vom Gedächtniß des Herzens zu zehren!"

Und als man sie mit Gewalt und List „heilen" und dem fröhlichen Sonnenlicht wiedergeben, d. h. ihrem Gelübde untreu machen wollte — — da verfiel die Fürstin in Raserei . . . bis man sie gewähren ließ . . .

So lebt sie nun schon sechs Jahre — nur die Nächte — ohne Sonnenlicht . . . Wie lange noch in dieser Weise?"

Ja, wie lange noch? — Das frage ich mich auch heute noch vergebens. — Noch oft bin ich an der schlummertodten Villa vorüber gefahren, voll innigen Mitleids der unglücklichen Fürstin gedenkend. Ich habe sie nie wieder gesehen und weiß auch heute nicht: ob — wann und wie ihr sonnenloses Leben verlöscht ist. —

* * *

Noch ein seltsames krankhaftes Herzeleid sollte ich im heiligen Rußland kennen lernen.

Als mein erstes Benefice in Petersburg annoncirt war, kam zu uns ein älteres russisches Ehepaar, in tiefe Trauer gekleidet, stellte sich der Mutter und mir als Baron und Baronin Kireef vor und nahm eine ganze erste Rangloge, dafür den vierfachen Preis zahlend. Dabei ließen Beide mich nicht aus den Augen, während Thräne auf Thräne ihnen über die welken Wangen hinablief . . .

Endlich sagte die Dame: „Sie sehen uns bestürzt und fragend an — verzeihen Sie, liebes Fräulein, diese befremdende Scene und unsere Zudringlichkeit. Wir besuchen schon seit vier Jahren kein Theater mehr — seit unsere liebe Olga, unser einziges Kind, uns so plötzlich gestorben ist. Da sahen wir kürzlich Ihr Bild und waren überrascht von der Aehnlichkeit mit unserer Seligen — und nun sind wir hier, um uns an Ihrem Anblick zu erquicken . . . Würden Sie und Ihre Frau Mutter uns morgen über acht Tage wohl die Freude machen, und unseren kleinen Ball besuchen, den wir zur Erinnerung an unsere liebe Olga, die so gern und so fröhlich tanzte, alljährlich an ihrem Todestage geben? Ein Herzschlag traf sie, als sie in der Française das Solo des dames so entzückend tanzte . . ." Vor Schluchzen konnte die unglückliche Mutter nicht weiter sprechen.

Der Baron wiederholte nicht weniger bewegt die seltsame Einladung — und ganz fassungslos versprach ich zum Balle zu kommen . . .

An meinem Benefice-Abend sah ich das Ehepaar ganz allein in der großen Loge sitzen — in schwarzer Trauerkleidung und in Thränen.

Zu meiner noch größeren Ueberraschung erhielt ich nach einigen Tagen in einem eleganten Karton eine vollständige reizende Balltoilette zugeschickt, weißes Blondenkleid mit

Kornblumen-Bouquets und Perlenschmuck, — mit einem französischen Billet der Baronin Kireef und der rührenden Bitte: ihr und ihrem Gatten zu Liebe an dem Ballabende diese Toilette zu tragen — in einer gleichen hätten sie ihre Olga zum letzten Mal tanzen sehen . . ."

In wehmüthigerer Stimmung habe ich niemals Balltoilette gemacht, bin ich nie auf einen Ball gefahren, habe ich nie getanzt.

Baron und Baronin Kireef empfingen die Mutter und mich in tiefer Trauer und in Thränen, aber mit rührender Dankbarkeit. Wir wurden in einen köstlich mit Blumen geschmückten, reich erleuchteten kleinen Ballsaal geführt. Eine elegante Ballgesellschaft — einst meistens Olga's Freundinnen und Tänzer — erwartete uns schon — ein gewähltes kleines Orchester intonirte eine fröhliche Polonaise . . . aber kein Auge leuchtete in Tanzlust und kein heiteres Scherzwort wurde vernommen . . . Es war ja Olga Kireef's Todestag und ihre unglücklichen Eltern schauten von erhöhten Sitzen weinend denselben Tänzen zu, lauschten mit brechenden Herzen denselben Tanzweisen, wie vor vier Jahren — als Olga noch tanzfröhlich am Balle Theil nahm . . . Und ich fühlte, wie die weinenden Augen auf mir ruhten, die ich der todten Olga so ähnlich sehen sollte.

Da ertönte die reizende C-moll-Française des Fürsten Alexei Orlow — und ein wehmüthiges Flüstern zitterte durch den Saal . . . Das Weinen der armen Eltern ging in krampfhaftes Schluchzen über . . . Es war ja Olga's Todestanz . . .

Ich konnte kein Auge von den unglücklichen Eltern lassen. Mit schwerem, bangem Herzen begann ich das verhängnißvolle Solo des dames . . .

Plötzlich hörte ich einen herzzerreißenden Schrei . . . und fühlte die zitternden Arme der Baronin an meinem Halse . . .

Und sie zogen mich fort, während die Tanzmusik mit einer schrillen Dissonanz schloß ... Ich folgte der unglücklichen Mutter wie im Traume und stand dann in Olga's Schlafzimmer, das ganz so geblieben war, wie bei ihrem Tode. Auf dem Sopha lag ihre Balltoilette, nach der die meine gearbeitet war — auf dem Toilettetisch ihr Perlenschmuck... Und die arme Mutter hing schluchzend an meinem Halse und nannte mich mit den zärtlichsten Kosenamen: „Olga, meine süße Olga ..." bis sie erschöpft auf Olga's Bett niedersank — — und ich fast grauend das Haus eines fanatischen, gottlästernden Schmerzes verließ. Ich habe mich auch nie wieder entschließen können, in diesem Hause einem Trauerballe beizuwohnen, auch vernommen, daß jener Ball an Olga's Sterbetage immer spärlicher besucht wurde, seit die Neugier nicht mehr Tänzer und Tänzerinnen recrutirte. —

Aus diesen drei russischen Lebensbildern habe ich ersehen: daß die gefeierten, durch Reichthum und Huldigungen verwöhnten vornehmen Russinnen selten die moralische Kraft haben, harte Schicksalsschläge in Demuth und Ergebung zu ertragen.

Das heilige Rußland ist das Land der Extreme: des sonnigsten Optimismus — und des schwärzesten Pessimismus. Nur so konnte Rußland seine drei größten Dichter erzeugen: Puschkin — Lermontow — Turgenjew!

* * *

Und ich könnte von Petersburg — vom heiligen Rußland scheiden, ohne meiner wärmsten Verehrer zu gedenken? — Die hätten sehr — sehr hoch hinaufgehen können, wenn — ich gewollt hätte. Aber ich hatte in England ja erst kürzlich so traurige Erfahrungen gemacht, mich selbst verachtend als Spielzeug hoher gelangweilter Herren, daß es mir nicht schwer wurde, diesem neuen „Glück" zu entsagen.

Einer meiner aufmerksamsten Verehrer war der Oberst Lewoff — und ich wäre vielleicht eine russische Oberstin

geworden, wäre nicht immer des Obersten verstorbene Gattin, die ehemalige Mad. Feddersen, meine berühmte und gefeierte Vorgängerin an der deutschen Bühne in Petersburg, dazwischen getreten. Zur Zeit — oder zur Unzeit?

War der gute Oberst im besten Zuge, mir seine glühenden Huldigungen zu Füßen zu legen — so tauchte plötzlich das Bild seiner Seligen vor ihm auf ... und er zerfloß in Thränen und schwärmerischer Anbetung der Verstorbenen.

Lewoff gab mir ein glänzendes Diner — aber das Bild der Seligen hing im Speisezimmer ... und es war, als ob ihr zu Ehren getafelt würde. Nur von ihr wurde gesprochen, von ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Kunst — und ich hörte geduldig zu.

Sie muß eine wunderschöne Frau gewesen sein. Ihr Bild erinnerte mich an meine gefährlichste Karlruher Rivalin, die reizende blonde Amalie Neumann, die jetzige Mad Haitzinger in Wien.

Als Künstlerin wirkte die Feddersen durch ihre glänzenden natürlichen Mittel, ihr lebhaftes Temperament und einen seltenen künstlerischen Instinkt, der stets das Richtige traf, ohne tiefes Rollenstudium.

Ihr lebhaftes Temperament äußerte sich auch im gewöhnlichen Leben — und zuweilen sogar ziemlich drastisch gegen den guten Oberst.

Als nun die Oberstin eines Tages gegen ihren Gatten sehr lebhaft gesticulirte und sprach, kam plötzlich ihr Söhnchen herzu, nahm die Mutter an die Hand, führte sie in eine Ecke und sagte: „Hier Mama stehen bleiben, bis Mama wieder artig sein!“ — Das Kind hatte diese Erziehungsmethode oft selber an sich erfahren.

In Petersburg war mir erzählt: Mad. Feddersen sei am Genuß von — Sauerkraut gestorben, das sie in unbezähm-

barer Lüsternheit schon den zweiten Tag nach ihr letzen Entbindung gegessen.

Der Oberst aber behauptete: das Sauerkraut habe ihrer kräftigen Natur nicht geschadet, — dagegen ein Schreck, als der Bediente im Wochenzimmer hinter dem großen Mahagonischirm, der in Petersburg die meisten Schlafzimmer theilt, eine große Schüssel mit Speisen fallen ließ. —

Zu meinen seltsamen Verehrern gehörte ein stolzer, dicker General mit einem prächtigen dreispitzigen Federhut. Er war Adjutant des Prinzen Alexander von Württemberg — und in seiner Anbetung schüchterner, als mancher Fähnrich. Ich sehe den guten dicken General mit hochrothem Kopfe noch huldigend vor mir stehn, von Taille keine Spur, seine Stattlichkeit fast die Uniformknöpfe sprengend, in der Linken den stolzen Federhut, an dem die Rechte vor Verlegenheit fortwährend zupfte und rupfte, daß die weißen Federn umherflogen, während die schüchterne Lippe zarte Galanterien stammelte . . .

War die Visite zu Ende, so mußte jedesmal das Mädchen mit einem Handfeger kommen, um seine Federspuren zu beseitigen. Sie machte dabei stets ihre lustigen Bemerkungen: „Heute hat der Herr Rupfer tüchtig gerupft!“ — oder: „Heute hat der Herr Rupfer es gnädig gemacht!“ — So nannte auch ich diesen schüchternen Anbeter bald nur: unsern Rupfer! — Als Staatsrath schrieb er mir kürzlich aus Freiburg.

Nach dem Oberst und General — ein zwanzigjähriger bildhübscher Ingenieur-Lieutenant: Alexander von Königk. Er war mit meinem Bruder Louis befreundet, verehrte meine Mutter wie ein guter Sohn und verkehrte in unserm Hause, wie zur Familie gehörend. Er schwärmte redlich für Kunst und Poesie, besonders aber für's Theater, und sprach schon damals immer davon, den Fahnen des rauhen Mars entfliehen und sich ganz Thalia widmen zu wollen,

um mit mir — seinem Jugendideal als Künstlerin — spielen zu können. — Er huldigte mir in überschwänglicher Weise in Gedichten und Blumen — und machte mir zur Liebe sogar eine tolle Courierfahrt nach Riga, als ich dort während der russischen Fasten 1833 gastirte.

Meine letzte Gastrolle in Riga war mein Benefice. — Marie Petenbeck war zu Ende und ich wieder und immer wieder vor die Lampen gerufen und mit Blumen und Kränzen überschüttet . . . Aber Marie Petenbeck sollte noch ein drolliges Nachspiel erhalten.

Der Regisseur Moller trat nach damaliger Sitte vor, um für den nächsten Abend ein Stück des Rigaer Repertoires — ich meine Kotzebue's „Kreuzfahrer" — anzukündigen . . . Aber da unterbrach ihn aus dem Parket eine helle, fröhliche Stimme: „Nichts da! wir wollen Karoline Bauer noch einmal haben . . ."

„Ja, das wollen wir, Karoline Bauer muß morgen wieder spielen!" erscholl es nun von allen Seiten.

„Aber das Fräulein will abreisen — nach Petersburg zurück."

„Hierbleiben! Hierbleiben!" rief die helle Kommandeur-Stimme und das enthusiasmirte Haus jubelte nach: „Ja, ja, hier bleiben!"

„Ich bitte um einen Augenblick Geduld. Das Fräulein muß doch auch gefragt werden . . ." Und der gute Moller stürzte mit der Direktorin, Frau von Tschernjäwsky, in meine Garderobe.

„Sehr gern spiele ich noch einmal!" sagte ich lachend. „Aber wer ist dieser tonangebende Hauptschreier?"

„Ein langer, bildschöner Petersburger Offizier in prächtiger Ingenieur-Uniform!" — rief der Regisseur hastig und rannte wieder auf die Bühne, um zu annonciren:

„Es ist der Direktion gelungen, Fräulein Bauer noch für eine Vorstellung zu gewinnen . . ." (Bravo! Bravo!)

„In welcher Rolle wünscht das hochverehrte Publikum das Fräulein zu sehen?“

„Suschen im Bräutigam aus Mexiko!“ kommandirte wieder die helle Stimme.

„Ja, Suschen — Suschen . . .“ wiederholte der Chorus. — Und Suschen und ich wurden annoncirt.

Frau von Tschernjäwsky neckte mich nicht wenig mit dem schönen Verehrer aus Petersburg, der mir mit kaiserlichen Courierpferden nachgereist sei. Heiter und neugierig langte ich in der Stadt London an. Da trat er mir triumphirend entgegen — mein schöner zwanzigjähriger Ingenieur-Lieutenant . . . der gute Alexander von Königk.

Wir lachten Beide herzlich über dies Wiedersehen und sein diktatorisches Verfahren, mich zu zwingen, noch einmal auf der Rigaer Bühne vor ihm zu spielen — und besonders, ihm noch einen Tag in Riga Gesellschaft zu leisten. Er war kurz vor Beginn der Vorstellung angekommen und freute sich wie ein Kind, den ganzen freien andern Tag mir widmen und mit uns zurückreisen zu können.

Als ich dem Freunde und Petersburg Lebewohl sagte, bat er mich schüchtern um — einen Abschiedskuß. Ich küßte ihn aus vollem wehmüthigen Herzen. War's doch wahrscheinlich ein Scheiden für's Leben . . . Denn ich ging nach Deutschland — er nach dem Kaukasus. Aber als ich zufällig in den Spiegel blickte — überfiel mich ein unwiderstehliches tolles Lachen, das so wenig in diese Scheidescene hineinpaßte. Es war auch gar zu komisch, mit wie verschiedenen Augen wir beide den schwärzlichen Schatten anstarrten, der nach dem Kusse auf meiner Oberlippe zurückgeblieben war. Bei der glühenden Röthe schämiger Verlegenheit, welche die vollen frischen Wangen und die sonst so helle Stirn meines wehmüthigen Kriegsgottes mit brennendem Purpur überflutete, kam mir das heiterste Ahnen. Mein

junger Lieutenant war seinem spärlichen blonden Schnurrbarte ziemlich stark mit ungarischer Bartwichse zu Hülfe gekommen, um mit männlicher Fassung das Abschiedsweh zu ertragen — und die feuchte Rührung hatte das Uebrige gethan. Aber zuletzt mußte der Gute doch in mein unbändiges Lachen mit einstimmen. So schieden wir im Frühjahr 1834 ... um uns nie wieder zu sehen ...

Welche Ueberraschung, welche Freude, als ich bald nach dem Erscheinen meiner ersten Bühnen-Erinnerungen aus Petersburg einen dicken Brief erhalte — von dem Direktor des deutschen Hoftheaters zu St. Petersburg, Dr. Alexander von Königk-Tollert, — einen guten, lieben, reizenden Brief voll Jugendfrische und treuer Freundschaft, als hätte erst gestern sein Schnurrbart meine Lippen gefärbt! Und doch lagen siebenunddreißig lange, für uns Beide so inhaltsreiche Jahre dazwischen!

Aus dem Kaukasus zurückgekehrt, führte Königk-Tollert eine liebenswürdige junge Braut heim und — betrat als jugendlicher Liebhaber mit Glück die geliebten Bretter. Nebenbei war seine wissenschaftlich gebildete Feder — auf Wunsch der Eltern hatte er in Dorpat Theologie und später Philologie studirt — literarisch thätig.

Zwanzig Jahre hindurch, von 1842—1862, war Dr. von Königk-Tollert als darstellender Künstler eine wackere Stütze des deutschen Hoftheaters in Petersburg, dann trat er mit voller Pension zurück, blieb aber als kunstsinniger Oberregisseur und Direktor derselben Bühne treu. Alle Mitglieder der Bühne lieben und verehren ihren milden und gerechten Chef und zeigten ihm das so recht herzlich bei seinem jüngsten Jubiläum. Der Kaiser zeichnete den wackeren Leiter seines deutschen Hoftheaters durch Verleihung eines leuchtenden Ordens aus. Und das ewig junge Herz des alten Freundes trieb in diesem Frühlinge seine seltenste

Wunderblüte: mit herzlicher Theilnahme vernahm ich, daß eine junge liebenswürdige Kunstgenossin ihrem verwittweten Direktor zum Altar folgte. Glück auf, alter, treuer, Freund!*)

Wahrhaft gerührt hat es mich, als ich hörte, die geniale Hedwig Niemann-Raabe habe meinen Züricher Freunden erzählt: Karoline Bauer lebe noch heute auf dem deutschen Theater in Petersburg freundlich fort — Dank dem Direktor Königk-Tollert. Denn der würde nicht müde, in den Proben immer wieder zu sagen: Karoline Bauer faßte diese Rolle so auf — spielte diese Szene so — brachte hier diese Nüance an — dort jene . . .

Dem treuen Petersburger Freunde verdanke ich folgende kleine heitere Episode aus meinem Gastspiel in Riga, von der ich keine Ahnung hatte. Königk schrieb mir 1874: „Wie drastisch haben Sie in Ihrem prächtigen Artikel: „Es giebt nur a Kaiserstadt" unseres guten, alten, seligen Petersburger Kollegen Pollert Niederlage als König Enzio am Burgtheater in Wien geschildert . . .

Nun ja, der arme Pollert war selbst in seiner Jugend keine Schönheit, aber ein braver, gewissenhafter Künstler und ein guter, warmherziger Mensch. Und dies gute, warme Herz, das nun auch längst Staub ist, hat vor sechsundvierzig Jahren heiß und still und darum mit um so bittereren Schmerzen für Karoline Bauer geglüht. Hoffnungslos! Und es war ein stolzes Herz! Darum haben Sie nie diese Glut und diese Schmerzen erfahren. Ob aber nicht geahnt? Ein junges Mädchenherz ist doch sonst in diesem Punkt die zarteste Sensitive. — Wie Sie sich entsinnen werden, war Pollert während Ihres ersten Gastspieles in Riga, 1828,

*) Das Glück der jungen Ehe hat nicht lange gedauert. Dr. von Königk wurde vom Schlage gerührt und ist nach langjährigen Leiden im Sommer 1880 gestorben.

D. Herausgb.

dort als jugendlicher Liebhaber engagirt und spielte mit Ihnen den Romeo, Don Carlos und andere zärtliche Partieen. Als der blonde Schmetterling nach Petersburg weitergaukelte, brannte der arme Pollert lichterloh — innerlich. Seine letzte Freude war, Ihnen mit — ich weiß nicht, wie viel Wagen voll Anbetern das Triumphgeleite bis Neuermühlen geben zu können. Traurig kehrte er nach Riga zurück, umherwandelnd wie „der arme Peter" in Heine's kleiner Ballade. Unwillkürlich lenken sich seine Schritte zur „Stadt London", wo Sie gewohnt haben. Still steigt er die Treppe hinauf und schaut wehmüthig auf die Thür, hinter der Sie nicht mehr athmen. Da kommt das Stubenmädchen, schließt auf und beginnt aufzuräumen ... Ha! eine Glücksidee! „Das Zimmer ist noch ganz so, wie die Damen es verlassen haben?" Das Mädchen nickt verwundert. Pollert drückt ihr einen Silberrubel in die Hand, schiebt sie aus dem Zimmer, riegelt hinter sich zu und birgt jauchzend und weinend sein glühendes Gesicht und sein überströmendes Herz in das nächste beste Kopfkissen ... bis das Mädchen ungeduldig an die Thür pocht. Die letzten schmerzlichseligen Küsse auf das Kissen ... Eine kleine Feder, die durchgekrochen, ein langes, blondes Haar vom Toilettentisch werden mit Küssen in die Brieftasche gebettet. Noch ein letzter wehmüthiger Abschiedsblick durch den theuren Raum, den jetzt eines Miethlings Hand auf's Neue zu entweihen beginnt, — ein tiefer Seufzer und ... „Ja, ja, es war eine liebe, brave Dame, die Frau Rittmeisterin!" — sagt das Mädchen theilnahmvoll. „Auch uns Allen thut's herzlich leid, daß sie abgereist ist. Sie sagte, daß sie auf der ganzen Reise noch kein so hübsches Schlafzimmer gehabt hätte, wie dieses hier ..." Wie im Traum starrt der unglückliche Pollert die unselige Schicksalskünderin an und wiederholt klanglos: „Frau Rittmeisterin — Schlafzimmer — dieses hier? ... Und das Fräulein?

Wo hat das Fräulein geschlafen?“ — „Nun, in dem Nebenzimmer. Sie können aber nicht hinein. Als die Damen kaum abgefahren waren, kam ein Cichorienreisender an, der die ganze Nacht auf der Landstraße war. Für den hab' ich sogleich das Zimmer zurecht machen müssen und er schnarcht jetzt schon, daß man's durch die Thür hören kann . . .“

„War das ein eisiger Wasserguß über meine zartesten und glühendsten Gefühle!“ — schloß der arme Pollert nach Jahren sein wehmüthiges Bekenntniß gegen mich. „Ich hatte meine Thränen und Küsse an die falsche, wenn auch sonst sehr respektable Adresse verschwendet — und drinnen — im Paradiese — schnarchte ein ganz kommuner Cichorienreisender . . . Das war bittere Herzens-Katzenjammermixtur — — aber gesund!“

Der gute arme Pollert! Ich habe wirklich nie eine Ahnung davon gehabt, daß sein redliches Herz so heiß für mich glühte. Denn mit so ein'm G'sicht . . . Nein, er war keine Schönheit, und das sollte er bitter erfahren, als er in dem schönheitlustigen Wien den idealschönen König Enzio spielte. — Das Fiasko blieb auch nicht aus — König Enzio-Pollert fiel glänzend durch . . .

Doch — Freund Pollert mag selber seine tragische Wiener Enzio-Geschichte weiter erzählen. Er begann stets mit einem tiefen Seufzer: „Der Wiener Intendant ließ mich am Morgen nach diesem qualvollsten Abende meines Lebens zu sich bitten. Mir war nicht allzu gut dabei zu Muth, als ich das Empfangzimmer betrat. Graf Fürstenberg stand in der Mitte des Zimmers — kerzengerade, und meine tiefe Verbeugung nicht durch das kleinste Kopfnicken erwidernd. Dabei sah er mich so starr an, als hätte ich die versteinernde Eigenschaft des Gorgonenhauptes.

„Excellenz haben befohlen . . .“ stotterte ich nach einer peinlichen Minute.

Keine Antwort — Excellenz ſtarrten mich nur noch ſteinerner an.

Mir wurde ganz unheimlich zu Muth. Sollten Excellenz an momentanem — Nachtwandeln leiden? Dann nahm ich mein Herz in beide Hände und begann von Neuem: „Excellenz hatten die Gewogenheit zu befehlen . . .“

Da öffneten ſich die ſteinernen Lippen und im Nachtwandlertone entglitt es ihnen: „Wie iſt's nur möglich — mit ſo ein'm G'ſicht — mit ſo ein'm G'ſicht . . .“

„Was befehlen Excellenz?“ ſtammelte ich, nun ganz aus dem Häuschen.

Excellenz packten mich am Arm und zerrten mich vor den hohen Spiegel und ſchrieen förmlich wie außer ſich: „Mit ſo einem G'ſicht den Enzio ſpielen wollen — auf unſerem Burgtheater . . . Herr, waren's denn nicht bei Troſt — mit ſo einem Schuſterbub'ng'ſicht? Haben's denn nie in einen Spiegel g'ſchaut . . . Jeſſes! Jeſſes! Mit ſo ein'm Fratzerl, das kein anſtändiger Menſch aufnimmt, wenn er's auf der Straß'n liegen ſieht . . . König Enzio mit ſo ein'm Fratzerl . . .“

Doch — als wenn ihm plötzlich ein Verſtändniß dafür gekommen, was in meinem armen Kadaver vorging — in gutmüthigerem Tone fuhr der Intendant fort: „Nun — nun — war nit ſo bös gemeint, aber ſein's g'ſcheidt, laſſen's ſich Honorar zahlen, reiſen's nach Haus, — aber nehmen's Rath an und ſpielen's nie mehr den König Enzio . . . mit ſo ein'm G'ſicht — mit ſo einem Schuſterbub'ng'ſicht . . .“

Und doch! Wenn der gute ehrliche Pollert mir damals — 1828 — ſeine treue Liebe geſtanden . . . und wenn ich damals mehr auf ein redliches Herz, als auf ein ſchönes Geſicht geſehen hätte — — wie viel bitteres Leid, wie viel Sorge und Demüthigung, wie viel Sünde und Schande wäre mir dann im Leben erſpart geblieben!

* * *

Und dann kam der letzte Abschied aus Petersburg — aus dem heiligen Rußland. Denn trotz der nie wankenden Gunst des Publikums und der herzlichsten Aufnahme in den liebenswürdigsten Familienkreisen dachten wir doch längst an's Scheiden. Die Mutter konnte das Klima nicht vertragen und fing an zu kränkeln. Auch ich spürte die Wirkung der entnervenden Sommer — der anstrengenden Winter. Und — Fürst Gagarin legte zu Aller Bedauern die Intendanz nieder und Herr von Gedeonoff wurde sein Nachfolger.

Herr von Gedeonoff begann sein Amt damit, die weitgehendsten Ersparnisse erzielen zu wollen. Er bot mir einen neuen Contrakt auf drei Jahre an, aber mit 3000 Rubeln weniger Gage: „Denn, Mademoiselle, Sie sind inzwischen nicht jünger geworden . . ."

„Aber, Excellenz, eine ältere größere Künstlerin!" — gab ich gereizt zur Antwort und wies den neuen Contrakt zurück.

Wie Herr von Gedeonoff seine hohe Aufgabe auffaßte und zu lösen suchte — davon hier nur ein Beispiel.

Während der Vorstellung des „Don Carlos" in Gegenwart des Hofes — und während der großen herrlichen Scene zwischen König Philipp und Marquis Posa, aber noch vor den Worten: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" — trat Herr von Gedeonoff auf den Regisseur Barlow zu und befahl ihm, den König und Posa sogleich abtreten zu lassen, indem das Geschwätz den Hof langweile . . .

Der ehrliche Barlow stand wie eine Salzsäule da und wußte sich keinen Rath, wie er ohne großen Eclat die beiden unliebsamen Schiller'schen „Schwätzer" von der Scene verschwinden lassen könne.

Da sprühte mein gutes deutsches Schiller-Herz über: „Nun, Herr Barlow, so treten Sie doch als Regisseur vor und machen dem Publikum eine Verbeugung und sagen:

„Pascholl, König Philipp! Pascholl! Marsch! Marquis Posa mit dem demokratischen Kopfe und dem Herzen voll stolzer Weltbeglückungsträume — marsch von der Bühne, Se. russische Majestät langweilt Euer Geschwätz — langweilt die Gedankenfreiheit . . .“

Der Intendant sah mich giftig an und trat dann fast aus den Coulissen heraus und schrie dem verdutzten König Philipp und Marquis Posa zu: „Sogleich abtreten, oder ich lasse Euch durch Soldaten von der Bühne holen . . .“

Und sie traten ab.

Mein geflügeltes Wort war aber nicht zwischen den Coulissen verklungen. Bei meinem Abschiedsbenefice blieb allein die kaiserliche Loge — leer!

Daran war aber auch meine Sprödigkeit gegen die — Wünsche der mächtigen Theatergötter, des Herrn von Gedeonoff, des Wüstlings Fürst Wolkonski und noch größerer Herren Schuld, die gewohnt waren, wie Paschas über die Sclavinnen aller Bühnen zu herrschen.

So schied ich denn von Petersburg mit sehr gemischten Gefühlen. Voll Dank für die vielen treuen Freunde an der Newa! Voll Dank aber auch für die drei fruchtbaren Lehrjahre. Denn der Hauptzweck meines Engagements: in allen Fächern zu spielen, auch im tragischen Fach ein reiches Repertoir zu bilden, war vollkommen erreicht worden. — Ich gedachte eine große Kunstreise anzutreten, und dann zu bleiben, wo ich — und wo mir es am besten gefallen würde.

Als mein letztes Auftreten stattfinden sollte, waren alle Plätze schon Morgens 9 Uhr verkauft, und am Abend der Vorstellung mußten Hunderte zurückgewiesen werden, — und doch fand die Vorstellung im großen Alexandratheater statt und die Petersburger hatten mich wenigstens 300 Mal spielen sehen! —

Ich gab die Elsbeth im „Tournier zu Kronstein“, und zum Schluß die Rosa in der Operette: „Zwei Worte, oder die Herberge im Walde.“ — Rosa hat am Schluß eine liebliche Melodie zu singen; dazu wählte ich Worte des Dankes und des Abschiedes, — vermochte sie auch zu singen, wenngleich mit bebender, thränenverschleierter Stimme. Stürmisch rief das ganze Haus: „Noch einmal spielen! noch einmal!“ ... Und so wurde andern Abends die Vorstellung im Michaeltheater wiederholt. Das war Mitte Januar 1834, deutschen Stils.

Viele Freunde und Bekannte begleiteten uns bis zur ersten Station, auch russische Familien. Ich lernte eine gar schöne russische Volkssitte kennen: — daß man vor dem letzten Lebewohl ein stilles Gebet verrichtet! — Mit Rührung gedachte ich während dieser feierlichen Stille nur — des Guten, das mir in Petersburg so reich zu Theil geworden war ...

* * *

Auf der Heimfahrt von Petersburg nach Deutschland gastirte ich zum letzten Mal in Riga und in Mitau. Welche schönen, ungetrübt glücklichen Stunden habe ich in beiden gastfreundlichen Städten verlebt!

In Riga habe ich in den Jahren 1828—1834 fünf Mal gastirt und an 72 Abenden gespielt — unter nie müder Theilnahme der Rigenser, die mich auch im geselligen Leben sehr verwöhnten. Wie fröhlich habe ich in den reichen Kaufmannshäusern getafelt und getanzt — und in den eleganten Salons des Gouverneurs Paulucci, in denen sich der hohe Adel, das Militär, Kunst und Wissenschaft versammelten.

Und wie heiter und harmlos — bei aller Begeisterung für edle Bühnenkunst — spielten wir damals noch Komödie! Denn wir standen mit dem lieben Publikum fast auf dem-

ſelben gemüthlichen Fuße, wie die übermüthigen Dilettanten, die an Papa's oder Mama's Geburtstag ein luſtiges Stück aufführen. Dafür wird folgende kleine tolle Epiſode aus meinem Rigaer Bühnenleben zeugen.

Als ich im Frühlinge 1828 von meinem Petersburger Gaſtſpiel heimkehrte, war auf den Theaterzetteln an allen Straßenecken Riga's mit fetten Buchſtaben zu leſen:

„Zum Beſten der hieſigen Irrenanſtalt wird Demoiſelle Karoline Bauer einmal auftreten: als Agnes in den Hauptſzenen des Luſtſpiels „Der Mann im Feuer" und als Nachtwandlerin in der Operette von Karl Blum, und dann den ruſſiſchen Nationaltanz, die Kaſatſchok tanzen, während ihrer Anweſenheit in der Reſidenz einſtudirt."

Das war an und für ſich nichts Abſonderliches. Denn das Publikum war es damals gewohnt, eine erſte Liebhaberin heute als naive Agnes, morgen als übermüthigen Pagen in den „Pagenſtreichen", übermorgen als Lady Macbeth, dann als ſingende Emmeline in der „Schweizerfamilie", als tanzende Wilde im Ballet „Joco" und als ſtummen Viktorin in „Waiſe und Mörder" nach einander auftreten zu ſehen. Und auch die Rigenſer hatten mich bereits als Prezioſa ſingen gehört und tanzen geſehen und reichlich beklatſcht. Aber das Seltſame — ja, das Tolle bei der angekündigten Kaſatſchok war, daß dieſer Nationaltanz in ganz Rußland von zwei Perſonen, einem bäuerlichen Liebespaar, getanzt wird, daß ich ihn in Petersburg bei befreundeten Familien auch ſtets mit einem zärtlichen Partner getanzt hatte — — und daß ich dies getanzte Liebesduett auf Bitten und Zureden des Direktors Dölle und des Irrenhauskomités in Riga jetzt — ſolo tanzte, — da kein flinkfüßiger Liebhaber aufzutreiben war.

Ich trug ein echtes ruſſiſches Nationalkoſtüm, das mir eine liebenswürdige Deutſche in Petersburg zu meinem Be-

nefice geschenkt hatte — dasselbe, in dem ich mich dem Prinzen Leopold in England präsentirte, da sich seine verstorbene Charlotte in einem gleichen Kostüm hatte malen lassen. Das Kleid himmelblaue Seide, alle Näthe mit Gold besetzt, ein goldener Gürtel umschloß die Taille, ein goldenes Diadem schmückte das in langen blonden Zöpfen niederhängende und mit blauen Seidenbändern durchflochtene Haar, die rothen, goldgestickten Saffianstiefelchen mit Pelz besetzt — — so chassirte ich nach der Melodie: „Schöne Minka, ich muß scheiden, ach, Du fühlest nicht das Leiden . . ." aus den Coulissen, die eine russische Landschaft vorstellten, kühnlich vor und wurde mit rauschendem Jubel empfangen. Eigentlich sollte nun mein bäuerlicher Anbeter in ähnlichem Kostüm nach seiner Kathinka hervorchassiren und ihr in zärtlichster Pantomime sein glühendes Herz antragen. Kathinka ziert sich ein wenig und weiß dem feurigen Iwan immer wieder im graziösen Pas und in den kühnsten Pirouetten unter den Händen zu entschlüpfen, dabei ihn aber durch zärtliche Blicke und allerlei neckische Künste ländlicher Koketterie nur noch mehr zu entflammen . . . Endlich hält er die Geliebte in den Armen und Beide wirbeln im seligen Tanz über die Bretter und chassiren so in die Coulissen zurück und verneigen sich, immer und immer wieder gerufen, vor dem hochgeehrten Publikum als „ein glücklich liebend Paar . . ."

Heute, da ich als alte Frau an jenes übermüthig fröhliche Tanz-Intermezzo vor fast einem halben Jahrhundert in dem fernen Riga zurückdenke und meine blonde Jugend in jenem reizenden Kostüm solo vor den guten Rigensern umherwirbeln sehe, einem blausilbernen Verehrer entfliehend, winkend, zulächelnd, drohend, zuschmachtend; der — nicht da war, und zuletzt als hochbeglückte Braut dennoch solo abchassirend . . . da ist's mir, als hätte ich nicht nur für

das Rigaer Irrenhaus getanzt, sondern selber in jenes unheimliche Haus hineingehört, — und mit mir das ganze gedrängt volle Theater, das sich solchen Wahnsinn nicht nur geduldig vortanzen ließ, sondern die arme, einsame Katinka immer und immer wieder jubelnd an's Lampenlicht vorrief . . . Ich lache heute, da ich dies niederschreibe, hell und solo für mich allein über das tolle Solo der armen zwanzigjährigen Lina, daß mir die Feder in der Hand zittert und das Herz in der Brust und Thränen schwer auf diese Blätter niedertropfen . . . O liebe, närrische, glückliche — ferne, ferne Jugend! —

Den Tanz hatte ich auf Wunsch der Mutter, der ich nie genug lernen konnte, bei dem Balletmeister der kaiserlichen Familie einstudirt, die Stunde für fünfundzwanzig Rubel.

Daß ich aus dem damals so beliebten Ziegler'schen Lustspiel: „Der Mann im Feuer", nur einige Scenen spielte, hatte seinen eigenthümlichen, heute kaum glaublichen Grund. Bei meinem ersten Gastspiel hatte ich die reizende naive Agnes fünfmal vor den Rigensern spielen müssen, so sehr gefiel diese Rolle. Dann spielte ich die Agnes in Petersburg vor dem Hofe — und sogleich verbot ein kaiserlicher Ukas den „Mann im Feuer" für ganz Rußland: weil in dem Stück ein Major seinen General zum Duell fordert und dies für die Armee ein böses Beispiel sei! — Aber die Rigenser wollten durchaus ihre blonde Agnes noch einmal sehen. Die Irrenhaus-Deputation und der Direktor Dölle stiefelten also zu dem Gouverneur Paulucci und der erlaubte endlich die Hauptscenen zwischen dem General und Agnes, in denen kein Wort von dem bösen Duell vorkommt. —

Am glänzendsten und fröhlichsten verlief mein Gastspiel während der russischen Fasten 1833 in Riga. Die Maslenitza, die Butterwoche, der kurze, achttägige russische Karneval

wurde noch in Petersburg mitgefeiert: beim Geläute aller Kirchenglocken, bei Blinti und anderen süßen Speisen, auf dem Balangan, dem Tummelplatz der ausgelassensten Volksluft, auf der blanken Eisrutschbahn, auf den Rennthier-Schlitten der Finnen, in hundert närrischen Schaubuden und in den glänzend geschmückten und erleuchteten Kirchen ... Zum Glück wurden im deutschen Theater nicht wie auf allen russischen Bühnen Petersburgs täglich zwei Vorstellungen gegeben. Dafür sind während der Fasten sämmtliche Theater geschlossen. Diese Ferien benutzte ich gern zu Gastspielen in Riga und Mitau.

An einem Februarsonntage endete die Butterwoche, zu deren Verdauung ein echt russischer Magen gehört. Am Montag sausten die Mutter und ich und unser Hündchen Lisinka im leichten pelzgefütterten Schlitten mit vier schellenbehängten flinken, russischen Pferden und einem echten russischen Kutscher über die weite flimmernde Schneefläche nach Riga zu. Die liebenswürdige Gräfin Fersen hatte uns Schlitten, Gespann und Kutscher zur Verfügung gestellt. Der langbärtige Iwan war das Musterbild eines russischen Kutschers. Sechs Fuß lang und baumstark trug er einen langen dunkelblauen Kaftan von feinem Kaschmir, mit Sammet und Pelz besetzt, auf der Brust offen, daß ein kirschrothes, seidenes Unterkleid vorleuchtete. Ein Shawl von gleichem Stoff umschlang die Taille. Eine viereckige Pelzmütze saß keck auf den langen, flatternden Locken. Die rothbraunen Juchtenstiefel waren zierlich mit Goldblumen gestickt. Dabei duftete der ganze Iwan entsetzlich nach Moschus, mit dem er nach russischer Sitte Kleider, Haar und Bart parfümiren mußte. — „Fi Iwan!“ sagte ich bei seinem ersten Nahen und barg die empfindliche Nase im Mouchoir. — „Nitschewó matuschka, o, das macht nichts, Mütterchen!“ lachte er, und schüttelte Bart und Locken, daß neue Moschuswogen mich fast ohn-

mächtig machten. — Als ich ihm unterwegs winkte, bei der bitterlichen Kälte doch seinen Kaftan ganz zuzuknöpfen, wenn auch die rothe Seidenpracht dadurch bedeckt würde, — bekam ich wieder eine Moschuswolke in's Gesicht und das stereotype: „Nitschewó matuschka! Das schadet nichts, Mütterchen!" Und als der gute Iwan sich und seine drei Schlitteninsassen säuberlich in den tiefen Schnee eines Grabens gebettet hatte, da schüttelte er den Schnee ruhig aus Bart und Locken und lächelte uns liebevoll an: „Nitschewó matuschka, o, das hat nicht das geringste zu bedeuten, Mütterchen!" —

Noch möchte ich meines Abschiedsbenefice in Riga als „Marie Petenbeck" ausführlicher gedenken. Nach damaliger gemüthlicher Sitte wurden die Parket- und Logenbillete zu allen Beneficevorstellungen stets in der Wohnung des Beneficianten geholt. Für mich gehörten diese Beneficetage zu den amüsantesten meiner Komödiantenfahrten. Welche bunte Menschengalerie rollte da an mir vorüber! Welche Beobachtungen durfte die Menschendarstellerin machen! Welche überraschenden Blicke in's Menschenherz thun! Meistens zum Lachen, — über Eitelkeit, Siegesbewußtsein, Geckenhaftigkeit. Und doch habe ich an solchen Beneficetagen auch die seligsten Thränen der Rührung geweint, beglückt durch zarte Huldigungen schüchterner alter und junger Herzen, welche die Komödiantin von den Brettern aus bewegt, gerührt, entzückt oder begeistert hatte. War das Billetholen doch die einzige Gelegenheit, wo die erröthende, glühende Jugend und die schämige Armuth der gefeierten Hofschauspielerin zu nahen wagte.

Da saßen denn die Mutter und ich in den Mittagsstunden im schönsten Putz in unserem größten Salon — in einer Ecke ein Tisch mit den zierlich arrangirten Billets und dem Theaterkassier — erwartungsvoll der kommenden Dinge. Und sie kamen, die prächtig herausgeputzten süßen,

jungen und alten Herren, in den zartbehandschuhten Händen riesige Blumensträuße, in den mehr oder weniger zahlreichen, reizend arrangirten Löckchen alle Düfte von Parma, Monaco und Treu & Nuglisch, in dem süßesten Lächeln die strahlende Siegessicherheit vergangener, gegenwärtiger und zukünftiger Unwiderstehlichkeit, auf den sprudelnden Lippen die gut memorirten letzten zwanzig Seiten der neuesten Auflage: „Bei Damen sein Glück zu machen" — oder: Du willst und mußt siegen!" Und sie legten mir mit ihrem Blumenstrauß und rosa Gedichten die Ueberreste ihrer entblätterten Herzen zu Füßen und auf den Billettisch mit effektvoller Nonchalance die 30—50 Silberrubel für die Loge und die 2—10 Silberrubel für ein Parketbillet. Die Mutter und ich waren aber so nichtswürdig, bei dem Ueberzahlen solcher Billetholer stets in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers zu blicken ... Und sie kamen, die fetten Kunstmatadore mit den breiten, rothen Gesichtern und noch breiteren weißen Westen und dicken goldnen Uhrketten und schmutzigen 20 und 30 Papierrubelscheinen, sich bei der Beneficiantin ihrer Protektorsmacht zu rühmen: „Seien Sie ganz ruhig, mein Fräulein, Sie werden heute Abend ein ausverkauftes Haus haben — dafür habe ich gesorgt!" — Und sie kamen, die alten spitznasigen Jungfern mit den geschminkten Ledertapetenwangen und honigsüßen Kunst- und Liebeswörtchen, aus allen Winkeln ihres rothen Pompadours die zwei Silberrubel für ein Billet ersten Ranges zusammensuchend ... und nebenbei kontrollirend, ob es bei der Komödiantin auch hübsch moralisch zugehe und ob auf Sopha und Stühlen nicht einige zerrissene Strümpfe, Unterröcke und Schminkbüchschen umherlägen, wie in den reizenden Leihbibliothek-Romanen zu lesen steht ... Sie kamen aber auch, die lieben, braven Männer und Frauen, die der fremden Künstlerin ihr Haus und bald auch ihr Herz geöffnet und gefunden

hatten, daß die Tochter der hochgeachteten Frau Rittmeisterin Bauer da anfing, wo die Komödiantin aufhörte, d. h. vor der Thür ihrer Garderobe im Theater, und daß man der jungen, herzfröhlichen Lina auch im echt bürgerlichen Leben ein wenig gut sein könne. Sie kamen, um in einfacher, ehrlicher Herzlichkeit, in Wort und That Mutter und Tochter bei dieser offiziellen Gelegenheit ihre Theilnahme zu zeigen ... Und sie kamen, die guten, alten, armen Mütterchen, die mühsam die paar Papierrubel für den letzten Rang am Spinnrocken oder mit dem Strickzeug erarbeitet hatten, um das blonde Wunderkind in der Nähe zu sehen, das als „Käthchen von Heilbronn" ihnen süße Thränen entlockt ... Und sie kamen auch, die lieben, blöden, begeisterten Jungen in den ausgewachsenen Konfirmationsröcken, unter denen sich bei Klärchen's: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!" und bei Gretchen's: „Er liebt mich — liebt mich nicht ... er liebt mich!" und bei Suschen's Kartoffelschälen zum ersten Mal in der Brust so ein närrisches, sehnsüchtiges, traumseliges Ding geregt hatte — „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" ... und die diesem namenlosen Etwas schon ihren Livius und Cicero und allerlei garstige Konsorten beim Büchertrödler geopfert und so manchen bösen Schnitzer im lateinischen und griechischen Exerzitium zu verdanken hatten ...

In Riga brachte mir an meinem Beneficetage ein armes, altes, vertrocknetes Mütterchen im verschollenen schwarzseidenen Mäntelchen ein Paar feiner weißer Strümpfe, in deren durchbrochenen Rand kunstvoll mein Name und das Wort „Gabriele" hineingestrickt war — als Dank dafür, daß sie bei meiner blinden „Gabriele" so herzerquicklich habe weinen müssen — „wie in der lieben Kirch', Fräulein, am heiligen Bußtage. Sie haben das zu schön und rührend gemacht, wie kein Pastor es kann ..."

Wie sie hereinkeuchte und knixte, die kleine, alte Schneidermamsell mit dem doppelten Buckel, dem winzigen Rest von Athem und der großen glühenden Kunstbegeisterung in der Brust und der schüchternen Bitte auf den nach Luft und Worten ringenden Lippen: ihr und ihrem alten Mütterchen doch zwei Billets zu ermäßigten Preisen zu überlassen, da es ihr heißester Wunsch sei, das Fräulein noch einmal als Maria Petenbeck zu sehen und ihre Armuth es ihnen nicht erlaube, den erhöhten Beneficepreis zu bezahlen...

Und ich drückte dem Mütterchen mit den Gabriele-Strümpfen und der armen Schneiderin mit dem doppelten Verdruß Gratisbillets für meine Freundschaftsecke im Parket in die Hand... und die gute Mutter noch einige Rubel dazu: „Da, es ist bitterlich kalt. Trinken Sie heute Abend nach der Vorstellung ein Glas Punsch auf das Wohl meiner Tochter..." Die gute Mutter! Und wie oft habe ich mit ihr wegen ihres guten Herzens gezankt, das uns durch Freigebigkeit zu Grunde richte!

Wie verlegen er war, der blutjunge Kadet, der die Paar Rubel für ein Parketfauteuil in lauter kleinen nagelneuen Kopekenstückchen auf den Tisch zählte! Es wollte gar kein Ende nehmen. Ich hörte dann durch Zufall, der junge Theaterenthusiast habe bei der Sparkasse seines Schwesterchens eine kleine Anleihe gemacht.

Und dann stand vor mir ein langaufgeschossener, bildhübscher Junge im grünen Sonntagsrock, aus dessen längst zu kurzen Aermeln zwei langmagere, krebsrothe, verlegene Hände vorbaumelten, das frische Gesicht bis unter die widerspenstigen blonden Locken mit glühendem Purpur übergossen, in der einen Hand eine kleine, zerknitterte, schwarzsammtene Gymnasiastenmütze, in der andern eine geheimnißvolle Papiertüte — und in den großen, feuchtschimmernden, blauen Augen ein hochklopfendes, zärtlich verehrendes, sechzehnjähriges

Menschenherz ... Wie der arme Junge stotterte! Die zu Hause so brillante, blumenreiche Anrede war total verhagelt. In der verlegenen Hand knickte und knackte der Mützenschirm. Ich mußte wirklich ein wenig helfen, bis ich erfuhr, daß der junge Herr sich ein Gymnasiastenbillet im Stehparterre ausbat — (ob ein geopferter Homer ausreichte?) — und sich die Freiheit nahm, mir ein, zu seinem Entzücken heute Morgen halb erblühtes Röschen von seinem einzigen Blumentopf anzubieten ... Dabei kam die junge Rose aus der wattegefütterten Papiertüte zum Vorschein. Wie seine Hand zitterte, da er mir die Blume überreichte! Und ich drückte herzlich dankbar diese lange rothgefrorene Hand und nebenbei ein numerirtes Parketbillet hinein, da ich über Stehparterre nicht zu verfügen hatte, und ließ der Hand nicht die geringste Gelegenheit, die paar Papierrubel los zu werden ... Ach! der gute Junge hatte noch etwas auf dem Herzen. Wollte er am Ende gar auf der Stelle ein großer, berühmter Schauspieler werden, um morgen mit mir in die Welt hinaus und durch's Leben ziehen zu können — wie mir das auf meinen Komödiantenfahrten ja schon so oft passirt war? Oder hatte er noch ein schön geschriebenes, flammendes Gedicht an K. B. in der Brusttasche des Grünen? Die rothen Krebsfinger zuckten oft verdächtig dahin. Heraus damit, junger Freund! ... Nein! es war ein kleines, ärmliches Stammbuch. Ich schrieb ihm aus Schiller's Glocke hinein:

Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben,
Muß schaffen und streben ...

Ihm standen zwei große Thränen in den Augen, da Lisinka ihm freundlich das Geleit gab.

Lisinka war nicht jedem Billetholer so gewogen. Gar manchem gewaltigen Matador und siegessicheren Lion von Riga war sie ungnädig knurrend in die Beine gefahren —

bis die Mutter sie auf die Arme nahm und ihr in die langen, seidenlockigen Ohren flüsterte: „Lisinka, du willst die guten Leute beißen, die uns so viel schönes Geld bringen?“ Da ließ das kluge Thierchen beschämt die Ohren hängen und zog sich auf den Sophateppich zurück und knurrte Niemand wieder an ... Wie lange, lange ist's her, daß ich die gute Lisinka mit vielen Thränen und Blumen auf ihr letztes Bettchen legte und Bruder Louis mit seinen drei Zöglingen, den jungen Fürsten Wassiltschikoff, sie in ihr Wogengrab in der stolzen Newa hinabsenkte! —

Am Beneficeabende trug ich als Marie Petenbeck die Gabriele-Strümpfe des guten alten Mütterchens und an der Brust die junge Rose meines Gymnasiasten, während die köstlichsten Blumensträuße der schönsten Blaus von Riga in der Stadt London im Wasser standen. Wie glückselig mein grüner Verehrer neben dem Mütterchen, der buckligen Schneiderin und deren Mutter, auf dem rothen Sammetsitz in der Freundschaftsecke des Parkets strahlte! Nein, es war nicht eitle Koketterie, daß ich mich mit der Rose schmückte, die in einem freudlosen Gymnasiastenzimmer erblüht war. Ich wußte, ich machte einen armen guten Jungen für einen Abend zum Glücklichsten der Sterblichen — und ließ ihm morgen bei meiner Abreise einen lächelnden Traum zurück, der vielleicht in den nächsten Exerzitien ein Dutzend entsetzlicher Schnitzer verschuldete, aber in der jungen Seele sicher weiter keinen Schaden angerichtet hat ... Und als ich bei der ersten Gelegenheit dem Mütterchen an seiner grünen Seite einen lächelnden, verständnißinnigen Blick zuwarf und den einen weißen Strumpf ein wenig vorschimmern ließ ... da hatte ich zwei Glückliche gemacht. Die Gute trocknete den ganzen Abend über, selbst bei den lustigsten Stellen von Marie Petenbeck, selige Thränen ... Und heute, da ich dies niederschreibe, flimmert's mir selber an den silbernen Wimpern ... Ist's

das Alter, das des Herzens Thautropfen so leicht heraufquellen macht? — Nein, seligste Erinnerung!

Mein leidenschaftlichster Anbeter in Riga war der Sohn des reichen Banquier Reimer. Wir werden ihn in Mitau wiedertreffen.

Alle meine Rigaer Anbeter erhielten von den jungen Damen den Spitznamen „Bauer-Jungen". Sie rächten sich, indem sie die glühenden Verehrerinnen des bildhübschen jungen Liebhabers Karl Müller spottend „Müller-Mädchen" titulirten. — Mit Freund Karl Müller, jetzt Veteran der Mannheimer Bühne, stehe ich noch heute in freundlichem Briefwechsel.

* * *

Und doch muß ich von dem lieben kunstfröhlichen Riga mit einer schmerzlichen Erinnerung scheiden! Bei dem Namen Luise Eckert schnürt sich mir noch heute das alte vielerfahrene Herz zusammen.

Wie war sie so jugendhold und lieblich, wie eine Blume! Ein unschuldsvolles Kindergesicht mit blauen Augen und braunen Locken und küssigen rothen Lippen und den reizendsten Perlenzähnen, die hervorblitzten, wenn sie lachte. Und sie lachte so gern und so kinderfröhlich. Ich nannte sie oft scherzend: holde Lachtaube:

Sie war ein Berliner Kind und hatte einen herrlichen herzenswarmen Mezzo-Sopran. Mit ihrer Freundin Quin, die hohe Sopran-Partien sang, war sie erst kürzlich nach Riga gekommen. Beide junge Sängerinnen wohnten im Hause einer Doctorin M., zugleich mit einer älteren Sängerin Kreßner-Polmann, die nicht engagirt war und als gesuchte Gesanglehrerin in Riga lebte.

Zum letzten Mal sah ich meine holde Lachtaube bei dem frohen Abschiedsfest, das die Direktorin von Tschernjäwsky am Abende vor meiner Abreise nach Deutschland gab. Dazu waren alle Kollegen eingeladen, denen ich während meiner

verschiedenen Gastspiele in Riga näher getreten war. Ich nenne hier nur das liebenswürdige Künstlerpaar Clausius.

Luise Eckert war bei jenem heiteren Rigaer Komödianten-Fest die fröhlichste. Sie sah ganz reizend aus in ihrem duftigen weißen Kleide, in den braunen Locken frische Maiblumen. Mit ihrer Freundin Quin sang sie muntere Duette. Beim Souper trug sie allerliebst ein Abschiedsgedicht auf mich vor — und dann wirbelte sie mit mir wie ein glückliches Kind nach den Klängen eines Klavier's durch den Salon.

In der Gesellschaft war auch ein reicher und vornehmer Russe, der in seiner goldflimmernden Obersten-Uniform gar stattlich aussah. Er machte der schönen Luise auffallend den Hof. Noch auffallender aber war ihr ablehnendes, ja unartiges Benehmen gegen ihn. Er verbeugte sich dann jedes Mal ceremoniös vor ihr und zog sich mit einem eigenen spöttischen Lächeln zurück — um bei nächster Gelegenheit wieder an ihrer Seite zu sein.

„Liebes Herz, was haben Sie nur gegen den glänzenden Cavalier? Es ist wenigstens nicht klug, ihn so öffentlich zu verletzen. Er wird Sie auspfeifen lassen!" — sagte ich zu Luise.

„Immerhin! Lieber seinen Haß, als seine Liebe!" — flüsterte sie erregt zurück. „Sehen Sie ihm nur in's Auge! Das ist Schlangenblick! Mir graut vor diesem schönen glänzenden Mann, wie Gretchen vor Mephisto:

Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben
Als des Menschen widrig Gesicht . . .
Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne Dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen . . .
Kommt er einmal zur Thür herein
Sieht er immer so spöttisch drein, . . .
Seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu!"

So hatte ich meine holde Lachtaube noch nicht gesehen. Es war das Ahnen eines reinen Mädchenherzens. — —

Als ich dann im April 1836 in Breslau zum Gastspiel anlangte, begrüßte mich sogleich Madame Clausius auf's Herzlichste. Ich wußte bereits, daß ich das wackere Rigaer Künstler-Paar an der Breslauer Bühne wiederfinden würde . . .

„Und unsere liebe Lachtaube?" — war eine meiner ersten Fragen. „Ich habe zu meiner Freude gehört, daß auch sie in Breslau und ein Liebling des Publikums ist . . ."

Da traten der guten Clausius die Thränen in die Augen und sie sah mich ganz erschrocken an. Dann sagte sie traurig: „Also, Sie wissen nicht, daß wir Luise vor siebzehn Monaten hier in Breslau begraben haben?"

„Großer Gott!" — schrie ich auf. — „Dies junge fröhliche blühende Leben? — Und welche Krankheit brach die holde Blume über Nacht?"

„Eigentlich keine Krankheit!" war die zögernde Antwort.

„Also ein Unglücksfall? Warum spannen Sie mein Herz so auf die Folter? Sie wissen doch, das ich aus innigster Theilnahme frage — daß ich Luise liebte . . ."

„Ja, Sie sollen Alles wissen. Eigentlich haben wir uns und unserem Direktor das Wort gegeben, von dem traurigen — grauenhaften Falle nicht zu sprechen, um ihn schneller todt zu schweigen. Aber Sie gehören ja zu uns und zu der armen Luise Freunden. Also hören Sie:

Luise kam mit ihrer Schwester von Berlin hier an und debutirte als Tancred. Ihre zweite Rolle war Fatime im „Oberon". Sie errang sich den Beifall und die Liebe der Breslauer im Sturm. Mir fiel gleich auf, daß sie so blaß aussah und nicht mehr so fröhlich war, wie früher. Sie klagte mir, daß sie kränklich sei und dabei doch viel stärker würde . . . Ich sah sie bedenklich an.

Auch die Kolleginnen sprachen mir bald von dem auffallenden Aussehen Luisens. Aber Niemand hatte das Herz, ihr gegenüber nur die leiseste Anspielung zu machen, besonders da sie unbekümmert erschien.

Da rief mich eines Tages unser Direktor Haake sehr aufgeregt bei Seite und sagte mir: „Die Eckert darf nicht mehr auftreten. Schon zischelt man im Publikum über sie. Sie sind ihre älteste Freundin hier. Sprechen Sie ernsthaft mit ihr. Ich lasse ihr Urlaub und Vorschuß anbieten. Daß mir das passiren muß — und noch dazu von diesem Bilde der Unschuld . . ."

So mußte ich mich denn nach langem Wiederstreben auf den sauren Weg machen. Ich fand die Kollegin unbefangen, wie immer. Als ich mich aber des Auftrages vom Direktor so zart wie möglich erledigte, da sah sie mich mit ihren großen treuen Kinderaugen erst lange fragend an, als könne sie gar nicht fassen, was ich ihr sagte — — dann aber sprang sie wie eine gereizte Löwin auf mich zu, purpurübergossen und mit strömenden Thränen, ergriff meine beiden Hände und flammte auf: „Niederträchtig hat man mich bei dem Direktor verleumdet! Ich werde Genugthuung fordern. Daß aber Sie, Kollegin, diesem albernen Couliſſengeschwätz Glauben schenken — das schmerzt mich . . ."

„Luise!" — sagte ich jetzt energisch und stand zum Gehen auf. — „Mich schmerzt noch mehr, daß Sie auch mit mir, der alten treuen Freundin Komödie spielen wollen — wo doch alles Leugnen nichts mehr nutzt . . . Luise, armes unglückliches Kind, hören Sie auf meinen mütterlichen Rath: Nehmen Sie Urlaub und Vorschuß des Direktors an und reisen Sie noch heute zu Ihren Eltern nach Berlin . . . Kind, ich frage Sie nicht nach dem Namen Ihres Verführers, — aber ich beschwöre Sie: können Sie ihn nicht jetzt — in letzter Stunde noch heirathen?"

Sie sah mich mit irren Augen an ... Dann weinte sie laut auf: „Bin ich denn wahnsinnig — oder sind Sie Alle es? — — So wahr Gott lebt und ich an ein seliges Sterben und ewiges Leben glaube: ich habe keinen Verführer zu nennen, keinen Fehltritt zu bekennen ..."

Und ich mußte ihrer Unschuld glauben. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte mich und ich rief erregt: „Unselige, so sind Sie das Opfer eines entsetzlichen Bubenstücks geworden! Denken Sie an die Erzählung von Kleist: Die Marquise von O., die sich Mutter fühlt, ohne den Vater des Kindes zu kennen und die von den eigenen Eltern verstoßen wird ... Denken Sie an die letzten Wochen in Riga — an den russischen Oberst, der Sie mit seiner Liebe verfolgte und ein so höhnisch-tückisches Lachen hatte, — der einst im Kreise seiner Kameraden gewettet haben soll: er würde das spröde Täubchen dennoch fangen ..."

„Barmherziger Himmel!" — schrie die Unglückliche gellend auf — „sollte der Entsetzliche an jenem Fastnachtabend bei der Kressner-Polmann dennoch nicht abgereist gewesen sein? Sie wissen, wie vertraut die alte Gesanglehrerin und unsere Hauswirthin, die Doctorin, mit dem verhaßten Russen waren und ihm bei mir immer das Wort redeten. Erst auf ihre Versicherung, daß der Oberst noch an demselben Abend nach Moskau abreisen müsse, willigte ich ein, zu kommen. Und wir führten Charaden auf und tanzten und tranken Punsch und waren fröhlich wie die Kinder. Da trat der Russe dennoch ein. Ich wollte sogleich gehen. Aber er lachte in seiner spöttischen Art: „Nein, ich will Ihr Vergnügen nicht stören. Mein Schlitten hält vor der Thür und in zwei Minuten bin ich auf dem Wege nach Moskau. Nur noch einen Abschiedsblick wollte ich in diese schönen grausamen Augen werfen. Aber die ganze lange eisige Nacht werde ich in meinem Schlitten an Sie denken. Auf baldiges

beglückendes Wiederſehn, holder Engel!“ — Das Letztere ſagte er mit ſo eigener Betonung und lachte dabei ſo höhniſch auf und ſeine dunklen Augen umſpannen mich mit magnetiſchen Blitzen, daß ein Zittern mich durchzuckte. Dann flüſterte er noch mit der Kreſſner-Polmann und der Doctorin, warf mir einen letzten triumphirenden Blick zu und ging. Aufathmend hörte ich das Geläute ſeines Schlittens verklingen. Aber mit meiner Heiterkeit war's vorbei. Mir war ſo ſeltſam bang, ſo dumpf im Kopf, und ſo ſchwer in den Gliedern. Die Kreſſner wollte meine Melancholie über den Verluſt des glänzenden Anbeters mit Punſch kuriren und zwang mir Glas über Glas auf. Aber mir wurde immer traumhafter. Zuletzt muß ich auf dem Sopha eingeſchlafen ſein. Ich hörte noch das Lachen der Kreſſner: „Sie hat wahrhaftig einen kleinen Spitz. Nun, ſie kann ihn hier auf dem Sopha ausſchlafen. Ich werde ihr meinen Pelzmantel überdecken ... Und dann hatte ich einen entſetzlichen Traum: Der verhaßte Ruſſe hielt mich in ſeinen Armen und küßte mich wild ... Ja, wenn das Ungeheuer dennoch nicht abgereiſt geweſen wäre? Wenn ... Nein, es wäre zu teufliſch ... Aber, ich muß Gewißheit haben ... Morgen ſollen Sie Alles erfahren ...“

Am andern Morgen — ich wollte grade in die Probe gehen — ſtürzt die Hausfrau der armen Luiſe zu mir in's Zimmer und ruft: „Geſchwind! Sie ſtirbt, ſie ſtirbt und will Sie noch ein Mal ſehen. Sie kam geſtern Abend in großer Aufregung nach Hauſe — — jetzt höre ich angſtvolles Stöhnen hinter der Thür ... und finde die Unglückliche furchtbar entſtellt, einen todten Knaben in den Armen. Sie konnte kaum Ihren Namen flüſtern ...“

Und ſo ſah ich unſere holde, fröhliche Lachtaube wieder — kaum zu erkennen. Mit zitternden Händen hielt ſie mir das todte Kind entgegen und wimmerte: „Alſo dennoch!

dennoch! O, meine armen Eltern! Und doch bin ich schuldlos, wie dies unglückselge Kind der Sünde . . ."

Nach einer qualvollen Stunde hatte die Unglückliche in meinen Armen ihre kinderreine Seele ausgehaucht. Neben ihrem Bett fand man einen Tassenkopf mit einem weißen Bodensatz . . ."

Tief erschüttert schwieg die Freundin. Wir weinten still mit einander. „Und die schändlichen Verführer?" schluchzte ich endlich?

„Als wir uns zur Beerdigung der armen Luise in ihrer Wohnung versammelt hatten, kam eine Extrapost vorgefahren. Ein Herr stieg aus. Ich erkannte ihn sogleich. Es war der russische Oberst in Civilkleidern. Er fragte nach Luise Eckert. Man zeigte ihm den geschlossenen Sarg. Er wurde kreideweiß und zitterte wie ein armer Sünder. Nachdem er ein Glas Wasser getrunken, ließ er sich erzählen, wie Luise gestorben. Er wollte sie und das Kind sehen. Das war unmöglich, denn schon eine Stunde nach ihrem Tode sah das einst so liebliche Mädchen kaum einem menschlichen Wesen ähnlich. Sogleich stieg der Russe wieder in die Extrapost und fuhr davon.

In derselben Stunde langte von Luisens Mutter aus Berlin ein Brief an ihre Tochter an: mit der angstvollen Bitte, ihr schnell Nachricht zu geben. Sie habe im Traum einen großen und einen kleinen Zahn verloren. Das bedeute eine große und eine kleine Leiche . . .

Der Tassenkopf wurde vom Gericht versiegelt. Es stellte sich heraus, daß Luise in ihrer Verzweiflung weißes aufgelöstes Schminkpulver, zum größten Theil aus Bleiweiß bestehend, getrunken hatte.

Haake betrieb die gerichtliche Verfolgung der Verführer mit aller Energie. Um so vielleicht einen Anhaltepunkt zu erhalten, bat er mich, der Kressner-Polmann den gräßlichen

Tod Luisens mit wenigen Worten anzuzeigen. Ich erhielt jedoch den Brief aus Riga zurück mit der Postnotiz: „Abgereist. Unbekannt wohin!“

Die Doctorin, in deren Hause Luise mit der Kressner zusammen wohnte und mit der sie dann die Reise zu Schiff nach Hamburg machte, wurde in Riga verhört. Ohne Resultat. So wird Gras über diese traurige Geschichte wachsen, wie über das Grab der armen Luise Eckert an der Kirchhofsmauer . . .“

Mit welchen Gefühlen habe ich an diesem Hügel gestanden und die schönsten Blumen drauf niedergelegt, die meiner Kunst in Breslau blühten! — Arme, holde Lachtaube!

Wer schmückt heute noch das alte Grab an der Breslauer Friedhofsmauer?

Versunken! Verweht!

* * *

Nach dieser traurigen Erinnerung aus Riga noch einige frohmüthige Bilder aus Mitau. Dahin ging ich stets gern mit der Rigaer Truppe zum Gastspiel. In keiner Stadt bin ich mehr gefeiert und mehr verwöhnt worden, als in dieser heiteren Hauptstadt Kurlands. Der galante ritterliche Adel gab mir Feste über Feste. Fast mit Gewalt wurde ich auf den Fahrten durch Kurland auf den reichen Gütern festgehalten, um dort zu diniren oder zu übernachten. Auf jeder Station fand ich die schönsten Equipagen für mich bereit, den Edelmann als Kutscher auf dem Bock und Pferde und Wagen reich mit Blumen geschmückt. Ueberhaupt ist Kurland das Land der üppigsten Gastfreundschaft. Im Winter werden stets die Gastzimmer geheizt: da ja liebe Gäste kommen könnten!

Besonders glänzend war mein Gastspiel in Mitau zur Johanniszeit 1833. Um Johannis, wo es fast die ganze

Nacht taghell bleibt, findet sich hier der reiche Adel Kurlands ein, um Geld- und andere Geschäfte zu erledigen. Und jeder Tag wird zum Fest mit Dejeuner — Diner — Wettrennen — Seiltänzern — Schaubuden — Theatervorstellung und Ball! Und wie stürmisch und wie elegant zugleich wird in Kurland getanzt!

Mitau war zur Johanniszeit so überfüllt, daß wir mit Mühe und Noth nur ein dürftiges Parterrezimmer erhielten, das nicht mal ein Sopha hatte. Aber die Mutter wußte sich zu helfen. Sie legte unser Bügelbrett, das wir auf allen Kunstreisen mit uns schleppten, seit wir es öfter schmerzlich entbehrt hatten, auf zwei Stühle, einen eleganten Shawl darüber — und auf diesem improvisirten Sopha hat der ganze hohe Adel Kurlands gesessen und mir Galanterien gesagt: der ehrwürdige Greis Graf Medem, ein Verwandter Elisa's von der Recke, der Gouverneur Graf Pahlen, Baron Apollonius von Maltitz, die Herren von Bock, Grothusen, Rönne, Baron Ascher und A.

Graf Medem gab mir einen brillanten Ball. Ich saß zwischen der schönen ätherischen Tochter des Grafen Pahlen und dem junonischen, schwarzlockigen Fräulein von Rönne — und sogleich lief das Wort durch den Saal: „Ah! die drei Grazien!"

Graf Medem ließ ein Bild von mir malen: als Mädchen, eine Taube an's Herz drückend.

Jeden Abend nach der Theatervorstellung, der die Damen schon in Ballkleidern beiwohnten, wurde getanzt. Mir ließ man nicht Zeit, die Toilette zu wechseln. Ich mußte in dem Kostüm tanzen, das ich auf der Bühne getragen hatte: als altdeutsches Pfefferröschen — Käthchen von Heilbronn — Donna Diana u. s. w.

Und nirgends habe ich elegantere und interessantere Tänzer gehabt, als in Kurland. Der Adel sendet seine

Söhne auf deutsche Universitäten und zur geselligen Ausbildung nach Berlin und Paris.

Graf Medem machte mir auch sonst die Honneurs in Mitau. Er führte mich in das reichausgestattete Provinzialmuseum und in das Schloß des Herzogs Biron von Kurland, in welchem einst Ludwig XVIII. als Verbannter lebte und wo die arme „Waise des Tempels", die unglückliche Tochter der noch unglücklicheren Marie Antoinette dem geistesschwachen Herzog von Angoulême vermält wurde. Er erzählte mir von der phantastischen Elisa von der Recke und ihrem mystischen Verkehr mit dem Abenteurer Cagliostro in Mitau . . .

So voll das Theater stets war — so leer blieb der Cirkus Bennoit. — „Daran sind Sie allein Schuld!" — sagten mir die Frau und Schwester des berühmten Kunstreiters, die mit mir in demselben Hause wohnten. — „Wenn Sie, liebes Fräulein, nur ein Mal unsern Cirkus besuchen wollten, so würden auch die Kurländer kommen!"

Lachend versprach ich es — und bald prangten an allen Straßenecken Zettel mit den fett gedruckten Worten:

„Heute 4 Uhr wird Frl. Bauer den Cirkus mit ihrem Besuch beehren!" — und richtig, am Nachmittag war der Cirkus übervoll. Ich thronte auf festlich geschmücktem Platz wie eine Königin.

Viel Heiterkeit erregte folgende kleine Geschichte. Wir spielten Kotzebue's: „Bayard, Schauspiel in fünf Akten und in Jamben." — Ein ehrlicher Landmann fragt im Parterre seinen dörflichen Nachbar:

„Du, ist die Geschichte wahr?"

„„Freilich! Ist ja gedruckt!""

„Wo ist's denn passirt?"

„„Da steht's ja auf dem Zettel: in Jamben!""

„Richtig! Aber wo liegt das?"

„„Das weiß ich nicht. Wollen zu Hause unsern Schulmeister fragen!““

Mein Schluß-Benefice im Januar 1834: „Käthchen von Heilbronn“ ging nicht ohne allerlei Abenteuer ab. Als ich im zweiten Akt vor meinem Vater, dem ehrlichen Waffenschmied von Heilbronn, auf den Knieen liege und jammere: „Gott im höchsten Himmel; Du vernichtest mich! Du legst mir Deine Worte kreuzweise wie Messer in die Brust! Ich will jetzt nicht mehr in's Kloster gehen, nach Heilbronn will ich mit Dir zurückkehren; ich will den Grafen vergessen und wen Du willst heirathen, — müßt' auch ein Grab mir von acht Ellen Tiefe das Brautbett sein!“ — und als Vater Theobald aufstehen und auch mich aufheben soll — — da höre ich ihn angstvoll flüstern: „Um Gotteswillen rühren Sie sich nicht — Sie reißen mir den Bart ab — improvisiren Sie, sonst sind wir verloren . . .“

Zugleich fühlte ich, wie der arme Theobald sich krampfhaft bemühte, seinen langen silbergrauen Bart von meinem Haarpfeil loszunesteln . . . und ich improvisirte auf Tod und Leben, wenn auch wenig geistreich: „O lieber — o guter — o bester Vater! O steh doch noch nicht auf — laß Dein Käthen nach so langer, langer Zeit mal wieder zu Deinen Füßen ruhn . . . (Leise: „Kann ich?“ — „Nein, noch nicht!“) . . . Warum sollte ich auch in's Kloster gehn? Ist's doch in Heilbronn viel, viel schöner . . .“ Und so weiter in Todesangst, denn wenn Vater Theobalds Bart an meinem Haarpfeil hängen blieb, so ging Heinrich von Kleist's „Großes historisches Ritterschauspiel“ ohne Erbarmen im tollsten Gelächter des Hauses unter — und Käthchen dazu.

Endlich ertönte das erlösende „Jetzt!“ — und wir waren gerettet.

In der Feuerscene schlug eine Coulisse um und traf die böse Kunigunde so unglücklich, daß sie nicht weiter

ſpielen konnte. Frau Henne, die noch heute als Penſionärin in Kaſſel lebt, mußte ſchnell die undankbare Rolle übernehmen.

Am Schluß wurde ich von den enthuſiaſtiſchen Mitauern mit Gedichten, Bouquets und Kränzen förmlich überſchüttet. — An jedem Arm ein halb Dutzend Kränze, will ich hochbeglückt meiner Garderobe zuſteuern; da ſehe ich an einer Couliſſe einen furchtbar mageren Jüngling lehnen und herzbrechend ſchluchzen, während meine Mutter ihn umſonſt zu tröſten ſucht . . .

Es war der Sohn des Banquier Reimer aus Riga, der mit anderen Rigenſer Verehrern herüber gekommen war, um mir noch ein Mal Lebewohl zu ſagen. — Ich hatte in Riga mit dem guten verliebten Jungen oft getanzt und immer dabei denken müſſen: Er ſieht doch wahrhaftig aus wie eine trippelnde, wippende dürre Bachſtelze, mit Beinchen zum Einknicken — und jetzt fand ich ihn als Thränenweide wieder.

„Was iſt Ihnen paſſirt, Herr Reimer? Warum weinen Sie ſo erbärmlich?“

Er hatte eine eigenthümlich ſcharfe ſpitze Stimme und ſchluchzte: „Ach Sie reiſſen morgen, mein Fräulein, und ſcheidden wohl auf immer — und ich, noch ſo ganz abhängig von meinem Vatter, darf Sie nicht ſchon jetzt bitten, immer bei uns zu bleibben — als — als . . .“ Vor Schluchzen konnte er nicht weiter.

„Lina, ſo ſage doch dem artigen jungen Mann etwas Freundliches!“ — flüſterte mir die Mutter zu.

„Ja, was ſoll ich ihm denn ſagen?“ — dachte ich laut. Doch reſolut nahm ich den größten Kranz und ſtülpte ihm den auf den Kopf bis über die Augen und drückte ihm in jede Hand ein Bouquet und lachte übermüthig: Hier habben Sie drei Andenken an mich — nun dürffen Sie aber auch nicht mehr weinnen . . .“

Die arme Thränenweide holte sich nach einigen Jahren in Dresden von mir noch ein Körbchen — und heirathete dann eine alternde kokette Collegin aus Karlsruhe, mit der er sehr unglücklich wurde und sich bald scheiden ließ.

Mein ernsthaftester Verehrer in ganz Kurland war doch der liebenswürdige Dichter Apollonius Freiherr von Maltitz, der damals schon den originellen humoristisch-satirischen Roman: „Geständnisse eines Rappen, mit Anmerkungen seines Kutschers" geschrieben hatte. In Mitau wurde Maltitz nur mein „Schatten" genannt; der folgte mir sogar zu meinem Gastspiel nach Königsberg ... Der gute Baron war zwölf Jahre älter als ich, keine Schönheit, aber ein echter Edelmann in Gesinnung, Wort und That. Und so stand er eines Morgens in Königsberg zu unserer Ueberraschung gar feierlich vor mir und sagte einfach und schlicht: „Ich war gestern Abend hier im Theater, um mich noch ein Mal an Ihrer frohen blühenden Jugend zu erquicken, die mir und meinem einsamen Herzen in Mitau so wohl gethan hat. Und dann wollte ich wieder umkehren und mich auf meinem Gute in Kurland begraben ... Aber mir ist inzwischen immer klarer geworden: wie glücklich ich sein könnte, wenn Sie mir Ihr Lebensglück anvertrauen und mir nach Kurland folgen wollten — für immer. Ich habe Ihnen zwar kein glänzendes Los zu bieten. Mein Gut ist nur klein und meine Kühe sind mager ..."

Warum mußte mich in jener Stunde, die hätte die glücklichste meines Lebens werden können, mal wieder der übermüthige Lachteufel plagen, daß ich hell auflachte: „Mager wie die sieben Kühe in Pharaos Traum? — Ach nein, Herr Baron, erst müssen ja noch die sieben fetten Kühe und die sieben fetten Jahre meiner Kunst kommen ..."

Erst jetzt sah ich, daß der gute Baron verletzt vor mir stand — und das hatte ich nicht gewollt und so bat ich

denn aus vollem Herzen für mein kindisches Wesen um Verzeihung ... und er hat mir verziehen. Aber mit der Brautwerbung war's vorbei — für immer. Noch oft hat der Baron mich später in Dresden besucht — und dann hat er eine andere geheirathet. Er ist glücklicher geworden — als ich. Nachdem er längere Zeit russischer Geschäftsträger in Rio de Janeiro gewesen war, ging er in gleicher Stellung 1841 nach Weimar. Dort blieb er auch, als er seinen Abschied genommen, in behaglicher gelehrter und künstlerischer Muße wohnen, zuletzt in Goethe's gelbem Hause am Frauenplan, noch viel dichtend und denkend: Dramen und Gedichte. Meine ersten veröffentlichten Erinnerungen aus meinem Bühnenleben verfolgte er noch mit froher Theilnahme. Bald darauf ist er in Frieden gestorben.

Wie oft habe ich mich nach dem stillen Frieden seines Lebens unter bitteren Thränen gesehnt! Ja, warum mußte ich so manches treue redliche Herz — so manche wackere Hand in jugendlichem Uebermuth zurückstoßen? War das mein unseliges Verhängniß? — Im Alter ist mir nur die trostlose Reue geblieben. — —

In Mitau widmete der geistvolle Baron Ascher mir eine ganze „Extra-Beilage der Mitauischen Zeitung" — in Form eines Briefes an eine Dame — mit folgenden Huldigungen:

... „Um des Himmels willen, theuerste Freundin, was kann ich Ihnen jetzt Anderes schreiben, als daß die Bauer hier ist und vor ihrem Scheiden aus Rußland in Mitau Gastrollen gibt, eine ganze Woche lang, und daß ganz Mitau bei 12 Grad Frost in das kälteste Theater der Welt geht, um sie zu sehen, zu hören und zu bewundern, daß sie auf der Bühne wie in den Salons Alles entzückt, daß nur von ihrer Natürlichkeit, ihrer Anmuth, ihrer Wahrheit und ihrem Liebreize die Rede ist, daß sie in naiven, sentimentalen,

komischen und tragischen Rollen auftritt und steigenden Beifall erringt ... Da fällt mir ein, in Riga hat man vielfach gefragt, ob sie jemals im Tragischen bedeutend werden könne? — und sehr vorsichtig hinzugefügt, daß man sich nicht erkühnen dürfe, ein Endurtheil hierüber zu sprechen, — daß sie aber bis hiezu immer fortgeschritten und Aufgaben gelöst, die man für sie zu schwer geachtet, weshalb sie ohne Zweifel in einigen Rollen, — die sie nicht gegeben — Vorzügliches leisten werde, obschon man unmaßgeblich fürchte, der tragische Pathos werde sie am Ende erdrücken, wogegen man nichts desto weniger glaube, der unvorgreiflichen Meinung sein zu dürfen, daß sie im Lustspiele eben so groß sei, wie eine Andere, die im Tragischen eben so groß wäre. — — Hier hat man von Allem dem Nichts gefragt und Nichts gemeint. Man hat nur gefunden, daß die Welt anders geworden, seit Göthe seinen Wilhelm Meister schrieb, und daß es sehr anmuthig ist, derselben schönen Individualität im Leben wieder zu begegnen, der wir auf der Bühne so eben unsere ganze Neigung zugewandt.

Was geht auch über die Gegenwart, über das Gefühl einer warmen, edlen, schönen Persönlichkeit, die sich bis in die tiefste Seele entfaltet und keinen Flecken, keinen Schatten eines Schattens zeigt, die im Weinen und Lachen eine wahre Thräne und ein süßes Lächeln hat, von der Sie keine großen und leuchtenden Momente abzustreifen brauchen, um eine traurige Täuschung übrig zu behalten, die gar keine Augenblicke der erschütternden Ergebung hat, aber auch keine Augenblicke tödtender Erkältung, wo Sie die mildeste Liebe und sanfteste Wehmuth ganz empfinden und dadurch wieder versöhnt werden mit all' den tausend kleinen Ränken und Schelmereien, aus denen das beste weibliche Herz Fäden ziehet, um uns zu umstricken! Kennt die Liebe so zarte Schmeichelei, kann Anmuth so entzückend blicken, mit solcher

Grazie Muthwille scherzen, ist Schmerz so voll Anstand, zittert Rührung in so leisen Seufzern, und schläft wilde Leidenschaft so tief in dieser Seele, so tief, daß nur das Ach eines Traumes ihren Schlummer stört und verräth? ... Sie fragen das nicht, Sie kennen die Liebe ohne Leidenschaft, Sie werden eine solche seltene Individualität begreifen, die zwischen den Tiefen und Höhen der Menschheit wandelt und mit edlem Selbstbewußtsein die Klippen beider vermeidet. Mit Selbstbewußtsein!? das möchte ich genauer wissen; — entweder ist diese Kunst Natur, oder die seltenste, vollendetste Nachahmung derselben. — Ihre Grazie ist keine Verstellung. Verstellung ist eine durchsichtige Larve, durch die ein fremdes Gesicht blickt; ihre Grazie ist nur ein Lächeln, ein traumvolles, unschuldiges Kindeslächeln, ein Strahl, der verstohlen aus dem Auge bricht und verschämt dahin zurück flieht, ein Hauch, der um die Lippen bebt und in einen rosigen Duft zerrinnt, ein Ton, — ja der Ton ihrer Stimme fließt dabei wie ein schöner voller Strom durch eine blühende Ebene, stürzt nie zwischen Gebirgen, schäumend in Katarakten, und klingt in seinen heiligen Momenten nur wie das Liebesgeschwätz eines Baches, der in mondloser Nacht mit den Sternen plaudert ..."

Aus Riga sang Baron W. v. Schilling, der in Griechenland für die Freiheit gekämpft und gesungen hatte, mir nach:

„Und was ich tief in meiner Brust empfunden?
— O fragt mich nicht um die Vergangenheit!
Des Lebens Blüte waren zwo Secunden —
Und Sehnsucht heißt fortan die Ewigkeit."

Und die Rigaische Zeitung gab mir bei meinem Scheiden aus dem heiligen Rußland und bei meiner Rückkehr nach dem lieben Deutschland folgenden originellen „Reisepaß unserer hochgefeierten Karoline Bauer" mit auf den Weg:

„Dem ersten Engel der deutschen Bühne in St. Petersburg, Demoiselle Karoline Bauer, wird hiermit die Bewilligung zur Rückreise in's Vaterland ertheilt. Zu näherer Kenntlichkeit fügen wir folgende Personalbeschreibung bei: Heimat: Ueberall zu Hause. Charakter: Alle Abend einen neuen, — jeder vortrefflich. Stand: Anstand. Figur: Poetisch. Alt: In der Kunst, sonst jung. Angesicht: Maiblume. Augen: Lassen Alles blau anlaufen. Haare: Locken (natürliche). Zähne: Dreimal zehne und zwei. Unterschreibt gewöhnlich: Alles Schöne und Gute. Mit ihr reisen von hier ab: Die Kunst, ihre stete Gesellschafterin, — Thalia, Euphrosyne und Aglaja, ihre Kammermädchen, — die Anmuth, ihre Erzieherin, — der Geschmack, ihr Garderobier, — der Frohsinn, ihr Leibarzt. Besondere Kennzeichen: Hat auf der linken Seite ein rechtes Herz und spielt in Trauerspielen mit Lust; sie ist sanft und doch hinreißend; sie ist in allen Rollen zu Hause und gibt doch immer viel Gastrollen; sie ist eine ausgelernte Spielerin, und doch gewinnt Der, der mit ihr spielt; sie ist die sanfteste Person und hat doch viele Auftritte, die allgemeine Sensation erregen; sie hat einen kleinen Fuß und macht doch große Fortschritte. Es bestrebte sich Alles, sie nicht vom Orte zu lassen, und doch rief man sie immer heraus; ihr Ruf ist fest gegründet und fliegt doch durch ganz Europa. Nach diesem Signalement werden alle Behörden ersucht, sie auf ihrer Reise freundlich aufzunehmen und schmeichelhaft zu empfangen. Alle Erdenleiden und Uebel sind auf's Strengste angehalten, ihr kein Hinderniß in den Weg zu legen. Alle Herzen sind beordert, sie auf ihr Verlangen frei ein- und auspassiren zu lassen und ihr mit Huldigung und Verehrung den gebührenden Vorschub zu leisten."

2. Auf Kunstreisen.

Ein wandernd Leben
Gefällt der freien Künstlerbrust.
A. W. Schlegel.

So war ich nach dreijähriger Abwesenheit denn wieder im lieben deutschen Vaterlande, um der Heimat zu zeigen, was ich in der Fremde gelernt. Ich hatte eine ganze Mappe voll Gastspielanträge und dachte zunächst nicht daran, wieder ein festes Engagement anzunehmen.

In Memel spielte ich im März 1834 an zwei Vormittagen mit einer kleinen Wandertruppe das Käthchen und Strudelköpfchen — und Abends im liebenswürdigen Hause des russischen Consuls mit Dilettanten französische Comödie. — Die Frau Consul war eine Jugendfreundin von Mad. Narischkin, der schönen Geliebten des Kaisers Alexander; sie zeigte mir deren ideal schönes Bild und erzählte mir viel von der merkwürdigen Frau: die dem Kaiser um seines Adjutanten willen die Treue brach und dann von Alexander verlassen wurde. —

In Königsberg nahm uns das gastliche Haus des Hofpostmeisters Pfizer auf. Im Theater feierte ich die ersten deutschen Triumphe . . . und weiter ging's nach Danzig zu nicht geringeren Erfolgen. Ein freundlicher Brief der im königlichen Lustschloß Oliva wohnenden Prinzessin von Hohenzollern, die damals mit mir in Danzig jung war, rief mir kürzlich jene schönen Frühlingstage in der alten

prächtigen Handelsstadt in angenehme Erinnerung zurück. Ich lernte die liebenswürdige anmuthige junge Prinzessin in einer Abendgesellschaft bei dem Commandanten von Danzig kennen und traf sie später bei dem französischen Consul wieder, mit dem ich „La femme colère“ französisch spielte. Ueberhaupt nahm mich die Danziger Gesellschaft mehr in Anspruch, als das dortige Theater. Vorzüglich war dessen jugendlicher Liebhaber Heckscher, der mit mir den Don Cesar und Brackenburg spielte. Wir trafen uns später im gemeinsamen Dresdener Engagement wieder. Er wurde der Rival Emil Devrients, ohne ihn überflügeln zu können. —

In Posen verlief mein Gastspiel bei der gut geschulten Truppe des stets brummigen, aber kreuzbraven Direktors Vogt ganz prächtig. Mit dem hübschen jugendlichen Liebhaber und Bonvivant hatte ich ein kleines Abenteuer. Im „letzten Mittel“ spielte er mit mir, der eleganten Baronin Waldhüll, den Gluthen — zu meinem Entsetzen anfangs in mächtigen dunkelgrünen Lederhandschuhen. Auf meine zarte Bemerkung verschwanden die Dunkelgrünen — und Gluthen's Hände erschienen hellbraun ... aber ohne Handschuhe. Sie waren echt gefärbt. Direktor Vogt gab mir in seiner derben Weise die lustige Erklärung: „Ja, der Bursche ist erst kürzlich einem — Lohgerber aus der Lehre gelaufen! Daher seine Lohgerber-Hände und Manieren! Göthe hat Recht: es würde noch schlechter um die deutsche Bühne stehen, wenn sie sich nicht aus den durchgebrannten Söhnen guter Familien, aus verschuldeten Offizieren und Studenten recrutirte!“

Der gute Vogt, ewig in Geldnoth, hat mich zu seiner Rettung noch oft nach Posen gerufen. Ein Mal, am 29. Mai 1843, habe ich dort sogar mit der polnischen Truppe gespielt — den stummen Victorin in dem Melodrama „Waise und Mörder.“ Die Direktorin Vogt, eine geborne

Polin und kluge energische Frau, klagte mir: „Unsere polnische Aristokratie ist die launischste von der Welt. Erst verlangte sie von uns polnische Vorstellungen — und als ich mit Mühe und Noth vom Könige die Erlaubniß hierzu erhalten und mit großen Opfern eine gute polnische Truppe zusammengebracht hatte — da lassen mich meine vornehmen Landsleute vor leeren Bänken spielen und laufen einer armseligen französischen Winkeltruppe nach. Ebenso wie diese theuren Patrioten für Polen schwärmen — und ihr Geld in Paris verzehren . . ."

Plötzlich kam mir ein Gedanke und ich rief lebhaft aus: „Ich will den stummen Victorin mit Ihren polnischen Komödianten spielen, lassen Sie geschwind „Waise und Mörder" übersetzen und einstudiren — die Paar von mir zu sprechenden polnischen Schlußworte werde ich schon behalten — — wir wollen doch sehen, ob die Neugier die edlen Polen nicht in ihr nationales Theater zieht . . ."

Und sie kamen wirklich, die edlen Polen, so daß im Hause kein Plätzchen leer blieb: zu sehen, wie eine blonde Deutsche mit polnischen Mimen Comödie spielte!

Ich agirte den stummen Victorin mit Begeisterung, entzückt von dem Feuer meiner Mitspieler und im Bewußtsein, daß auch in meinen Adern polnisches Blut glühte — und der Enthusiasmus stieg von Scene zu Scene . . . Und als ich am Schluß — die Sprache wieder gewinnend — auf Polnisch ausrief: „Ten oicze zboica kochana!" (Dies, Vater, der getödtete Geliebte!) — da wollte das Haus im Jubelsturm schier zusammenbrechen. Ich war die Heldin des Tages — und der schöne feurige Graf Dombrowski wurde mein — Schatten! —

Mit der Vogt'schen Truppe ging ich zum Gastspiel nach Bromberg — und hier trat ich in ein freundliches Verhältniß zu dem später so berühmten Dramaturgen Heinrich

Theodor Rötscher, damals Gymnasial-Professor in Bromberg und nur wenige Jahre älter als ich. Eine angenehme Persönlichkeit mit einem hübschen klugen Gesicht, im feurigen Auge Geist und Witz, um den feinen Mund ein gewinnendes Lächeln.

Schon als Berliner Gymnasiast und Student hatte Rötscher für das Theater geglüht und geschrieben. Ich wußte, er war ein begeisterter Anhänger meiner Berliner Antipodin, Mad. Stich-Krelinger, und daher bangte mir anfangs nicht wenig vor seinem scharfen Urtheil. Aber er wußte unseren beiden so verschiedenen Individualitäten vollste Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen.

So sagte Rötscher mir: „Ihre Donna Diana gewinnt man zuletzt lieb, — die der Krelinger staunt man an, bleibt ihr aber fremd!“

Dies Urtheil hat Rötscher später in seinen „Scizzen und Kritiken“ weiter ausgeführt, in den Worten:

„Madame Krelinger ergriff die Rolle in ihrer nationalen Bestimmtheit. Sie war die stolze, einen Vulkan in sich bergende Spanierin, welche die Verschmähung der Liebe zum Pathos ihres Lebens gemacht hat. Dann aber durch die Energie des größeren Stolzes ergriffen, beugte sich der kalte Trotz und der stolze Sinn endlich unter die Herrschaft einer Leidenschaft, welche alle bis dahin zurückgedrängten Kräfte einer vulkanischen Gluth entband. In Ton, Haltung und Blick stand sie in den Ausbrüchen ihrer innern Zerstörung als das erschütternde Bild eines gebrochenen Stolzes vor uns, den nur die Strahlen des spanischen Himmels gereift haben konnten.

Fräulein Bauer dagegen versetzt uns durch ihre Darstellung von dem bestimmten spanischen auf den allgemein menschlichen Boden. Ein liebenswürdiges, reichbegabtes Geschöpf steht vor uns, das sich in die wunderliche Grille

hineingesponnen hat, in der Liebe den Verlust ihrer Freiheit zu sehen. Da erliegt sie dem Widerstande eines geistreichen, ritterlichen Prinzen, der sie über sich selbst zur Besinnung bringt und dadurch zum Aufgeben ihrer thörichten Grille treibt. Ihre innere Auflösung ist gewissermaßen eine Bekehrung des liebefähigen Weibes, welches endlich, über seine Paradoxie erröthend, als ein in voller Kraft liebendes Weib vor uns steht."

Ueber meinen Armand Richelieu sagte Rötscher mir das feine Wort: „Ihre Grazie macht mir die frivole Zeit an den Höfen Ludwigs XIV. und XV. begreiflich, wo durch die anmuthige Form der faule Inhalt genießbar wurde!"

Es war eine Lust, mit Rötscher über Kunst und Künstler zu plaudern. Er sprach mit großer Volubilität und geistreicher Schärfe; seine Analyse einer Rolle war unfehlbar. Während der Darstellung war ihm nicht die kleinste Nüance im Spiel entgangen — andern Tags wußte er fesselnd und belehrend darüber zu sprechen, wie ich es später nur aus Ludwig Tieck's Munde hörte. Aber es war nicht leicht, beiden größten Dramaturgen meiner Zeit lange mit gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören.

Hätte ich mit Rötscher dieselbe Stadt bewohnt, so würde ich ihm unverhohlen erklärt haben: „Verehrtester Herr Professor! Ihr Geist und Wissen entzückt mich und es wird mir eine Freude und Ehre sein, auch ferner zu Ihren Füßen sitzen und von Ihnen lernen zu dürfen — — aber die Woche höchstens ein Mal, denn sonst bringt Ihre Gelahrtheit mich um. Ich fühle schon jetzt eine Art Schwindel, wenn ich Ihnen nur eine Stunde andächtig zuhöre!"

Da lachte er herzlich und schlug mir eine regelmäßige Correspondenz über das Theater vor, über meine Rollen, meine Mitspieler und meine Beobachtungen an den verschiedenen Bühnen! Das Künstlertreiben biete so reichen

Stoff zu solchen Briefen, die sogar später gedruckt werden könnten . . ."

Heute bedaure ich es lebhaft, daß ich von dieser Erlaubniß keinen Gebrauch gemacht habe. Wie werthvoll wären Rötschers Briefe für meine Bühnen-Erinnerungen geworden!

Bei einem Diner wollte der Professor mich auch zu seiner Philosophie des — Unglaubens bekehren. Ich sagte: „Frau Professorin, möchten auch Sie Ihren Gatten und Ihre Kinder in jener Welt nicht wiederfinden?"

Man lachte — und jene Philosophie war damit erledigt. — Aber als ich dann nach dreißig Jahren von den qualvollen Leiden der Gehirnerweichung hörte, unter denen der berühmte Dramaturg im Frühjahr 1871 während des deutschen Siegesjubel in Berlin starb, von der Mitwelt schon fast vergessen — — da mußte ich erschüttert jener Stunde in Bromberg gedenken. — —

* * *

Nach einem kurzen Gastspiel in Brünn fuhren wir — die Mutter und ich im Fond unseres mit Extrapostpferden bespannten bequemen Reisewagens, Papagei Coco und Hündchen Cora auf dem Rücksitz, ein eleganter Diener in Jägerlivree neben dem Postillon auf dem Bock — an einem sonnigen Sonntagmorgen Ende Mai 1834 zum ersten Mal in die fröhliche Kaiserstadt an der Donau hinein — dem bedeutsamsten aller Gastspiele entgegen: an dem stolzen, in der ganzen Bühnenwelt tonangebenden Burgtheater . . .

Alle ersten Gasthöfe waren besetzt. Mit Mühe fanden wir ein bescheidenes Logis in der „Goldenen Ente". Meine erste Frage an den Lohnbedienten war: „Was wird im Burgtheater heute gegeben?"

„Das Fest in Knillwurst, Ihr' Gnaden!"

Lachend las ich auf dem Theaterzettel: „Das Fest in Kenilworth“ — dann aber voll Freude: „Königin Elisabeth — Mad. Amalie Wolff, königliche Hofschauspielerin aus Berlin, als zweite Gastrolle.“

Am Nachmittag ging's mit zwei bewährten Freunden, die ich in Berlin kennen gelernt hatte, dem jovialen alten Burgschauspieler Schwarz und dem geistreichen Kunstkritiker der „Wiener Modenzeitung“ Friedrich Witthauer, hinaus in den lustigen Prater . . .

Aber wie blaß, müde, melancholisch der einst so lebensfröhliche Witthauer mir gegenübersaß! Betrübt sagte ich: „Und muß ich Sie daran erinnern, daß heute der 28. Mai ist . . . und daß mich heute vor neun Jahren in Berlin unter der Ueberfülle von Geschenken, Blumen und Gedichten nichts so sehr erfreute, als ein Rosenstock mit hundert Blüten und Knospen und einem Rosablättchen mit den Worten: „Ein armer Gelehrter hat auf Ihren Lebensweg nur Blumen zu streuen . . . ?“

Armer Freund! Er ist nie wieder froh geworden, wie damals, als wir mit einander die hundert Knospen und Blüten an jenem Rosenstock zählten, der meinen ersten Berliner Geburtstagstisch schmückte.

Friedrich Witthauer ruht seit 1846 auf dem Friedhofe zu Meran. Er ist an — Wien und an Metternichs Censur gestorben. — —

Im närrischen „Wurstl-Prater“ wurde ich wieder zum Kinde: beim Besuch der Buden mit dem übermüthigen Hanswurst, mit Wunderthieren und tanzenden Zwergen, Riesendamen, Panoramas, Hasen, die Pistolen abfeuerten, und Hunden und Affen in den Kostümen der Pompadour und ihres Hofstaats . . . Ich jubelte über den Frohsinn, die Harmlosigkeit und beneidenswerthe Naivetät des Wiener Völkchens: Cavaliere und Damen, Bürger und Soldaten,

Kindermädchen und Studenten, Gesellen und Meisterinnen — Alles bunt durch einander und gleich entzückt von den gebotenen Genüssen!

Und dann saßen wir unter den frühlingsgrünen Praterbäumen an zierlich servirten Tischchen und tranken bei Lanner's entzückenden Walzern echten Wiener Kaffee mit Obers (Sahne) — — und endlich konnte ich mein langjähriges Sehnen nach Wiener — Kipfeln stillen! Hatte mir doch in Petersburg ein österreichischer Gesandschafts-Attaché folgende Kipfel-Anekdote erzählt: „Die Donau war über ihre Ufer getreten und einzelne Dörfer von allem Verkehr abgeschnitten. Regierungskommissäre besuchten in Kähnen die Hütten, um — wo's Noth that — Lebensmittel zu spenden. Eine Frau erhielt reichlich Brod und Mehl und Kaffee, — als aber die Kommissäre weiter ruderten, da rief sie ihnen nach: „Ah! Herr Kommissär — — und nit an anzigs Kipfel haben's mi mitbracht? Dös is schändlich :. . I bitt schön, vergessen's das nächste Mal nit die Kipfel, — dös is mei anzig Leidenschaft. . ."

Wir sprachen über das Gastspiel von Amalie Wolff. Sie hatte bereits Frau Feldern in Töpfer's „Hermann und Dorothea" gegeben — ohne sonderlichen Erfolg.

„Das begreif ich nicht!" — sagte ich. — „Amalie Wolff's Feldern entzückte stets ganz Berlin durch die Lebensfrische und Lebenswahrheit . . . Sie schuf ein wahres Genrebild aus dieser dankbaren Rolle . . ."

„Gewiß, nur für den Rahmen unseres Burgtheaters zu — treu nach dem Leben kopirt. Hier liebt man Alles geschminkt und aufgeputzt. So konnte ganz Wien es nicht begreifen, daß eine Berliner Hofschauspielerin so wenig Toilettengeschmack entwickelte und als Frau Feldern in Klapp-Pantoffeln, großblumigem Kattunkleide mit Schößen, Schürze und altmodischer Haube auf die Bretter des Burgtheaters zu treten wagte . . ."

„Aber Frau Wolff wählte das Kostüm ja treu nach Goethe's Dichtung?“ rief ich erstaunt.

„Thut nichts“, sagte Witthauer trübe lächelnd, — „unsern Wienern gefällt ihre Burgtheater-Feldern, die Frau von Weißenthurn, weit besser in ihrem stattlichen, braunseidenen Kleide, schwarzen Atlasschuhen mit Kreuzbändern und Blondendormense . . . Unsere Bühne ist eben stark in der Modeepoche . . .“

„Modeepoche?“

„Leider werden Sie das bald nur zu gut verstehen, wenn Sie erst einigen Vorstellungen im Burgtheater beigewohnt — oder selber einige Male aufgetreten sind. Das trefflichste Spiel unserer Damen genügt heute nicht mehr, wenn es nicht in neuer, glänzender und überraschender Toilette vor dem kritischen Publikum erscheint. Karoline Müller ist die Modelöwin unserer klassischen Bretter und des ganzen eleganten Wiens . . . Ich würde mich garnicht wundern, wenn es nächstens bei jeder Rolle der Müller auf dem Theaterzettel heißt: die Dame wird sich dem geehrten Publikum heute Abend in vier — fünf — sechs funkelnagelneuen Toiletten — direkt per Courir aus Paris bezogen — präsentiren . . . Und ich — der Kritiker, soll dann stets all' diese Kleiderpracht in meinen Rezensionen aufzählen und haarklein beschreiben und „kritisiren“, — sonst finden die guten Wiener meine Kritiken ledern und langweilig . . . Wundern Sie sich also nicht, wenn Sie die Kritiken über das alte herrliche Burgtheater nächstens von dem berühmten Behr, dem „göttlichsten“ Damenschneider Wiens, oder von Madame Rosa, unserer „genialsten“ Pariser Modistin unterzeichnet finden . . .“

„Ah! dann verstehe ich auch, warum Julie Rettich das Burgtheater verließ und nach Dresden ging . . . und warum man die edle Tragödin gehen ließ. — O, Mutter, wie

wird Deiner Lina es hier ergehen mit ihren armen Fähnchen, die keine Ahnung haben von Paris!"

„Wenn Sie mit Karoline Müller nicht in der Toilette rivaliſiren, — ſo fallen Sie durch!" ſagte Witthauer melancholiſch.

„Und keine Rettung — keine?" klagte ich mit den Worten Egmonts und den Tönen einer Iphigenie.

„Keine — als dem Moloch Behr zu opfern, — rothes — rothes Gold — viel Gold!" ſtimmte Schwarz in demſelben Ton ein.

Ein eleganter Reiter auf prächtigem Schimmel ſprengte kühn und graziös vorüber . . .

„Welch' herrliches Thier — und wie würdig deſſelben der Reiter!" rief ich entzückt aus.

„Le cavalier à la mode — der tollkühnſte Reiter der Welt — der populärſte Mann Wiens — — Graf Moriz Sandor!" ſagte Witthauer. „Doch da iſt er ſchon wieder, ich werde ihn begrüßen, und dann können die Damen den berühmten Pferdegrafen mit Muße betrachten."

Der arabiſche Schimmel hielt im Fluge neben unſerem Tiſche an und ſcharrte feurig ſchnaubend mit den feinen Hufen. Der Reiter grüßte graciös zu uns herüber und plauderte mit Witthauer, der ihm entgegen gegangen war. Voll Intereſſe betrachtete ich den originellen Grafen, deſſen Reiterſtückchen ihm bereits einen europäiſchen Ruf erworben hatten. Graf Sandor war damals 29 Jahre alt, kaum mittelgroß, aber von ſeltener Eleganz und geſchmeidiger Kraft in allen Bewegungen. Er ſaß wie angegoſſen auf dem Schimmel, ſich graziös in den Hüften wiegend. Sein mehr intereſſantes als hübſches Geſicht war tiefbraun, von einem kurzen ſchwarzen Bart umrahmt, und ſeine dunklen Augen blitzten in Lebensluſt und neckiſchem Muthwillen. Das Ganze — Pferd und Reiter — boten das Bild über-

müthigen Jugendfeuers, Grazie mit Kraft verschmolzen. Seine Feueraugen musterten mich ungenirt — und dann ließ er sich uns vorstellen. Er plauderte gewandt, sprudelnd, aber für meine Gewohnheiten doch etwas zu — cavalièrement Wienerisch. Kaum hatten wir zwei Minuten mit einander geplaudert, so bat er, mich morgen im Prater spazieren fahren zu dürfen. Als ich etwas kühl für diese Ehre dankte, sahen mich die brennenden Augen schier verwundert an, als wollten sie sagen: „Graf Sandor bietet seine prachtvolle Equipage und seine noch prachtvollere Person einer — Schauspielerin an — — und diese lehnt Alles ab . . . das ist wirklich neu in Wien . . ."

Im Prater konnte man den Grafen täglich sehen. Ja, der Wiener konnte sich seinen Prater gar nicht ohne den lustigen, übermüthigen, wilden und so überaus erfindungsreichen Grafen Sandor denken, der so prächtig für das Amüsement der guten Wiener sorgte. Wo er sich zeigte, wurde er von der Menge mit Jubel und Händeklatschen begrüßt, und auf allen Gesichtern zuckte die größte Spannung: ob der Graf denn nicht heute wieder etwas Hübsches, Lustiges, Halsbrechendes loslasse?

Graf Sandor, einer der reichsten, altadeligen Familien Ungarns angehörend, hatte den prächtigsten Marstall in Wien. Täglich zeigte er sich auf einem andern wunderschönen, wildfeurigen Pferde, die er alle daheim auf den weiten ungarischen Steppen — er selber in dem malerischen, flatternden Mantel eines Pferdehirten — zugeritten und gebändigt hatte. Nicht selten ritt er im Prater die wildesten Renner ohne Sattel, Zaum und Steigbügel . . . und nur die Eingeweihten wußten, daß er die Thiere an einem kaum sichtbaren seidenen Schnürchen lenkte. Es war gar nichts Seltenes, daß der Reitergraf über einen dahin rollenden Fiaker, über eine Höckerin und ihren hochgethürmten Töpferkram plötzlich hinwegsprengte

und dann den Erschrockenen eine Handvoll Gulden hinwarf — als Schmerzensgeld für den kleinen Schreck, denn Schaden richtete er nie an. Auch seine Wetten bildeten das Tagesgespräch und füllten die Spalten der Zeitungen. So gewann er einst eine Wette: die Treppen in ein drittes Stockwerk hinaufzureiten und dort oben auf schmalem Balkon sein Pferd zu wenden — auf den Hinterfüßen, die Vorderfüße hoch in der Luft!

Von dem Exerzirplatze am Fuße der Bastei zu Ofen sprengte er oft plötzlich die steilen Treppen des Schloßberges hinan nach dem Schloß seiner Väter ... und dann sahen die Soldaten mit Jubel Chef und Pferdekopf gemüthlich aus den höchsten Fenstern des Schlosses niederblicken. — Wo es anging, ritt er nicht durch den Thorweg, sondern setzte über die Mauer hinweg.

Als später die Eisenbahn von Wien nach Pest eröffnet wurde, ritt er in Folge einer Wette die Strecke in sechs Stunden und kam zwei Stunden früher an, als der zugleich mit ihm abgegangene langsame Postzug.

Auch liebte Graf Sandor es, sich den guten Wienern zuweilen zu Wagen zu zeigen, — aber wo möglich jedes Mal in einem andern Bauwerk seiner Erfindung. Heute saß er in einem römischen Triumphwagen à la Julius Cäsar, morgen mit seinen Freunden auf einem haushohen Gestell, übermorgen lag er zwischen zwei Riesenrädern gleichsam in einer Hängematte fast auf der Erde, und dann wieder kutschirte er auf drei Rädern einher. Aber die Wagen waren für seine Pferde ja nur Staffage. Heute fuhr er mit sechs Schecken lang vom Bock, morgen spannte er Schimmel, Rappen, Fuchs und Braunen zusammen, übermorgen drei Schimmel einspännig voreinander, — heute russisch — morgen englisch — übermorgen magyarisch geschirrt!

Damals sprach ganz Wien von der glühenden Liebe des interessanten Grafen zur Prinzessin Leontine Metternich —

der Tochter des allmächtigen Staatskanzlers. Man glaubte aber kaum, daß der Fürst seine schöne Tochter einem so tollen Wagehalse anvertrauen werde. Und doch war im Februar 1835 bereits die glanzvolle Hochzeit. Das junge Paar wohnte nun theils in Wien, theils in Ofen, auf dem prächtigen und zugleich romantischen Stammsitz der Sandors. Als Metternich's Stern unterging, brachte die erregte Menge eines Abends vor Sandor's Palais eine entsetzliche Katzenmusik. Plötzlich tauchte aus dem lärmenden Volkshaufen ein Mann auf, der sich auf die Rampe des Palais postirte, und am lautesten schrie, pfiff, trommelte ... es war Graf Sandor! Kaum hatte die Menge ihn erkannt, so stutzte sie und verstummte ... Dann brach auf allen Seiten ein homerisches Gelächter aus ... es war ja auch zu komisch, daß ein Mann begeistert in die Katzenmusik einstimmte, die vor seinem eigenen Hause gebracht wurde ... Der Sturm war vorüber und singend, lachend zog das kurz vorher noch so erregte Volk davon.

Und dieser interessante Mann mußte so traurig enden! Bei einem unglücklichen Sturz mit dem Pferde zog er sich eine Gehirnerschütterung zu. Düstere Schatten — ja oft tiefe Nacht verhüllten den einst so heiteren Geist viele, viele Jahre hindurch bis zu seinem Tode. Die arme Leontine Metternich hat viele Thränen geweint.

Des Grafen Sandor Tochter Pauline, die ihres Oheims, des Fürsten Richard Metternich Gemalin wurde, hat viel von dem excentrischen Geiste ihres Vaters geerbt. Davon wußte einst der galante Hof der Kaiserin Eugenie — und weiß heute Wien viel zu erzählen. — —

Und am Abend saß ich nicht wenig gespannt unter dem Publikum des Burgtheaters. Das hohe, architektonisch unschöne, aber aristokratisch geschmückte Haus strahlte im hellsten Licht. Der erste, zweite und dritte Rang wogte und flimmerte

von den elegantesten, auffallendsten — ja gewagtesten Toiletten. Modische Herren gingen von einer Loge in die andere und machten den Damen den Hof. ... Ueberall Lachen, Kokettiren und die lauteste, ungenirteste Unterhaltung — und nicht nur in den Zwischenakten. Fächer und Lorgnette manövrirten, weiße schöne Frauenarme präsentirten sich auf den rothsammtenen Logenbrüstungen möglichst vortheilhaft ... man sah: Jeder und noch mehr Jede wollte gesehen werden und suchte sich in das glänzendste Licht zu stellen. Die Bühne war Nebensache ... Wie anders war das in Berlin gewesen!

Die arme „Knillwurst" ging spurlos vorüber. Der feurige Ludwig Löwe, die anmuthige Fournier, und selbst Goethe's genialste Schülerin — meine theure Amalie Wolff vermochten nicht zu enthusiasmiren. Elisabeth's in Berlin so berühmtes sanftes: „Leicester, ich befehle!" — und ihr herrschendes, hartes: „Burleigh, ich bitte" — diese fein psychologischen Nuancen wurden in Wien gar nicht beachtet. Kein Wunder also, daß Amalie Wolff's Spiel immer befangener wurde. Sie sagte mir später: „Ich bin schwer dafür bestraft, daß ich meinem Vorsatze: nach meines Mannes Tode nicht mehr zu gastiren! — untreu wurde. Und dann irrte ich in der Wahl der Rollen. In Wien dominirt heute das Lustspiel. Ich hätte nur im humoristischen Fache auftreten sollen und wäre hier auch der wirksamsten Unterstützung sicher gewesen.

Amalie Wolff hatte Recht. Im heiteren, graziösen Genre des Lustspiels und Konversationsstücks bewährte das Burgtheater seinen in den zwanziger Jahren unter Schreyvogel's trefflicher Leitung begründeten Ruf: neben dem Théâtre français das liebenswürdigste und vollendetste Ensemble zu bieten! Als Liebhaber wechselten ab: der elegante, noble Korn, der feuersprühende Ludwig Löwe, der witzfunkelnde

liebenswürdige Fichtner. Anschütz war ein Heldenvater zum Staunen, Wilhelmi ein komisches Väterchen zum Küssen, und Kostenoble ein lieber, närrischer Charakterkomiker zum Todtlachen! Karoline Müller war eine glänzende Salondame, die kleine hübsche Peche eine reizende naive Liebhaberin, der sogar ihr prononcirter böhmischer Dialekt allerliebst stand — — und die lachlustigen Wiener gaben dazu das dankbarste Lustspielpublikum her. Freilich, mit dem Berliner Schau- und Trauerspiel durfte das Wiener Burgtheater sich nicht messen! Seit Sophie Müller's heißes Künstlerherz sich an der Kunst verblutet hatte — und Sophie Schröder und Julie Rettich grollend ausgewandert waren, stand das tragische Fach fast verlassen da.

Bauernfeld's Lustspiele beherrschten die Bühne. Scherzend wurde darüber gestritten: ob Bauernfeld den Wienern geschenkt sei, für ihre Burgtheaterlieblinge dankbare Rollen zu schreiben ... oder ob Karoline Müller und die Peche, Anschütz, La Roche und Löwe, Kostenoble, Korn und Fichtner expreß dazu geboren seien, Bauernfeld's Stücke so zu spielen, wie sie gespielt werden mußten.

Ich lernte Bauernfeld in Gesellschaften kennen und freute mich, ein so liebenswürdiges Talent und reiches Wissen durch die größte persönliche Bescheidenheit nur noch gehoben zu sehen.

Im Herbst wohnte ich einer Novität bei: „Der Traum ein Leben", von Grillparzer. Ganz Wien war in fieberhafter Aufregung — und das überfüllte strahlende Haus vor Erwartung fast im Delirium. Und dann, als der Vorhang aufrollte und die tiefpoetische Dichtung „unseres Grillparzer's" durch „unsern Anschütz" und „unseren Löwe" und „unseren La Roche" so würdig verkörpert an dem strahlenden Auge der Zuschauer vorüberzog ... da brach ein förmlicher Sturm von Jubel und Begeisterung los, abwechselnd

mit Pausen athemloser Spannung. Ja, das Publikum spielte förmlich mit, wie ich es sonst nur im Théâtre français gesehen hatte. Die Geistesfunken, die von der Bühne sprühten, blitzten zündend wieder in den Augen, den belebten Physiognomien und in den einzelnen begeisterten Ausrufen der enthusiasmirten Zuschauer.

Besonders ergriff die Schlußscene: als der Hirt (Ludwig Löwe) in seiner bescheidenen Hütte erwacht — ein reiner, gottvertrauender Mensch, arm und unbekannt — — aber so froh und dankbar, daß er allen Glanz und Reichthum ... und den Verrath und Mord, durch die er sein Sehnen nach Macht und Glück gestillt — nur geträumt hat. Daß der Zuschauer erst in diesem Augenblick erfährt: es war Alles nur ein Traum — das bekundet die Meisterschaft des Dichters. —

Im Theater an der Wien sah ich zum ersten Mal Raimund und seine entzückenden Zaubermärchen. Eine neue Welt ging mir hier auf den Brettern auf. Ich wurde wieder zum lachenden und weinenden Kinde — — und gut und gläubig und hoffnungsselig wie ein Kind, das des Lebens Dornen und Giftblumen noch nicht kennt.

Im „Alpenkönig" bildeten Direktor Karl, Raimund und der Komiker Scholz das köstlichste Ensemble, und im „Verschwender" war Raimund ein wundernärrischer lieber Valentin.

Und dieser herzfröhliche Dichter — dieser urnärrische Komiker ... war schon damals im bürgerlichen Leben ein finsterer Hypochonder. Die fixe Idee, von seinen lieben Wienern nicht verstanden und nicht gewürdigt zu werden, trübte seinen sonst so klaren Blick. Gepeinigt von düsteren Gedanken, verbarg er sich oft tagelang auf seiner hübschen Villa in Gutenstein vor aller Welt Augen. Vor einigen Jahren war es seiner langjährigen Freundin, der genialen

Thereſe Krones, doch noch oft gelungen, ihn aus ſeinen Grübeleien zu reißen — — aber die leichtlebige Soubrette war jetzt ſchon ſeit vier Jahren todt. Die Wiener ſagten: das zehre auch an ſeinem Herzen ... Und nach zwei Jahren — 1836, in einer finſteren Stunde — in dem Wahne, von einem tollen Hunde gebiſſen und unrettbar der Hundswuth preisgegeben zu ſein ... da warf er dies verdüſterte Leben von ſich — und Wien, das luſtige Wien, das ſo oft über ſeinen Liebling Raimund und ſeine Zauberpoſſen aus vollem Herzen bis zu Thränen gelacht hatte, — das weinte jetzt aus ebenſo vollem Herzen bei ſeinem Leichenbegängniß.

Nachdem wir die beſcheidene „Goldene Anden“ mit dem comfortablen „Erzherzog Karl“ vertauſcht hatten, mußte ich ernſtlich daran denken, mich den Gewalthabern des Burgtheaters vorzuſtellen und das Nöthige wegen meines Gaſtſpiels, das Anfangs Auguſt ſtattfinden ſollte, zu beſprechen. Ich beſuchte zuerſt den artiſtiſchen Direktor Deinhardſtein und fand einen liebenswürdigen, jovialen Herrn, der es gewohnt zu ſein ſchien, das Leben und die Kunſt und ſeine Stellung möglichſt bequem und leicht auf die Achſeln zu nehmen. Er war in Wien als paſſionirter Angler bekannt und ließ ſich dann nicht gern durch Direktionsgeſchäfte ſtören. Ueber ſeinen Chef, den Oberſtkämmerer und Intendanten Grafen Czernin, der eines ſchönen Tages den verdienſtvollen, aber ziemlich kurz angebundenen Direktor Schreyvogel sans façon in Ungnaden „fortgejagt“ und den Verfaſſer von „Hans Sachs“ und „Garrick in Briſtol“ zu deſſen Nachfolger ernannt hatte, ſprach er ziemlich ungenirt — ja unvorſichtig, und ſchob alle Verwaltungs- und Direktionsſünden des Burgtheaters dem Herrn Grafen lachend in die Oberſtkämmererſchuhe. Ich weiß nicht, ob es Deinhardſtein's Ernſt war, daß er mir gegenüber ſelber die ſtiefmütterliche Behandlung des Trauerſpiels auf dem Burgtheater bedauerte,

oder ob er glaubte, sich mir — die ich mit Begeisterung von der klassischen Berliner Zeit sprach — dadurch im günstigsten Lichte zu zeigen.

Den Intendanten mußte ich in Schönbrunn aufsuchen. Wie war ich enttäuscht von dieser berühmten — jetzt so öden, traurigen, vernachlässigten kaiserlichen Sommerresidenz — — und der Graf Czernin erschreckte mich förmlich beim ersten Anblick. Ich hatte an einen stattlichen, liebenswürdigen und geistvollen Grafen Brühl gedacht, der mir von Berlin her unvergeßlich als Intendant war — — und fand ein uraltes, vertrocknetes Männchen mit tausend Runzeln in dem winzigen Gesichtchen, erloschenen, fast blöden Augen — und geschminkt und geputzt wie ein französischer Marquis d'ancien régime. Damit harmonirte auch sein ganzes Auftreten und sein — künstlerisches Urtheil.

Ebenso ungenirt, wie Deinhardstein sich gegen die Fremde über seinen Chef ausgesprochen hatte, plauderte dieser über seinen Direktor und über die Schauspieler.

„Frl. Peche ist die Perle unserer Bühne in naiven und kindlich elegischen Partien . . . Die Königin von sechzehn Jahren spielt sie unvergleichlich, obgleich Anschütz sie durch sein langsames Sprechen schlecht unterstützt, so daß die arme kleine Königin während seiner endlosen Rede am Schluß des Stücks nicht mehr weiß, wo sie ein wirksames Mienenspiel hernehmen soll . . ."

„Aber Excellenz, Anschütz ist doch ein Meister aus der klassischen Schule . . ."

„Mag sein" — sagten Excellenz nachlässig — „ich kümmere mich um die klassischen Stücke wenig, Drama und Trauerspiel langweilen mich . . . Und wenn nicht das Lustspiel wäre, möchte der Henker den ganzen Theaterkram holen . . ." Das Lustspiel war aber für Excellenz: die hübsche und gar nicht grausame kleine Peche.

Etwas neugierig klopfte der Graf an: ob ich wohl Engagementspläne für das Burgtheater hege?

Unbefangen sagte ich: „Nein, Excellenz! Mein Fach ist hier reichlich besetzt, und ehe ich in Norddeutschland wieder ein Engagement annehme, möchte ich noch einige Zeit gastiren. Wenn die Wiener mich aber bei meinem bevorstehenden Debüt freundlich aufnehmen, so wird es mich glücklich machen, hin und wieder auch am Burgtheater zu gastiren."

Da floß Graf Czernin über vor Süßigkeiten — aus der Galanterie-Bonbonniere d'ancien régime. Er hatte gefürchtet, ich wolle seine liebe kleine Peche, die dem allmächtigen Intendanten eben so nahe stand, wie früher dem Großherzog von Hessen, in der Gunst der Wiener verdrängen. —

Auch die Wiener Geselligkeit sollte ich kennen und schätzen lernen. Baron Andlaw, erster Sekretär bei der badischen Gesandschaft, brachte der Mutter und mir den landsmannschaftlichen Gruß seines Chefs, des Generals Tettenborn, und dessen Einladung zum Diner am nächsten Tage. „Sie werden auch den Prinzen Gustav Wasa sehen . . ."

„O, ich habe mit seinen Schwestern Cäcilie und Amalie einst so fröhlich auf den Kinderbällen getanzt, die von der Frau Markgräfin häufig auf dem Schloß in Karlsruhe gegeben wurden, weil die zum Besuche anwesende Kaiserin Elisabeth von Rußland solche kleine Feste sehr liebte . . . Und auch des schwedischen Kronprinzen Gustav erinnere ich mich noch sehr gut, wie er so blaß und schmächtig und melancholisch durch die Straßen von Karlsruhe ritt und wie wir Kinder ihm nachschauten und uns geheimnißvoll wichtig zuflüsterten: „Sein Vater war ein König — und weil die bösen Schweden ihm die Krone genommen und ihn und die Königin und die armen Kinder aus ihrem König-

reich getrieben haben — darum ist Prinz Gustav so traurig und blaß und mager . . ."

„Nun traurig und blaß und mager ist Prinz Gustav Wasa heute gerade nicht mehr" — lachte Baron Andlaw — „man gewöhnt sich im Leben mit der Zeit an Alles — sogar an eine verlorene Königskrone!"

General und Generalin Tettenborn hatten den seligen Vater gekannt und zeigten in herzlichster Weise seiner Wittwe und Tochter, wie sehr sie ihn schätzten. Ihr liebenswürdiges Haus wurde uns während unseres Aufenhaltes in Wien bald ein Stück badischer Heimat.

In dem runden, rothwangigen, echt Wienerisch lebenslustigen Prinzen Gustav Wasa hätte ich freilich den armen, blassen, melancholischen Königssohn ohne Land und Krone aus Karlsruhe nicht wieder erkannt.

Gräfin Ficquelmont in Petersburg hatte mir ein Empfehlungsschreiben an die französische Gesandtin, Marquise St. Aulair, gegeben und mit feinem Lächeln hinzugefügt: „Sie werden Legitimisten pur sang kennen lernen!"

Ich wurde etwas enttäuscht! Die ganze Gesandtschaft war mir zu — überirdisch und weltlustverachtend; selbst die jungen, hübschen Töchter gemessen und zugeknöpft, wie Puritanerinnen. Alle schienen einen geheimen Schauer vor dem helläugigen, lebenslustigen Weltkinde zu empfinden, das noch obendrein den gottverlassenen Brettern angehörte. Aber nach und nach entschauerten und knöpften sie sich einer nach dem Andern auf. Wir plauderten über Petersburg, Paris, die Mars . . . und ich fand zuletzt so sehr Gnade vor den gestrengen Augen, daß die Frau Marquise mir die Hand drückte und versicherte: sie würde alle meine Debüts besuchen . . . „Ah, vous jouerez la jeune maraine? On dit une charmante pièce . . . mais la jeune maraine — est elle bien élevée?"

Ich konnte mit gutem Gewissen sagen, daß die junge Pathin eine sehr wohl erzogene Person sei.

Bei dem berühmten Orientalen Hammer-Purgstall fühlte ich mich dagegen gleich heimisch. Hier lernte ich alle Größen der Kunst und Wissenschaft des damaligen Wien kennen. Mit dem feinsten Takt und unermüdlicher Liebenswürdigkeit verstanden Wirth und Wirthin es, alle Gäste des vielgesuchten Hauses mit einander bekannt zu machen.

Fürst Gortschakoff, erster Attaché der russischen Gesandtschaft, machte mir auf den Empfehlungsbrief des Fürsten Wolkonski in Abwesenheit seines Chefs in feinster und zuvorkommendster Weise die Honneurs in Wien. Ein echter Kavalier, mit den elegantesten Manieren, rundem, behaglichen Gesicht, sanften Zügen, gütigem Lächeln, großen klugen Augen, geistvoller, ja bezaubernder Unterhaltung — machte der Fürst schon damals den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit ... Aber er selber ahnte wohl nicht, daß er berufen sei, als Diplomat später eine so große und einflußreiche Rolle auf dem politischen Welttheater zu spielen!

Im Prater hatten wir ein kleines interessantes Diner, das uns der lebenslustige Dichter der „Todtenkränze" und kaiserliche Kammerherr Joseph Freiherr von Zedlitz gab. Die anderen Gäste waren die Herren von Dalberg und Varnhagen, Dr. Witthauer und die schöne Frau Brede, die Freundin der verstorbenen Rahel und jetzt — am Burgtheater engagirt — die zärtliche Freundin des Herrn von Zedlitz. Später kam noch ein echter Wiener Beau zur Gesellschaft. Varnhagen machte sich damals in Wien etwas aufdringlich lächerlich als — hinterbliebener Gatte Rahels. Man spöttelte über den „modernen Orpheus, stets und überall den Verlust seiner Eurydice-Rahel beklagend ..."

Die Wiener und die Berliner sprühten bald im brillantesten Witzkreuzfeuer: pro et contra Berlin oder Wien!

Jeder wußte einen Vorzug seiner Stadt in das beste Licht zu stellen. Als ich an die Reihe kam, meine Lanze zu werfen, sagte ich: „So viel ich in dieser kurzen Zeit vom Wiener Leben gesehen habe, hat Berlin einen Vorzug vor Wien: den der — ästhetischen Verehrer von uns Künstlerinnen.

Jeder gab sein Wörtlein dazu. Zedlitz und Auguste Brede sahen sich verständnißvoll lächelnd an. Endlich sagte auch der Beau, der mich ganz verwundert anschaute:

„Erlauben's, daß i auch an Wörtl mitplausch' — denn die Lieb ist mein' Passion . . . Wie mi aber scheint, ist hier die Red' von der romantischen — idealischen — platonischen Lieb?"

„Ja, Herr Graf," sagte ich — „von der einzig wahren — ewigen Liebe . . ."

„Jetzt lassen's mi aus, meine Gnäd'ge" — lachte der Beau — „die langweil'ge Geschicht' von der ewigen Lieb hab' i auch schon a mal mitgemacht, hab' g'seufzt und g'schmacht zum Erbarmen, Blumen und G'dicht geschickt . . . bis i vor Lieb ganz blaß und mager g'worden bin . . . Abers nach drei Wochen hab i g'sehn, daß diese ewige Lieb a groß Dummheit ist und mi vorgenommen, nie mehr romantisch — idealisch und ewig zu lieben . . ."

Ich mußte so unaufhaltsam lachen, daß der Beau fast verlegen wurde und nicht recht wußte, ob er meine Heiterkeit übel nehmen oder einstimmen sollte. Zum Glück zog er vor, das Letztere zu thun. Die Mutter lenkte auf ein weniger gefährliches Thema ein — wir sprachen über die Vorzüge von Strauß und Lanner.

Ich hatte Beide oft im Prater gehört. Es war eine Lust, Strauß seine Tänze dirigiren zu sehen: den kleinen, beweglichen Mann mit der kleinen Zaubervioline in der Hand; er hüpfte, nickte, geigte und wiegte sich in fröhlicher

Aufregung nach den berauschenden Tönen. Das Orchester leistete Vorzügliches. Oberon's Horn konnte nicht zauberischer zum Tanzen einladen.

„Wer g'fällt Ihna halt besser — der Strauß oder der Lanner?" fragte mich unser Beau.

„Ich höre Beide gleich gern — aber tanzen möchte ich mit dem besten Tänzer nach Strauß — mit dem liebsten nach Lanner. Die Walzer von Strauß sind frohsinniger — die von Lanner poetischer — gefühlvoller . . ."

Der Beau sah mich an, als wollte er sagen: „Ihr Norddeutschen seind doch halt an närrisch Volk mit eurer romantischen ewigen Lieb' und poetischen gefühlvollen Musik — i freu mi halt, daß i an lustiger Wiener bin." —

* * *

Es war die höchste Zeit, an mein kontraktlich versprochenes Gastspiel in Pest zu denken. So hieß es denn auf einige Wochen von der lustigen Kaiserstadt an der Donau scheiden. An einem flimmernden Junimorgen rollten wir zum Thore hinaus — dem sagenhaften Lande jenseits der Leitha zu. Die ungarischen Postillone sind flink und sehen in ihren malerischen Kostümen gar schmuck aus. Sie fahren ebenso toll, wie die russischen. Da half kein Bitten und Befehlen — wie die wilde Jagd ging's weiter, oft mit zwei Rädern schon im Graben. Wirklich lebensgefährlich wurde diese Fahrt, als uns einige Meilen vor Pest eine Heerde von 5—600 ungarischen Ochsen entgegenkam. Es waren große, prächtige Thiere, schneeweiß, mit geraden, abstehenden Hörnern, jedes wohl eine Elle lang. Anfangs ergötzte mich dies weißwogende lebende Meer um uns her, wenn die schönen Thiere den Kopf mit den großen, feuchtglänzenden Juno-Augen neugierig in den Wagen steckten . . . Aber Cora und Coco schienen weniger Geschmack an den Fremdlingen zu finden — sie bellten und schimpften nach Kräften auf die

Gehörnten ein und zur Abwechslung pfiff Coco sein Bravourstück — das Jägerlied aus dem Freischütz ... Da stutzten die Schleppfüßler und wie ein Palliſadenzaun starrten uns die Hörner entgegen ...

„Still — zudeck — muckſtill — oder wir sein kaput!“ schrie der Postillon in seinem gebrochenen Deutsch und griff nach einem Weidenast, als wolle er sich hinaufschwingen. Ich deckte geschwind ein Tuch über Coco's Käfig. Die Mutter beruhigte Cora ... und die Ochsen öffneten uns großherzig eine schmale Gasse.

Die Schwesterstädte Pest-Ofen gefielen mir ungemein; besonders Ofen liegt sehr malerisch auf dem Berge. Die Straßen machen einen freundlichen, großstädtischen Eindruck und sind mit den schönsten, stolzen, feurigen Menschen belebt.

Aber welch' einen Schreck bekam ich, als ich bei der ersten Probe das Pester deutsche Theater betrat! Die Bühne ist über nochmal so breit und tief, als im Berliner Opernhause, das Proscenium wie ein trostlos kahler Exerzirplatz und der Zuschauerraum kaum zu übersehen. Dabei ist das Haus so gegen alle Regeln der Akustik gebaut, daß, wenn der Schauspieler nicht mit ganzer Lungenkraft schreit, er von vornherein darauf verzichten muß, auch nur vom ersten Parterre verstanden zu werden. Darum dominirten anno 1834 in Pest auch die Oper, Spektakelstücke und Lokalpossen.

Von meinem ersten Auftreten als Donna Diana schweige ich am besten. Wie verrathen und verloren kam ich mir auf der Riesenbühne vor und geisterhaft klang mir meine eigene Stimme in diesem weiten, öden Raum. Ich hätte keine unglücklichere Wahl treffen können, als dies graziöseste, feinste aller Lustspiele. Alle poesieduftigen Nüancen verflogen spurlos in der Leere und Hohlheit des Raumes und — der Augen, Ohren und Herzen des ungarischen Publikums, obgleich die deutschen Zuschauer mir redlich ihre Theilnahme

zeigten. Verzweiflungsvoll griff ich zu stärkeren Mitteln — und zwar zum „Letzten Mittel“ der Frau von Weißenthurn. Ich gab die Baronin Waldhüll und mußte das lieblich verschämt zu mir selber gesprochene: „Er kommt — er kommt gewiß!“ laut in's Parterre hinabschreien, um nur dort wenigstens verstanden zu werden ... und er, der Geliebte, der es doch nicht hören sollte, stand wenige Schritte von mir.

Mir war das Weinen längst näher, als das Lachen. In dieser Stimmung erklärte ich dem Direktor, daß ich auf dieser Bühne auf poetische Liebhaberinnen und zarte Salondamen verzichten müsse ...

„Aber was dann, mein Fräulein?“

„Probiren wir einmal „Kartoffeln in der Schale“ — da kann Ihr werthes Publikum mich doch sentimental-naiv Kartoffeln schälen und kindlich hüpfen sehen, wenn es auch keine Sylbe versteht“ ... sagte ich mit wahrem Galgenhumor.

So hüpfte ich also das kartoffelschälende Suschen und agirte den stummen Victorin und trat noch in einigen Birch-Pfeiffer'schen Stücken auf, die damals auf der Höhe ihrer Beliebtheit standen. In den „Günstlingen“ amüsirte mich und das ganze Haus ein komisches Intermezzo, wie es aber auch nur in — Pest vorkommen konnte. Die Herren Studenten und Offiziere brachten nämlich ganz familièrement ihre vielgeliebten Hunde mit in's Theater. Daß sie ihre noch vielgeliebteren Pferde zu Hause ließen, erkenne ich noch heute als ungemein rücksichtsvoll mit Dank an. Plötzlich — im zweiten Akt der „Günstlinge“, bei einer sehr sentimentalen Scene, höre ich in weiter Ferne einen Hund bellen ... und sehe gleich darauf etwas Weißes durch die Luft fliegen.... Es war auch ein „Günstling“— ein großer Pudel. Er war im Zwischen-Akt seinem Herrn, einem Studenten, aus dem Parterre in den zweiten Rang

gefolgt; solche Visiten gab's auch während des Spiels. Dort hatte der vierbeinige Günstling sich so gut mit einem anderen Pudel unterhalten, daß er nicht bemerkte, wie sein Herr fortging. Erst während meiner Scene auf der Bühne war es ihm eingefallen, sich nach seinem Herrn umzusehen. Er fand ihn nicht mehr in der Loge und die Thür verschlossen. Heulend stellte er sich mit den Vorderfüßen auf die Logenbrüstung — da rief ihm sein Gönner aus dem Parterre ein helles, ermuthigendes „Ici, Caro, ici!" zu — — und Caro sprang kurz entschlossen unter dem großen Jubel des ganzen Hauses aus dem zweiten Range in's Parterre hinab und so geschickt auf den Kopf einer alten fetten Magyarin, daß er ihre Dormeuse und ihren ganzen Schatz falscher Rabenlocken mit sich fortriß....

Aber ich sollte in Pest noch reichere Bühnenerfahrungen machen und zum ersten Mal mit einem — geprügelten Liebhaber spielen.

Schon in der Probe von „Maria Petenbeck" bemerkte ich, daß mein feuriger Verehrer stets die linke Seite des Gesichts mit seinem Taschentuch bedeckt hielt.

„Haben Sie Zahnschmerzen, Herr Grohmann?" fragte ich theilnehmend.

„Das gerade nicht," sagte er etwas verlegen und lüftete ein wenig das Tuch. Die Wange war geschunden und das Auge blaugrün und geschwollen.

Noch immer arglos sagte ich: „Sie hätten sich die Augen aus dem Kopf fallen können — gewiß ist diese entsetzliche Bühne Schuld daran..."

Da lächelte er — über meine Unschuld: „Ich gerieth gestern Abend in einer Weinstube mit einigen Studenten in Streit über Deutschthum und Magyarenthum... und zuletzt blieb es nicht bei Worten. Aber Bruder Studio hat auch seine Püffe bekommen...."

„O weh! — Da werden Sie sicher heute Abend ausgepfiffen und — ich mit Ihnen. . .“

„Bis heute Abend ist Alles wieder in bester Ordnung. Gleich nach der Probe feiern wir ein kleines Friedensfest in feurigem Ungarwein!“

„Nur nicht zu feurig, wenn ich bitten darf“ — rief ich, schon wieder an neue Gefahren denkend.

Doch es ging über Erwarten gut. Der Blaugeprügelte war nur ein wenig — angeheitert. Er wurde von den zahlreich im Stehparterre anwesenden Studenten glänzend empfangen und mit mir nach jeder Szene gerufen. „Sehen Sie,“ sagte er triumphirend zu mir, „daß ein paar blaue Flecken auch ihr Gutes haben und daß man in Pest versteht zu leben und — leben lassen!“

Aber nicht alle Mitglieder der deutschen Bühne sahen das Pester Leben in so rosigem Licht. Ich hatte mich gefreut, eine Tochter meiner guten alten Berliner Freundin, Frau Krickeberg, aus ihrer Jugendliebschaft mit dem gewissenlosen Diplomaten Gentz, Frau Dehny in Pest zu finden. Sie war für das Charakterfach und Anstandsdamen engagirt. Sie klagte mir: „Selbst nach Jahren fühlt der Deutsche sich hier stets in der Fremde. Gemüthliche Geselligkeit ist in Pest nicht zu finden, nur ein wildes Jagen nach Vergnügen.“

„Aber schön ist diese Race“ — sagte ich. Wie imposant und feurig elastisch schreitet die Jugend einher, die schlanken, graziösen Gestalten durch das malerisch kleidsame National-Kostüm noch gehoben — dazu diese schönen Züge — blitzenden Augen — über dem zierlichen Munde mit den lachenden Zähnen das keckste Bärtchen . . .“

„Und wenn dieses reizende Mündchen sich öffnet und der kostbare Schnauzer sich kräuselt . . . dann entfliehen dem Gehege dieser lachenden Zähne die geistvollen Worte: Pferde — Frauen — Hunde — Pfeifen . . . und:

„Rückwärts! rückwärts! Don Rodrigo,
Rückwärts! rückwärts! edler Cid!"

... Pfeifen — Hunde — Frauen — Pferde ..."

Frau Dehny*) mußte traurige Erfahrungen mit diesen schönen kühnen Schnurrbärten gemacht haben!

Mir gegenüber entkräuselten sie sich nur in liebenswürdigster Weise. Mein Gastspiel in Pest gehört zu den beifallrauschendsten, die ich kennen lernte. Vierzehn Mal spielte ich vor dichtbesetztem Hause — und doch war ich überfroh, als ich mich endlich glücklich durch diese Herkulesaufgabe durchge—schrieen hatte.

Käthchen von Heilbronn war meine letzte Rolle. Ob das Publikum von der poetischen Traumszene unter dem Hollunderbusch auch nur ein Säuseln gehört hat?

Nach der Vorstellung brachten mir die schmucken Offiziere in ihren kleidsamen weißgrünen Uniformen ein rauschendes Fackelständchen mit vielen Eljens.

Graf Sandor setzte in Pest seine Wiener Huldigungen fort — nur ungarischer. Er gab mir in seinem Palais zu Ofen ein glänzendes Diner und zwang mich förmlich, mit ihm hoch zu Roß und zu Wagen Partien in die Umgegend zu machen. Er wäre so gern mein — Beschützer geworden, trotz Leontine Metternich! —

Mit mir zugleich gastirte in Pest der glänzende Tenor Eduard Breiting, ein badischer Landsmann und Kneipbruder meines Bruders Karl. Er war erst vor wenigen Jahren als verbummelter Heidelberger Student auf die Bretter gegangen. Eine kolossale Bühnenerscheinung mit einer kolossalen klangreichen Tenorstimme — war er wie geschaffen für die

*) Diese Tochter von Gentz starb erst im Frühjahr 1880 in Pest, fast 90 Jahre alt, in großer Dürftigkeit.

Der Herausgeb.

Peſter Rieſenbühne. Ich bewunderte ihn als Robert der Teufel und Zampa, zugleich mit Agneſe Schebeſt. Leider hatte er auch einen perennirenden koloſſalen Durſt; das delirium tremens hatte ihn auf der Berliner Bühne unmöglich gemacht.

Agneſe Schebeſt war ein ideal ſchöner Romeo mit der ſüßeſten Flötenſtimme. Und wie ſchwärmten die Magyaren für „ihre“ Schebeſt, obgleich ſich Keiner auch nur der geringſten Auszeichnung von der ſchönen Primadonna rühmen konnte. Faſt eiſig ſtolz bewegte ſie ſich außerhalb der Bühne und hatte auf alles Schmachten der feurigen Schnurrbärte ſtets nur die eine niederſchmetternde Antwort: „Ich bin Braut!“

Sie war die Braut meines ſpäteren, trefflichen Dresdener Kollegen Pauli, der ſich der armen kleinen Choriſtin ſo thatkräftig angenommen, der ſie unterrichtet, berathen und ihr ſpäter in Peſt die glänzende Stellung als Primadonna verſchafft hatte — — und dem ſie dann eines Tages, als er in ſie drang, nach Dresden zurückzukehren und ſeine Gattin zu werden, kühl bis an's Herz ſchrieb: „Die Dresdener Engagementsbedingungen genügen mir nicht. Agneſe Schebeſt wird neben einer Schröder-Devrient nie in zweiten Partieen auftreten, nachdem es ſie ſo bitterſchwere Kämpfe gekoſtet hat, ſich einen erſten Platz auf der Bühne zu erringen. Vergib dem Starrkopf und gib mir mein Wort zurück. Ich muß meinen eigenen Weg gehen. Ich kann nicht anders. Ich will frei bleiben, ſiegen, glänzen, Kunſtreiſen machen und ſo ſchnell wie möglich ein Vermögen erwerben, um mir meine Unabhängigkeit zu ſichern . . .“

Dieſem Programm iſt Agneſe Schebeſt bis an's Ende ihrer Bühnenlaufbahn treu geblieben.

Im Jahre 1840 traf ich die Sängerin als Gaſt in Bremen wieder. . . .

Armer, schöner Romeo! Nur sechs kurze Jahre lagen dazwischen, seit ich Dich auf der stimmeverschlingenden Pester Riesenbühne so wundersüß Liebe flöten hörte ... und wie klang Deine Stimme jetzt so gebrochen, so todmüde — trotz der bewunderungswürdigen Meisterschaft, mit der Agnese Schebest mit den Rudera ihrer Stimme hauszuhalten wußte, um wenigstens einzelne blendende Haupteffekte zu erzielen. Ich wurde wehmüthig an die Katalani erinnert, die ich in Berlin gehört hatte, als traurigen Schatten der einstigen weltentzückenden diva Catalani ... Armer Romeo, Du triebst mir die Angsttropfen auf die Stirn und die bange Thräne in's Auge ...

Am andern Tage machte ich, der zuletzt angekommene Gast, beklommenen Herzens der Schebest meinen Besuch. Sie erinnerte sich mit einem trüben Lächeln unserer Begegnung in Pest, war aber womöglich noch eisiger, stolzer, als damals. Der Schmerz stolzer Herzen versteinert — wenigstens nach außen. Und ich hatte das Gefühl, daß der Schmerz über ihre verlorene Stimme unaufhörlich an ihr fraß.

Im Laufe des Gesprächs sagte sie: „Ich gehe von Bremen nach Riga — dann Petersburg, Königsberg, Danzig, Breslau, und ..." Sie stockte und eine fieberhafte Röthe stieg in ihr klassisches Marmorgesicht.

„Und dann?" fragte ich theilnahmvoll.

„Dann ist meine Rolle ausgespielt!" — sagte sie mit gepreßter Stimme, ohne mit einer Miene zu zucken. „Ihnen, die Sie einst Agnese Schebest in ihrer Glanzzeit gehört haben, brauche ich nicht zu sagen, welch' ein Marterleben ich führe: zu singen — mit den Trümmern einer Stimme, zu singen vor einem Publikum, das einst meinem Romeo und meiner Medea enthusiastisch zujauchzte und jetzt gelangweilt dasitzt, die Groschen bereuend, die es für eine passirte — ausgesungene Sängerin fortwirft ..."

„Sie sehen zu schwarz!“ — unterbrach ich sie voll Mitgefühl. „Und dann, was Sie an Stimme etwa eingebüßt haben, ersetzen Sie ja durch Ihre meisterhafte Darstellung, die ich seit Pest noch viel vollendeter finde. Warum gehen Sie nicht in's rezitirende Drama über? Welch' eine Grillparzer'sche Medea, Sappho würden Sie werden — welch' eine Elisabeth von England und Lady Macbeth . . .“

„Nein, nimmermehr!“ rief sie, und der alte Stolz flammte noch mächtiger in ihr auf. „Das hieße von meiner Höhe hinabsteigen — und keinen Zoll breit opfert Agnese Schebest freiwillig. Ich bin auf meiner letzten großen Kunstreise. Habe ich jene Städte noch abgeweidet, so habe ich erspart, was ich gebrauche, um sorgenlos leben zu können — dann Ade, Bühne — auf immer!“

Wie bitter klangen diese Worte! Und sie hat sie gehalten.

Sie verließ schon nach einem Jahr die Bühne und heirathete in Württemberg den berühmten David Strauß... Sie ist nicht glücklich geworden und hat nicht glücklich gemacht . . . Die Ehe wurde bald wieder getrennt . . .

* * *

Meine Ferien bis zu meinem Wiener Gastspiele verlebten wir in dem reizenden Baden bei Wien. Durch das liebliche Helenen-Thal mit den sauberen Bauernhäuschen und zierlichen Villen führt ein anmuthiger Promenadenweg. Sonntags war hier das ganze lustige und glänzende Wien zu sehen: an der Spitze Kaiser Franz mit den Prinzen und Prinzessinnen. Der greise Monarch sah so recht väterlich wohlwollend aus. Und doch erzählte man sich lachend, daß er sich von seinen Ministern — seine Fasserl nicht aufschlagen ließ.

Die Minister waren nämlich, wie nicht selten, in der größten Geldklemme. Sie stellten sogar Staatsbankerott in

Aussicht, wenn der Kaiser nicht mit seinem großen Privatvermögen, das in Fässern in den Gewölben der Burg lagerte, zu Hülfe käme.

Doch der Kaiser hatte auf alle Bitten und Vorstellungen nur die eine Antwort: „Machen's was Sie wollen — aber mei Fasserl laß i nit aufschlag'n!"

Der gute Kaiser Franzl hatte überhaupt seine eigene Art, sich aus der Affaire zu ziehen. Als der Herzog von Reichstadt, der unglückliche König von Rom — der nun auch schon seit zwei Jahren in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern in Wien von seinen Königsträumen und Erdenschmerzen ausruhte — als Knabe seinen Großvater einst fragte: „Warum hast Du denn meinen lieben Papa auf die häßliche Felseninsel geschickt, daß ich ihn gar nicht sehen kann?" — da antwortete ihm Kaiser Franzl ruhig: „Weil Dein Papa nit gut 'than hat — und wenn Du nit gut thust, kommst auch nach St. Helena!"

Als aber der Knabe ihn mit seinen großen, schönen, traurigen Augen ansah und ernsthaft sagte: „Großpapa, sag' mir, wie ich's mach', ich will auch nit gut thun — daß ich zu meinem Papa komme, der hat mich viel lieber, als Ihr Alle ..." Da ging dem guten Franzl doch die Weisheit aus — und er sagte ehrlich: „Da frag' Dein Mutter, die weiß das, wie's g'macht wird — die will halt auch nit gut thun!"

Von den Brüdern des Kaisers interessirte mich am meisten der stattliche Erzherzog Karl auf der romantischen Weilburg in Baden. War er doch der Sieger von Aspern — wo mein armer Vater so jung sterben mußte!

Schönheiten waren die Erzherzöge sonst kaum zu nennen. Nicht nur die große hängende Habsburgische Unterlippe entstellte sie. Fast Allen sah man auch das schauerliche Erbübel der Epilepsie an, das durch die spanische Ludowica

in's Haus Habsburg gekommen war. Wie schön waren dagegen unsere preußischen Prinzen!

Gradezu abschreckend häßlich erschien der Thronerbe, Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, mit seinem dicken, geistlosen Wasserkopf und seinen blöden Augen — neben seiner idealschönen Gemalin Maria Anna — einer rührenden Märtyrerin mit feinen blassen Zügen. Ferdinand litt besonders stark an dem Familienübel und hatte kürzlich mehrere Schlaganfälle gehabt. Der Wiener sagte: „Er is halt an armer Trottel!" — Und dennoch hatte eine herz- und gewissenlose Hauspolitik ihm die schönste, edelste Prinzessin Italiens geopfert!

Vor einem Jahre hatte ein verlumpter Hauptmann Reindl auf den Thronfolger hier in Baden mit einer Pistole geschossen, weil dieser ihm eine neue Unterstützung verweigert! — Erzherzog Ferdinand wurde nur leicht verwundet. Seine fromme Gemalin wallfahrtete nach Maria-Zell und legte die mörderische Kugel als Dankopfer auf den Altar der Himmelskönigin!

Neben der schönen stolzen Erzherzogin Sophie, der Mutter des jetzigen Kaisers, fiel mir die Erzherzogin Marie Luise auf — durch ihre Häßlichkeit und Indolenz. Sie sah mumienhaft gelb und hager aus — und hatte doch einst als Kaiserin von Frankreich einen Napoleon durch ihre Jugendfrische entzückt! — Jetzt war sie Herzogin von Parma und die Gemalin ihres einäugigen Stallmeisters, des Grafen Neipperg geworden. — Ja, die Jahre und die Leidenschaften sind böse Verwüsterinnen!

Fürst Metternich, der gleichfalls in Baden sommerte, noch immer eine stattlich schöne Erscheinung, hatte die Haltung eines Königs und die Augen eines klugen Ministers und die Manieren des feinsten Weltmannes. Die Fürstin, seine dritte Frau, noch vor Kurzem Gräfin Melanie Zichy Ferraris, war jung, blühend, dunkeläugig, feurig und graziös — aber stolz und selbstbewußt. Dazu paßte prächtig die kleine

Geſchichte, die mir erzählt wurde. Der Marquis St. Aulair, der Geſandte des Bürgerkönigs Louis Philipp, machte der Fürſtin das Kompliment: „Welch' ein prachtvolles Diadem ſchmückt Ihre ſchöne Stirn!“

Stolz antwortete ihm die Fürſtin: „Es iſt wenigſtens kein — geraubtes, wie das mancher Könige!“

Sogleich eilte der Marquis zum Fürſten Metternich, erzählte ihm das Vorgefallene und ſagte: „Mein Fürſt, nach einer ſolchen Beleidigung meines Königs von der Gattin des öſtreichiſchen Staatskanzlers werde ich nach Paris ſchreiben müſſen und um meine Abberufung bitten!“

Wie diplomatiſch fein war Metternich's Antwort! Dem Marquis die Hand reichend, ſagte er mit milder Würde: „Mon cher Marquis! J'ai aimé ma femme, je l'ai choisie, mais — je ne l'ai pas élevée!“

Und der Marquis war beſänftigt.

Dieſelbe Rückſichtsloſigkeit der ſtolzen Fürſtin Melanie und dieſelbe Feinheit des Fürſten Metternich ſollte auch Franz Liſzt kennen lernen. Der junge Künſtler war an die Fürſtin empfohlen. Bei ſeinem erſten Beſuch wurde er in einen Salon geführt, in dem die Fürſtin ſich mit einer andern Dame lebhaft unterhielt. Ein vornehmes Kopfnicken erwiderte den Gruß des damals ſchon weltberühmten Künſtlers — eine graziöſe Handbewegung lud ihn ein, Platz zu nehmen. Aber vergebens wartete der ſtolze und verwöhnte Mann darauf, daß ihm der Beſuch vorgeſtellt und ihm Gelegenheit geboten werde, an der Unterhaltung Theil zu nehmen ... Endlich richtete die Fürſtin an Liszt die nachläſſig hingeworfene Frage: „Sie gaben in Italien Konzerte — haben Sie gute Geſchäfte gemacht?“

„Fürſtin, ich mache Muſik und keine Geſchäfte,“ war die ſtolze Antwort des Künſtlers — eine kühle Verbeugung — und er war verſchwunden.

Auch hier zeigte sich Fürst Metternich als vollendeter Weltmann. Bei dem ersten Konzert Liszt's in Wien ging er zu ihm auf die Musikbühne, drückte ihm herzlich vor aller Welt die Hand und bat leise, mit einem graziösen Lächeln: „Ich hoffe, Sie werden meiner Frau eine Flüchtigkeit der Sprache verzeihen ... Sie wissen ja, wie die Frauen nun einmal sind ..."

Metternich's Töchter erster Ehe waren schlank, blond, mehr anmuthig, als schön. Graf Sandor war stets an der Seite seiner Angebeteten. Im Uebrigen betete der hohe Adel in — ungenirtester Weise an.

„Wer ist die schöne, glänzende Amazone, die dort mit dem jungen, eleganten Kavalier reitet?" fragte ich.

„Die Gräfin P ...."

„Sicher ein sehr glückliches junges Ehepaar. Sie sind unzertrennlich, wie zwei Turteltäubchen!" sagte ich theilnehmend.

„Ja, ja, glücklich wohl — und ein Turteltäubchenpaar auch — aber kein Ehepaar ... Er ist der Fürst Tr ..."

„Und Graf P ..., was sagt der dazu?"

„Dort fährt er die Tänzerin G .. spazieren!"

Ja, man lebte, promenirte, liebte und — badete wunderbar gemüthlich in dem Wienerischen Baden. Ich besuchte die Mutter in ihrem heißen Schwefel-Bade — und bin fast gestorben vor Lachen. In einem großen, luxuriös ausgestatteten Bassin promenirten oft gemeinschaftlich 20—30 Männlein und Weiblein, in lange, weite Bademäntel gehüllt und bis an's Kinn im heißen Wasser. Da hier der Toilettenluxus ziemlich unmöglich, war alle Kunst auf die Frisur verwendet. Damen und Herren erschienen auf's Schönste und Modernste frisirt, als wollten sie zu Ball gehen. Und dabei die heiterste und lebhafteste Unterhaltung zwischen den Badenden und den Galleriebesuchern.

Interessant war ein ländlicher Ball, den die Fürstin Metternich als Dame patronesse in Baden zu einem wohlthätigen Zweck veranstaltete. Das ganze vornehme und elegante Wien war dazu herausgekommen. Die schwarzlockige Patronin strahlte im weißen, duftigen Spitzenkleide mit frischen Granatblüthen als Ballkönigin, ihre Stieftöchter in weißem Musselin blühten wie liebliche Blumen. Lange englische Locken waren die beliebteste Frisur — und nach wenigen von Strauß und Lanner abwechselnd gespielten Tänzen glichen alle Tänzerinnen — der armen Ophelia in der letzten Szene. Es wurde nicht getanzt — sondern gerast. Davon zeugten die abgetretenen Schleppen und verlornen Blumen; sogar einen weißen seidenen Schuh sah man fliegen.

Aber es sollte nicht nur für die Armen getanzt, sondern für sie auch Komödie gespielt werden. Die Burgschauspieler gaben alljährlich in Baden eine solche Wohlthätigkeits-Vorstellung und der Liebling der Wiener, Maximilian Korn, bat auch mich um meine Unterstützung. Ich sagte gern zu — war es doch gleichsam eine Art Vorspiel zu meinem Gastrollencyclus am Burgtheater. Ich wählte die Salondame in dem feinen, aus dem Französischen übersetzten Lustspiel: „Zwei Jahre verheirathet!“ — und die letzten Akte der „Hagestolzen“.

Ich sollte nicht fehlgegriffen haben.

Kaiser Franzerl sagte nach dem „Hagestolzen“ zu seiner Tochter Marie Luise, deren Oberhofmeisterin mit uns in demselben Hause wohnte und mir das hübsche Wort gleich wieder erzählte: „Schau, Luiserl, das war an ganz herzig's Margarethel . . .“ Nach dem „Zwei Jahre verheirathet“ hatte der Kaiser kritisirt: „I hab' das fremde Fräulein gern g'sehn — sie spielt so comme il faut!“

Anschütz war in den Hagestolzen ein herziger Hofrath, treuherzig und wahr, ganz wie meine verehrten Meister aus

der alten Schule, — und beſſere Partner als Korn und Adolf Herzfeld ... und einen genialeren Schneider, als den Herrn VON Behr hätte ich mir für das Salonſtück nicht wünſchen können.

Ja, ich hatte mir die Winke für die jetzige „Mode-Epoche“ am Wiener Burgtheater wohl gemerkt, und der ewig hungrigen Göttin Mode und ihrem mammondürſtenden Oberprieſter Behr mit ſchwerem Herzen meine ſo mühſelig in Peſt erſchrieene Gaſtſpielgage bis auf den letzten Heller zu Füßen gelegt für — drei „himmliſche“ Salondamen-Anzüge zu „Zwei Jahre verheirathet.“

Der Herr von Behr hatte ſich in Wien längſt den Ruf eines Zauberers erworben, in deſſen Kleidern Häßliche ſchön — Bucklige „wie eine Tanne ſo ſchlank“ — und Schöne wie — Engel ausſähen ... und neben dieſer Berühmtheit auch natürlich ein ganz anſtändiges Vermögen. Dies Wunder von Schneidermeiſter hatte Jura ſtudiert, beſuchte ſeine Kunden in elegenteſter Equipage, verſammelte Sonntags in ſeinem glänzend eingerichteten Hauſe ein Quartett, ſpielte ſelber dabei „zu ſeiner Erholung“ die erſte Geige und war als eifriger Blumiſt Präſident einer botaniſchen Geſellſchaft. Nicht ohne Herzklopfen machte ich dieſem Wundermann meine Viſite. Er ſah mich mit ſcharf prüfendem Blick von oben bis unten an und lächelte wohlgefällig. Als ich ihm beſcheiden meine „Wünſche“ über Farbe und Stoffe mitgetheilt hatte, fing er ein — Kunſtgeſpräch an. Endlich mußte ich mir doch erlauben, den Herrn von Behr in zarteſter Weiſe zu bitten, ob er nicht die Güte haben wolle, mir nun auch Maß zu nehmen ...

Da richtete er ſich würdevoll auf, ſah mich noch einmal mit dem unfehlbaren Blick eines Imperators von oben bis unten an und ſagte: „Mein Fräulein, ich nehme nie Maß — nie!“

„Aber — aber wie," — stotterte ich, denn ich glaubte unbewußt ein Kapitalverbrechen gegen den großen Mann begangen zu haben.

„Mein Fräulein, ich sehe die Damen nur einmal an — ich habe auch Sie bereits angesehen und ich garantire Ihnen: die Kleider sitzen wie angegossen . . ."

Ich war vernichtet!

Der Herr von Behr rächte sich nicht für meinen Frevel, daß ich ihn in eine Ideenverbindung mit einem ganz ordinären Schneidermaß bringen konnte — — die drei Toiletten saßen „wie angegossen" und machten Furore.

Wenn ich aber an diese und andere Bären-Rechnungen denke — so fühle ich noch heute einige Gewissensbisse über den Leichtsinn: die Wiener Burgtheater-Mode-Epoche ein wenig mitgemacht zu haben. — Schon wegen dieser Epoche und dieser Schneiderrechnungen hätte ich kein Engagement an der Burg annehmen können — — ohne mich zugleich nach einem oder einigen goldenen toiletteſpendenden Freunden umzusehen, wie es an der Burg Sitte war und — ist.

* * *

Da saßen wir denn wieder wohlbehalten und traulich im hübschen „Erzherzog Carl" zu Wien und die Vorbereitungen für mein Gastspiel begannen. Zunächst machte ich den Kollegen vom Burgtheater meinen Besuch.

Ich wurde von Allen sehr freundlich aufgenommen — sogar von Karoline Müller, mit der ich vor neun Jahren an der Königstädter Bühne in Berlin jenes Rencontre hatte, das mir so viel Thränen gekostet. Jetzt lachten wir herzlich über die alten Rivalitäts-Scharmützel wegen meiner geliebten Gräfin Elsbeth im „Tournier von Kronstadt" und ihres noch geliebteren blinden Theaterschimmels.

„Nicht wahr, jetzt sehen Sie selber ein, daß ich Ihnen den theuren Schimmel nicht lassen konnte?“ sagte Karoline Müller. „Selbsterhaltung ist die erste Künstlerpflicht!“

Ich wollte als „Suschen“ debütiren, weil ich gerade in dieser Rolle so glänzende Erfolge hatte, sogar auf dem öden Exerzirplatz des Pester Theaters.

„Nicht brillant genug für Wien — keine Toiletten-Effekte!“ sagte Karoline Müller bedenklich.

Ich sollte späterhin bereuen, ihrer Welt- und besonders Wien-Erfahrung nicht vertraut zu haben.

Einen interessanten Besuch glaubte ich bei Frau von Weißenthurn machen zu können, deren allerliebsten Stücken ich als Pauline — Baronin Waldhüll — Julie in „Beschämte Eifersucht“ u. s. w. so hübsche Erfolge verdankte. Sie wohnte in einer reizenden Villa vor den Thoren Wiens und lebte in sehr behaglichen Verhältnissen. Eines Koblenzer Schauspielers Kind, hatte Veronika Grünberg mit ihren Geschwistern schon in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die jetzt längst vergessenen Kinderkomödien aus Weiße's Kinderfreund gespielt. Vom Hoftheater in München kam sie 1790 an's Wiener Burgtheater, heirathete den Herrn von Weißenthurn und spielte viele Jahre — die böse Welt sagte sogar: viel zu viele Jahre erste Liebhaberinnen. Auch jetzt, trotz ihrer Erfolge als Schauspieldichterin und trotz ihrer 61 Jahre trat sie noch in älteren Charakterrollen auf.

Frau von Weißenthurn empfing mich furchtbar elegisch. Schon ihre Begrüßung und Bitte: „Liebes Fräulein, wollen Sie nicht Platz nehmen?“ — klang wie Thekla's Schmerz:

„Was ist das Leben ohne Liebesglanz?“

— und dann: „Es freut mich, daß es Ihnen bei uns in Wien gefällt . . .“ wie Desdemona's Lied von der Weide . . .

Als Frau von Weißenthurn mich schließlich noch bat, eine Tasse Kaffee mit ihr zu trinken . . . da zerfloß sie schier in Wehmuth und in Lust . . .

Dazu erzählte mir Freund Witthauer ein Histörchen von der stadtbekannten, in den alltäglichsten Dingen überschwänglichen Sentimentalität der Frau von Weißenthurn:

Es regnet furchtbar und Frau von Weißenthurn steigt mit graziösem Storchschritt hochgeschürzt durch die Wasserfluthen am Graben, elegisch ihren Parapluie balancirend. Zu ihrem Unglück muß sie an einer Fiakerreihe vorüber.

„Fahr'n mer, Ihr' Gnad'n?“ sagt der erste Kutscher.

„Ich danke, mein Freund, ich habe einen Schirm!“ entgegnet Frau von Weißenthurn schmachtend, mit elegischem Augen- und Parapluie-Aufschlag, als deklamirte sie mit Johanna:

„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!“

Der Kutscher starrt sie sprachlos an. Nr. 2 wiederholt die stehende Fiakerfrage: „Fahr'n mehr, Ihr' Gnad'n?“

Unermüdlich antwortet Frau von Weißenthurn: „Ich danke, mein Freund, ich habe einen Schirm!“ — doch noch um einige Herzenstöne schmachtender und mit elegischem Augen- und Schirm-Aufschlag im Komparativ, — etwa wie Gretchen haucht:

„Ach neige,
Du schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!“

Länger hält nun aber auch der bekannte übermüthige Wiener Fiakerwitz seine Schleusen nicht zu — und Nr. 2 haucht noch elegischer im Sonntags-Hochdeutsch:

„Aber, mein Gott, Ihro Gnad'n, — warum denn ein so hingebendes Wesen?“

„Wer wollt' so dumm fragen, Tonerl, Du hörst ja doch: sie hat einen Schirm!!!“ ist die klassische Antwort von Fiaker Nr. 1.

Das ist das Signal und von Fiaker zu Fiaker geht es:

„Hörst, Kasperl, sie hat 'nen Schirm . . .“

„No! no! mer fahr'n net, sie hat 'nen Schirm . . .“

Frau von Weißenthurn sagt nichts mehr, sie seufzt nur leise vor sich hin, huscht so schnell als möglich vorüber und wirft nur hin und wieder einen Blick auf die Rotte Korah — als verschlucke sie die Worte:

„Ich achte keinen Mann mehr!“

Die Wiener nahmen mich als „Suschen“ freundlich auf — aber doch, als wären sie etwas enttäuscht. Meine „Madame Danville“, die ich in Paris nach dem Vorbilde der Mars studirt hatte, gefiel noch weniger. Man fand meine „Danville“ zu gemessen, nicht pikant genug zugespitzt. Aber am meisten verdachten mir die guten Wiener es, daß Madame Danville es wagte, vor ihnen in demselben — wenn auch „entzückend schönen“ — (jedenfalls aber bärenmäßig theuren) Ballkleide zu erscheinen, in welchem ich schon zu Baden in „Zwei Jahre verheirathet“ paradirt hatte.

Als „wohlerzogene“ junge Pathe und als Margarethe hatte ich schöne Erfolge, wurde applaudirt und gerufen — — aber ich glaube kaum um einen Herzschlag wärmer, als wenige Tage darauf Karoline Müller's „engelhaftes“ Hütchen und „himmlisches“ neues Kleid.

Ich saß im Parket, das mir noch unbekannte Stück: „Die Folgen einer Mißheirath“ kennen zu lernen. Die hübsche Peche gab die sentimentale Rolle mit warmen Herzenstönen und rührender Naturwahrheit und sah als arme Sergeantentochter in ihrem weißen, einfachen Mousselinkleide liebreizend aus. Keine Hand rührte sich — ich sah nur Achselzucken und hörte wohl gar: Wie gewöhnlich — deß-

wegen braucht man nicht für sein schweres Geld in's Burgtheater zu gehen — solche Toiletten kann man alle Sonntage in der Au und im Prater zu Hunderten sehen . . ."

Dann trat Karoline Müller im zweiten Akt auf — und wurde rauschend — anhaltend empfangen. „Nun, sie hat gewiß eine große, schwere Rolle —" dachte ich bei mir.

Mais point du tout! Nach einigen unbedeutenden Phrasen rauschte sie unter jubelndem Applaus wieder ab — und das liebe Publikum ruhte nicht, bis sie wieder und wieder sich präsentirte . . . Und ich hörte meine Nachbarinnen, welche vorhin die arme Peche so scharf mitgenommen hatten, in Ekstase einmal über das andere ausrufen: „Charmant! Ja, Karoline Müller überstrahlt alle Andern — sie ist hinreißend — welch' Erfindungstalent . . ."

„Was hat sie denn erfunden?" fragte ich, noch immer unschuldsvoll — „ihre Rolle ist doch bis jetzt sehr unbedeutend . . ."

Da sah mich die dicke Wienerin mit großen, runden, fetten Augen mitleidig staunend an, als bewegte ihr liebes Herz der furchtbare Gedanke: „Armes Kind, bist Du denn blind — oder aus der Polakei?" — Dann entrollte es grollend dem Gehege ihrer kunstvollen Zähne: „Ach, was — Rolle! Sehen Sie denn nicht, wie reizend sich die geniale Kombination von Weiß und Grün ihres Kleides ausnimmt? Es erinnert an Schottisch — ist aber doch viel origineller, pikanter — und dies neue Kostüm hat Karoline Müller erfunden. Uebermorgen können Sie es schon im Prater in den verschiedensten Variationen sehen . . . Und wie entzückend ihr dazu der kleine, zarte Basthut mit den Moosrosen steht — ein wahres Modebild!"

„Ach so!" seufzte ich zornmüthig — „ich vergaß, daß wir am Burgtheater jetzt die — Mode-Epoche haben!"

Als ich dann 1837 zu meinem zweiten Gastspiel nach Wien kam, war ich — leichtsinnig genug, auch in der Toilette den Kampf mit Karoline Müller aufzunehmen. Ich trat elfmal auf und erhielt für die Vorstellung 20 Dukaten Honorar — damals ungeheuer viel — heute eine Bagatelle. Dies ganze Honorar opferte ich mit schwerem Herzen dem Modemoloch Behr, dessen Wunderruf bei den gläubigen Ammonitern Wiens, noch grauenhaft gewachsen war. Herr von Behr nahm mein bescheidenes Opfer huldvoll lächelnd an und versprach mich „himmlisch" zu schmücken.

Und alle Ammoniter strömten in unübersehbaren Schaaren Abend für Abend in den Tempel „Burgtheater" und huldigten mir — das heißt dem Werk ihres großen Götzen Behr — nach Kräften mit Hand und Mund und Fuß.

Am meisten Furore machten wir — nämlich Herr von Behr in erster und Karoline Bauer in zweiter Reihe — als „Marie, oder: Die drei Epochen". Zuerst bekamen die entzückten Wiener ein junges Mädchen im reizenden, poesieduftigen Kostüm zu sehen, dann dieselbe Marie als Frau in feenhafter Balltoilette — und zuletzt die junge Wittwe Marie in sirenenhaft bestrickendem Putz, ihren zweiten Freier erwartend . . .

Aehnlichen Erfolg hatten „wir" im „Ball zu Ellerbrunn" und in „Bürgerlich und romantisch" von Bauernfeld.

Solche Erfolge machten mich übermüthig — unvorsichtig — ich ging trotz aller treugemeinten Abmahnung auf's Glatteis . . . und ich kann noch heute von Glück sagen, daß ich so gut davon kam.

Zugleich mit mir gastirte 1837 an der Burg mein trefflicher Dresdener Kollege Pauli, sehr geschätzt und beliebt in Elb-Florenz. Wir waren oft mit einander in Albini's Lustspiel: „Die gefährliche Tante" aufgetreten und hatten große Erfolge gehabt. Ich habe späterhin überhaupt nur

einen „Freiherrn von Emmerling“ kennen gelernt, der Pauli's fleißig und geistvoll bis in's Detail ausgearbeitetes, scharf und meisterhaft gezeichnetes Charakterbild in dieser Rolle verdunkelte: Theodor Döring!

So verabredeten Pauli und ich schon in Dresden, am Burgtheater zusammen in der „Gefährlichen Tante“ zu gastiren. Ausnahmsweise wurde mir von der Dresdener Intendanz gestattet, mein schönes, echtes Tantenkostüm aus dem vorigen Jahrhundert mitzunehmen. Das schwere braun und gelb gestreifte Atlaßkleid war mit Blumen durchwirkt; dazu eine kolossale, reich getollte und hochgethürmte weiße Haube.

Pauli debutirte als Jago in „Othello“ und wurde nach jedem Akt gerufen. Meister Anschütz war ein unübertrefflicher Othello, und Julie Rettich, die seit einem Jahre mit lebenslänglichem Engagement wieder dem Burgtheater angehörte, entzückte und rührte wunderbar als Desdemona.

Alles ließ sich prächtig an. Graf Fürstenberg, der Nachfolger des Grafen Czernin als Intendant, gab den beiden Dresdener Gästen zu Ehren ein gemüthliches Künstlerdiner, und Pauli und ich waren seelenvergnügt. Der Intendant, ein freundlicher, zuvorkommender Herr von etwa 40 Jahren, machte einen angenehmen Wirth — bis zum Dessert, wo er plötzlich in eine seltene — — Aufrichtigkeit à la Fürstin Melanie Metternich verfiel.

Ein Gast fragte nach unserem bevorstehenden Auftreten in der „Gefährlichen Tante“ . . .

„O, unsere Karoline Müller und Wilhelmi sind unübertrefflich — unerreichbar als gefährliche Tante und als Emmerling!“ — dachte der Intendant mit einem Male laut.

Pauli's Augen schossen Blitze und um seine Mundwinkel zuckte ein bitter-sarkastischer Zug.

Ich versuchte ein anderes Thema anzuschlagen — vergeblich: Excellenz dachte immer begeisterter weiter:

„Welche Bühne wollte sich mit dem Burgtheater messen? Unsere Künstler sind die leuchtendsten — die einzig wahren Sterne am Theaterhimmel der Jetztzeit . . ."

„Aber, Excellenz, warum werden denn die Mitglieder anderer Bühnen so oft nach Wien zu Gastspielen gerufen?" unterbrach Pauli nicht ohne Schärfe.

„Um — um auch andere Talente kennen zu lernen . . ." sagten Excellenz etwas verlegen und hoben gewandt die Tafel auf.

In der Probe zur „Gefährlichen Tante" fragte mich Frl. Reichel, welche die Kammerjungfer spielte: „Sie werden doch in dem kostbaren rothen Sammetmantel, mit echtem Hermelin besetzt, auftreten, wie Karoline Müller? Der nimmt sich zu dem weißen Atlaskleide prächtig aus!"

„Nein, ich werde mich bemühen, wie „Adele Müller" zu erscheinen, die bei einem kleinen Provinztheater angestellt ist und schwerlich einen Hermelinmantel besitzt!"

„Dann — werden Sie nicht beim Auftreten applaudirt werden, wie Karoline Müller stets . . ."

„Aber Adele Müller hätte ja für solch' einen kostbaren Mantel mehr als eine ganze Jahresgage opfern müssen, — und sie ist doch nur Schauspielerin, um ihre arme Familie zu erhalten?"

Die Reichel zuckte die Achseln: „Danach fragt unser Publikum nicht!"

Nach der Probe trat der gute alte Theaterfriseur Weber geschäftig auf mich zu: „Mein Fräulein — ein Wort von größter Wichtigkeit . . . Wie soll i die klanen Lockerl für's gefährliche Tanterl ordnen?"

„Gar nicht nöthig, lieber Weber. Ich hab' meine Dresdener graue Haartour wohl verpackt mitgebracht — Alles in bester Ordnung!"

„Graue Haartour unter dem feinen Spitzenhäuberl?" rief er entsetzt.

„Nein, kein Spitzenhäuberl — sondern eine rechtschaffene alte derbe Urahnendormeuse!“

„Aber das wird ja schreckli ausschaun zu dem weißen Atlaskleid mit der langen Schleppen!“

„O, sein Sie unbesorgt — die Haube paßt zu meinem gelb und braun gestreiften hundertjährigen Tanten-Kleide vortrefflich . . .“

„Gelb und braun gestreift — hundertjährig — graue Haartour — Urahnen-Dormeuse . . . mi rührt der Schlag!“ schrie der kleine bewegliche Alte auf. — „Und Fräulein Karoline Müller schaut grade als Tante so schön und zart aus wie an Zuckerpupp'n — wie an Zuckerpupp'n zum Anbeiß'n . . .“

Aber, bester Weber, die gefährliche Tante darf ja gar nicht wie an Zuckerpupp'n zum Anbeiß'n aussehen — sie soll vielmehr durch ein recht ehrwürdiges tantenhaftes Aussehen dem eigensinnigen Emmerling Vertrauen einflößen . . .“

„Wahr — leider wahr“, klagte der gute Alte — „was nutzt uns aber das Ehrwürdige, wenn wir damit durchfallen — glänzend durchfallen? . . . Geben's Acht, was d'raus wird!“

Mir war ob all dem Unkengeschrei wirklich selber ganz bänglich zu Muth geworden. Beim Frisiren zum ersten Akt seufzte Weber ganz erbärmlich und beschwor mich, mir noch schnell den rothen Sammet-Hermelinmantel geben zu lassen. Doch ich blieb fest, selbst als die mitwirkenden Damen mein Tantenkostüm anstarrten, wie Frau Lot die Salzsäule.

Pauli trat zuerst auf — keine Hand rührte sich. Ich folgte im grauen Mantel . . . Todtenstille! — Dann ein grausig anschwellendes A—a—ah der Enttäuschung . . . für mein allerdings etwas verwöhntes Liebhaberinnenohr gleich

den Posaunenstößen beim Weltuntergange. Doch ich nahm mich zusammen und spielte muthig weiter. Die hübsche Szene mit dem Kammermädchen gab mir Gelegenheit, einen kleinen feinen Stich anzubringen. Ich änderte einige Worte und rezitirte:

„Auch ich sah den Himmel offen
Und der Sel'gen Angesicht —
Doch in diesem Bühnenleben
Fand ich, ach! den Himmel nicht ..."

Als ich mich meinen Verehrern im reizenden, kostbaren Negligee präsentirte — wurde dies funkelnagelneue Zauberwerk des Herrn von Behr nach Gebühr beklatscht.

Der Hauptmoment nahte. Mit Herzklopfen und unter Assistenz von reichlichen Weber'schen Seufzern stülpte ich die unglückselige Dormeuse auf die graue Haartour, warf das gelb und braun gestreifte hundertjährige Tantenkleid über ... und die Todtenstille, die mich empfing, war wo möglich noch todtenstiller, als vorhin — und das Enttäuschungs-A—a—a—ah schwoll zum Drommetenton an.

Pauli hatte ganz den Kopf verloren — und fand ihn den Abend über auch nicht mehr wieder. Erst als wir die kleine Marie sorglich-zärtlich zu Bett brachten ... leise — leise ... um das geliebte Kind nicht aufzuwecken ... da erwärmten sich die Wiener Herzen und Hände und Beifall und Hervorruf lohnte den armen Dresdener Gästen.

Weber stand wie vom Alpdruck befreit da und drückte mir sogar herzlich die Hand, was er sonst aus Respect nie gewagt hatte, und flüsterte: „Können von Glück sagen — hätt's nimmer gedacht, daß es noch so gut abgehen würd'— — mit einem solchen Kleidel und solchem Ungethüm von Haub'n und solchen erbärmlichen grauen Lockerl... Aber wie würd's erst gegangen sein, wenn's sich so schön gemacht hätten, wie ..."

„Wie an Zuckerpupp'n zum Anbeiß'n!“ fiel ich lachend ein. Aber im Grunde war mir gar nicht luſtig zu Muth — und am Schluß, als Emmerling, der Tante Koſtüm am Boden liegen ſehend, ſagt: „Gottlob, da liegt die Tante!“ — da erfaßte mich ein förmlicher Ingrimm gegen das einſt ſo geliebte Gelbbraun-Geſtreifte, und auch die arme Haube hat's erfahren, als ich ſie in den Karton warf.

Als ich dann ſpäter mit vor Erwartung gerötheten Wangen und klopfendem Herzen im Parterre ſaß, um Karoline Müller als „gefährliche Tante“ zu ſehen — als dann das „Zuckerpupp'n“ wirklich entzückend ſchön im purpurſammtnen Hermelinüberwurf und Federbarett — und dann im weißen Atlaskleide mit Halbſchleppe, reich mit Spitzen garnirt, und in reizender Spitzenhaube à la Maintenon und koketten Löckchen vom ſchier überſchnappenden Jubel des Hauſes empfangen wurde ... da ſagte ich zu mir: „Sie hat Recht, erſt ſchön — dann wahr! ... Aber ich werde doch bei meinem Künſtlermotto bleiben:

Erſt wahr — dann ſchön!“

Und ich hab's nach Kräften gehalten.

„Vergoldung vergeht — Schweinsleder beſteht!“

— ſagt der Zinnſoldat in Anderſen's Märchen.

* * *

Und noch ein Mal ſollte es von Wien aus zum Gaſtſpiel nach Ungarn gehn. Kollege Korn, der alljährlich in Preßburg eine Wohlthätigkeits-Vorſtellung veranſtaltete und dafür bereits von der alten ungariſchen Krönungsſtadt zum Ehrenbürger ernannt war, forderte mich auf, mit ihm in Preßburg in „Menſchenhaß und Reue“ als Eulalie und Meinau aufzutreten! Zugleich ſollte ich ein echt ungariſches Herbſtfeſt im Weinberge des Bürgermeiſters von Preßburg kennen lernen ... Und ſo machte ich die kleine Künſtlerfahrt gern mit.

Unterwegs fragte ich Korn: „Lieber College, Hand auf's Herz, nun ſagen Sie mir mal ganz aufrichtig: warum ich — jünger und blühender als Ihre ſieben erſten Liebhaberinnen und, ich meine, doch auch nicht ungeſchickter, trotz allen Eifers keine größeren Erfolge an der Burg erzielt habe?“

Da lächelte er fein: „Sie ſind für unſere Wiener nicht raffinirt und nicht kokett genug und verſtehen es nicht, ſich ſtets und überall in's glänzendſte Licht zu ſetzen ... Auch bemühen Sie ſich zu wenig, ſich unter unſern vornehmen Kavalieren einflußreiche — Freunde und Gönner zu erwerben ... Im Gegentheil, unſere jungen Fürſten und Grafen finden Sie viel zu ſpröde und ablehnend ... Sie müſſen manches blaublütige Herz verletzt haben ... Und ſo ſpielt man nicht ungeſtraft an der Burg ...“

Ich hörte ganz verblüfft zu. Dann mußte ich an die jungen ungenirten Kavaliere denken, die mich beim Verlaſſen des Theaters auf den Korridoren förmlich Spießruthen laufen ließen und ihre Schnauzer drehten und impertinent ſchnarrten: „Mein Fräulein, meine Equipage — ein Souper wartet auf Sie. Ich möchte Ihr Freund werden ...“ Und wenn ich dann ſtolz vorübereilte, hörte ich hinter mir her: „Sie thut verdammt vornehm! aber ein Föll hat ſie — das weißeſte weicheſte appetitlichſte Föll von der Welt ...“

Alſo das war es! — Korn fuhr fort: „Dazu kommt noch, daß die Liebe der Wiener zu ihren angeſeſſenen Künſtlern von einer rührenden Beſtändigkeit iſt. Sie merken kaum, daß wir mit ihnen nach und nach alt werden. Haben Sie ſich nicht gewundert, daß wir alten Knaben, Ludwig Löwe und ich — die wir Beide zuſammen faſt hundert Jahre zählen — mit Ihnen noch immer jugendliche Liebhaber ſpielen? Kein fremder Kunſtjünger kommt neben uns in die Höhe — und wäre Fichtner kein Wiener Kind ... wahrhaftig, Sie hätten die junge Pathe mit mir ſpielen müſſen!“

Da konnte ich denn schon wieder lachen. Auch fiel mir zur guten Stunde ein, daß Wiens „unübertrefflicher Korn“ bei seinem Gastspiel in Berlin 1825 wenig angesprochen hatte, obgleich Mad. Stich lebhaft für ihn schwärmte und kämpfte. Die Berliner fanden ihren Rebenstein gemüthvoller und ihren P. A. Wolff genialer und idealer und Korn's Organ dumpf und sein Gesicht unbedeutend und konnten nicht begreifen: daß dieser Mann in den Vierzigern noch immer der vielbegehrte Adonis der jüngsten und schönsten Wienerinnen sei und mit Liebesbriefen und Rendezvous überschüttet würde . . .

Ich habe das in Wien auch nie begreifen können. Anerkennen aber muß ich: daß Korn der diskreteste Adonis war! Er sprach nie über seine romantischen Abenteuer und Erfolge, obgleich das in Wien zum bon ton gehörte. —

Solche Kunst und Koulissengespräche verkürzten den eintönigen Weg bis Preßburg. Nachmittags um 4 Uhr hielten wir vor der stattlichen Bürgermeisterei in der alten ungarischen Krönungsstadt. Des Hauses bildschöner junger Sohn machte uns ritterlich die Honneurs — und mir bald mit echtem Magyarenfeuer die Cour. Ich sehe ihn noch in seiner kleidsamen schwarzen Nationaltracht das wilde Schimmel-Viergespann lenken, das uns zum Fest im elterlichen Weinberg hinausgaloppirte — ich sehe mich dort oben hoch über der blitzenden Donau zu den Klängen stürmischer Zigeuner-Musik und unter zischenden Raketen und sprühenden Feuerrädern mit dem schönen verliebten jungen Maurus den sinnberückenden Czardas tanzen, den ich soeben erst unter Scherzen und Lachen von ihm gelernt hatte . . . War es der feurige Tokaier, der mir Herz und Kopf so heiß und beklommen machte? War es der flammende Kuß, den Maurus auf meinen Arm drückte, als er im Czardas plötzlich vor mir niederkniete? . . . Ich konnte ihm nicht zürnen.

Beim Souper deklamirte Korn Kastelli's „Nichts und Etwas“ und ich das vielsinnige „Na!“ — das mein Breslauer Freund August Kahlert als Seitenstück zu dem Saphirschen „Na!“ für mich gedichtet hatte. Und der junge Maurus wurde nicht müde, mich angirrend, dies Na! in allen Tonarten zu wiederholen.

Am andern Morgen sah ich einen jungen Magyaren im feierlichen Zuge von seinen Freunden begraben. Ein erschütternder Anblick: diese schönen blühenden Jünglinge in ihrer dunklen Nationaltracht, Fackeln in den Händen, Trauer im Auge. Auch Maurus war unter ihnen.

Am Abend spielten wir „Menschenhaß und Reue“, stärker markirend, als im Burgtheater gestattet war, mit großem Erfolg. Bei der Trennungsscene zwischen Meinau und Eulalia wurde so laut geweint, daß man — wie bei der Aufführung des Stücks in Paris und beim Spiel der Mars — hätte rufen mögen: aux parapluies! — Zum ersten Mal nannte Korn mich am Schluß: „Theuerste Kunstgenossin!“ Im Triumph kutschirte Maurus mich mit seinen vier Schimmeln nach Hause — und gab uns dann bei der nächtlichen Rückfahrt nach Wien noch weit, weit zu Pferde das Geleit ... Als er mir zum letzten Mal die Hand küßte, hätte der gute Mond in seinem und in meinem Auge eine Thräne blitzen sehn können ... Wir haben uns nie wieder gesehen ...

* * *

Nach zwei kurzen Gastspielen in Linz und Brünn und nach einer sehr ermüdenden Reise über Prag, stiegen wir Mitte Oktober 1834 im Hôtel de Saxe in Dresden ab. — Meine Freude war groß beim Erblicken des Theaterzettels! „Tasso's Tod“ von Raupach sollte mit Emil Devrient und Julie Rettich gegeben werden.

Mein Herz klopfte vor Ungeduld, und ſchon um halb ſechs Uhr ſaß ich mit der Mutter in einer Parterreloge des kleinen alten häßlichen Kunſttempels.

Er ſah aus wie eine umgeſtülpte Rieſenpaſtete, hatte eine melancholiſche, trübe grüne Farbe und von Luxus keine Spur. Dabei war das Haus kaum nothdürftig beleuchtet.

Das Publikum nahm geräuſchlos Platz und erſchien einfach, gar nicht aufgeputzt. Es fehlten die glänzenden Uniformen Petersburgs, die eleganten Damen Wiens, die ſchönen Prinzen und Prinzeſſinnen Berlins in den Hoflogen. Aber wie ſympathiſch wurde mir während der Vorſtellung dieſes Publikum, das ſo andächtig ſtill daſaß und ſo aufmerkſam lauſchte! Der Beifall zeigte ſich nicht überlaut. Nur hin und wieder, bei beſonders ergreifenden Stellen, brach er los — aus vollem Herzen!

Welch' ein ideal ſchöner, edler Taſſo war auch Emil Devrient — und welch' eine erſchütternde Leonore die klaſſiſche Julie Rettich mit den ausdrucksvollen ſüdlichen Zügen! Porth war ein impoſanter Herzog Antonio und der greiſe Werdy ein ehrwürdiger Mönch.

Ich ging mit dem glühenden Wunſche nach Hauſe: auf dieſer Bühne und neben ſolchen Mimen ein dauerndes Engagement zu finden! Und die Mutter wurde nicht müde zu wiederholen: „Ach, Lina, wenn ich dich doch mit Emil Devrient die Donna Diana ſpielen ſehen könnte?“

Mein erſter Beſuch galt am andern Morgen dem berühmten Kunſthiſtoriker Hofrath Böttiger, der zu Goethe's Zeit Gymnaſialdirektor und Kritiker in Weimar geweſen war. Er bot das Bild eines glücklichen Greiſes mit gutmüthigen Zügen, einem immerwährenden Lächeln auf den Lippen und kleinen, hellen Aeuglein, welche klug, manchmal forſchend blickten, beim Sprechen aber gewöhnlich zugekniffen wurden. Dann ſah der fette alte Herr frappant wie eine

ſpinnende Katze aus. Böttiger war damals bereits 74 Jahre alt.

„Waren Sie ſchon bei Tieck?“ war eine ſeiner erſten Fragen, als er hörte, daß ich in Dresden gern ein Engagement annehmen würde.

„Nein, ich wollte Hofrath Winkler (Theodor Hell), den ich bei Clauren in Berlin kennen lernte, bitten, mich bei Tieck einzuführen!“

Da machte der alte Herr ein kurioſes Geſicht, das ich ſpäter erſt verſtehen ſollte. Er ſagte aber harmlos: „Es trifft ſich augenblicklich ſehr günſtig für Ihre Wünſche. Die Rettich will nicht hier bleiben; ihr Mann kann Karl Devrient nicht erſetzen, das Publikum behandelt ihn mit eiſiger Kälte, und — — mit Tieck hat die Freundſchaft auch aufgehört! Er lobt ſie gar nicht mehr!“

„Seine einſt ſo geliebte Schülerin? wie iſt das möglich?“

„Hm! Die Schülerin iſt ſelbſtſtändig geworden; keine geiſtige Sklavin mehr, kann den Meiſter auch nicht mehr zwei — dreimal in der Woche vorleſen hören . . . Der Dramaturg wird alſo Alles thun, daß Sie für unſere Bühne gewonnen werden, erſtens, weil Sie ein vortrefflicher Erſatz für die Rettich ſind — — und dann aus Rache gegen die Rettich. Wer Tieck's Eigenliebe verletzt, wird verbannt! Alſo hübſch klug ſein, liebes Fräulein! Tieck kann bezaubernd liebenswürdig ſein und er lieſt unübertrefflich vor. Sie können viel bei ihm lernen. Ueberdies treffen Sie in ſeinem Hauſe intereſſante Perſönlichkeiten, alle bedeutenden Fremden ſtellen ſich ihm vor, und ſeine Frau und Töchter ſind wahrhaft liebenswerthe Charaktere. Suchen Sie Dorothea's, der älteſten Tochter, Freundſchaft zu gewinnen; ſie iſt ein ſelten begabtes und herzensgutes Mädchen. Gegen die Gräfin Finkenſtein müſſen Sie aber beſonders artig ſein . . .“

„Wer iſt denn das?“ fragte ich neugierig.

„Die — Freundin Tieck's. Seit vielen Jahren existirt dies eigenthümliche Verhältniß. Sie werden es selber bald durchschauen . . . Ich bedaure aufrichtig, Sie bei Tieck nicht einführen zu können, aber ich — bin ein wenig gespannt mit dem Hofrath . . ."

„Die Rettich ist mit Tieck gespannt — und Sie auch?"

Ganz freundlich lächelte Böttiger: „Ja wohl, wie so Viele! Das werden Sie bald erfahren. Aber ich hoffe, wir bleiben dennoch Freunde — Tieck braucht's ja nicht zu wissen . . ."

Hofrath Böttiger hatte sich in Dresden den Beinamen: „Das versöhnende Prinzip" erworben, weil er sich redlich bemühte, aller Welt nur Angenehmes zu sagen! — So erzählte man folgende köstliche Anekdote von ihm: Als Sophie Schröder in Dresden die Phädra spielte, saß Böttiger im Parterre und klatschte rasend — während er gleichzeitig sich umdrehte und der hinter ihm sitzenden Mad. Hartwig, der Dresdener Phädra, zuflüsterte: „Doch keine Hartwig! Nein, doch keine Hartwig!"

Wegen dieser Schwäche der Schmeichelei nannte Goethe den armen Böttiger eine „Ubique-Natur" und Tieck hat den „Herrn Hofrath" in seinem „Gestiefelten Kater" sehr böse gegeißelt — wofür Böttiger sich in seinen „Denkwürdigkeiten" bitter rächte. — Er starb schon im November 1835.

Vom Hofrath Böttiger ging ich zum Hofrath Winkler, Herausgeber der „Abendzeitung" und unter dem Pseudonym „Theodor Hell" gewandter Uebersetzer der beliebtesten französischen Theaterstücke. Er wohnte auf dem Altmarkte in einem Eckhause, dem Hofrath Tieck gegenüber. Ich war ja in der Stadt der vielverspotteten Hofräthe.

Die schöne Frau Hofräthin empfing mich auf die zuvorkommendste Weise. Sie hatte schon vernommen, daß ich im Theater gewesen war und so aufmerksam zugehört hatte, daß

die Mutter so mild und vornehm aussähe, sogar: daß ich einen wunderhübschen Hut mit weißen Rosen aufgehabt ...

Ich mußte lächeln über das liebe kleinstädtische Dresden. Da trat der Hofrath herein und hieß mich so traulich willkommen, als ob wir gestern erst fröhlich mit einander bei Clauren in Berlin und im türkischen Zelt in Charlottenburg dinirt hätten. Im sächsischen Dialekt fuhr er mit großer Volubilität fort:

„Ei, meine Beste, das trifft sich ja herrlich, daß Sie gerade jetzt unsere Stadt besuchen, — ich will Sie heute noch bei Seiner Excellenz dem Intendanten anmelden, denn ich hoffe, Sie sollen die Unsrige werden und gern in meinen Uebersetzungen aus dem Französischen auftreten ... Aber Tieck müssen Sie bald besuchen, — wer geleitet Sie aber zu dem Herrn Hofrath? — Es ist wirklich fatal, das ich augenblicklich mit ihm etwas — gespannt bin ..."

„Sie auch?" rief ich, jetzt wirklich erschrocken ... „Sie sind schon der Dritte, von dem ich heute Morgen höre, daß er mit Tieck auf gespanntem Fuße steht — erst die Rettich — dann Hofrath Böttiger und ..."

„Und noch so Viele, Viele!" lachte er. „Emil Devrient, Pauli, Werdy wohnen auch keinen Vorlesungen Tieck's mehr bei — und das ist stets das sicherste Zeichen, daß der alte Dramaturg grollt — und daß seine Günstlinge ein Haar in den ewigen Vorlesungen gefunden haben ... Doch davon erzähle ich Ihnen später einmal ausführlicher ..."

Winkler, damals fast sechzig Jahre alt, war seit Berlin womöglich noch häßlicher geworden. Aber man vergaß diese Häßlichkeit sogleich über seiner heiteren Liebenswürdigkeit. Er erblickte Alles im rosenfarbensten Lichte und war ein aufopfernder Freund und Gönner junger Talente.

Der Theater-Intendant, Herr von Lüttichau, gewann sehr im Vergleich mit dem Petersburger und Wiener

Intendanten. Er ſprach nicht ohne würdevollen Stolz von ſeinem Inſtitut, und — das gefiel mir. Er zeigte Sinn für wahre Kunſt und ein warmes Herz für ſeine Aufgabe und ſeine Künſtler. Als wir aber zu den Bedingungen meines Gaſtſpiels kamen und Excellenz von 30 Thalern für die Rolle ſprachen ... da erſtarrte ich doch ein wenig, denn ein ſolches Honorar war mir bis dahin ſelbſt von einer Provinzbühne nicht zugemuthet. Etwas vorwitzig ſagte ich: „Excellenz ſcheinen die Dresdener Bühne für eine ſo erhabene zu halten, daß fremde Künſtler ſich glücklich ſchätzen müſſen, hier nur der Ehre halber ſpielen zu dürfen.“

Der feine Hofmann erröthete und antwortete mit Würde: „Nennen Sie mir einen zweiten Emil Devrient, eine Wilhelmine Schröder, eine Doris Devrient! Julie Rettich haben Sie bewundert, — Pauli, Porth, Werdy werden Sie ſchätzen lernen. — Welche Stadt hat einen Dramaturgen von Tieck's Bedeutung? ... Sie werden eingeſtehen müſſen, daß ich ſtolz auf unſere Bühne ſein darf!“

Da war denn die Röthe in meine Wangen geſtiegen. Ich verſprach im Frühjahr zum Gaſtſpiel in Dresden einzutreffen. —

Bei der Mutter traf ich einen alten Freund aus Karlsruhe, Baron Sternberg, Verfaſſer des Romans: „Bühne, Kunſt, Liebe.“ Seine Tochter war meine Jugendgeſpielin. Als früherer Intendant des vortrefflichen Mannheimer Theaters intereſſirte er ſich noch immer für die Bühne. Ich mußte ihm in Karlsruhe manchmal vorleſen. Er war einmal außer ſich, daß ich die Marianne in den „Geſchwiſtern“ von Goethe ſo gefühllos ſprach, beſonders „Wilhelm! was war das für ein Kuß?“ Das Wort hat mir auch ſpäter nie recht gelingen wollen.

Sternberg verſprach, mich dem Dramaturgen vorzuſtellen. — Doch endlich Einer, der mit Tieck nicht geſpannt war.

An der Table d'hôte trafen wir einen lieben Freund aus der Zeit meines Berliner Engagements, Baron Gotthilf Auguſt von Maltitz, der Berlin wegen ſeines harmloſen Polen-freundlichen Stücks: „Der alte Student“ verlaſſen mußte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Hamburg hatte er ſich in Dresden niedergelaſſen. Er zeigte ſich im Innern und Aeußern unverändert. Sein Witz war noch eben ſo ſchneidig ſcharf und ſein Feuer verzehrend, aber eine reine Flamme. Der ausdrucksvolle Kopf mit den tiefblickenden Augen ſaß auf einer dürftigen, verwachſenen Geſtalt, und die langen, langen Arme warf er im Eifer des Geſprächs durch die Luft, ganz wie früher. Die Welt gefiele ihm immer weniger! — verſicherte er ernſthaft — aber plötzlich erheiterten ſich ſeine Züge und das fröhliche Lachen, das mich in Berlin ſo angeſprochen hatte, riß mich mit ſich fort. Auch das alte, ehrliche, gute Herz war daſſelbe geblieben. Er ſprach mit liebevoller Begeiſterung von Tiedge, dem Dichter der Urania.

„Iſt es nicht erhebend,“ rief er in ſeiner flammenden Weiſe aus — „daß ein achtzigjähriger Greis noch mit voller Glut des Herzens ſein Mitgefühl für Polen in einem Gedicht ausſprechen konnte? — Sie müſſen ihn kennen lernen!“

Am andern Tage holte Maltitz mich zu Tiedge ab. Unterwegs ſprach er liebevoll von dem ſeltenen Freundſchafts-bündniſſe, das den Dichter der Urania ſo viele, viele Jahre mit der Freiin Eliſa von der Recke verband, bis dieſe im Frühjahr 1833 in Dresden geſtorben. „Aber ſelbſt über das Grab hinaus, das ſie auf ihren Wunſch ohne Sarg, nur in Leintücher gehüllt, in der mütterlichen Erde gefunden, geht die ſorgende Freundſchaft für den verehrten Dichter. Sie hat ihm nicht nur ihr ganzes großes Vermögen vermacht,

sondern auch dafür gesorgt, daß Tiedge in dem alten freundlichen Gartenhause an der Elbe und ganz in der gewohnten Weise, als sei Elisa noch bei ihm, friedlich seinen Lebensabend beschließen kann. Stets sind ein alter Freund oder eine Freundin bei ihm, die ihn pflegen und an Geburts- und anderen festlichen Erinnerungstagen kleine Gesellschaften veranstalten — ganz wie zu Lebzeiten Elisa's . . ."

So fand ich auch das alte Haus und in einem altmodischen, freundlichen Zimmer eine Gesellschaft von uralten, verschollenen Herren und Damen und in einem wundersamen gelben Schlafrock mit rothen Tulpen und im Lehnstuhl den 82jährigen Dichter, die nie kalte lange Pfeife in der Hand. Er wollte sich erheben — aber ich hielt ihn sanft in seinem Sessel zurück und küßte gerührt seine Hand und schaute in sein gutes, altes freundliches Gesicht und in sein mildes, kindliches, braunes Auge auf.

Es war mir zu Muth, als erlebte ich ein Märchen. In dem Zimmer war es feierlich still; nur die Uhr an der Wand tickte leise und der Sonnenschein und die Schatten der Baumblätter vor den Fenstern spielten auf dem Fußboden und an den Wänden auf den Porträts der todten Elisa und der todten Jugendfreunde: Göcking, Gleim, Clamer-Schmidt, Hölty, Voß, Bürger und der Stolberge . . . und auf den verstaubten Wachsfiguren-Gesichtern der altmodischen Herren und der alten, vergilbten Damen in den engen Keilröcken mit breiten Gürteln und großen Schnallen, mit winzigen silbernen Löckchen unter kolossalen weißen Hauben und mit verblaßtem Lächeln und farblosen Augen . . .

Es war, als hätte der Engel des Todes diese ganze Gesellschaft hier unten vergessen . . .

Erst als ich auf Tiedge's Wunsch aus meinem Bühnenleben, von meinen Engagements in Berlin und Petersburg und meinen Gastspielen in Riga, Mitau, Wien und anderen

Städten erzählte, die der Dichter ja einst als Reisebegleiter seiner Elisa besucht hatte, und als ich so nach und nach meine alte sprudelnde Lebhaftigkeit wiederfand und allerlei lustige Erlebnisse und Theateranekdoten auskramte — da kam sogar etwas Leben in die Schattengesellschaft, obgleich Alle zusammenschraken, wenn mein Kaffelöffel gegen die kleine zierliche Meißner Tasse ein wenig klirrte. Selbst der alte, weißköpfige Diener, der den Kaffee präsentirte, ging wie auf Sammetsohlen. Das waren sie alle noch so gewohnt aus den Tagen der seligen Elisa, die an nervösem Kopfweh litt.

Tiedge war noch der Lebhafteste und interessirte sich besonders für meinen dreijährigen Aufenthalt in Petersburg, wo ja seine Elisa einst auch hochgeehrt am Hofe Katharinas gelebt hatte, und für mein Gastspiel in Mitau und meine Bekanntschaft mit dem Grafen Medem. Eine geborene Kurländerin, Gräfin Elisabeth von Medem und Stiefschwester der berühmten Herzogin Dorothea von Kurland, hatte sie mit 17 Jahren 1771 den Freiherrn von der Recke geheirathet. Diese unglückliche Ehe, die nach sieben Jahren wieder getrennt wurde, der Tod ihrer geliebten Tochter und ihres Bruders, Friedrich von Medem, der sie mit rührender Liebe erzogen und gebildet hatte, führte die religiöse Schwärmerin dem damals stark mode gewordenen Mysticismus in die Arme. Zu ihrem Unglück lernte sie in Mitau den Gaukler Cagliostro kennen, der sie in den Freimaurerbund aufnahm, ihre geliebten Todten vor ihr erscheinen ließ und — ihre Kasse in unverschämtester Weise plünderte. Sie war die begeistertste Jüngerin seiner Lehre — — bis sie den verehrten Großkophta zu ihrem Schmerz als — gemeinen Dieb und Betrüger entlarvt sah. Mit Takt und Würde trat sie in ihrer Schrift gegen Cagliostro den vielen häßlichen Gerüchten über ihr Verhältniß zu dem Abenteurer entgegen — und dies Buch machte so großes Aufsehen, daß

die Kaiserin Katharina es in's Russische übersetzen ließ und die Verfasserin an ihren Hof einlud und für die Plünderungen Cagliostro's durch ein Gut in Kurland entschädigte, wo Elisa ganz in der Stille der Erziehung armer Mädchen lebte ... bis ihre Nervenreizbarkeit sie auf Reisen nach Deutschland führte, an das die ideale Freundschaft mit Tiedge sie bis an ihren Tod fesselte.

Das Paar lebte lange auf Schloß Löbichau, der berühmten Besitzung der Herzogin Dorothea, wo auch Jean Paul, Theodor Körner, Eberhard, Schink, Böttiger und andere Schöngeister verkehrten.

Als die Herzogin Dorothea 1821 gestorben war, führte Elisa ihren Dichter nach Dresden und machte hier anfangs ein großes Haus. Doch soll sie den armen Tiedge durch ihre sorgende Liebe nicht wenig gequält haben. So mußte der Unglückliche täglich die verschiedensten Mixturen und beruhigenden Pülverchen aus ihrer Hand hinabschlucken, um nicht krank zu werden.

Tiedge sagte von seiner Elisa: nie hat eine schönere Seele einen schöneren Leib bewohnt!

Beim Erzählen und Plaudern wurde Tiedge immer lebhafter und freundlicher und sein Händedruck so wohlthuend warm, als hätten wir uns schon jahrelang gekannt. Doch als ich von meinem bevorstehenden Besuch bei Tieck sprach, ging ein Schatten über sein mildes Gesicht und die Schattengestalten sahen mich schier entsetzt an. Später erfuhr ich mehr von der langjährigen Feindschaft zwischen diesen beiden Poetenhäusern und ihren Kreisen. Besonders die selige Elisa und die Gräfin Finkenstein, Tiecks Egeria, hatten sich bitter gehaßt und durch allerlei Stadtklatsch und Zwischenträgereien immer mehr. Tieck lächelte stets sehr ironisch, wenn von Tiedge, Elisa und ihren Anhängern die Rede war: „Ja, das sind die Frommen — und wir hier die Gottlosen!“

Der alte derbe Zelter in Berlin sprach sich über den Dichter der Urania noch stärker aus, den er „Mops Uranius“ nennt und über den und seine Anhänger er in seiner borstigen Weise glossirt: „Hohle Schmeichelei alter Philinen, die man ganz anders kennt, düsterer Haß, hohe Worte, gemeine Ansicht, Geklimper mit Auroren, Horen, Bataillen, Canaillen — und dann ihre Tugend, die nicht Hund, nicht Katze fressen will!“ — —

Als Tiedge mich beim Abschiede herzlich bat, doch recht bald und recht oft wiederzukommen — es sei ihm heut wie ein lachender Frühlingstag aus seiner schönen, goldenen Jugendzeit gewesen . . . da stimmten die verstaubten, verschollenen Schatten ganz herzhaft mit ein.

„Welch' ein glücklicher, sonniger Lebensabend!“ — sagte Maltitz beim Nachhausegehen. „Wer doch auch mit so klarem, friedlichen Auge schon auf den nahen Sonnenuntergang warten dürfte! Tiedge hat bald überwunden — aber wir? Gott weiß, welche Kämpfe und Stürme uns noch beschieden sind! Sie Glückliche, der es so leicht wurde, dort im Spätherbst fröhlich klingenden, duftig blühenden, sonnigen Frühling hervorzuzaubern und selbst den Mumien Leben und Herzen einzuhauchen! Möge auch Ihnen — auch uns dereinst, wenn's still und einsam um uns geworden ist, die Jugend — die frohe, lachende, strahlende Jugend nicht fehlen, die uns versteht und für uns ein wenig liebenswürdig sein will. . . Wir wollen noch oft zu Tiedge hinausgehen. . . . Und wenn Sie zuletzt noch allein übrig geblieben sind — — dann lassen Sie in Ihrem Abendtraum auch ein freundlich Bild vorübergleiten von dem armen, närrischen Maltitz und von dieser Minute auf der Dresdener Elbbrücke. . . .“

Und noch oft sind wir mit einander hinausgewandert über die Elbbrücke in das Haus von Tiedge. . . . „Sie kommen, wie das Mädchen aus der Fremde!“ — sagte der

liebenswürdige Greis scherzend. — Nach drei Jahren ging ich den Weg allein. Maltitz war gestorben, kaum 43 Jahre alt — gern! Er war nicht glücklich — trotz des besten, reichsten, liebevollsten Herzens und seiner Erfolge als Schriftsteller. Er fühlte sich einsam in der Welt und unverstanden. — Tiedge überlebte den jungen Freund noch vier Jahre. Die meisten der Schattenfiguren aus seiner Umgebung mußte er noch vorher ganz erbleichen sehen, bis ich auf den Sarg des fast neunzigjährigen Greises meinen frischen Blüthenkranz legen konnte.

Daß ich jene Minute auf der Elbbrücke — daß ich die goldenen Worte des edlen Maltitz nicht vergaß ... dafür spricht dies wehmüthig-frühlingsduftige Erinnerungsblatt. —

* * *

Auf dem Wege nach dem Altmarkt zu Ludwig Tieck klopfte mir das Herz doch etwas unruhig: wie wird der vielgerühmte und — vielgetadelte Dichter, der große Dramaturg dich empfangen? Ich fühlte, daß von dieser ersten Begrüßung mein Bleiben in Dresden abhängen werde.

Zu meiner Beruhigung diente es durchaus nicht, was mein Begleiter, Baron Sternberg, mir unterwegs über die Ursache der Feindschaft zwischen Tieck und Winkler und Böttiger erzählte:

„Es war eines Abends bei Tieck Gesellschaft. Der Mittelpunkt der Unterhaltung war ein junger, talentvoller Maler, der erst kürzlich aus Italien zurückgekehrt war und eine reiche Mappe voll interessanter Skizzen und einen ganzen Sack voll lustiger Geschichten, Abenteuer und — Windbeuteleien mitgebracht hatte. Tieck ging wie ein grollender Löwe umher, denn er kann es nicht gut vertragen: einen Andern, auch nur vorübergehend die erste Geige spielen zu hören. Er hat sich — und die liebe, weihrauchopfernde Welt hat

ihn im Kreislauf der Jahre zu sehr daran gewöhnt: alle Solis gebühren „dem ersten Romantiker, Vorleser und Dramaturgen“ seiner Zeit — dem Herrn Hofrath Tieck!

„Aber an jenem Abende wurde sogar sein Grollen wenig beachtet. Besonders die junge, neugierige, lachlustige, plauderhafte Welt fand zu großen Geschmack an den — Räuber-Geschichten und Räuber-Bildern des Malers. Darunter zwei kleine Aquarelle: der Räuber wüst, wilder, schwarzer Bart, blutgierige Augen, — die Banditenbraut üppig, rothwangig, gluthäugig, schwarzlockig . . .

„Kinderchen, was habt Ihr da?“ — sagte Böttiger, der mit einem fremden Professor in der Fensterecke gesprochen hatte, mit seinem süßesten Lächeln herantretend.

„Zwei Portraits,“ — meinte Winkler in seiner neckischen Weise, uns Andern einen Blick zuwerfend, der bedeutete: Aufgepaßt — laßt mich nur machen — das gibt einen Hauptspaß! — „Sie erkennen doch die Originale, Herr Hofrath?“

„Ei! ei! natürlich — wie sollte ich denn nicht!“ sagte der gute Böttiger, der sehr kurzsichtig ist, die beiden Bilder dicht vor das Auge haltend . . . „Dies hier ist ja unser verehrter Tieck und dies — ei! allerliebst getroffen — unsere theure Gräfin Finkenstein . . .“

„Das welterschütternde Lachen der ganzen Gesellschaft läßt sich nicht beschreiben — — ebenso Tieck's verdutztes Gesicht, das nicht wußte, ob es mitlachen, oder grob werden sollte. Schließlich bequemte es sich zu einem mitleidigen, weltverachtenden Lächeln und fand sich auch den ganzen Abend nicht mehr aus demselben heraus. Aber inwendig grollte es furchtbar! Ihn mit einem italienischen Banditen und seine Freundin, die arme alte, elegische Gräfin Finkenstein mit einer frechen, derben Banditenbraut zu verwechseln . . . das war für seine liebe Eitelkeit zu viel. Ueberdies glaubt

er noch heutigen Tags, die Geschichte sei von dem gottlosen Theodor Hell schlau eingefädelt worden, um ihn lächerlich zu machen. Und Tieck vergibt nie — denken Sie daran, mein liebes Fräulein! — nie eine Beleidigung — eine Vernachlässigung. Er rächte sich auch an Winkler und an Böttiger auf jede Art. Ja, bald gab es auf beiden Seiten die beißendsten anonymen Schmähschriften . . ."

Das war der Prolog zu meiner ersten Vorstellung bei Ludwig Tieck. Nicht ohne Herzklopfen betrat ich das berühmte graue Eckhaus am Altmarkt und stieg die dunkle Treppe hinauf. Wir traten in einen geräumigen, etwas düsteren Salon. Zugleich öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers und — vor mir stand der berühmte Dichter in seiner ganzen bezaubernden Liebenswürdigkeit.

Tieck war damals bereits 61 Jahre alt, hatte aber in seiner Persönlichkeit und besonders in seinem Wesen etwas ungemein Frisches, anmuthig Jugendliches. Er trug einen langen schwarzen, talarartigen Sammetrock mit weiten Aermeln à la Raphael und ein Käppchen von gleichem Stoff. In den braunen Locken zeigte sich noch nicht ein einziges weißes Haar. Nur die Gestalt war von der Gicht gebeugt, in sich zusammengesunken. — Der schwarze Sammet hob die Marmorblässe des schönen, edel geformten Gesichts mit den großen, tiefen, braunen Augen, die so klar und scharf blickten, und die Alabasterweiße der kleinen, wohlgepflegten Hände vortheilhaft hervor. Und wie verstand er es, das Gespräch durch wenige graziöse Handbewegungen zu beleben! Ein bezauberndes Lächeln umspielte den fein geschnittenen, fast jugendlich knospenden Mund, als er mich im reinsten norddeutschen Dialekt mit wohlklingender metallischer Stimme in Dresden willkommen hieß. „Ich habe schon viel Hübsches und Rühmliches von Ihrem Talent und Ihrem Streben gehört und freue mich auf Ihr Gastspiel, das" — fügte er

mit anmuthiger Verbeugung hinzu — „hoffentlich zu einem dauernden Engagement führen wird ... Zunächst also gehen Sie, wie ich höre, nach Berlin, um auf den alten Brettern neue Lorbern zu ernten?“

„Ich würde für einige freundliche Blumen der Erinnerung und des Willkommens sehr dankbar sein, — die Lorbern, Herr Hofrath, gönne ich herzlich gern den unsterblichen Geistern!“ sagte ich mit Beziehung.

„Nun, die Blüten werden Ihnen nicht fehlen“ — lächelte er, den Tribut, wie ihm gebührend, in Empfang nehmend. „Sie werden überall Erfolg haben, wo Sie sich nur zeigen — — Sie sind jung — sind schön ...“

„Die Schwägerin von Rahel Varnhagen, die wunderbar schöne Frau von Ludwig Robert Torno, die gefeierte Schwäbin Friederike, meinte: Ich sei hübsch — nur hübsch ... und deren Ausspruch galt in Schönheitsangelegenheiten damals in Berlin als Orakel ...“

„Ludwig Robert hatte ein schönes Talent für das Drama. Sind Sie je in seinem Trauerspiel: „Die Macht der Verhältnisse“ aufgetreten?“

„Ja, in Berlin. Es war ein vortreffliches Ensemble: Ludwig Devrient in einer seiner Meister-Rollen — Beschort als Vater erschütternd — dann Rebenstein, Lemm, die ideale Devrient-Komitsch — die schöne Schröck mit der seelenvollen Flötenstimme ... Ich hatte nur eine kleine Rolle, die „Gräfin“ ...

„Aber eine sehr schwere, die nicht nur gespielt, sondern bis in die feinsten Falten des Seelenlebens studirt und nachgefühlt sein will.“

„Und dieser kleinen Partie verdanke ich das erste, mich hochbeglückende Lob in tragischen Rollen von Pius Alexander Wolff, während er im Lustspiel meistens mit mir zufrieden war.“

„Ein großer Künstler!“ sagte Tieck gedankenvoll, wie in Erinnerung versunken. „Nach dem genialen Fleck und und meiner großen Bethmann bewunderte ich in Berlin das Wolff'sche Ehepaar am meisten. Das waren noch echte Komödianten aus der guten alten Schule — mit Leib und Seele ihren so hochgehaltenen Brettern angehörend. Wolff's Tod ist ein unersetzlicher Verlust . . .“

„Und doch, Herr Hofrath, seit ich Ihren herrlichen Emil Devrient als Tasso gesehen habe . . .“ Aber ich blieb stecken. Tieck sah mich mit so eigenen, großen Cäsar-Augen an, als wollte er sagen: „Auch Du, Brutus — und jetzt schon?“

Zugleich mahnte mich ein freundliches Ellbogen-Memento Sternberg's daran, daß Emil Devrient in diesen Räumen eine persona ingrata geworden.

„Haben Sie jemals Sophie Müller gesehen, die so früh von der Kunst und von uns scheiden mußte?“ — fragte Tieck plötzlich, die peinliche Pause endend. „Wer hätte gedacht, als sie hier in Dresden die blinde Valerie so rührend, so innig, so erschütternd . . . und so einfach wahr gab, daß sich diese schönen, klugen, seelenvollen Augen so bald auf immer schließen sollten . . .“

„Als Kind sah ich sie in Karlsruhe und dann in Berlin. Aber ich kenne eine geistige Schwester von Sophie Müller . . .“

„Auf welcher deutschen Bühne?“ fiel Tieck gespannt ein. „Wie heißt sie?“

„Auf keiner deutschen Bühne, Herr Hofrath. Ich meine die Mars vom Théâtre français. Ich habe sie oft — sehr oft in Paris spielen sehen und jedesmal erinnerte sie mich lebhaft an unsere Sophie Müller: durch die Innigkeit des Gefühls, holde Weiblichkeit, süßes Organ und das Maßvolle, Lebenswahre in ihrem ganzen Auftreten und Spiel.

Ja, die Mars ist die einzige französische Schauspielerin, die — echt deutsch spielt und von ihren Landsmänninnen ~~nur~~ die unnachahmliche Grazie und das Moussirende des Esprit adoptirt hat . . ."

Tieck hörte mir mit sichtlichem Interesse zu. Er bat mich, einige Szenen der „Blinden Valerie" gleichsam als Kopien der Mars und der Müller dramatisch wiederzugeben, — und lobte die feinen Nüancen meiner Nachahmung.

Wir waren sehr lebhaft geworden. Ich mußte dann noch zur großen Belustigung von Tieck und Sternberg erzählen, wie auf dem Théâtre français Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" gegeben wurde . . .

Nachdem der Dramaturg mich noch über mein Repertoir befragt hatte, sagte er: „Ich hoffe, Sie in Dresden mit der Zeit auch in hochtragischen Rollen zu sehen. Sie haben Leidenschaft, ein sympathisches Organ, edle Gesten . . ."

„Aber kein tragisches Gesicht, Herr Hofrath!" fiel ich tragikomisch ein.

Tieck lächelte fein: „Der Geist überwindet auch das! Ich wünschte, Sie versuchten einmal die Maria Stuart. Ich werde die Rolle gern mit Ihnen durchgehen, wie Friederike Bethmann sie spielte. Die glaubte Anfangs auch, nur für naive und sentimentale Rollen geschaffen zu sein — und sie wurde die größte Maria Stuart ihrer Zeit. Sie sollen jetzt durch mich von der Bethmann lernen — auch, wie man in der Gartenszene königlich stolz auf die Elisabeth zuschreiten kann: „denn ich bin Euer König!" — ohne zu thun, als wollte man ihr — Eins versetzen, wie manche moderne berühmte Maria Stuart diese Scene so gern spielt," — schloß er scherzend, aber doch ein wenig verächtlich.

Ich dankte dem Meister von Herzen, versprach Alles, auch mit der Mutter am Abende zur Vorlesung zu kommen — und ging bezaubert nach Hause. Tieck's ganze bedeutende

und so hinreißend liebenswürdige Persönlichkeit, das Magnetische seiner Augen, das Berauschende seiner Sprache, der Zauber seines Lächelns hatten mich ganz gefangen. Wie weggeweht war Alles, was ich über seine Eitelkeit, Herrschsucht, Ungerechtigkeit, Empfindlichkeit und kleinliche Rachsucht gehört und was mir das Herz selber so schwer und mißtrauisch gemacht hatte. —

Schönstens geputzt gingen die Mutter und ich gegen Abend zu Tieck. — „Lina, wenn er doch ein Lustspiel lesen wollte!“ — dieser mütterliche Seufzer klang schon in das bunte Summen hinein, das uns im Entree umrauschte. — „Wohl große Gesellschaft?“ fragte ich die alte, freundliche Dienerin. — „O, nur dreißig Personen!“ war ihre würdevolle Antwort. Es lag in diesem „nur“ der echte, prächtige Dienstbotenstolz: „Ja, aufgeschaut und allen Respekt! Wir sind sehr gesuchte, berühmte Leute!“

Der Salon mit drei Fenstern und drei Sopha's und vielen Stühlen war brillant erleuchtet. Stattlich, freundlich trat uns Ludwig Tieck im schwarzen Frack und weißen Halstuch entgegen. Er führte uns zu einem Sopha und stellte uns einer winzigen alten Dame vor, deren schmales Gesichtchen unter lauter Tüllrüschen und weißen Spitzentüchelchen vollends verschwand: — Gräfin Finkenstein. Die Mutter mußte neben ihr Platz nehmen. Mich führte der Hofrath zu seinen Töchtern Dorothea und Agnes, die mich mit klugen Augen neugierig anschauten. Dann kam mein bei meinen Freunden so berühmtes und bei andern Leuten auch wohl etwas berüchtigtes Spießruthen-Vorstellungs-Halbkompliment zur vollsten Geltung: „Baronin Friesen — Frl. von Brunnow — Frau von Lüttichau — Frau von Bülow — Frl. Reinbold — Hofrath Carus — Graf und Gräfin Baudissin . . . und so ging es noch eine Weile fort, bis Dorothea mich in einen stillen Winkel zu ihrer Mutter und zu Julie Rettich führte. Die

Hofräthin ſah leidend aus und lehnte in einem hohen Lehnſeſſel — eine Dulderin in der frohen Geſellſchaft! Aber es wurde mir gleich heimiſch in dieſem ſtillen Winkel, und ich dachte wie Hebel's Haberkörnle: „Do blieb i! was no us mer will werde!“

Wie ein Grand Seigneur wandelte Tieck unter ſeinem Hofſtaate umher, bald hier ein freundlich Wort, bald dort ein Lächeln ſpendend. Bei aller Liebenswürdigkeit hatte dies „artiger Wirth ſein“ doch einen kleinen Anflug von Herablaſſung.

Auf einen königlichen Wink Tieck's ſtellte die Dienerin ein Tiſchchen mit zwei Wachskerzen in die Mitte des Saals, gegenüber den drei großen, hiſtoriſchen Vorleſung-Sopha's. Noch ein wenig Stuhlrücken — dann lautloſe Stille ... und aus dem Polſterſeſſel hinter den beiden Kerzen ertönte es: „Prinz von Homburg, Trauerſpiel von Heinrich v. Kleiſt.“

Es war, als ginge ein Aufathmen der Erleichterung durch den Saal. Frau Rettich flüſterte mir zu: „Eine glückliche Wahl — das Stück iſt nicht ſo furchtbar lang, wie die Shakeſpeares und Calderons, und Tieck lieſt es herrlich vor.“ — Die Hofräthin hatte ſich reſignirt in ihren Sorgenſtuhl zurückgelehnt und die Augen geſchloſſen — die Tüllrüſchen der Gräfin ſtrahlten — mein armes Mütterlein hatte ergeben die Hände über ihrem Schnupftüchlein im Schooße gefaltet und ſchien ein letztes Stoßgebetlein an den namenloſen Gott der Nerven zu richten — (die alten Heiden kannten ja noch keine Nerven) — und ich lauſchte in athemloſer Spannung ...

Der Prinz von Homburg hatte mich ſtets ganz beſonders gefeſſelt. Es wurde in Berlin viel darüber geſtritten: ob Homburg ein Held ſei — oder das Gegentheil! Ich legte ſtets eine Lanze für den „Helden“ ein, — trotz des Todesgrauens, das er zeigt, als er an ſeinem offenen Grabe ſteht.

In heißer Schlacht würde Prinz Homburg keine Todesfurcht gekannt haben . . .

Und wie las Tieck Kleist's Trauerspiel — wie ich nie wieder vorlesen hörte! — Zuerst nannte er die Personen — dann nur bei einer neuen Scene. Aber bei Tieck's wunderbarer Lesekunst glaubte man die verschiedenen Akteure vor sich auf der Bühne zu sehen. Vor Allem entzückte mich die edle Einfachheit des Vortrags. Da war keine Spur von hohlem Deklamiren oder Stelzen-Pathos.

Tieck las schnell. In der ergreifenden Scene, wo den Prinzen die Angst vor dem offenen Grabe, vor der schimpflichen Hinrichtung martert, da jagten sich seine Worte förmlich — wie Gewitterwolken! Um so größer war die Wirkung, als der Himmel sich klärte — als der Prinz gefaßt ist, auch sein Leben dahinzugeben. Das floß wie erquickender Sonnenschein von des Lesers Lippen.

. . . Als ich dem Hofrath für diesen genußreichen Abend meinen begeisterten Dank sagte, drückte er mir mit seinem bezaubernden Lächeln die Hand: „Beweisen Sie mir, daß Sie den alten Tieck öfter lesen hören möchten — und kommen Sie mit den ersten Schwalben wieder nach Dresden — für immer!"

Wie gern ich das versprach! —

Ende Oktober 1834 sah ich Berlin wieder — — nach mehr als fünfjähriger Abwesenheit . . .

„Wie anders Gretchen war Dir's!" — als ich vor grade zehn Jahren zum ersten Mal in die fröhlich lockende Königsstadt hineinfuhr, das junge unschuldsvolle Herz voll Hoffnung auf Künstler- und Menschenglück — das junge lachende Auge voll Sonnenschein . . . Wie anders auch damals noch, als ich im Mai 1829 so geheimnißvoll Berlin verließ und die traurige Reise nach dem Glück antrat, das ich in Englands Nebeln zu finden hoffte!

Wie anders jetzt Alles in mir und um mich! Berlin war mir fremd geworden und ich den Berlinern. Selbst den alten treuen Freunden gegenüber wollte sich der alte harmlos fröhliche Herzenston nicht wieder finden. Viele sah ich gar nicht wieder, so die Familie Decker. Jene mystische Fluchtreise nach England war zwischen uns getreten. Selbst allerlei zarte und unzarte Anspielungen darauf bekam ich zu hören — oder ich konnte sie doch in so manchem Lächeln der Augen und des Mundes lesen.

Der Geheimkämmerier Timm gab mir ein Diner und der König kam zum Dessert, um mich zu begrüßen und von mir über meine Erlebnisse in England zu hören und über den Prinzen Leopold, der inzwischen König Leopold von Belgien geworden war ... Aber ich hatte doch das fatale Gefühl: daß nur die Neugier mich zu Gaste geladen hatte!

Auch auf der Bühne fühlte ich mich fremd und unbehaglich. Ludwig Devrient und Rebenstein waren inzwischen gestorben und Künstler und Publikum in zwei Parteien getheilt, die sich auf Tod und Leben bekämpften: in Krelingianer und Hagnerianer — und mit Beiden hatte ich den Kampf zu bestehen. Auch die jungen neu auftauchenden Sterne am Königstädter Theater: Bertha und Klara Stich leuchteten meinem Gastspiel nicht günstig. Dazu der unsterbliche Haß und die geheimen Verfolgungen des Prinzen August ...

Genug, ich wurde meines Berliner Gastspiels nicht froh, obgleich die Kritik und das unparteiische Publikum mich freundlich aufnahmen und Berlin's erster Kritiker, der Komödien-Schulz mich eine „Künstlerin ersten Ranges" nannte.

Ich trat an elf Abenden mit wachsendem Beifall auf. Am meisten gefiel ich als „Donna Diana", die ich wiederholen mußte, und als „Blinde Gabriele". ... Aber meine

alte glückliche Berliner Zeit war auf immer dahin — auf der Bühne und im Leben . . .

Mit Thränen der Wehmuth schied ich. Ich habe nie wieder in Berlin die Bühne betreten — Berlin nie wieder gesehn — seit mehr als vierzig Jahren . . .

Ich möchte Berlin jetzt auch nicht wiedersehn. Es ist so traurig, an Gräbern zu wandeln — — an Gräbern mit geliebten Menschen — mit verwehten frohen Jugendstunden und goldnen Träumen und zerstörten Idealen! —

* * *

Mit Sehnsucht wurde ich in Magdeburg zum Gastspiel erwartet: um den guten alten Theaterdirektor Heinrich Bethmann herauszureißen aus seinen unsterblichen Schulden.

Bethmann hatte mich vor zehn Jahren in Karlsruhe entdeckt und an's Königstädter Theater nach Berlin geführt. Mit ihm war's seitdem recht sehr bergab gegangen. Seine Glanzzeit war mit seiner berühmten Gattin, der großen Friederike Unzelmann-Bethmann in's Grab gesunken. Aus dem Berliner Hofschauspieler Heinrich Bethmann war ein fahrender Theaterdirektor geworden, der beständig mit Hunger und Kummer zu kämpfen hatte. Aber ein echter, rechter, schlechter, fahrender Komödiant aus der alten romantischen Zeit der deutschen Bühne, für die Ludwig Tieck noch immer schwärmte. Oft keinen Groschen in der Tasche — keinen ganzen Rock auf dem Leibe — den neuesten Theaterzettel und hundert goldne Hoffnungen im Kopfe — so zog Heinrich Bethmann nun schon Jahre lang durch die Lande. Ich bin kaum einem treueren kunstbegeisterten Theaterdirektor auf meinen Komödiantenfahrten begegnet — und es war mir immer die größte Freude, Bethmann durch meine Gastspiele mal wieder ein wenig „flott" zu machen.

Im Dezember 1834 spielte ich an zwölf Abenden meine besten Rollen in Magdeburg, bei stets ausverkauften

Häusern. Meinen höchsten Triumph feierte ich als „Blinde Gabriele."

Im zweiten Akt geht die Blinde an die Seitenthür und ruft nach dem alten Diener Ambros, sie zu führen. Der antwortet nicht und Gabriele schreitet mit vorgestreckten tastenden Armen vorsichtig über die Bühne ... Da stoßen ihre Finger an Jemand ... Ah! da bist Du ja schon, Ambros, gib mir Deine Hand ..." Aber kaum hat sie diese Hand berührt, so durchzuckt es elektrisch alle ihre Glieder, ihre starren todten Augen öffnen sich noch weiter, der Busen wogt und der Athem stockt ... Nein, es ist nicht der alte Ambros — aber wie? wenn ihr geliebter Ernst aus der Ferne zurückgekommen wäre und vor ihr stände?

In Gabrielens Mienen — ja selbst in ihren leeren Augen, in der vorgebeugten zitternden Haltung, im Zucken der tastgewohnten Finger und im Ton der stockenden Stimme soll sich jetzt ein kontrastreicher Herzens- und Seelenkampf abspiegeln: zwischen dem Glück der Erwartung — und der Furcht vor Enttäuschung ... „Aus Barmherzigkeit! Wenn Sie nicht Ernst sind, antworten Sie nicht!" Dann — nach einer Pause des gespannten Lauschens bricht die ganze Macht der seligen Liebe hervor in dem süßen kindlichen Ton der Hoffnung: „Ernst, bist — Du es?"

Da ruft aus dem Parket eine helle, eifrige Knabenstimme jubelnd zu mir herauf: „Ja, ja, er ist's — er ist's! Ernst!"

Wie mich das ergriff! Die hellen Thränen stürzten mir aus den Augen und ohne Ernst's Bestätigung abzuwarten, sank ich schluchzend an seine Brust ...

Hinter der Scene drückte Bethmann mir feuchten Auges die Hand und sagte: „Sie haben heute gespielt und gesiegt — wie meine selige Friederike!" — Das war das höchste Lob aus dem Munde des alten Komödianten.

Im Januar spielte ich dann noch acht Mal mit bestem künstlerischen und pekuniären Erfolge in Magdeburg — auf mein Drittel kam pr. Rolle 100—150 Thlr. — und noch oft bin ich Bethmann's Hilferuf gefolgt: nach Magdeburg — Halle und Lauchstädt. —

Von Magdeburg ging's im Januar 1835 nach Hannover zum Gastspiel. Ich trat acht Mal auf als: Donna Diana — Julia — Käthchen — Goldschmied's Töchterlein u. s. w. und spielte zum ersten Mal mit dem talentvollen jungen Charakterdarsteller Karl Grunert. Franz von Holbein, der ehemalige Gatte der Gräfin Lichtenau, der Dichter meiner dankbaren Rolle „Fridolin" und der Bühnenbearbeiter von „Käthchen von Heilbronn" war ein kluger praktischer Direktor — aber aalglatt, falsch, adelstolz und von einer gewissen impertinenten Eroberungszuversichtlichkeit, und seine Gattin, die geschiedene Mad. Artour, geb. Göhring, spielte trotz ihrer etwas bedenklichen Jahre noch immer mit Vorliebe erste Liebhaberinnen — so daß ich von der Frau Direktorin von Holbein nicht allzu freundlich in Hannover empfangen wurde. Für die Rolle erhielt ich 80 Thaler.

Der Herzog und die Herzogin von Cambridge, die damals in Hannover residirten, sagten mir über mein Spiel viel Freundliches, aber die Kollegen und das Publikum thaten sehr vornehm reservirt, das unverfälschte Altengland kopirend, das mich an der Table d'hôte im Brittisch-Hôtel sehr ergötzte. Man hielt es damals in Hannover für unfein, selbst bei den lustigsten Scenen im Theater herzhaft zu lachen, man lächelte kaum — so daß ich, zu meinem alten Bethmann nach Magdeburg zurückgekehrt, fröhlich aufjubelte: „Gott sei Dank, daß ich wieder bei echten unverkünstelten Komödianten bei — und bei einem Publikum, das sich, seiner harmlosen Heiterkeit nicht schämt!" —

* * *

Im März war ich wieder in dem schönen heiteren Elb-Florenz — zum entscheidenden Gastspiel. Ich trat auf als Donna Diana, Blinde Gabriele, Junge Pathe, Goldschmied's Töchterlein, Käthchen von Heilbronn, in der Schule der Alten, Menschenhaß und Reue und in den Hagestolzen. Dann kam der Probirstein für tragische Rollen: Maria Stuart, bei Tieck und nach den Traditionen von Friederike Bethmann einstudirt. Der Dramaturg war sehr mit meiner Leistung zufrieden, die Dresdener beglückten mich durch Beifall — und so unterschrieb ich nach der Vorstellung von Maria Stuart fröhlichen Herzens den Engagements-Kontrakt, zunächst auf vier Jahre: mit 2000 Thaler Gage und 200 Thaler Garderobegeld. Rococo- und Herrenkostüme wurden mir geliefert. —

Doch bald mußte ich weitereilen — nach Prag. Ich hatte mit Direktor Stöger ein Gastspiel für 15 Abende abgeschlossen. Im April traf ich in der alten hundertthürmigen Stadt ein.

Im stattlichen „Schwarzen Rössel" waren behagliche Zimmer für uns bestellt. Mein erster Blick war natürlich nach dem Theaterzettel. „Romeo und Julia. Oper von Bellini. Romeo — Dlle. Sabine Heinefetter, erste Sängerin der italienischen Oper zu Paris." Das war zu lockend. Ich hatte Sabine Heinefetter schon 1827 in Berlin kennen gelernt, bewundert und liebgewonnen, als sie — „kurfürstlich hessische Hofopernsängerin aus Kassel" — auf der Berliner Hofbühne Triumphe feierte, obgleich damals auch Henriette Sontag in Berlin sang. Schnell war ein wenig Toilette gemacht, und wir konnten in der Direktionsloge noch den zweiten Act genießen.

Ein wunderschöner Romeo! Eine schlanke, stolze und doch weiche Jünglingsgestalt mit edlen ausdrucksvollen Zügen, liebeglühenden beredten Augen, Feuer und Wahrheit

im plastischen Spiele und hochdramatischen Gesange, reinstes Metall in der Stimme — so sah ich Sabine Heinefetter nach acht Jahren noch schöner, noch vollendeter im Gesange vor mir auf den Brettern, umrauscht von dem Jubel der musikenthusiastischen Prager.

Ich freute mich, daß auch Heinefetters im „Schwarzen Rössel" wohnten, der altrenommirten Künstlerherberge Prags. Am andern Tage machte ich der liebenswürdigen Collegin mit der Mutter einen Besuch. Bei Sabine fanden wir ihre Mutter, eine gute alte Frau, einfach und bürgerlich behäbig und sehr redselig in ihrem geliebten Mainzer Dialect. Ihr rundes rosiges Gesicht strahlte stets wieder von der Glücks- und Ruhmessonne ihrer Töchter. Die zweite, Clara, gastirte in Wien als Julia, weiße Dame, Alice in Robert dem Teufel ꝛc. und die jüngste, Kathinka, sah ich jetzt zum ersten Male in Prag. Sabine war dreißig, Kathinka erst fünfzehn Jahre alt. Glich Sabine einer Juno Ludovisi, so erinnerte Kathinka an eine Hebe von Canova. Ein reizendes Kind! Blühend wie die Frühlingsgöttin, leicht und anmuthbeflügelt wie Psyche, heiter wie ein Sonnenstrahl und glücklich wie ein Sonnenkind umgaukelte sie uns und trällerte mit ihrer lieblichen Silberstimme neckische Lieder. Dabei flatterten die lichtbraunen, goldig schimmernden Locken um das glühende Gesichtchen, die hellen Rehaugen glitzerten verführerisch und in den Grübchen in Kinn und Wangen lachten hundert neckische Schelme und Liebesgötter.

Sabine flüsterte mir mit einem Seufzer zu: „Ach, wie wird es diesem holden Schmetterlinge noch ergehen, wenn er erst allein, ungehütet und ungezügelt seinen Weg durch's Leben suchen soll! Kathinka ist ein glückverwöhntes, fast zu leichtherziges und leichtblütiges Kind; mir bangt vor der Stunde, wo ich es von mir lassen muß. Kathinka hat den entschiedensten Beruf zur Coloratursängerin und eine glühende

Sehnsucht zur Bühne — richtiger wohl: zu den Triumphen auf derselben. Bis jetzt habe ich sie allein ausgebildet. Im Herbste soll sie nach Paris gehen, um bei Cordoni ihre musikalische und theatralische Bildung zu vollenden. Die Gräfin Merlin und Maria Malibran wollen sie beschützen und in die musikalische Welt von Paris einführen, wie einst mich. Gott gebe, daß Alles gut gehe! Mir ist der Weg zur Bühne und über die Bühne nicht so freundlich geebnet und mit Rosen bestreut, wie meiner jungen Schwester. Ich habe mir den Platz, den ich heute in der Oper und in der Gesellschaft einnehme, schwer erkämpfen müssen. Aber in diesem Kampfe erwirbt man sich auch, was der Kathinka so ganz fehlt: Lebensernst, Sicherheit, Charakter . . ."

Ja, Sabine Heinefetter hatte sich wacker durch's Leben kämpfen und arbeiten müssen. Sie erzählte mir einst mit Wehmuth von ihrer freudelosen Kindheit und von den Demüthigungen, Rohheiten und Gefahren, durch die ihre blühendsten Mädchenjahre gegangen. In Armuth geboren, in Armuth und Unwissenheit aufgewachsen, mußte sie als zartes Mädchen durch die Straßen und Kneipen von Mainz wandern und zu ihrer armseligen Harfe Lieder singen, wie der rohe Haufe sie begehrte und bezahlte. Hunger thut weh — noch weher aber, Mutter und Geschwister und die alte Großmutter zu Hause hungern zu sehen. Da hörte einst ein edler Kunstfreund das schöne sittsame Mädchen zu ihrer klirrenden Harfe ein Volkslied singen, einfach, rührend und mit glockenreiner voller Stimme. Er geigte ihr die Scala und immer schwierigere Passagen und kunstvollere Figuren vor — und die arme Harfenistin sang sie nach dem Gehöre mit bewundernswürdiger Reinheit und Präcision nach. Jetzt erhielt Sabine ihren ersten Musikunterricht und Gelegenheit, in Schul- und geselliger Bildung viel Versäumtes nachzuholen. Schon 1824 konnte sie mit

neunzehn Jahren zu Frankfurt am Main zum ersten Male die Bühne betreten. Sie sang in Weber's „Euryanthe" das Mailied. Ihre herrliche Stimme und Schönheit erregten Aufsehen, so daß Ludwig Spohr, seit einigen Jahren kurhessischer Hofkapellmeister, Sabine für die Oper in Kassel engagirte und sich ihrer weitern musikalischen Ausbildung liebevoll annahm. Er studirte ihr seine Opern „Berggeist", „Jessonda" und „Pietro" ein.

Das brillante Gastspiel an der Hofoper in Berlin 1827 machte den Namen Sabine Heinefetter schnell zu einem berühmten.

Nachdem sie bei Cordoni fleißig italienischen Gesang studirt hatte, nahm sie ein Engagement als erste Sängerin bei der italienischen Oper in Paris an. Die Franzosen waren entzückt von der schönen deutschen Sängerin mit dem schier unaussprechlichen Namen „Aenevettere." Im Salon der kunstgebildeten Gräfin Merlin lernte sie Maria Malibran und alle Kunstgrößen von Paris kennen. Eine Kunstreise führte sie nach Italien — und jetzt nach Prag. Sie wollte kein festes Engagement wieder annehmen. . .

Sabine Heinefetter hatte ihr Gastspiel in Prag fast vollendet, als ich anlangte. Ich sah sie nach dem Romeo nur noch als herrlichen Tancred. Wir verlebten sehr frohmüthige Tage mit einander in der so interessanten alten Königsstadt an der Moldau und benutzten jede freie Stunde, ihre reichen historischen Reliquien und Kunstschätze mit einander zu beschauen. Kathinka schwirrte als enfant terrible nebenher und zeigte stets mehr Sinn dafür, sich vom fröhlichen Leben bewundert zu sehen, als hundertjährigen Todtenstaub anzustaunen. Ich höre sie auf dem berühmten Prager Judenkirchhof noch übermüthig lachen: Ich dürste nach Leben, nach Sonnenschein, nach fröhlichem Lachen und blanken Augen. Puh! Hier unter dem wüsten Gräberunkraute und den ver-

witterten Steinen und alten dummen Judengeschichten ist's zum Sterben langweilig. Und Ihr macht dazu sentimentale Mondscheingesichter, als möchtet Ihr hier unter den garstigen Hollunderbüschen nächstens selber um freundlich Quartier bitten. Geschwind nach der grünen Moldauinsel zurück, zu Concert und Feuerwerk. Ich hab's heute Mittag noch meinem anbetenden Obersten auf Ehre, dem blonden Lieutenant auf Schnurrbart und dem feschen Grafen Studio auf Cerevis versprochen, daß wir den holden Frühlingsabend auf der Insel verherrlichen wollen."

Sollte dieses liebreizende Geschöpf wirklich kein Herz haben?

Am andern Tage nahmen wir Abschied mit einem herzlichen: „Auf baldiges, frohes Wiedersehen in Dresden!" — Sabine fuhr einem neuen Gastspiel entgegen. Ich führte das meinige in Prag zu Ende. Es gestaltete sich zu einem sehr erfolgreichen. Bei stets vollen Häusern trat ich binnen zweiundzwanzig Tagen in meinen beliebtesten Rollen fünfzehnmal auf. Als Honorar erhielt ich den dritten Theil der Einnahme, durchschnittlich ungefähr hundert Thaler für den Abend. — Director Stöger machte mir verlockende Engagementsanträge. Publikum, Kritik und Collegen wollten mich gern an Prag fesseln. Aber ich konnte nur versprechen, bald zu einem längeren Gastspiele wiederzukehren. —

Im Herbste begrüßten mich Sabine und Kathinka Heinefetter in Dresden. Frau Schröder-Devrient hatte im Frühjahr einen fünfvierteljährigen Urlaub angetreten und Sabine sollte sie inzwischen ersetzen.

Nicht wenig überrascht war ich, als mir beide Schwestern ihre — Verlobten vorstellten; Sabine einen schönen holländischen Offizier, der den Dienst quittirt hatte. Noch wenige Jahre wollte Sabine gastiren, dann ihren Bräutigam heirathen und sich ganz von der Bühne zurückziehen.

„Welch ein Verluſt für die Kunſt!“ rief ich unwillkürlich aus.

„Ich liebe meinen Bräutigam!“ ſagte ſie leidenſchaftlich. Und ihr ganzes treues Herz lag in dieſen Worten.

Kathinka's Verlobter war ein hübſcher ſchwarzlockiger Franzoſe mit blitzenden ſchwarzen Augen und gewandten Manieren. Weiter erfuhr ich nichts über ihn. Sabine vermied es, über dieſen zukünftigen Schwager zu ſprechen, und nur einmal, als das reizende Bräutchen ſich im Theater die Huldigungen eines blonden ſächſiſchen Dragoneroffiziers ſehr gern gefallen ließ, ſchüttelte Sabine ſorgenvoll den ſchönen Kopf und flüſterte mir zu: „Gott gebe, daß die Liebe Kathinka endlich vernünftig macht und Alles gut geht!“

„Schau, Kind, wie bald der Rechte gekommen iſt!“ ſagte ich ſcherzend zu Kathinka.

„Und wenn es am Ende doch noch nicht der Rechte wäre?“ lachte das verführeriſche Geſchöpf hell und übermüthig und wirbelte mit ihrem Franzoſen, der kein Wort Deutſch verſtand, luſtig durch's Zimmer. — — Arme Kathinka, das war ein böſes prophetiſches Wort, und Du lachteſt Dir den Tod. Ja, es war — nicht der Rechte. Und der ſollte überhaupt nie für Dich kommen. — — Nach acht Tagen reiſte Kathinka mit einer Ehrendame und ihrem Verlobten nach Paris ab. Ich habe ſie nicht wieder geſehen, aber nur zu oft und zu viel von ihr gehört.

Kathinka wurde auf Koſten der großen Oper in Paris zur Sängerin ausgebildet. Dieſe Bühne betrat ſie 1840 mit dem glänzendſten Erfolge. Ganz Paris ſchwärmte für ihre Schönheit, ihre reizende Stimme, brillante Geſangskunſt und ihr entzückendes Spiel ... Und dann lief eines Tages die Nachricht von der grauſigen Tragödie in Brüſſel durch die Zeitungen, deren Heldin Kathinka Heinefetter war ...

Wann Kathinka ihren Verlobten, den ich in Dresden kennen lernte, verabschiedete? — Im Sommer 1842 war der junge Pariser Advocat Caumartin ihr erklärter Anbeter.

Bald darauf macht Kathinka die Bekanntschaft des jungen Mr. Steiner. Es kommt zwischen dem verliebten Advocaten und Mr. Steiner zu Eifersuchtsscenen und es bleibt nicht bei Worten.

All' diese Ereignisse, die in Paris lebhaft besprochen wurden, machten Kathinka es wünschenswerth, wenigstens für einige Zeit den Schauplatz zu wechseln. Sie löst im September 1842 ihr Engagement an der großen Oper und engagirt sich in Brüssel. Caumartin begleitet sie dahin. In der Diligence hält man das junge heitere und zärtliche Paar für Eheleute auf der Hochzeitsreise. Caumartin miethet der Geliebten eine Wohnung in der Rue des Hirondelles und kehrt Ende Oktober nach Paris zurück.

Bald darauf lernt Kathinka, die beliebteste Primadonna in Brüssel, den sechsunddreißigjährigen Aimé Sirey kennen, der sich gern Graf nennt. Sein Vater ist ein berühmter Pariser Advocat, seine Mutter eine Nichte von Mirabeau. Aimé ist reich begabt, hat ein liebenswürdiges und sympathisches Aeußere und eine ausgezeichnete Erziehung erhalten. Sein Unglück ist: Eitelkeit. Als Knabe ist er ein glänzender Löwe der Boulevards und der Theater, als Jüngling ein blasirter Wüstling und verschuldeter Spieler. Es ist sein Stolz, sich schon in so jungen Jahren alle Laster seines Großoheims Mirabeau zu eigen gemacht zu haben. In den Julitagen treibt ihn die Eitelkeit, den Volksmann à la Mirabeau zu spielen.

Mit sechsundzwanzig Jahren verheirathet, hat er in wenigen Jahren sein und seiner Gattin Vermögen in leichtsinnigster Weise durchgebracht. Er muß sich vor seinen Gläubigern auf's Land zurückziehen. Im Parke von Issy

ersticht Sirey seinen Vetter, der vor Gericht sein Geld forderte, im Duell, und flieht nach Brüssel. Der schöne elegante Aimé wird ein gemeiner Abenteurer und der Beschützer von Theaterdamen, die gerade in der Mode und — bei Kasse sind.

Bald nach der Abreise Caumartin's wendet Sirey sich dem neuen glänzenden Stern der Großen Oper Kathinka Heinefetter zu, und — der Beschützer wird nicht zurückgewiesen.

Caumartin denkt inzwischen in Paris ernstlich daran, sein Verhältniß mit Kathinka zu lösen ... Er verlobt sich — — da erhält er von Kathinka aus Brüssel einen zärtlichen, sehnsuchtsvollen Liebesbrief ... und am 19. November ist er in Brüssel, um seine Kathinka liebevoll zu überraschen. Er steigt im Café Domino ab und hört hier, daß Mlle. Heinefetter soeben in einem Concerte der großen Harmonie singt. Er eilt dahin und wartet in einem Wagen vor der Thür, da schon die letzte Nummer gesungen wird. Er sieht Kathinka in Gesellschaft von vier Personen und am Arme eines ihm unbekannten Herrn heraustreten. Da fährt er in ihre Wohnung voraus und findet hier ein Souper für mehrere Personen vorbereitet. Die Zofe ist verlegen. Bald darauf tritt Kathinka mit ihrer Gesellschaft ein. Sie erbleicht, ihren alten Liebhaber plötzlich vor sich zu sehen. Verwirrt ladet sie ihn zum Souper ein, ohne ihm die beiden anwesenden Herren vorzustellen. Unmuthig lehnt er ab und wirft sich in eine Sophaecke, während die Gesellschaft lustig soupirt. Voll Ingrimm sieht er, wie der elegante Herr an der Seite seiner alten Geliebten sich alle Freiheiten eines erklärten Liebhabers herausnimmt ... Das Souper ist vorüber. Die Damen ziehen sich zurück. Caumartin erhebt sich und zieht seine Handschuhe an. Sirey tritt auf ihn zu und sagt: „Mein Herr, sehen Sie denn nicht, daß Sie hier zu viel

sind? Es ist Zeit, ein Ende zu machen." Damit zeigt er Caumartin die Thür. Es kommt zu Thätlichkeiten ... In diesem Augenblicke öffnet Kathinka die Thür und sinkt, als sie die wüthenden Nebenbuhler erblickt, ohnmächtig nieder. Mr. Milord, Sireys Freund, trägt sie in ihr Schlafzimmer.

Was inzwischen im Salon passirt ist, wurde nie ganz klar. Caumartin erzählt: „Ich gab Sirey eine Ohrfeige; er versetzte mir unzählige Stockschläge, bis sein Stock zersplitterte. Ich rief: „Das ist eine Schändlichkeit. Ich habe die Wahl der Waffen. Morgen um acht Uhr auf Degen!" — „Schlagen wir uns sogleich!" schrie Sirey und nahm einen Gegenstand von der Tafel, den ich nicht sah. Er stürzte auf mich zu und ich erhielt einen Messerstich in den Schenkel. Ich hatte zu meiner Vertheidigung einen Stockdegen in der Hand. Sirey ergriff ihn und das Stockende blieb in seiner Hand. Er glaubte mich entwaffnet. Ich hielt den Degen in der Hand und — er stürzte sich in seiner blinden Wuth hinein. Ich sah das Blut durch seine weiße Weste dringen. Das hatte ich nicht gewollt. Ich eilte fort, einen Arzt zu holen. Als ich mit demselben zurückkehrte, traf ich auf der Treppe den Hauswirth, der mir sagte: „Er ist todt." Da eilte ich nach Paris und stellte mich den Gerichten."

Genug, in der Wohnung der Sängerin Kathinka Heinefetter war um Mitternacht ein Mann getödtet, der seit einigen Wochen für ihren erklärten Liebhaber galt, — getödtet von einem Manne, dem die Leichtsinnige noch vor zehn Tagen den zärtlichsten Liebesbrief geschrieben hatte.

Kathinka Heinefetter war gerichtet. In Paris und Brüssel hatte sie sich unmöglich gemacht. Jenen unglücklichen Brief voll zärtlichster Versicherungen, der den längst ersetzten Liebhaber von seiner jungen Braut aus Paris nach Brüssel lockte, konnte ihr Niemand verzeihen. Im April 1843

mußte Kathinka noch einmal in Brüssel öffentlich auftreten: als Zeugin vor den Assisen, vor denen Eduard Caumartin des Todtschlages angeklagt stand. Sie bemühte sich, zu Ungunsten des Angeklagten auszusagen. Das erhöhte ihre eigene Schuld in allen Augen. Caumartin wurde freigesprochen, dank der glänzenden Vertheidigungsrede des berühmten Pariser Advocaten Chaix d'Estange und des einstimmigen Gutachtens der Aerzte, welche die Möglichkeit anerkannten, daß Aimé Sirey sich blind in den vorgehaltenen Stockdegen Caumartin's stürzte. Kathinka Heinefetter blieb gerichtet. Vorbei Glück und Stern. Sie trat wohl noch an verschiedenen Bühnen auf, aber die Fama flog ihr stets voran, und in allen Augen las sie immer wieder dieselbe alte traurige Erinnerung an die blutige Tragödie zu Brüssel. Und wie oft, wenn sie in ihren heitersten, glänzendsten Partieen auf der Bühne stand, tauchte plötzlich ein bleicher Schatten vor ihr auf! Sie sah rothes Herzblut fließen und hörte eine dumpfe Grabesstimme: „Du — Du allein bist schuld!" und das Herz stand ihr still, und der Ton erstarb ihr in der Brust.

Kathinka Heinefetter hat des Herzens Leichtsinn schwer gebüßt. Entmuthigt, gebrochen, entsagte sie in den blühendsten Jahren der Bühne. Am 21. Dezember 1855 ist sie zu Freiburg im Breisgau an einer schleichenden Herzkrankheit gestorben, nicht älter als fünfunddreißig Jahre. — Mit welchen bangen Gefühlen habe ich an ihrem Grabe gestanden! Auf dem Piedestal des Denkmals kniet ein Genius, der einen Kranz Rosen über das Grab hält. Auf dem Hügel stand ein Strauch vertrockneter Kathrinenblumen. Dein Bild, arme Kathinka!

Im Februar 1857 starb auch die zweite Schwester, Frau Stöckel-Heinefetter, und am 18. November 1872 Sabine Marquet-Heinefetter — — in der badischen Irrenanstalt Illenau ... Arme Sabine, wie muß Dein treues

Herz um Deinen holden Liebling Kathinka gelitten — und wie schmerzlich muß Dein klarer energischer Geist gerungen haben, bis — — Du im Irrenhause endetest! — —

* * *

Meine große Kunstreise beschloß ich im Mai 1835 in der badischen Heimat mit Gastspielen in Mannheim und Karlsruhe.

Nach Mannheim war vor zwölf Jahren meine erste beglückende kleine Gastreise gegangen. Wie viel war seitdem anders geworden, als ich damals mit dem idealen Ferdinand Löwe die Preziosa spielte! Mein schöner feuriger Don Alonso ruhte seit drei Monaten auf dem Wiener Friedhofe.

Der alte originelle Intendant Graf Luxburg war noch am Ruder und eben so unfähig, eine Bühne zu leiten, wie früher. Als ich die Katharina II. in den Birch-Pfeiffer'schen „Günstlingen" gespielt hatte, hörte ich ihn zu der Mannheimer Liebhaberin, Mlle. Kinkel, höchst patriarchalisch sagen: „Kinkele, Du hascht als Seraphine ziemlich schlecht gespielt, bischt aber sch schön in Ohnmacht gefalle!"

Auch die „schöne Gräfin Luxburg" thronte noch Abend für Abend im Theater in ihrer Loge, ihre klassische, mit den Jahren etwas antike, aber künstlich restaurirte Schönheit präsentirend — mit der alten Marmorruhe und dem alten eitlen Hochmuth in's Leere starrend, als bewege sie nur der eine Gedanke: „Seht, ich bin noch immer die schöne Frau, die einst einen Kaiser Napoleon bezauberte! Wer kann das von sich sagen?"

Als Gattin eines französischen Offiziers, der vom Kaiser für irgend ein Vergehen zum Tode verurtheilt war, hatte sie vor Napoleon einen Fußfall gethan und um den Preis ihrer Schönheit ihren Gatten gerettet. Dieser wurde in den Krieg nach Spanien geschickt — und sie die Geliebte des

Kaisers. Sie gebar Napoleon einen Sohn, den Grafen Leo, und heirathete später den Grafen Luxburg — im Glauben, daß ihr erster Gatte in Spanien gefallen und Graf Luxburg der — Graf von Luxemburg sei. Doch nach Jahren steht ihr erster Gatte in Mannheim plötzlich vor ihr, seine älteren Rechte geltend zu machen! Er wurde mit Geld abgefunden. Mit ihrem Sohne, dem Grafen Leo, hatte die schöne Luxburg in Paris später einen häßlichen Prozeß — wegen des Vermögens, das Napoleon seinem Sohne und dessen Mutter ausgesetzt hatte. Sie erschien selber vor den Pariser Assisen in prunkender Schönheit und erzählte mit Emphase ihre — kaiserliche Liebesgeschichte! — Sie gewann den Prozeß und blieb in dem neuen Napoleonischen Paris, von Napoleon III. als eine Art Napoleonidin anerkannt und ausgezeichnet.

Selbst im Sarge wollte sie noch „die schöne Luxburg" sein. Sie hatte genau bestimmt: wie sie geschmückt und geschminkt auf dem Paradebett liegen wolle. —

Wie hold, edel und gut erschien neben der schönen Luxburg im Mannheimer Theater die echte Napoleonidin: die Großherzogin-Wittwe Stephanie von Baden, die Nichte der Kaiserin Josephine und die Adoptivtochter Napoleons. Sie war keine Schönheit, aber bezaubernd anmuthig und liebenswürdig. In huldvoller Güte empfing sie mich bei meinen beiden Mannheimer Gastspielen in ihrem Palais, das nicht nur der Geburtsaristokratie — das auch dem Adel des Geistes in Kunst und Wissenschaft offen stand. Von ihren drei holdseligen Töchtern wurde die älteste die unglückliche, bald wieder geschiedene Gemalin des Prinzen Wasa und die Mutter der Königin Karola von Sachsen, — die zweite Prinzessin heirathete den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, — die jüngste den Herzog von Hamilton. Die Herzogin, seit Jahren in Baden-Baden lebend, ließ mir durch Baron

Andlaw wiederholt ihre Theilnahme an meinen veröffentlichten Bühnen-Erinnerungen aussprechen. — Ihre Tochter wurde die unglückliche Erbprinzessin von Monaco, die ihrem brutalen Gatten mit ihrem Söhnchen entfloh. — Die Großherzogin Stephanie, der das Leben auch viel Thränen brachte, lebt im Volksglauben noch immer als die Mutter des unglücklichen Kaspar Hauser, der Badens ausgetauschter und entführter Erbprinz sein sollte. Die Großherzogin Stephanie hat nie daran geglaubt. Sie ließ sich Kaspar Hausers Bild bringen und sah es lange schmerzvoll an — dann sagte sie entschieden: „Der ist nicht mein Sohn!“ —

Von meiner Begegnung mit Lady Ellenborough in Mannheim habe ich schon in einem früheren Kapitel dieser Memoiren erzählt.

In Mannheim spielte ich zum ersten Mal mit Theodor Döring, der hier engagirt war. Ich lernte ihn als originellen und genialen Künstler kennen — aber nicht als liebenswürdigen Collegen. Weil seine Gattin, die als Auguste Sutorius neben mir am Königsstädter Theater in Berlin engagirt war, in Mannheim die Polixena in „Natur und Kunst“ spielte, wußte Döring es durchzusetzen, daß ich in dieser meiner dankbaren Lieblingsrolle nicht gastiren durfte. — Dieselbe Auguste Sutorius, die einst Goethe in Weimar vorgestellt wurde, mit den empfehlenden Worten: „Sie spielt auch in der Laune der Verliebten!“ — worauf die gute Auguste, die von Goethe wenig wußte, ganz ernsthaft sagte: „Ach geh'n S'mer mit dem grausligen Stück!“ — Die arme Auguste, von Döring geschieden, ist dann in Amerika verschollen . . .

Und als ich dann wieder auf der Karlsruher Bühne stand, die ich vor dreizehn Jahren als kindlich-unschuldsvolle Margarethe in den „Hageſtolzen“ zum ersten Mal betreten . . . da weinte mein Herz um die verlorne kindliche Unschuld . . .

und alle Triumphe der gereiften und gefeierten Künstlerin vermochten mich nicht dafür zu entschädigen.

Auf der Bühne machten am meisten Glück: meine Donna Diana — Julie Capulet — Junge Pathe — Goldschmieds Töchterlein — Polixena — Königin von sechzehn Jahren. — Das Käthchen von Heilbronn durfte ich nicht spielen, denn die regierende Großherzogin Sophie, die älteste Tochter des vertriebenen Schwedenkönigs, sagte mir bei einer Antritt-Audienz: „Ich finde es unmoralisch, daß dies liebetolle Käthchen dem Grafen Wetter von Strahl durch's Land nachläuft und ihm als Stalljunge dient!“ — — dieselbe Frau Großherzogin, von der Moriz von Haber in öffentlichen Bierstuben sagen durfte: „Meine Sophie!“ — Dies Wort ist die eigentliche Ursache der so vielbesprochenen grausigen Duelle, in denen 1843 Baron Julius von Göler, sein Freund Sarachaga und der Russe v. Werefkin, der Secundant Habers, fielen — während Moriz von Haber unverletzt daraus hervorging.

Julius von Göler, ein bildschöner lebensfroher Offizier, war mein Jugendfreund und eifrigster Tänzer auf den Karlsruher Casinobällen, der zuerst den Muth hatte, die hochadlige Française zu verlassen und mit der bürgerlichen Schauspielerin öffentlich zu tanzen. — Jetzt, im Mai 1835, veranstalteten er und der liebenswürdige verführerische Kamill von Lotzbeck und Herr von Marschall mir zu Ehren in dem nahen Baiertheim einen ländlichen Ball. Diese drei flotten Tänzer sollte ich bald in Baden-Baden wiedertreffen.

Als die Mutter mit mir und meinen Brüdern Louis und Karl in Karlsruhe über die Straße ging, hörte ich, wie die Leute zu einander sagten: „Da geht die Rittmeisterin Bauer mit ihrem Glück!“

Die gute Mutter hat ihr Unglück nicht erlebt. —

* * *

So lag denn die große Kunstreise, reich an Triumphen und an Gold, hinter mir. In achtzehn Monaten hatte ich in 22 Städten an fast 200 Abenden gastirt. Nach so großen Anstrengungen sehnten die Mutter und ich uns nach Ruhe. Zunächst gingen wir nach Baden-Baden, wo ich als Kind — und dann als junge Karlsruher Hofschauspielerin so glücklich gewesen war ...

Aber wie verändert fand ich Baden-Baden wieder! Die Stille, Einfachheit und Gemüthlichkeit des Lebens in der schönen Schwarzwald-Natur waren einem wüsten Jagen nach glänzenden und lärmenden Vergnügungen gewichen. Baden-Baden war ein Belustigungsort der Pariser großen und — halben Welt geworden. Die überkecke kolossale Marquise Bethune war die Tonangeberin in diesem Trubel — und bald meine entschiedene Gegnerin, als sie sah, wie auch mich eine huldigende Garde umgab, an deren Spitze der Prinz Jérôme Napoleon stand, der älteste Sohn des Exkönigs von Westphalen.

Prinz Jérôme Napoleon — oder wie er sich jetzt nennen mußte: Prinz von Montfort — war erst 21 Jahre alt, württembergischer Offizier und von bezaubernder Schönheit und Liebenswürdigkeit. Er hatte das echt Napoleonische Gesicht mit dem bleichen Teint, scharf geschnittene edle Züge, die seinem großen Oheim frappant glichen, kluge tiefblaue Augen — und ein reizendes melancholisches Lächeln. Der junge Prinz, der siegreiche Herzenseroberer, zeigte sich oft unglücklich und lebensmüde ... Sehnte er sich nach anderen Eroberungen?

An der Table d'hôte war der Prinz mein vis-à-vis. Dann machten wir mit einander eine Promenade oder Partie nach irgend einem grünen Kaffeeplätzchen — und Abends trafen wir uns bei der rauschenden Musik vor dem Conversationssaal. Die Marquise Bethune hätte mich mit ihren Blicken erdolchen mögen.

Beim Abſchiede ſagte mir der Prinz Montfort mit ſeinem müden melancholiſchen Lächeln: „N'oubliez pas le pauvre misantrope!“ — Wir haben uns nicht wiedergeſehn. Am 12. Mai 1847 iſt Prinz Jérôme Napoleon Montfort, württembergiſcher Oberſt und Neffe des Königs Wilhelm von Württemberg, im unheilbaren Wahnſinn geſtorben, noch nicht 33 Jahre alt. Er hat ſich zu Tode gelebt.

Auch der vielumworbene ſchöne Camill von Lotzbeck, mit dem ich zuletzt im Converſationshauſe zu Baden-Baden fröhlich tanzte, iſt jung und unglücklich geſtorben. Er liebte in raſender Leidenſchaft die Frau eines Andern, die Gräfin O. aus Paris, und folgte ihr wie ihr Schatten von Baden-Baden nach Paris — von Paris nach Trouville — Nizza und ſo fort ... In dieſer hoffnungsloſen Liebe hat ſich ſein einſt ſo hoffnungsvolles Leben ſchnell verzehrt. —

* * *

Vom Auguſt an lebten wir der Sommerruhe in dem reizenden ſtillen Badeorte Schinznach bei Baden in der Schweiz, wo die Mutter wegen ihrer rheumatiſchen Leiden eine Kur gebrauchen ſollte.

Auf den Rath von Bruder Louis, der die ſtolzen kühlen Schweizer und ihre Verachtung des armen „unehrlichen“ Komödiantenvolks auf ſeinen kaufmänniſchen Reiſen genau kennen gelernt hatte, ſchrieben wir uns in's Fremdenbuch einfach ein: „Frau Rittmeiſterin Bauer und Frl. Tochter aus Karlsruhe“ — mit keiner Silbe andeutend, daß dies „Fräulein Tochter“ nebenbei auch „Kaiſerlich Ruſſiſche Hofſchauſpielerin“ ſei und in wenigen Wochen „Königlich Sächſiſche Hofſchauſpielerin“ ſein werde. In dem ſtillen Schinznach war zum Glück Niemand, der mich auf der Bühne geſehen hatte ... Und die Tochter der Rittmeiſterin Bauer ſollte hier den duftigſten, poetiſchſten Liebestraum ihres Lebens

träumen, der nicht entweiht wurde von Couliſſen-Intriguen — oder von der blaſirten Lüſternheit gelangweilter vornehmer Herren.

Seiner leidenden Augen wegen hielt ſich in dem grünen Schinznach ein junger ſchöner Genfer auf: Theodor de la Rive, Naturforſcher, einem der angeſehenſten, reichſten und — ſtolzeſten Geſchlechter der ſtolzen Rhoneſtadt angehörend. Er war unzertrennlich von ſeinem Freunde, einem talentvollen und intereſſanten Genfer Maler, der die Ruine Habsburg, einzelne romantiſche Partien an der wilden Aar und auch — mich malte: vor dem Kurhauſe einem Bettler eine Gabe reichend. Ich habe das Bildchen noch. Ich trage nach damaliger neuſter Mode ein unſörmlich aufgebauſchtes lila Sommerkleid mit den weiteſten Flügel-Aermeln, Schuhe mit Kreuzbändern und ungeheure blonde Lockenknäufe.

Theodor de la Rive wurde bald mein Schatten — der zarteſte, liebevollſte Verehrer. Ließ ich mich morgens, während die Mutter ihr Bad nahm, vor dem Kurhauſe nur blicken, ſo war der Naturforſcher auch gleich an meiner Seite und glücklich, wenn er mich auf einem Spaziergange auf die alte Habsburg, die Geburtsſtätte Kaiſer Rudolfs, oder durch das anmuthige grüne Aarthal begleiten durfte. Ich verkehrte anfangs ganz harmlos mit dem ſchönen Profeſſor, denn er trug einen — Verlobungsring. Er war verlobt mit einer Couſine, der Tochter einer ebenſo reichen, vornehmen, ſtolzen Genferfamilie, wie die ſeine war — aber, wie ich bald erfuhr, verlobt ohne Liebe. Die Eltern hatten ſchon die Kinder für einander beſtimmt — und dann den Vetter Profeſſor mit ſeiner Couſine verlobt. Ganz Genf fand, daß es eine ſehr paſſende Partie ſei. Wozu brauchte man da noch die Herzen zu fragen?

Da — erſchien de la Rive eines Tages ohne Verlobungsring. Ich wollte ihn deßwegen necken — aber das Wort

erstarb mir auf den Lippen, als ich seinen glühenden Blick auf mich gerichtet sah . . .

Ich wußte, daß er mich leidenschaftlich liebte. Ich wußte, daß es mich nur ein Wort kosten würde — und er hätte seine Verlobte verlassen und den Fluch seiner Eltern auf sich geladen und er wäre mir gefolgt . . . Ich fühlte, daß ich ihn herzlich wieder liebte — daß ich an seiner Seite Frieden und Glück finden könnte . . . Aber durfte ich treuen Eltern ihren einzigen Sohn rauben? — Durfte ich sein reines Leben an das meine fesseln, aus dem meine dunklen Unglückstage in England nie — nie wieder ausgelöscht werden konnten? — Und wenn er erführe, daß die Tochter der Rittmeisterin Bauer zugleich — — Komödiantin sei, für Geld auf öffentlichen Brettern agire und also, nach alten Schweizer Begriffen ein unehrliches Gewerbe treibe, wie fahrende Spielleute, Gaukler, Bänkelsänger, Bader, Barbiere, Todtengräber, Thürmer, Schergen, Bettelvögte, Nachtwächter, Scharfrichter und ihre Gesellen — — würde seine Liebe auch dann noch Stand halten?

Ich sollte bald Gelegenheit haben, dafür die Probe zu machen, nachdem es mir geglückt war, seine Liebeserklärung von Tag zu Tag hinaus zu schieben.

Als wir — die Mutter, der Professor, der Maler und ich eines herrlichen Septemberabends von einem Spaziergange zurückkehrten, fanden wir die ganze Badegesellschaft in Aufregung vor dem Kurhause um einen armseligen Planwagen versammelt. Wald- und Zimmerkouliſſen und allerlei bunte Versatzstücke guckten überall unter der zerfetzten Leinwand hervor und um den Wagen standen ziemlich abenteuerlich kostümirte Männer und Frauen, die ich auf den ersten Blick als — Collegen erkannte.

„Ah! Wandertruppen!“ — rief ich fröhlich. „Das ist ja eine reizende Ueberraschung! Theater in Schinznach! Wie

freue ich mich darauf. Mutter — wenn ich doch mitspielen könnte! Mit echten — schlechten Wandertruppen zu spielen, ist schon lange meine Sehnsucht gewesen!"

Der Professor sah mich schier entsetzt an — dann sagte er bedächtig: „Sie scherzen, mein Fräulein. Sie kennen das armselige elende Komödiantenvolk nur in dem blendenden Flimmer und Schimmer auf der Bühne und mit den schönen edlen Lügen auf den Lippen ... Sie sollten nur einen Blick hinter die Kouliſſen werfen — oder gar in das häusliche Leben dieſer — dieſer unehrlichen Leute, von denen es schon in Schmid's Commentar zu dem altehrwürdigen bairischen Landrecht heißt: „Mimi seyend Gespäßmacher, welche sich bei denen Mahlzeiten schlagen und allerhand Bossen reißen" — wie ja auch die Verse sagen:

„Fliegen, Hunde und Mimen sind stets die Ersten beim Gastmahl,
Sind ungeladen gleich da, immer zu essen bereit ..."

Da mußte ich dem Guten doch hell in's Gesicht lachen, während ich lustig wiederholte: „Fliegen, Hunde und Mimen! — wahrhaftig; Mütterchen, eine reizende Zusammenstellung ..." Dann eilte ich auf die wandernden Kollegen zu, mit denen der dicke Wirth einen heftigen Wortwechsel hatte ... Und ich hörte ihr Klagen: Sie seien auf dem Wege nach Bern und auf dem Wagen liege die plötzlich krank gewordene Tochter des Direktors, ihre erste Liebhaberin, und jetzt verweigere der harte Wirth ihnen für die Nacht ein bescheidenes Unterkommen und seinen Saal. für einige Vorstellungen und ihre Reisekasse sei erschöpft ...

Ich sprach energisch mit dem Wirth, garantirte ihm die Zeche der Komödianten, drohte mit unserer sofortigen Abreise — — und er nahm die Wanderer auf und räumte ihnen den Saal für den nächsten Abend zu einer Vorstellung ein.

An der Abendtafel ging ich mit dem Genfer Maler und einer Subscriptionsliste herum — und ich hatte die Freude, daß alle Gäste Theaterbillete nahmen und zum Theil bedeutende Ueberzahlungen machten. Sogar mein Professor, der ganz nachdenklich stumm geworden war, gab mit leisem Kopfschütteln eine bedeutende Summe, als ich ihm zuflüsterte: Für die armen Fliegen, Hunde und Mimen!" — Ich konnte dem strahlenden Direktor 250 frs. einhändigen. So viel Geld hatte er lange nicht in Händen gehabt.

Kotzebue's „Braut und Bräutigam in einer Person" sollte gegeben werden. Des Direktors hübsche Tochter hatte sich so weit erholt, um die Titelrolle spielen zu können ... da erlitt sie kurz vor Beginn des Stücks einen Rückfall — eine Ohnmacht und konnte nicht spielen ... In höchster Angst kam der Direktor zu mir gestürzt: „Was nun? Ohne jugendliche Liebhaberin ist jedes schnelle Einschieben eines anderen Stücks unmöglich. Was wird das Publikum von mir denken! Ich muß als ehrlicher Mann das Geld für die gelösten Billete wieder herausgeben — und kann dann dem Wirth nicht mal die Zeche bezahlen ... Und kein Geld für die Weiterreise und zur Pflege meiner armen kranken Tochter ..." Dabei stürzten dem alten Mann die Thränen aus den Augen ...

Schnell entschlossen sagte ich: „Herr Direktor, ich werde die Rolle Ihrer Tochter spielen — ich habe sie schon auf einer Dilettantenbühne nicht ohne Glück gegeben. Sie treten vor Beginn des Stücks vor und sagen: eine Dilettantin habe aus Gefälligkeit die Rolle Ihrer erkrankten Tochter in letzter Stunde übernommen und bitte um freundliche Nachsicht ... Geschwind schaffen Sie mir die Offizier-Uniform Ihrer Tochter — ich mache inzwischen Toilette für den ersten Akt ...

Ich sehe noch die erstaunten Gesichter des geehrten Publikums vor mir — als der Vorhang aufging und ich im weißen, mit grünen Epheuranken gestickten Linonkleide auf der Scene stand und mich bemühte, möglichst dilettantenhaft zu spielen ... Ganz verdutzt und verblaßt aber saß mein armer Genfer Professor da, als quälte ihn ein böses Trugbild. Obgleich ich den Guten herzlich lieb hatte, fühlte ich doch ein wenig Schadenfreude ...

Ich spielte anfangs brillant meine Komödie in der Komödie. Ich trat schüchtern auf, ich sprach langsam und ohne tiefere Nüancen, wie eine brave Pensionärin, die ihre Rolle trefflich auswendig gelernt hat. Die Collegen standen mir wacker bei, mich „mit durchzuschleppen." Sie schoben mich unbemerkt hin und her, sie winkten mir mit den Augen, sie flüsterten mir Rath zu. Der gute Direktor tauchte mit seinem Soufflirbuch hinter jeder Coulisse auf, neben der ich just zu thun hatte. Und so ging der erste Act ziemlich langweilig vorüber, obgleich die dicke Collegin eine prächtige alte Kokette und der Charakterspieler ein vorzüglicher geckenhafter Anbeter war und auch die Uebrigen ihr Bestes thaten.

Aber bald war ich selber des trockenen Tones satt. Als ich Scene auf Scene so matt dahingleiten sah, da rebellirte das stolze Künstlerblut in mir. Ich spielte frisch und fröhlich drauf los. Und als ich in der schmucken Husaren-Uniform als bramarbasirender Lieutenant auftrat, da vergaß ich beim Rasseln des Säbels und Klirren der Sporen und Kitzeln des kecken Schnurrbärtchens auf der Oberlippe ganz die geschätzte Dilettantin, ich spielte mit einer Luft, einem sprudelnden Humor, einem schäumenden Uebermuth, wie diese Rolle vielleicht noch nie auf der stolzesten Hofbühne, mit den berühmtesten Collegen und vor dem glänzendsten Publikum. Den französischen Ohren zu Liebe warf ich nur

ſo mit Parbleus! und ſonſtigen Lieutenants-Tiraden umher. Die Collegen ſahen mich anfangs verdutzt an, aber bald ließen ſie ſich von meiner Laune und meinem Feuer fortreißen. Das hochverehrte Publikum ſaß da mit großen verwunderten Augen, aber als es erſt einmal recht herzhaft gelacht hatte, da war es in den Wirbel hineingeriſſen. Unter jubelndem Lachen und Klatſchen ging „Braut und Bräutigam in einer Perſon“ zu Ende. Nur der arme Profeſſor ſaß den ganzen Abend da, wie im ſchweren Alpdrucktraume. . .

Als der Vorhang gefallen, umringten mich ſämmtliche Collegen, als wär's verabredet. Mit leuchtenden Augen ſtaunten ſie mich an, und der Direktor ſagte „Gütige Retterin, Zauberin, Sie haben ſich verrathen. So ſpielt keine Dilettantin, — Sie ſind Künſtlerin, gehören zu uns!“

„Ja, zu uns!“ jubelte es im Chor.

Tief ergriffen reichte ich dem Direktor die eine, der dicken Collegin die andere Hand und ſagte: „Ja, Ihr guten Leute, ich gehöre zu Euch, von ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Mit Stolz nenne ich mich eine echte Komödiantin! Es lebe unſere Kunſt, die edle, erhebende, erheiternde Kunſt der Menſchendarſtellung!“

Da hörte ich aus den Couliſſen ein erſticktes: „Je comprends!“ Vor mir ſtand geiſterhaft bleich Theodor de la Rive. Die Collegen zogen ſich tactvoll zurück.

„Verzeihen Sie der Komödiantin dies grauſame Spiel“ — ſagte ich ergriffen. — „Jetzt wiſſen Sie, weßhalb unſere Wege für immer auseinander gehen müſſen. Sie gehören einer reichen ſtolzen Familie an — und ich aus eigener Wahl und Neigung zu den — unehrlichen Leuten . . .“

„Und ich liebe Sie dennoch! In dieſer bitterſten Stunde erſt wurde mir klar: daß ich ohne Sie niemals glücklich werden kann. Werden Sie mein — und ich trotze allen

Vorurtheilen der Welt — der Enterbung von meiner Familie und . . .“

„Auch der Eltern Fluch? — Nein, das könnte ich nicht ertragen — — weil ich Sie von Herzen lieb habe . . .“

Und ich blieb ſtandhaft bei all' ſeinem Bitten und Geloben. Ich hörte wenigſtens dies Mal auf die Stimme der Pflicht — und das iſt mir noch heute, da ich auf ſo viele Irrthümer des Herzens zurückblicken muß, eine ſüße Beruhigung.

Ich küßte ihn unter Thränen zum Abſchiede. Wir haben uns nicht wieder geſehen. Ich kehrte zur Bühne zurück. Er hob die Verlobung mit ſeiner ungeliebten Couſine auf und trat eine mehrjährige Forſcherreiſe um die Erde an. Noch oft habe ich ſeiner in heißer Sehnſucht gedacht. Vor einigen Jahren las ich in der Zeitung ſeinen Tod angezeigt. Er war ein berühmter Naturforſcher geworden. Ob glücklich?

Ich beſitze noch ein Blättchen von ſeiner Hand mit den Worten:

Le souvenir — présent céleste,
Ombre des biens, que l'on n'a plus —
Et encore un plaisir qui reste
Après tous ceux qu'on a perdus!

3. Im letzten Engagement.

Am heitersten, am freisten scherzt die Bühne,
Es knüpft die Farben all die sinn'ge Hand
Thaliens, daß sich Leid und Lust in Sühne,
Wahrheit und Schein erkennen; magisch band
Des Lebens herben Widerspruch die kühne,
Und wer der Zauberblumen Sinn erkannt,
Dem lächelt auch der Liebe Tröstung selbst im Dunkeln,
Ihm wird der Glanz der Wahrheit aus der Täuschung funkeln.

Ludwig Tieck.

Nachdem ich von Schinznach aus noch einen Abstecher an den Neuchateller See gemacht uud die Stätten und Freunde meiner frohen schuldlosen Jugend besucht hatte — war ich Ende Auguſt 1835 mit der Mutter wieder in dem „olympischen Dresden", wie Herder schreibt, — — in meinem letzten Engagement.

Der von mir schwärmerisch verehrte Tieck und die Bühne waren der Mittelpunkt meines neuen Lebens. Der alte Dramaturg wurde mein Lehrer, mein Freund. Jede neue Rolle ging er mit mir durch und nach jedem neuen Auftreten holte ich mir sein kritisches Urtheil. Das alte düstere Eckhaus am Altmarkt wurde mir eine liebe Heimat. Dort oben in dem büchertraulichen Gelehrtenstübchen habe ich unvergeßlich reiche Stunden verlebt und bin von Meister Ludwig belehrt, berathen, gelobt und gescholten worden, ganz wie eine gute Tochter vom guten Vater. Die milde Hofräthin, die ihre schmerzhafte Krankheit, die Wassersucht, still und ergebungsvoll trug, die Töchter, die geist- und gemüthvolle Dorothea, der wir so manche treffliche Ueberſetzung

Shakespeare's verdanken, und die heitere blonde Agnes mit der herrlichen Altstimme, waren lieb und gut zu mir und selbst die Gräfin Finkenstein schüttete das Füllhorn ihrer Gunst reich über mich aus, so lange — ihres vergötterten Freundes Tieck Gnadensonne freundlich über mir lachte.

Die Dresdener sagten: „Der alte Dramaturg hat mal wieder einen neuen Liebling; er will zeigen, daß Julie Rettich auf der Bühne und in seinem Herzen vollständig ersetzt ist und daß ihr Abgang nach Wien ihn nicht schmerzt ... Aber wie lange wird's dauern?" — Nun, es dauerte lange, schöne, glückliche Jahre, und dafür bin ich noch heute dem viel gelobten und viel geschmähten großen Todten von Herzen dankbar.

Unvergeßlich theuer sind mir besonders die seltenen Abendstunden, die ich in Tieck's engerem Familienkreise verleben durfte.

Der Dichter blieb dann in seinem kleidsamen talarartigen schwarzen Sammetrock und in seinem ganzen Auftreten und Sprechen ungeschmückter, menschlicher, liebenswürdiger, als an den officiellen Vorleseabenden. Wie heiter gemüthlich erzählte er von seiner ärmlichen Kindheit, seiner stürmischen Jugend, seinen bunten Manneserlebnissen und Erfahrungen und von seinen liebsten „Komödianten!"

Oft las er uns auch seine reizenden Volksmärchen vor: Blaubart — die Haimonskinder — die Magelone — den blonden Eckbert — — und wie wunderbar märchenhaft süß und zauberisch und dann auch wieder wie erschütternd und grauenerregend verstand er sie zu lesen! Und gern knüpfte er an diese Jugendarbeiten die glücklichen Erinnerungen: wie ihm gerade diese Märchen die Freundschaft August Wilhelm Schlegel's erworben und so beide Dichter späterhin zur gemeinsamen Uebersetzung von Shakespeare verbunden hatten.

So sehr er Shakespeare und Göthe verehrte — so wenig liebte er Schiller. Er nannte ihn „einen spanischen Seneca“ — oder gar „einen guten Menschen.“

Auch mit dem armen Kleist war er in Berührung gekommen. Bei der Verschiedenartigkeit ihrer menschlichen und dichterischen Anlagen konnten sie sich nicht näher treten. Tieck sprach, bei aller Anerkennung von Kleist's großem dramatischen Talent, von des unglücklichen Dichters fixen Ideen, die sich so krankhaft steigerten, daß Kleist einst im Ernst versuchte, Adam Müller von der Dresdener Elbbrücke zu stoßen, weil er sich einbildete, dessen Frau wahnsinnig zu lieben und ohne ihren Besitz nicht leben zu können. — Daß Kleist die Katzen haßte, war in des Katzenfreundes Tieck Augen auch eine fixe Idee. Und daß Kleist einst einem Kätzchen zumuthete, von eingemachten Ananas zu naschen, um dadurch die Katastrophe herbeizuführen, reizte den Kenner der Katzennatur zu überlegenem Spott.

Rahel, Bettina und andere kokette Blaustrümpfe dienten seiner Satire nicht selten zur Zielscheibe. Er nannte sie „aus dem Paradiese entlaufene Affen“ und erzählte dabei gern: wie das schon recht erwachsene „Kind“ Bettina auf seiner Sophalehne ritt und in ihrer affectirten Goethe-Anbetung und in ihrem Frankfurter Dialect sagte: „Weischt Du, Tieck, von Goethe muß ich um jeden Preis ein Kind haben — das muß ein Halbgott werden!“

Köstlich parodirte Tieck den windigen Klemens Brentano, der sich besonders darin gefiel, zarten Frauen seine Seelenleiden vorzuseufzen und sie durch seine weltschmerzliche Zerrissenheit und Verlorenheit bis zu Thränen des Mitgefühls und — des Erbarmens zu rühren... „Als Brentano diese Höllenkünste auch in meinem Hause probiren wollte, sagte ich ihm ernsthaft: lügen Sie meinen Frauenzimmern so viel vor, wie Sie wollen, — nur eine Bedingung

hab' ich, lieber Freund: laſſen Sie es heiter ſein! — und die poetiſche Zwiebel gelobte alles mögliche Gute und Beſte. Aber als ich dann eines Tags nach Hauſe komme, was find ich? — meine Frau und die Gräfin Finkenſtein und die Dorothea und die Agnes ſämmtlich in Thränen ſchwimmend — und mitten unter ihnen meinen ſeufzenden, zerriſſenen Fuchs Brentano. Aber ich hab' meine Frauenzimmer kurirt und dem Schalk im Thränenkleide heimgeleuchtet: „Plagt Sie der Teufel? Sie haben mir ja die Hand darauf gegeben, meinen Frauen nur Luſtiges vorzulügen!"

„Meinen Frauen!" Ich muß heute darüber lächeln, wie harmlos patriarchaliſch dies Wort von Tieck's Lippen klang — und wie ſcharf, wie ſpöttiſch die böſen Zungen Dresdens es betonten. Die nannten Tieck den „Grafen von Gleichen."

Tieck hatte, wie ſeine Lieblingshelden, lange Jahre eine Art fahrendes Künſtlerleben geführt — zum Theil mit Weib und Kind. Seine geniale, abenteuerliche Jugendzeit gährte fort und fort in ihm und ließ ihn nicht zu einem feſten Lebenshalt kommen und auch nicht zu einem feſten Wohnſitz. Und da ſeine pekuniären Verhältniſſe nie die glänzendſten waren, lebte er bald hier, bald da — und oft jahrelang bei Freunden als Gaſt, am liebſten und am längſten in Ziebingen, erſt auf dem Gute ſeines Freundes v. Burgsdorff und dann im Hauſe des Oberpräſidenten Grafen Finkenſtein. — Als der Graf 1818 ſtarb, ging deſſen Tochter Henriette mit der Familie Tieck nach Dresden und gründete dem vergötterten Dichter mit ihren reichen Mitteln ein behagliches, ſorgenfreies Daheim. Sie leitete und beſtritt den Hausſtand, ſie machte an den Beſuchs- und Vorleſeabenden die Honneurs, ſie pflegte den von Gicht Geplagten unermüdlich, ſie begleitete den Theaterfreund und ſpäteren Dramaturgen in's Theater . . . und Tieck's ſchwärmeriſche Jugendliebe, ſeine Gattin Amalie, ging mit wunder-

barer Milde und zartfühligem Takt in dies seltsame Verhältniß ein — und der alte Romantiker schien sich als Graf Gleichen II. sehr behaglich zu fühlen.

Als ich die Gräfin Finkenstein kennen lernte, hatte sie den Freund schon über dreißig Jahre mit rührender Treue verehrt, gepflegt, sich in jede seiner vielen Launen gefügt, ihm mit Aufopferung ihres Vermögens jeden Wunsch seiner kostspieligen Reise- und Bücherliebhaberei erfüllt und ihn — o Wunder! — sicher zehntausendmal vorlesen gehört — ja, was noch mehr sagen will: hundertmal gehörte Shakespeares und Spanier mit gleichem Entzücken, mit verklärtem Gesicht, mit sprudelndem Enthusiasmus! Die Liebe überwindet Alles, selbst die Nerven.

Jeder Bekannte, jeder gebildete Fremde hatte Zutritt zu diesen halb öffentlichen Vorlesungen. Ein Empfehlungsgruß, ja eine einfache Selbsteinführung genügte, um von Tieck liebenswürdig empfangen zu werden. Und kein durchpassirender Gelehrter, Kunstfreund, Neugieriger, Raritätenliebhaber versäumte es, einen Vorleseabend bei Ludwig Tieck kennen zu lernen. Der alte Romantiker wurde dabei halb und halb als Sehenswürdigkeit Dresdens betrachtet. Zuletzt fragten die Lohnbedienten und Fremdenführer der Hotels ganz ungenirt Morgens bei Tieck's alter Dienerin Friederike an, ob am Abende Vorlesung sei — sie hätten so und so viel Fremde anzumelden. Und es that Tieck's lieber Eitelkeit wohl, so aufgesucht zu werden.

Dabei war er unerbittlich pünktlich mit dem Beginn seiner Vorlesungen. Mochten ihn die bedeutendsten, vornehmsten Gäste in die interessantesten Gespräche verflochten haben: — Punkt 7 Uhr gab er seiner alten Friederike das Zeichen und das berühmte Tischchen mit den beiden Wachskerzen stand plötzlich in der Mitte des Zimmers, Tieck saß im Lehnstuhl dahinter ... Athemlose, bange Stille im

Zimmer: Was wird er heute lesen? Einen der nervenzerrüttenden Shakespeare'schen Heinriche? den furchtbaren Richard III. oder gar seine geliebten Spanier: „Das öffentliche Geheimniß" oder „Den Richter von Zalamea"? Diese angstvollen Fragezeichen standen auf den Gesichtern aller Einheimischen zu lesen und gewöhnlich auch daneben ein herzliches Ausrufungszeichen: möchte es doch heut ein kurzes Lustspiel sein! — Und wenn Tieck dann mit seiner herrlichen volltönenden Stimme sagte: „Der Richter von Zalamea, Drama aus dem Spanischen des Calderon . . .!" so fielen wir Eingeweihten mit stillen Seufzern und lammfrommen Duldermienen in die möglichst bequemste Ergebungsposition zurück . . . Tönte es jedoch zwischen den beiden Lichten hervor: „Der zerbrochene Krug" — oder: „Minna von Barnhelm" — da ging ein Aufathmen der Erleichterung durch den Saal . . .

War Tieck besonders guter Laune, so fragte er im engeren Kreise auch wohl während des Theetrinkens: „Was wünschen die werthen Gäste heute zu hören?" — und von allen Seiten wurden mir, dem verzogenen Günstlinge, flehentliche Blicke zugeworfen und gelinde Ellbogenseufzer eingebohrt und ich gab dem allgemeinen Gesumm Worte: „Bitte, goldigster Herr Hofrath, ein Lustspiel, wenn's sein kann Holberg's „Wochenstube" seinen „Geschäftigen" — oder Goldoni's „Lügner" — oder ein lustiges Stück von Gozzi . . . ich habe so lange nicht recht von Herzen gelacht . . . Dann drohte er wohl mit seinem köstlichen Lächeln schalkhaft mit dem Finger: „Wer Ihnen das glaubte, Uebermuth! Nun denn, Sie sollen heut Abend einmal lachen, so recht frisch und herzfröhlich, hör' ich's doch selber so gern . . ." Wir waren vor den Heinrichen und den Spaniern gerettet.

Holberg's „Wochenstube" ist ein prächtiges Bild der lieben Kleinstädterei. Eine Wöchnerin empfängt die ersten

Staatsvisiten und muß Alle liebenswürdig begrüßen, unterhalten und traktiren — so verlangt es der gute Ton des Städtchens. Den Reigen eröffnet eine sehr schüchterne Dame, die kaum ein Wort herausbringt, — dann folgt eine Klatschschwester mit unaufhaltsamer Zungengeläufigkeit, — eine Pleureuse läßt ihren butterweichen Gefühlen und salzigen Thränen freiesten Lauf, — eine solide Buchdruckersfrau hat nur die praktische Seite des Lebens im Auge und auf der Zunge, — eine Schulmeisterin docirt Lebensweisheit . . . und zuletzt, als Knalleffekt, treten drei Schwestern ein, die stets zu gleicher Zeit auf die Wöchnerin einsprechen . . . Wie Tieck das fertig brachte, daß man wirklich drei verschiedene Stimmen zu gleicher Zeit zu hören glaubte, das ist mir noch heute ein Räthsel. Möglich war es überhaupt nur durch des Vorlesers Kunst: stets durch die Nase Athem zu schöpfen. Hier wurde aus dem Stimmkünstler fast ein Stimmzauberer. Aber die Wirkung war auch eine glänzende. Wir lachten nicht mehr, wir schrieen förmlich wie übermüthige, glückliche Kinder, und selbst die kranke Hofräthin stimmte herzlich mit ein. Das kleine vertrocknete Gesicht der Gräfin Finkenstein aber strahlte aus ihren tausend Tüllrüschen hervor, wie eitel Sonnenschein. — Mit köstlichem Uebermuth las der Meister auch das altmönchische Fratzenspiel: „Die Sündfluth."

Wollte Tieck aus seinen eigenen Dichtungen vorlesen, so wurden alle Stammgäste schon einige Tage vorher förmlich dazu eingeladen, und im Saal, Neben- und Vorzimmer versammelten sich gewöhnlich gegen 50 Personen. Es wurde im Eckhause des Altmarkts übel notirt, wenn man sich entschuldigen ließ. Mit einer gewissen Feierlichkeit wurden wir empfangen, mit Thee und festlicheren Kuchen bewirthet. Die Wachslichte waren dicker, Tieck trug seinen besten Frack und feierlichsten Knoten im hohen weißen Halstuch, und die

Gräfin hatte zur Feier des Abends einige Dutzend Tüllrüschen mehr um ihr altes Gesichtchen zittern.

Hinreißend las Tieck seinen Fortunat, Oktavian, die Genoveva, den gestiefelten Kater und vor allen den Blaubart vor. Der war der besondere Liebling der Gräfin Finkenstein, und wie ein Kind freute sie sich immer auf den Haupteffect, den Tieck mit einem einzigen Wort erzielte. — Beim Beginn der Märchenszene lüftete sie stets ihren grünen Augenschirm und schaute die ahnungslosen Fremden mit siegessicheren Falkenblicken an ... Dem entsetzten Aufschrei von Agnes: „Blutig?“ aus Tieck's Munde hat kein Ohr, kein Herz widerstanden. Wie von einer Todtenhand geschüttelt, fuhren die Neulinge zusammen und ein Frösteln lief selbst durch die Reihen der gewohnten Zuhörer.

Ja, Tieck war einzig groß als Vorleser, und sicher wäre er als Schauspieler der größte Mime seiner Zeit geworden. Nie hat mich die Iphigenie auf der Bühne so ergriffen, wie vor seinem Lesepulte. Wenn er nach Orest's wilder grauenerregender Verzweiflung:

Zerreiße diesen Busen und eröffne
Den Strömen, die hier sieden, einen Weg!

versöhnend fortfuhr:

Welch' ein Gelispel hör' ich in den Zweigen?
So bin auch ich willkommen? Und ich darf
In Euren feierlichen Zug mich mischen?

— so verklärten sich die ausdrucksvollen Züge des Vorlesers zu einem wunderbaren Leuchten.

Im kleinen Kreise las Tieck uns auch hin und wieder Bruchstücke aus seinen Novellen vor, die damals gerade bei Brockhaus erschienen. Besonders fesselte mich sein „junger Tischlermeister“, weil man wußte, daß der Dichter Vieles aus seinem äußeren und inneren Leben hineingewoben. Aus „Accorombona“ hörte ich ihn nie lesen. Dorothea liebte

das Buch nicht und sprach das auch freimüthig aus. Als die Gräfin einst ihr überschwängliches Entzücken über diese Dichtung äußerte, sagte Dorothea ernst: „Ich wünschte, mein Vater hätte Accorombona nie geschrieben."

Trat Tieck aus seinem Arbeitszimmer unter die zahlreich versammelten Gäste, so glaubte man, trotz der Gicht, einen Grand Seigneur zu seinem Hofstaat herabsteigen zu sehen. Bei aller Würde und Artigkeit, mit der er Fremde empfing, lag doch in seinem ganzen Wesen ein wenig Herablassung, selbst gegen Vornehme und Berühmtheiten. Prächtig gefiel es mir, wenn der geistvolle Uebersetzer von Shakespeare, der in alle Feinheiten der Sprache so tief eingedrungen war, und der das Französische so elegant zu plaudern verstand, auf die Ansprache der Engländer und Franzosen in ihrer Muttersprache stets mit feinem Lächeln antwortete: „Ich spreche nur deutsch!"

Sehr empfindlich war der Vorleser bei Unaufmerksamkeit oder gar Unruhe seiner Hörer. Jede weibliche Handarbeit war in seinem Salon streng verpönt.

Von der Gicht immer mehr gekrümmt, verließ der alte Romantiker selten seine Dichterburg. Nur wenn er als Dramaturg — seit 1825 nahm er diese Stellung bei der Dresdener Bühne ein und bezog dafür das bescheidene Gehalt von 800 Thalern — im Theater Proben oder Vorstellungen beiwohnen mußte, oder wenn er zum Vorlesen nach Hofe berufen war, stieg er mühsam die Treppen hinab und ließ sich in einer Portechaise an sein Ziel tragen. Gesellschaften besuchte er nur sehr selten, so zweimal im Jahre bei dem Intendanten, Herrn von Lüttichau, dessen Frau für den alten Romantiker schwärmte. Nur seine Bücherleidenschaft ließ ihn oft die Gicht vergessen — und auch sein mäßiges Budget. Hörte er, daß irgendwo ein seltenes Buch, besonders eine uralte Shakespeare-Ausgabe zu kaufen sei,

dann ließ er Besuche, Arbeiten, Theaterproben — Alles im Stich, eilte mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Treppe hinab, versprach den Portechaisenträgern ein Extratrinkgeld, wenn sie rasch ausschritten, und zahlte mit der ihm eigenen Sorglosigkeit in Geldsachen, was ihm für das geliebte Buch abverlangt wurde. Triumphirend brachte er den Schatz nach Hause, und wenn die Hofräthin über den hohen Preis seufzte, konnte er ihr wie ein Kind schmeicheln. Und die Gräfin hatte immer noch ein Kapitälchen aufzunehmen, das durch den Bücherkauf gerissene große Loch im Hausbudget heimlich wieder zuzustopfen.

Tieck verstand es überhaupt, wie kein anderer Sterblicher, des Lebens Sorgen leicht abzuschütteln, alle Schattenseiten rosig zu beleuchten, Schmerzliches möglichst wenig tief zu empfinden und sich und Anderen einzureden: „O, es hätte noch viel schlimmer kommen können! Was man nicht ändern kann, darüber muß man auch nicht klagen!“ So hat er auch wohl kaum ernstlich ein Unrecht nachgefühlt, das er in seiner leicht reizbaren, gekränkten Eigenliebe so oft Anderen zufügte, und sich nie reuevoll eingestanden: „Du irrtest, du ließest dich fortreißen — mache es wieder gut!“ — Ich habe nie wieder einen Menschen gefunden, der so aufrichtig mit sich zufrieden war, und selbst in seinem gebrechlichen Alter behauptete: er fühle sich so ungetrübt glücklich, wie in seiner blühendsten Jugend. Altwerden sei überhaupt ein Vorurtheil. Das Herz könne stets mit jugendlicher Frische empfinden, und vor den Augen der wahren Liebe gäbe es weder Runzeln noch graue Haare . . .

Daß er im Ernst so dachte und handelte, sollte ich einst staunend erleben. — Es war an einem herrlichen Mainachmittage. Tieck wollte eine neue Rolle mit mir durchgehen; ich brachte ihm einen Strauß Lilas mit Maiblumen. Solche kleinen Aufmerksamkeiten erfreuten ihn stets. Er

war in heiterster Laune und lobte mein blühendes Aussehen, fand meine neue Frühlingstoilette von hellgrüner Mousseline mit weißem, maiblumengeschmückten Basthute sehr hübsch und kleidsam und lächelte: „Sie mögen auch oft in den Spiegel geguckt haben, übermüthiges Weltkind!“ — was ich gar nicht verneinte. Dann gingen wir an die Arbeit. Ich rezitirte meine Rolle, als plötzlich während meiner pathetischsten Stelle die Bibliothekthür mir gegenüber sich öffnete und eine lange, hagere Gestalt im weißen Percal-Ueberrocke mit rosa Gürtel und weißem Tüllhäubchen mit zierlichen rosa Schleifen gleich einer verschollenen Ahnfrau hereinschwebte ... Mir stockte die Rede, als ich die alte, fast siebenzigjährige Gräfin Finkenstein so geschmückt sah. Sie grüßte zierlich und durchschritt den kleinen Raum bis zu der gegenüberliegenden Thür auffallend langsam und nickte dem geliebten Freunde kokett lächelnd zu, als wollte sie sagen: „Nicht wahr, so gefalle ich Dir doch?“ Tieck nickte ihr mit zärtlichem wohlgefälligen Lächeln wieder zu und sagte nach dem Verschwinden der Ahnfrau: „Nun, ist die Gräfin nicht noch höchst anmuthig? Die Gute hat sich schön herausgeputzt, um mit mir heute Abend Mozart's herrliche Zauberflöte zu hören!“ — Zum ersten Mal fehlte meiner flinken Zunge eine Antwort. Ich starrte den Meister sprachlos an. Mich hatte diese Ahnfrau im koketten Flügelkleide förmlich entsetzt — und er fand diese Karrikatur auf die Jugend „höchst anmuthig“ ... und saß doch mir jungem, frischrosigen Geschöpf gegenüber!

Diese beiden seltsamen Menschen bemerkten auch nicht, — als sie Abends neben einander auf ihren gewohnten Plätzen im zweiten Range saßen und in heiterster Laune mit einander plauderten und lachten und mit den Köpfen den Takt der Musik nickten — daß sie allgemeine Aufmerksamkeit erregten, daß man über das wunderliche Paar

lachte und spöttelte. — Nur die Gräfin hatte auch ihre trüben Stunden voll Heimweh nach entschwundenen Jugendtagen und auch wohl voll Selbsterkenntniß über ihre eigenthümliche schiefe Stellung neben des Dichters Gattin. Vor dem Freunde verbarg sie dies sorgfältig. Ich hörte einst, als Tieck nicht zu Hause war, aus dem Zimmer der Gräfin ein altes, harfenartig klingendes Spinett und dazu eine traurige, zitternde alte Sopranstimme leise singen:

Lacrimosa,
Dum pendebat filius . . .

Schluchzen unterbrach das altitalienische Kirchenlied — das die Gräfin vor vielen Jahren im Hause ihres Vaters oft gesungen hatte . . .

Als Politiker rühmte sich Tieck gern, ein eingefleischter Konservativer zu sein, ja oft nannte er sich lachend: „un rétrograde par excellence!“ Aber eigentlich war er gar kein Politiker, und die Strömungen der Zeit, die französische Revolution, die Demagogenhetze, ja selbst die Freiheitskriege, die Julirevolution, die Erhebungen der Griechen und Polen waren ziemlich spurlos an dem „Romantiker“ vorübergegangen. Wurde von den neuen Bewegungen in Berlin beim Beginn der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. gesprochen, so sagte er wohl herablassend: „War es nicht auch zu meiner Zeit schon ganz gut in Berlin, in der Welt? Was will denn eigentlich der sogenannte Fortschritt? Wir lebten früher auch ohne denselben zufrieden und glücklich!“ — worauf ihm einst Dr. Witthauer aus Wien lachend antwortete: „Ihre Welt, Herr Hofrath, war freilich herrlich, vollkommen, denn Sie fanden diese im Theater, wenn Fleck und Friederike Bethmann spielten!“ — und vergnügt nickte Tieck dazu. — Wurde Napoleon's Feldherrntalent gerühmt, so sagte er achselzuckend: „Dem tollen Menschen ist Vieles geglückt!“ — Suchte man ihm aus den Blättern der Geschichte irgend ein

Gegentheil zu beweisen, so lehnte er es vornehm ab: „Spätere Geschichtschreiber werden es richtiger zu beurtheilen verstehen!“ Trieben ihn Friedrich v. Raumer und Henrick Steffens aber dennoch gar zu sehr in eine politische Sackgasse hinein und er vermochte sich nicht anders zu retten, so wußte er eine so sprechende Miene der Langenweile und Zerstreutheit anzunehmen, daß die Freunde gern auf Fortsetzung des politischen Turniers verzichteten.

Für junge, feurige Dichter unserer Zeit hatte der alte Romantiker kein Herz, kein Verständniß und keine freundlich führende und helfende Hand. Er wurzelte zu tief in einer strahlenden Vergangenheit, in seinen Träumen und Vorurtheilen und in dem Bewußtsein seiner eigenen Unfehlbarkeit und Größe.

Versuchten wahre Freunde, ihn auf strenge, aber gerechte Kritiken und so auf leicht zu beseitigende Mängel in seinen Werken oder in seiner dramaturgischen Thätigkeit aufmerksam zu machen, so antwortete er sicher mit überlegenem ironischen Lächeln und einer vornehm ablehnenden Handbewegung: „Bester Freund, wozu erzählen Sie mir solche Geschichten?“

Besonders die gute Dorothea, die den Vater so sehr liebte und schon seit vielen Jahren seine Studien und Arbeiten treu theilte, hatte ein tiefes, schmerzliches Verständniß für solche Eitelkeitsschwächen und versuchte oft, aber fast immer vergebens, dem Vater die Sache im wahren Lichte zu zeigen. Sie hatte dann stets einen harten Stand mit der Gräfin Finkenstein, die völlig blind war für die Schwächen ihres Idols und nach solch' einer kleinen häuslichen Scene sich doppelt bemühte, ihren gekränkten Abgott mit ihren süßesten Schmeicheleien zu umspinnen und einzulullen ... Und das Idol hat ihr das nie schwer gemacht!

Der Vergangenheit, wie sie sich im Laufe der Jahre in seinen Träumen und in seinem Urtheile gestaltet hatte, blieb

Tieck unwandelbar treu, der Gegenwart selten. Sein Urtheil über Fleck und Friederike Bethmann lautete noch ebenso enthusiastisch, wie vor dreißig Jahren. Wir Künstler der Gegenwart aber sollten den Wankelmuth und die Parteilichkeit des alten Dramaturgen oft bitter erfahren — Alle, denn ich wüßte nicht eine einzige Ausnahme zu nennen.

Wurde ein Stück, welches er vorgeschlagen hatte, trotz des oft einstimmig ausgesprochenen Zweifels sämmtlicher ersten Schauspieler an dessen Bühnenwirksamkeit, aufgeführt und fiel entschieden durch — so zuckte der Dramaturg stets mitleidig die Achsel: „Allerdings hab' ich mich geirrt, ich traute unsern Schauspielern mehr Talent zu ... Mein Fleck und meine Bethmann hätten in dem Stück glänzende Triumphe gefeiert und für die Dichtung erzielt ..."

Das that weh, das verstimmte, erkältete, entfremdete ... Das sollte auch ich im Wechsel der Jahre und der Launen Ludwig Tieck's erfahren.

Wie manches Mal bin ich nach der ersten Aufführung eines solchen Unglücksstückes klopfenden Herzens die düstere Treppe zu meinem Richter hinaufgestiegen und habe die Runzeln seines alten Faktotums Friederike studirt, — denn treuer als ein Wetterglas spiegelten sie ab, ob mich drinnen in der Bibliothek Regen oder Sonnenschein oder gar Donnerwetter erwartete. — Auch wenn der Meister statt seines schwarzen Sammttalars seinen rothen Percal-Schlafrock anhatte, war schlecht Wetter im Hause.

Tieck liebte die Stücke der Birch-Pfeiffer nicht. Aber sie standen damals in der höchsten Blüte der Gunst beim Publikum und wir Schauspieler ließen uns die dankbaren, oft glänzenden Rollen gern gefallen.

So mußte der Dramaturg 1837 den Wünschen des Publikums, des Intendanten und auch der ersten Schauspieler nachgeben und dem Schauspiel „Guttenberg" einen

Platz auf der Dresdener Hofbühne gönnen — aber er prophezeite uns ein glänzendes Fiasko. Doch der Guttenberg wurde mit rauschendem Beifall gegeben und ich in der dankbaren Rolle des „Käthchen“ nach dem dritten Akt gerufen, — was damals noch als eine Auszeichnung angesehen werden durfte.

Ein wenig triumphirend trat ich am andern Morgen in die Bibliothek vor den Dramaturgen. Er war bester Laune und rief mir schnell entgegen: „Nur nicht zu stolz, daß Sie diesmal mit dem Erfolge der Birch-Pfeifferiade Recht hatten, denn Sie sollten doch wissen, daß der Beifall des Publikums nie maßgebend für mich ist. Das Publikum ist immer zufrieden, wenn seine Neugier und Schaulust nur gereizt wird und es nicht nachzudenken braucht . . .“

Ernster fuhr er fort: „Aber Sie werden mich verstehen, daß mich bei diesem rasenden Beifallsjubel über — solch' ein Machwerk tiefe Entmuthigung und Wehmuth ergreifen mußte, als ich daran dachte, daß kaum acht Tage vorher in denselben halbleeren Räumen während der Mustervorstellung von Kleist's hochpoetischem „Prinzen von Homburg“ keine Hand sich rührte, kein Laut des Beifalls, der Erschütterung, der Rührung ertönte . . . Und doch, wie großartig gab Emil Devrient den Prinzen, wie trefflich der alte Werdy den Kottwitz, wie edel Weymar den Kurfürsten, und Sie . . .“

„Bravo! Nicht wahr, eine recht anmuthige Natalie, die überdies das Glück gehabt hatte, daß Dresdens berühmter Dramaturg die Rolle mit ihr durchging!“

„Meinen Sie, liebe Eitelkeit?“ — lächelte der Alte jetzt immer freundlicher. „Nun ja, die Schülerin hat dem alten Dramaturgen als Natalie große Ehre gemacht. Aber Kind, wohin gerathen wir und die Kunst, wenn Kleist's Meisterwerk kalt, gleichgültig läßt, langweilt — und

gehaltloſe, effekthaſcherige Stücke wie „Guttenberg“ Furore erregen?“

„Die Birch-Pfeiffer ſchreibt uns Komödianten gar prächtige Rollen, elle est du metier, Madame l'artiste — und Sie werden ſehen, daß auch die „Günſtlinge“ glänzend reuſſiren . . .“

„Das will ich zur Ehre unſeres Dresdener Publikums nicht hoffen! Denken Sie doch nur an dieſen erbärmlichen modernen Jaſon Mamanoff und an dieſe mannstolle Katharina II., welche die Stirn hat zu ſagen: meine erſte, einzige Liebe war Rußland . . .“

„Und mich verdammen Sie, dieſe tolle Czarin zu ſpielen? Nein, meine erſte, einzige Liebe iſt nicht Rußland. Aber im Ernſt, Herr Hofrath, bitte, entbinden Sie mich von der Rolle der Kaiſerin. Mir fehlen wirklich die Bühnenmittel, im vierten Akt als weiblicher Dämon über die Bretter zu raſen. Was hilft da alle innere Leidenſchaft, wenn Stimme und ſelbſt das Mienenſpiel mich im Stich laſſen!“

„Herr von Lüttichau wünſcht aber von Ihnen die Katharina geſpielt, und ich muß ihm Recht geben, daß die erſten Akte wichtiger ſind, und daß Sie für dieſelben Alles beſitzen: Anſtand, Feinheit, Eleganz des Konverſationstons. Mobilität und Intrigue für die ſpannende Billetſzene mit Potemkin . . .“

Da trat der Intendant ein, um wegen der Aufführung des „Glöckners von Notre-Dame“ mit dem Dramaturgen zu ſprechen. Ich ſollte die Esmeralda ſpielen.

„Und der Herr Hofrath iſt mit der Aufführung dieſer neuen — Birch-Pfeifferiade einverſtanden?“ parodirte ich ein wenig.

„O ja“, — ſagte Tieck etwas verlegen — „ich finde den Glöckner hoch über „Guttenberg“ und den „Günſtlingen“ ſtehend und das Sujet großartig, intereſſant. Viktor Hugo's

Genie durchgeistigt die Theatermache von Madame l'Artiste. Die Feder der Birch-Pfeifferin hat den großen Romantiker an der Seine wirklich nicht ganz umzubringen vermocht — und das genügt."

„Aber wird das große melodramatische Stück nicht in dem kleinen Rahmen unserer Bühne eher lächerlich, als erschütternd wirken, da der grausige Roman zu bekannt ist?"

Doch Tieck hatte einmal für den „Glöckner" Partei ergriffen, ging mit allen Hauptpersonen die Rollen durch, wohnte den Proben pünktlich bei und hatte wunderbarer Weise mit seinem Enthusiasmus die Kollegen angesteckt. Pauli schwärmte für Quasimodo, Weymar deklamirte enthusiastisch den Frollo, Mlle. Felsenheim jammerte und fluchte als Gervaise aus ihrem Kerkerloch zum Steinerbarmen herauf. Die Volksszenen wurden sorgfältig eingeübt, glänzende neue Dekorationen und charakteristische Kostüme angeschafft... Kurz, der Glöckner wurde auf's Beste in Scene gesetzt.

An einem Sonntage, bei brechend vollem Hause, fand die erste Vorstellung des „Glöckner von Notre-Dame" statt. Zu Anfang machte sich die Geschichte ganz hübsch, mein Esmeralda-Tanz wurde mit Beifall aufgenommen... aber gleich darauf, als die unglückselige Gervaise aus ihrem Mauseloch von Kerker zu stöhnen anfängt und ihre wilden Verwünschungen in's Lampenlicht hinauf schleudert — da begann unsere hochnothpeinliche Tortur — man lachte! Und so ging es crescendo fort bis zum Schluß. Die berühmte Gruppe, als Esmeralda Quasimodo den Krug reicht, erweckte Heiterkeit wegen Pauli's vorgeschriebener gräßlicher Maske: ein Auge und zwei Höcker. Frollo's Lamentiren in der Kerkerszene wurde ausgelacht. Ueberdies hatte Quasimodo-Pauli Unglück. In den Proben trug er seine Esmeralda stattlich vom Scheiterhaufen in's „Asyl" auf die Stufen von Notre-Dame. Bei der Vorstellung aber

hemmte ihn das enge Quasimodokostüm und die Angst, die beiden Höcker möchten sich bewegen oder gar verschieben, — und er ließ mich nach drei Schritten aus den Armen gleiten. Da mußte allerdings das Asylrufen komisch wirken. —

Das Erkennen der Mutter ging spurlos vorüber und vor dem Fallen des Vorhanges erregte das Fortschleppen des großen Geldsackes über die kleine Bühne die ungeheuerste Heiterkeit des lieben Publikums.

Am andern Morgen fand ich Tieck im rothen Schlafrock und in wenig rosiger Stimmung in seiner Bibliothek. Er begann ein gleichgültiges Gespräch und schien Erörterungen über den unglückseligen Glöckner ausweichen zu wollen. Aber herzhaft sagte ich: „Nicht wahr, Herr Hofrath, unser Spiel war am gestrigen Fiasko nicht schuld?

Da zuckte er auf: „Doch! doch! Sie — sowie alle Andern spielten nicht kühn, nicht großartig romantisch genug. Niemand verstand es, das Publikum zu packen, zu überwältigen. . .“

„Herr Hofrath!“ — rief ich aufflammend, außer mir: „Nicht uns Schauspieler hat das Publikum ausgelacht, sondern das jammervolle, lächerliche Stück. Aber Sie — Sie sind ungerecht. . . Und Sie wissen, daß ich mit Uebernahme der Esmeralda ein Opfer brachte, um Ihrem und des Intendanten Wunsch zu entsprechen . . . und dies ist mein Dank!“ — Ich brach in Thränen aus.

Dorothea war in die Bibliothek getreten. Sie nahm mich in den Arm und sagte herzlich: „Sehen Sie doch nur den Vater an. . .“ Und richtig, Tieck lächelte gütig: „Bravo, Kind! Wie das echte Komödiantenblut aufschäumt! So lieb' ich meine Komödianten. Aber nun Frieden, Brauseköpfchen. . .“

Ja, wenn Tieck solche Töne anschlug, dann war er unwiderstehlich.

Das größte Opfer brachte ich dem alten Dramaturgen, als ich auf seinen dringenden Wunsch die Lady Macbeth

zu spielen übernahm — ich, mit meinem Lustspielgesicht, mit meiner fröhlichen Stimme, mit meinem Konversationston — die entsetzliche blutige Lady Macbeth!

Auf meine Bedenken meinte Tieck leichthin: „Die echten Töne ihrer Rolle muß eine Komödiantin ganz nach Bedürfniß aus ihrem Innern heraufzaubern können — und was das Lustspielgesicht anbelangt, so lassen Sie sich eine schwarze Perrücke machen, färben die Augenbrauen schwarz, schminken sich grauweiß und sparen die Energielinien an den Mundwinkeln und zwischen den Augenbrauen nicht. . ."

Da aber erklärte ich fest: „Nein, Herr Hofrath, als Karrikatur soll mich Dresden denn doch nicht sehen. Ihnen zu Liebe will ich die Rolle übernehmen und an Studium und Fleiß es nicht fehlen lassen — aber ich weiß nur zu gut: ich habe nicht das Zeug zu einer Lady Macbeth — ich falle durch. . ."

Und wenn ich auch nicht durchgefallen bin, so blieb das Publikum doch bei all' meinem Eifer: Grauen und Entsetzen einzuflößen, ziemlich ungerührt. — Noch heute freue ich mich über das Urtheil, das der gelehrte Prinz Johann, später Sachsens König, zu Tieck über meine Lady Macbeth äußerte: „Ich erkenne den Studienfleiß der Bauer und ihre geistige Auffassung dieses gräßlichsten Shakespeare'schen Frauencharakters an, aber — man *glaubte* ihrer Lady Macbeth nicht all' das Furchtbare, Grausige, Blutige, was sie sagte und that!"

Als ich Tieck fragte, warum er nicht den Macbeth nach Schillers Bearbeitung, sondern die Uebersetzung seiner Tochter Dorothea aufführen ließe, sagte er vornehm: „Der gute Mensch hat sich zu viel Freiheiten gegen Shakespeare herausgenommen! Ich will kein Mitschuldiger Schiller's sein."

Tieck wäre bei seinem reichen theatralischen Wissen und Können sicher der größte Dramaturg seiner Zeit — wenn

er nicht zugleich der alte Romantiker und nicht so — eigensinnig und launen- und grillenhaft gewesen wäre. Seine praktischen Winke und Anordnungen waren auf der Bühne oft unausführbar, da ihn Sympathien und Antipathien beherrschten. Dadurch gerieth er mit den Regisseuren und Darstellern nicht selten in unerquicklichen Streit und die gute Stimmung ging auf beiden Seiten verloren — zum Nachtheil der Vorstellung. Der Dramaturg mußte es sogar einst erleben, daß Regisseur Pauli nach einem von Tieck angesetzten und vom Publikum hohnvoll abgelehnten Stück vortrat und sagte: „Die Regie ist nicht verantwortlich für die Wahl dieses Stückes!"

Wenn es auf Tieck allein angekommen wäre, so hätten die Dresdener nichts weiter zu sehen bekommen, als den ganz unverkürzten Shakespeare, Kalderon, Lopez de Vega, Sophocles Antigone und die Tieck'schen Wunderdramen: Octavian — Genoveva — Gestiefelter Kater.

Seine Lieblingsidee war, Shakespeare's schlachtenreichen Heinrich V. auf die Bühne zu bringen. Die vielen Scenenwechsel, Schlachten und Belagerungen wollte er durch eine doppelte Bühne ermöglichen: eine schmale Vorbühne sollte die Gemächer enthalten — dahinter ein erhöhtes Podium die Schlachtfelder.

Seine traurigste spanische Erfahrung hat Tieck in Dresden mit Calderon's „Dame Kobold" gemacht -- zu meinem Glück vor meiner Zeit. Das Stück wurde Anfang Januar 1826 bei der ersten Aufführung sehr ungnädig aufgenommen. Als der Dramaturg aber gegen den Rath der Regisseure und seiner Freunde „Dame Kobold" einige Tage später wieder annonciren ließ und es im Publikum bekannt wurde, Tieck habe vornehm erklärt: man müsse die Dresdener zu der Höhe Calderon's und seiner „Dame Kobold" heranbilden — — da fand sich am Abend eine unheildrohende

Menge im Theater ein, die das Aufziehen des Vorhanges und die ersten Worte von Julius und Pauli mit Pochen beantworteten, so daß beide Künstler sich verbeugten und abtraten. Ein zweiter Versuch, das Stück zu beginnen, wurde noch entschiedener verhindert. Das Publikum erhielt sein Geld wieder und ging lachend nach Hause . . .

Wie rächte Tieck sich? — Er ließ am nächsten Abend das Stück aufführen: „Erziehung macht den Menschen", von Ayrenhof.

Gegen die schnellfertigen, meist oberflächlichen Uebersetzungen Theodor Hell's protestirte der Dramaturg oft — vergebens. Herr von Lüttichau sah sehr auf volle Häuser und das Publikum wollte durch pikante französische Bühnen-Neuigkeiten unterhalten sein, ohne dabei viel zu denken. — Tieck rächte sich dafür in seiner humoristisch-satirischen Novelle „Die Vogelscheuche", die viele krähwinkligen Zustände Dresdens geißelte und die Doppelzüngigkeit Böttigers und die Charakterlosigkeit Hell-Winklers verspottete. Tieck vergab — nie!

So hat er auch Iffland nie vergeben, daß dieser im November 1800 Beck's satirisches Lustspiel „Das Kamäleon" auf die Berliner Bühne brachte, in dem Tieck, sein Schwager Bernhardi, die Schlegels und ihre Anhänger sich in der Rolle des Schulberg getroffen fühlten. Seit der Zeit unterließ Tieck es nie, Schröder und Fleck in den Himmel zu erheben und sich über Iffland lustig zu machen. Mit gradezu diabolischer Schadenfreude erzählte er gern folgende Anecdote: Als Heinrich Bethmann zum ersten Mal den Anton in Ifflands „Jägern" vor den Berlinern spielen sollte, band der Dichter ihm auf die Seele: bei den Worten „O Gott!" die Arme verzweifelt gen Himmel zu strecken, und bei dem Ausruf: „Welche Qual!" sich die Augen zu bedecken, verwirrt aufzufahren, in's Leere zu starren und

sinnlos fortzustürzen ... worauf Fleck in seiner graden Weise zu Bethmann sagte: „Dumme Pedanterie! Junger Mann! Denken und leben Sie sich nur recht lebhaft in Ihren Anton hinein — und das Armeheben, Händeringen, Aufschreien, Verwirrtsein wird sich ganz von selbst finden!“

Vornehm blickte der alte Dramaturg auch auf die „gelehrte Schneiderkunst“ des kostümkundigen und kostümtreuen Intendanten Grafen Brühl in Berlin herab. Seine Sehnsucht und seine Hoffnung war: daß die deutsche Bühnenkunst in die Kreuzer-Hanswurstbude der Neuberin zurückkehren — und daß von hier aus ein neues romantisches Komödiantenleben seinen Siegeszug durch die Welt halten werde! — Hier ging der Dramaturg mit dem Romantiker treu Hand in Hand.

Des Dramaturgen gefährlichste Schwäche war: seine Parteilichkeit. Selbst seine liebste und begabteste Schülerin, Julie Rettich, konnte er mit verletzender Gleichgültigkeit wieder nach Wien ziehen sehen, als die Künstlerin ihm selbständiger entgegentrat, unpassende Rollen zurückwies und nicht mehr regelmäßig vor seinem Lesepulte saß. Kalt sagte er zu mir: „Julie Rettich ist nicht mehr das einfach edle Talent, wie vor ihrem Wiener Engagement. Sie hat sich zu sehr nach dem Geschmack des Wiener Publikums gerichtet und trägt die Farben zu stark auf. Ich habe mich in ihr geirrt!“

Als der junge Emil Devrient noch als gehorsamer Schüler zu dem Meister aufblickte und sich jede neue Rolle von ihm einstudiren ließ, war er in Tieck's Augen und Munde der größte Mime seiner Zeit. Als der Schüler selbständig wurde und die hundertmal gehörten Vorlesungen vernachlässigte — ließ Tieck ihn fallen und rächte sich. Er studirte dem jungen Anton Ascher, damals noch ein blutiger Anfänger, eine von Emil Devrients liebenswürdigsten

Charakterrollen ein, den „Landwirth“ der Prinzessin Amalia. Aber das Publikum lehnte den neuen Landwirth entschieden ab und forderte ungestüm seinen alten Liebling zurück — — und das verstimmte Tieck nur noch mehr gegen Devrient und die Dresdener.

Dennoch hat Tieck als Dramaturg Großes für die Dresdener Bühne geleistet. Die von ihm geleiteten Leseproben waren zugleich echte Lehrstunden für die Künstler. Er kämpfte unermüdlich gegen hohlen Bombast und leeres Pathos und gegen das manierirte Deklamiren der Goethe'schen Schule an. Er drang unaufhörlich auf künstlerische Ausbildung der Stimme und ihre Gleichmäßigkeit in allen Registern und auf charakteristische Betonung, und in Allem war er ein unübertroffenes Vorbild. Als Stimmkünstler stand Tieck wohl einzig da — und nicht nur in seiner Zeit.

* * *

Und wie viel interessante und liebenswürdige Menschen habe ich an Tieck's Vorleseabenden kennen gelernt!

Friedrich von Raumer, der geistvolle Geschichtsschreiber der Hohenstaufen und langjährige Freund Tiecks, war fast alljährlich längere Zeit ein hochwillkommener Gast im romantischen Eckhause des Altmarkts. Dann fand ich es dort immer am gemüthlichsten und traulichsten. Selbst die sonst so ernste verschlossene Dorothea thaute bei Raumer's sprudelnder, oft etwas derber Heiterkeit auf. Nur der arme Raupach wurde stark mitgenommen, weil er die Hohenstaufen für die Bühne so geschäftig verarbeitet hatte.

Eine durchaus liebenswürdige wohlthuende Erscheinung war Graf Wolf Baudissin, hochgebildet und anspruchslos, der langjährige würdige Mitarbeiter Tieck's bei der Uebersetzung Shakespeare's und einiger Spanier. Er war nebst Tieck auch Mitglied des Dantekränzchens, dem der damalige

Prinz Johann von Sachsen seine Danteübersetzung zur kritischen Besprechung mittheilte. — Graf Baudissin spielte wundervoll Klavier und heirathete in zweiter Ehe die wenig schöne aber sehr musikalische Tochter des Banquier Kascal, — man sagte: um vierhändig mit ihr spielen zu können. — Comtesse Baudissin zählte zu den ersten Schönheiten Dresdens.*)

Adelheid Reinbold, die treue Hausfreundin der Tieck'schen Familie und nur wenige Jahre älter als ich, wurde auch mir eine liebe Freundin und treue Verbündete gegen so manche Launen und Härten Tieck's und der Gräfin Finkenstein. Sie war noch immer eine anmuthige zarte Blondine mit schönen seelenvollen blauen Augen und köstlicher Klarheit und Heiterkeit der Seele. Sie konnte gar liebenswürdig über ihr Altjungfernthum scherzen. Und doch hatte auch sie des Lebens Dornen und Kämpfe kennen gelernt.

Aus dem Hannoverschen gebürtig, war sie jung als Erzieherin in das reiche Haus des jüdischen Banquier Pereira nach Wien gekommen ... und hier hatte sich der Hausherr in leidenschaftlichster Weise in sie verliebt. Er wollte sich von seiner Frau scheiden lassen und zum Christenthum übertreten, um sie heirathen zu können ... Die junge Erzieherin blieb allen Verlockungen und Bestürmungen gegenüber standhaft, selbst als Frau von Pereira freiwillig in die Scheidung willigte und die Entsagung besaß, bei der Gouvernante für ihren Gatten zu werben ... Adelheid Reinbold folgte der Stimme ihres Gewissens, floh das reiche gefährliche Haus und Wien und ließ sich in Dresden nieder, ihrer poetischen Feder und der Ausbildung ihrer jüngeren Brüder lebend, unterstützt durch eine lebenslängliche Pension

*) Graf Wolf Baudissin ist erst kürzlich, fast 90 Jahre alt, in Dresden gestorben. A. W.

von Frau von Pereira. Sie wurde die innigste Freundin Dorothea Tieck's und des ganzen Hauses.

Ich erinnere mich noch der Abende, an denen Meister Ludwig uns die eigenartige Bauern-Novelle „Irrwisch-Fritze" und das Drama „König Sebastian" der talentvollen Dichterin vorlas, die unter dem Namen Franz Berthold schrieb. Besonders als am Schluß von Irrwisch-Fritze ein übermüthiger Humor durchbrach — als die vier Brautpaare in dem entlegenen Dorfe auf die Rückkehr des Herrn Pastors von der Jagd und vom solennen Jagdschmaus warten und von ihm in der Abend- und Weindämmerung kreuz und quer getraut werden, so daß keine von den vier Bräuten den ihr bestimmten Bräutigam bekommt ... als Alles hübsch drunter und drüber geht ... da war unser Vorleser so recht in seinem Element ...

Und kaum ein Jahr darauf, im Februar 1839, starb Adelheid Reinbold an der Halsbräune in den Armen von Dorothea Tieck — im Tieck'schen Freundeskreise eine unausfüllbare Lücke zurücklassend. — Ihre Novellen hat der Meister in zwei Bänden herausgegeben und ihr einen warmen Nachruf gewidmet. — Es hat mich innig gefreut, daß Paul Heyse den „Irrwisch-Fritze" kürzlich in seinen Novellen-Schatz aufgenommen und so den Namen Adelheid Reinbold der Vergessenheit entzogen hat. — Adelheids geliebter und würdiger Bruder Alwin Reinbold gab 1846 auch lyrische und dramatische Dichtungen heraus und verlor sein Leben kurz darauf bei dem Versuche, einem verunglückten Arbeiter das seine zu retten. —

Einer der eifrigsten Jünger Tieck's war Eduard von Bülow, der unermüdlich zu den Füßen des Meisters saß und unter seiner Anleitung aus den Englischen, Italienischen, Spanischen, Französischen und Lateinischen übersetzte, Bühnenstücke und Novellen. Er war damals in den Dreißigern

und Vater eines musikalischen Wunderknaben — Hans Guido von Bülow, der später ein so berühmter Klavier-Virtuose geworden ist. In der ganzen Erscheinung Eduard von Bülow's war etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, Düsteres — und als er uns eines Abends bei Tieck seine schauerliche Novelle vorlas: „Das Gewissen" — da kam mir unwillkürlich der Gedanke: Das sind dunkle Bilder aus seinem eigenen Leben!

Ich sollte mit Eduard von Bülow in ganz eigenartige intimere Berührung kommen durch — Lola Montez. Die damals noch wenig berühmte und noch weniger berüchtigte „Spanische Tänzerin" tauchte 1842 plötzlich in Dresden auf, um auf der Hofbühne zu tanzen. Sie sollte gewichtige Empfehlungen an den Hof haben, aus vornehmer spanischer Familie stammen, wunderschön sein und bereits den Hof in Pillnitz durch ihren Gesang spanischer Nationallieder zur Guitarre entzückt haben. Kein Wunder, daß die interessante Tänzerin das Dresdener Theaterpublikum schon vor ihrem Auftreten lebhaft beschäftigte. Ich hatte die Heldin noch nicht gesehen, aber der Theaterdiener kam eines Morgens ganz echauffirt zu mir und machte seinem Herzen Luft: „Heute ist wieder die Spanierin los und erst gestern hat sie uns Allen den Kopf heiß gemacht. Nein, was die für Raupen im Kopf hat! Sie verlangt ganz apart für sich Draperien, Beleuchtung, Dekorationen. Sie will sich erst in der Tiefe der Bühne unter rothen Draperien, und von vielen Extra-Lampen von oben herab beleuchtet, als lebendes Bild in phantastischer Stellung bewundern lassen, ehe sie vorchassirt. Niemand kann es ihr zu Dank machen und selbst unser Balletmeister versteht ihr närrisches Französisch oft nicht recht. Da blitzen denn ihre Augen und sie stampft mit dem Fuß, wie ein ungezogener Junge. Ich sollte auch nur sagen, daß das Fräulein heute nicht um 9 Uhr auf

die Probe zu kommen braucht, ſondern erſt um 10 Uhr. Denn bis dahin nimmt die Spanierin noch allein die Bühne in Anſpruch.“

Kaum war der Alte fuchswild fortgerannt, ſo ließ Herr von Bülow, der mit mir in demſelben Hauſe wohnte, bitten, trotz der frühen Morgenſtunde ſeinen Beſuch machen zu dürfen — in wichtiger, unaufſchiebbarer Angelegenheit! — Es mußte allerdings etwas Wichtiges ſein, was den gelehrten Herrn ſo früh ſchon aus dem Schlafrock herausgebracht hatte. Er, der ſonſt ſo leiſe und langſam bedächtig ſprach und einherſchritt, trat mir in größter Aufregung, mit gerötheten Wangen entgegen und ſein erſtes geflügeltes Wort war: „Lola Montez!“

„Alſo auch Sie, Graf Oerindur? Wer löſt mir dieſen Zwieſpalt der Natur?“ unterbrach ich ihn lachend.

„Lola Montez möchte Sie näher kennen lernen. Sie haben geſtern Abend als „Donna Diana“ das feurige Kind Spaniens im Sturm erobert. Die ſchöne Lolita ſaß neben mir und ſchlug wie ein Kind jubelnd in die Hände und rief ein Mal über das andere faſt etwas zu laut für unſere Dresdener Gewohnheiten aus: „Oh, la bella Donna! Je voudrais la connaître!“

„Sehr ſchmeichelhaft! Aber wer und was iſt denn eigentlich dies „Mädchen aus der Fremde?“

„Das entzückendſte, holdeſte, liebenswürdigſte Weſen ...“

„Und das ſagen Sie mir in's Geſicht — der bella Donna?“ unterbrach ich neckend den Enthuſiaſten.

„Pardon! ich wollte hinzuſetzen: das unter Spaniens Sonne erblühte! Sie iſt die Tochter eines tapferen Generals, der für Don Carlos fiel. Sie mußte aus der Heimat fliehen — mittellos, ſchutzlos. Aber ſie hatte Muth, Energie und reiche Talente. Ihre angeborene graziöſe Tanzkunſt entwickelte ſich wunderbar unter einem franzöſiſchen Balletmeiſter; dazu

singt sie entzückend spanische Nationallieder zur Guitarre. Frei und glänzend wie ein Schmetterling flattert das bezaubernde Wesen durch die Welt und . . .“

„Bezaubert unsere ernsthaftesten Gelehrten und Dichter!“ lachte ich dazwischen. „Aber so ganz allein — ohne Schutz flattert dieser gefährliche Schmetterling durch die Lande?“

„O, sie ist tugendhaft — tugendhaft und stolz und tapfer, wie Jeanne d'Arc. Als meine Frau, die auch von Lola entzückt und bezaubert ist, wie Alle, die sie sahen, leise an die Gefahr ihrer Schutzlosigkeit erinnerte, da zog Lolita mit flammenden Augen einen kleinen nadelspitzen Dolch hervor, machte eine entzückende Bravo-Geste und sagte stolz: „Voilà mon protecteur!“ — Ist das nicht kostbar? . . . Und wie ehrlich, wie naiv offenherzig sie ist! Als ich sie gestern durch unsere Gemäldegallerie führte, sagte sie: Raphael und Correggio langweilten sie durch ihre ewigen rothhaarigen Madonnen — dagegen blieb sie mit leuchtenden Augen vor den nur mittelmäßig gefleckten Bildern eines spanischen „Stierkampfes“ und eines „Fandango“ stehen und klatschte vor Entzücken in die Hände — und vorgestern Abend gähnte sie laut bei der herrlichen Tenorarie Moriani's und sagte: Lucia sei zum Einschlafen . . .“

„Und das bewundern Sie — der Dichter?“

„Ja, ich bewundere die reine, unverfälschte Natur in diesem Mädchen. Sie ist noch nicht von unseren ästhetischen Thees angekränkelt. Ich finde das originell, frappant, kühn . . .“

„Aber Dresden!“

„Ja, in unseren lauwarmen Lebensanschauungen könnte das Alleinstehen, die Selbständigkeit, die ganze freimüthige, kühne Originalität der schönen Lola nicht ganz so beurtheilt werden, und da komme ich, Sie zu bitten, das holde Kind auf der Bühne ein wenig unter Ihre Flügel zu nehmen . . .“

„Mit anderen Worten, ich soll die Theater-Tante der schönen Spanierin machen? Ich, bis heute immer noch Dresdens erste Liebhaberin? Wirklich eine eigenthümliche neue Rolle, die Sie mir da zuertheilen . . .“ Aber ich versprach schließlich doch, mich Lolita's freundlich anzunehmen.

Ich ging um 10 Uhr in die Probe des Lustspiels: „Die Wasserkur“. Aber ich kam noch viel zu früh. Lola Montez war immer noch nicht fertig mit ihren neuen Arrangements und Draperien und Attitüden. Endlich fiel die Beleuchtung strahlend genug auf ihr „lebendes Bild“ und sie konnte zum spanischen Nationaltanze hervorchassiren. Ihr Tanzen war eigenthümlich. Sie tanzte weder kunstvoll, noch graziös. Ihre Pas kamen ruckweise, queckſilbern hervor. Aber ihre Sprünge waren kühn, überraschend, feurig — und sie sah wunderbar schön aus. Ich hatte Muße, sie von der Coulisse aus anzuschauen. Ihre Gestalt war zu hager, um vollkommen schön zu sein, aber ihr feiner, mädchenhafter Kopf mit dem rabenschwarzen, glänzenden Haar, die durchsichtige, zarte Bläſſe des jungen Gesichts, die regelmäßigen edlen Züge — und vor Allem ihre Augen — ihre großen, tiefblauen, leuchtenden Augen und ihr liebliches Lächeln waren berauschend schön. Und dies wunderbare Gemisch von Kindlichkeit, Uebermuth, aufblitzender Glut und ungebändigtem Trotz in ihrem ganzen Auftreten hatten etwas dämonisch Berückendes. Jetzt erst war mir der momentane Wahnsinn des sonst so ernsthaften Herrn von Bülow verständlich. Fesſelte mich doch selber schon dies tolle, verzogene, schöne Kind unwiderstehlich.

Als der Tanz zu Ende war, trat ich aus der Coulisse vor. Kaum hatte Lola mich erblickt, so stürzte sie mir jubelnd an den Hals und rief: Enfin! ma bella Donna. Çe vous çaime, nous nous préçenterons çe çoir ençemble! moi çe dançerais, vous parlerez, çe çera çarmant . . .“ und weiter schwirrte es sinnverwirrend in ihrem Idiom: „Ich liebe die

Schönheit und den Tanz. Ich will auch berühmt werden, wie Sie — aber als Tänzerin. Ich tanze leidenschaftlich. Wir Beide sind schön — ich wie der Süden, Sie wie der Norden. Ich liebe Sie und Sie müssen mich wieder lieb haben . . ." und forthüpfend rief sie mir noch mit ihrer klingenden, fröhlichen Stimme und ihrem kindlichen Lächeln zu: „au revoir, ma bella Donna — à çe çoir, á çe çoir!"

Aber merkwürdiger Weise blieb das Publikum am Abende bei der Attitüde der schönen Spanierin und bei ihrem tollen Queckſilbertanze ziemlich kühl. Wo waren denn nur die Verehrer? Ich hatte doch schon am Nachmittage Kränze und Bouquets gesehen, die für Lola Montez bestimmt waren. Durften die Herren Ehemänner der Tänzerin nicht öffentlich huldigen? Ich erfuhr, daß die Blumen für den zweiten Tanz aufgespart waren. Aber — Lola wollte nicht mehr tanzen vor so undankbaren Barbaren! Das sagte mir der Intendant v. Lüttichau sehr aufgeregt. Ich war auf dem Wege nach dem Konversationszimmer und trug meine beiden kleinen Wachtelhunde auf dem Arm, mit denen Fräulein Berg im zweiten Akt als überschwängliche Hundefreundin erscheinen sollte. „Sie müssen mir beistehen, den Trotzkopf zur Raison zu bringen!" fuhr der Intendant fort. „Mein Latein ist zu Ende und an Ihnen hat der Kobold ja einen Narren gefressen. Mußte ich ihr doch versprechen, morgen schon wieder ein Lustspiel zu geben, in dem Sie auftreten. Nein, so ein unerzogenes, ungezogenes Fräulein ist mir auf den Brettern noch nicht vorgekommen — — da sehen Sie selber . . ." und damit öffnete Herr von Lüttichau die Thür zur Garderobe der Tänzerin.

Das war allerdings ein urkomisches Bild, das sich uns im Rahmen der Thür bot. In der Mitte stand Lola Montez in ihrem winzigen spanischen Balletkostüm; die Hände auf den Toilettentisch gestützt, hüpfte sie mit beiden Füßen

zugleich wild in die Höhe, wie ein Schulkind, und schlug dabei trotz des mobilsten jungen Fohlens hintenaus ... und im Halbkreise und in respektvollster Entfernung — wegen des Hintenausschlagens — umstanden sie mit trübseligen, rathlosen Mienen die Konzertmeister Lipinski und Reissiger, Theatersekretär Winkler, Hofrath Carus, Herr von Bülow und noch ein halb Dutzend anderer glühender Kunstenthusiasten, während Lola bei ihrer Gymnastik fortwährend schrillte: „Non! ce ne dance plus! on n'a pas applaudi quand ce faiçais ça — (Pantomime des Kußhandwerfens) — ce ne dance plus devant un tel publique ..."

Ich hatte Mühe, nicht hell in diese Scene hineinzulachen, besonders als die Verehrer mich mit verlegenen Gesichtern pantomimisch baten, ihnen zu Hülfe zu kommen. Ich trat in die Garderobe. Kaum hatte Lola mich und meine Hündchen gesehen, so stellte sie ihre tollen Sprünge ein, machte einen kühnen Salto mortale auf mich zu und jubelte: „Oh, ma bella Donna! Oh! ces çolis petits çiens! oh! ces bijoux... mais, ce ne dance plus devant un tel publique méconnaissant —" und das Aufstemmen, Hüpfen, Hintenausschlagen sollte wieder lustig losgehen.

„Und was soll mit den vielen schönen Blumen werden, die für Sie schon durch das Haus duften?" sagte ich französisch.

„Blumen? — Blumen im Theater? Ich hab' keine gesehen, mir hat man keine geworfen, obgleich ich meine schönste Kußhand warf ..."

„Die Blumen sollen Ihnen ja auch erst nach dem zweiten Tanze huldigen. So ist es in Dresden Sitte."

„Pas possible!"

„Und es sind Kränze darunter mit langflatternden Atlasbändern und darauf gedruckten Gedichten ..."

„Ce dançerais! ce dançerais! Quel bonheur! de çolis bouquets, des rubans, des vers — ce dançerais! ce

dançerais!“ ... und mir ein Hündchen entreißend und daſſelbe hoch in die Luft werfend und wieder auffangend piruettirte Lola Montez wie ein Quirl in der kleinen Garderobe umher, daß die Verehrer ſich ſcheu in die Ecken drückten.

Aus dem trotzigen Kinde war ein fröhlich jauchzendes geworden. So tanzte ſie den zweiten Tanz und wurde applaudirt und von ihren Verehrern hervorgerufen und Kränze und Bouquets und Gedichte flogen zu ihren Füßen ... Glückſtrahlend raffte ſie dieſelben auf und konnte nach dem Fallen des Vorhangs nicht müde werden, uns ihre Schätze zu zeigen und zu rufen: „Oh! que çe çuis heureuse! voyez donc çes fleurs, çes rubans et çes vers!“

Und dies Entzücken hatte etwas ſo Kindliches, Aufrichtiges, Ungekünſteltes, daß Alle ihr dieſen kleinen Triumph gern gönnten und kein ſpöttiſches Lächeln ihn trübte.

Lola Montez trat 1842 in Dresden nur noch einmal als Ballerina auf, denn das Publikum konnte ſich nicht für ihre queckſilbernen Pas erwärmen. Die Zahl ihrer perſönlichen Verehrer mehrte ſich aber von Tag zu Tage und die ſchöne Lolita ſchwamm vierzehn Tage lang von einem glänzenden Weihrauchfeſt zum andern; die prüdeſten Damen Dresdens verſchmähten es nicht, der ſchönen „carliſtiſchen Generalstochter“ die Honneurs zu machen. Bei einem ſolchen Zauberfeſte mußte Lola im vollen Tänzerinnenkoſtüm erſcheinen. Vom Hofe erhielt die „ſpaniſche Sängerin“ ein ſchönes Armband als Andenken. Genug, Lola konnte mit ihrem Dresdener Debüt zufrieden ſein. Und ſie ſpielte ihre Rolle als carliſtiſche Generalstochter mit vielem Takt und Glück zu Ende.

Doch — als Lola Montez nach einem Jahre wieder nach Dresden kam, da war ihr — Tugendnimbus erblichen. Der ſchreckliche Fürſt Reuß hatte ſie — die treuloſe Geliebte,

soeben fortgejagt. Auch an die carlistische Generalstochter glaubte Niemand mehr. Bei Hofe wurde sie nicht empfangen. Selbst ihre früheren Gönnerinnen und Anbeter mieden sie und bekamen fast Verlegenheitskrämpfe, wenn ihr Name nur genannt wurde. Nur in Gesellschaft einiger kühner Herren, darunter der junge Architect Gottfried Semper, wurde die schöne Abenteurerin noch gesehen.

Dennoch sollte ihr Stern bald darauf in Berlin wieder aufgehen — als funkelnde Sternschnuppe. Sie tanzte im Opernhause — und das goldne junge Berlin lag ihr zu Füßen. Auch der schöne melancholisch bleiche Prinz Waldemar, wegen seiner Indienfahrten der „indische Prinz" genannt, der so jung sterben sollte, verließ vorübergehend Bettina's schöne Tochter und huldigte der spanischen Tänzerin leidenschaftlich und die kühne Amazone besuchte ihn während eines militärischen Bivouacs in der Nähe von Berlin in seinem Zelte.

Auf der Bühne zeigte Lola dieselben Launen, wie in Dresden. Als sie einst mit einer Guitarre auftreten sollte, die ihr nicht gefiel, warf sie dieselbe zwischen den Coulissen klirrend zu Boden, zertrat sie zornig und eilte in vollem Kostüm aus dem Hause. Schon saß sie in einer Droschke — da erwischte der Intendant von Küstner sie noch und sagte ernst: Wenn Sie heute Abend Ihren Verpflichtungen auf der Bühne nicht nachkommen, so bin ich gezwungen, dies öffentlich bekannt zu machen — und Sie werden nie wieder diese Bühne betreten — Mademoiselle, jamais!"

Da besann sie sich, verließ die Droschke wieder — und tanzte mit einer anderen Guitarre.

Als ihr aber der schöne bleiche „indische Prinz" nicht mehr genügte — als sie ihr Feuerauge zu einem strahlenden Kaiser erhob — da sollte Lola erfahren: daß man in Berlin nicht ungestraft . . . Gensdarmen prügelt!

Kaiser Nicolaus war in Berlin zum Besuch. Ihm zu Ehren gab es auf dem Kreuzberge eine glänzende Militär-Revue. Unter den tausenden von Zuschauern war auch Lola Montez als schönste Amazone. Aber sie wollte nicht nur sehen, sie wollte auch gesehen werden. Schon hatten ihr muthiges Pferd und ihre verwegene Reitgerte sich fast bis in die Nähe des russischen Kaisers Bahn gebrochen — noch einige Püffe und Knüffe, und sie hätte die schönen und nicht unempfindlichen Augen des mächtigen Selbstherrschers aller Reussen auf ihre verführerische Person gelenkt — — als ein preußischer Gensdarm ihrem Pferde in die Zügel fiel und ihr ein drohendes „Zurück!" zurief. Doch im nächsten Augenblick sauste ihre Reitpeitsche auf sein grimmiges Gesicht nieder — Lola wurde arretirt und nur einer eigenhändigen Kabinetsordre König Friedrich Wilhelm IV. hatte sie es zu danken, daß sie mit einer Verweisung aus Berlin davon kam. —

Lola's siegreiches Auftreten, Glück und Ende in München, wo sie König Ludwig beherrschte, das Ministerium Abel, das sich ihrer Ernennung zur Gräfin von Mansfeld widersetzte, stürzte und die Veranlassung zur Münchener Revolution und Abdankung ihres königlichen Gönners wurde ... und ihr trostloses Sterben in Elend und Verzweiflung in einem Newyorker Krankenhause 1861 sind bekannt. —

Auch ihr enthusiastischer Verehrer Eduard von Bülow ist nach einem abenteuerlichen dunklen Leben früh gestorben. Bald nach Lola's Abreise und nach Tieck's Uebersiedelung nach Berlin verließ auch Bülow Dresden, ohne Ruh bald hier, bald dort lebend. Später hörte ich, er sei von seiner Frau geschieden und habe, in revolutionäre Umtriebe verwickelt, Deutschland verlassen müssen. Bald heirathete er seine Cousine, eine geheimnißvolle Gräfin Bülow und ließ sich mit ihr im alten Schlosse Oetlishausen im Kanton

Thurgau nieder, nicht fern von meinem Broelberge, den ich meinen „Qualberg" nennen muß. Dort ist Eduard von Bülow bereits 1853 gestorben. — —

Ein anderer enthusiastischer Schüler und Verehrer Meister Tieck's war der Dichter Ernst Baron von Brunnow, ein Bruder des später so einflußreichen russischen Botschafters in London. Die verwittwete Frau von Brunnow machte mit ihrem Sohne und ihrer Tochter eins der angenehmsten Häuser in Dresden und jeden Sonntag Abend versammelte sich dort eine auserlesene Gesellschaft von Einheimischen und Fremden. Sohn und Tochter hatten das Unglück, furchtbar verwachsen und abschreckend häßlich zu sein, — wahre Gnomen-Gestalten mit Riesenköpfen und Buckeln und Höckern auf Rücken und Brust. Böse Spötter sagten von Ernst von Brunnow, dem Dichter des „Ullrich von Hutten": er trägt seinen Parnaß auf dem Rücken! — Aber in diesen häßlichen Hüllen lebten edle Seelen und ein feiner reicher Geist. Sie trugen ihre Häßlichkeit und ihre asthmatischen Leiden mit Seelengröße und Heiterkeit. Frl. von Brunnow war sogar eine leidenschaftliche Tänzerin — und es fehlte ihr bei ihrer Liebenswürdigkeit auch nie an Tänzern, die selbst den Schein der Lächerlichkeit nicht scheuten. Daß diese tanzende Gnomin aber ihre Höcker vorn und hinten noch mit riesigen rothen Schleifen zu markiren liebte — ist mir stets ein Räthsel geblieben.

Wenn nur der gute Ernst von Brunnow, von dem seine treffliche Mutter stets mit Thränen in den Augen zu sagen pflegte: „Mein edler Ernst macht mich zur glücklichsten Mutter!" — wenn dieser edle Ernst nur nicht zwei kleine Schwächen gehabt hätte: erstens, à la Tieck vorlesen zu wollen — und zweitens, mich leidenschaftlich zu lieben.

Das Vorlesen à la Tieck war unter den Dresdener Poeten jener Tage gradezu zur Manie geworden und jeder Dichter

und Dichterling, der nur einige Dutzend Verse gemacht hatte und einige geduldige Opferohren einzufangen wußte, der stellte in seinem Salon ein Lesetischchen mit zwei Wachskerzen à la Tieck auf — und quälte seine unglücklichen Gäste. Mit Grausen denke ich noch an jene qualvollen Leseabende bei dem guten alten Baron von Ungern-Sternberg, dessen Küche um so schmackhafter war, und bei dem armen Ernst von Brunnow, der mit schwärmerischer Glut uns seine leidenschaftlichen — Liebeslieder vorlas. Ich sehe noch heute in der Erinnerung vor mir die häßliche Gnomengestalt in dem rothen Sammetfauteuil hocken und den abschreckenden Riesenkopf zwischen den beiden Lichten auftauchen und die kleinen grünlich-wässerigen Aeuglein liebeselig glitzern — und ich höre den Riesenmund mit Pathos des Dichters sentimentale Lieblings-Romanze deklamiren, in der ein holdes Mägdlein dem Geliebten die vergiftete Wunde aussaugt, fast in Wehmuth und in Lust zerfließend bei der schmachtenden Stelle:

„Und sie sog mit süßem Munde
Aus die tiefe Todeswunde!"

— — und rings um mich her höre ich ältliche junge Damen aus Mitgefühl seufzen und stöhnen: „Wie duftig — gefühlvoll — sinnig — geistreich — originell — hochpoetisch . . ."

Als ich dem unglücklichen Dichter bald darauf zu seinem Geburtstage einen schönen Blumenstrauß brachte, sahen mich die in Thränen schwimmenden Augen gar verliebt an — und die gute Baronin sagte gerührt: „Theure Karoline, geben Sie meinem edlen Ernst einen Kuß — er liebt Sie ja so schwärmerisch — — und wenn er gesund wäre . . ."

Es überrieselte mich — aber ich überwand mich, ließ den verliebten Gnomen, der mir bis an die Ellenbogen reichte, auf einen Schemel steigen — erfaßte mit Todesverachtung den häßlichen Kopf — drückte die Augen zu — und küßte ihn auf die Stirn und beide Augen. —

Der Hofrath Carus, Leibarzt des Königs, ein lispelnder säuselnder Schöngeist und ein Verehrer und Liebling gefühlvoller zartbesaiteter Damen, war mir keine sympathische Erscheinung im Tieck'schen Abendzirkel, den er selten versäumte. Ich habe kaum einen eitleren Mann kennen gelernt. Er kokettirte mit seiner Freundschaft und seinem naturwissenschaftlichen Briefwechsel mit Goethe und sonnte sich in dem Ruhme seines Freundes Tieck. Er malte, dichtete, schriftstellerte, kritisirte, protegirte und hielt sich in Allem für unfehlbar.

Seine Egeria war die zarte geistvolle Frau von Lüttichau, die Gemalin des Intendanten, die ebenfalls malte, dichtete, schrieb, mit ihm historische, theologische, physiologische, psychologische Studien trieb, sehr schön die Harfe spielte und sang — und leider auch in die Intendanturgeschäfte ihres Gatten hineinredete. Sie war die treuste Jüngerin Meister Ludwigs und fehlte selten an seinen Leseabenden, während ihr Gatte, ein schlichter, treuer Geschäftsmann, der aus einem Oberforstmeister plötzlich Theater-Intendant geworden war, sich möglichst von aller Schöngeisterei fern hielt. — Lüttichau's gaben jedes Vierteljahr eine größere Soirée, zu denen auch die ersten Bühnenkünstler geladen wurden. —

Im Herbst 1836 tauchte Karl von Holtei mit seiner zweiten Gattin, Julie Holzbecher, mit der ich vor zwölf Jahren an der Königsstädter Bühne in Berlin gespielt hatte, im Tieck'schen Abendkreise auf. Beide waren inzwischen ziemlich heruntergekommene fahrende Komödianten geworden, die seit langer Zeit nur noch bei kleinen Wandertruppen gastirt hatten. Besonders die arme Julie erschien muthlos und gebrochen. In Dresden wollten sie nun versuchen, sich durch ein Gastspiel auf einer tonangebenden Hofbühne auch für andere große Bühnen zu rehabilitiren. Zu diesem

Zweck las Herr von Holtei bei Tieck seine eigenen Bühnenstücke vor, in denen er mit seiner Frau auftreten wollte. Ich hörte ihn „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg" sehr ergötzlich vorlesen, wobei ihm sein singender schlesischer Heimatdialekt, der seinen Shakespeare-Vorlesungen so hinderlich war, sehr zu Statten kam.

Herr von Lüttichau aber schlug den fahrenden Komödianten das Gastspiel rund ab — bis es Holtei gelang, die Prinzessin Amalie dafür zu gewinnen. Da mußte der Intendant gehorchen. Das Gastspiel hatte aber wenig Erfolg. Der sonst so gewandte Holtei erschien auf der Bühne immer recht hölzern — und seine arme Julie war ein scheues Vöglein mit gebrochenen Flügeln. Dazu kam, daß Beide sich zu uns Dresdener Kollegen nicht zu stellen wußten.

Mir hat Holtei stets gegrollt, weil ich auf der Bühne mehr Glück und Erfolg hatte, als seine beiden Gattinnen. Gleich bei meinem Engagement an der königlichen Bühne in Berlin erhielt ich eine weit höhere Gage, als Luise von Holtei, — und ohne mich wäre vielleicht Julie Holzbecher, eine Schülerin von Mad. Stich, engagirt worden. Und jetzt trafen Beide mich in beneideter erster Stellung in Dresden wieder, während sie auf keiner großen Bühne Fuß zu fassen vermochten — heimatlos — ruhelos wandernd ...

Doch schon nach zwei Jahren sollte Julie von Holtei die so heiß ersehnte Ruhe finden — unter Riga's Eis und Schnee! Aber nach welchen heißen, wilden Herzenskämpfen! Erst in Riga war der Unglücklichen das Goethe'sche „Glück ohne Ruh — Liebe bist Du!" im eigenen Herzen aufgegangen. Sie liebte zum ersten Mal in ihrem Leben — — aber sie liebte einen fremden Mann ... Und welche Stürme, welche Qualen brachen da über dies arme Herz herein! Selbst ihr Gatte vermochte ihr den Frieden nicht wieder zu geben, als er — im Bewußtsein der eigenen

Herzensschwäche — ihr die verbotene Liebe erlaubte ...

Julie starb bei der Geburt von Zwillingen. Die grausige Tragödie war aus.

Die Einzelheiten derselben habe ich in Breslau von meinem Freunde Prof. August Kahlert erfahren, dem Holtei selber in seiner wunderbaren Offenherzigkeit Alles erzählte. —

Eines Abends lernte ich bei Tieck ein Fräulein Klara Müller kennen, Tochter eines Bürgermeisters in Neubrandenburg, eine frische, kecke, üppige, echt mecklenburgische Dame, Mitte der Zwanziger, mit aschblondem Haar, gesundheitstrotzenden, runden rosigen Wangen, munteren braunen Augen und einem lauten hellen Lachen. Sie war eine ungemein resolute praktische Persönlichkeit, voll Geist und Witz und Phantasie, thatkräftig und gutmüthig, das heiße Herz und die flinke Zunge oft ungenirt übersprudelnd, daß die ästhetischen Damen sich drob schier entsetzten und Meister Ludwig, der ein derbes lustiges Wort liebte, hell auflachte.

Bald hörte ich, daß Klara Müller dem Dramaturgen eine Tragödie „Johanna von Neapel" vorgelesen habe — und daß er sich anerkennend über dies frische Talent aussprach.

Klara Müller ist keine Tragödien-Dichterin geworden. Sie heirathete noch in demselben Jahre Theodor Mundt in Berlin und wurde — — Luise Mühlbach. Ich habe sie nicht wiedergesehen, aber kürzlich einen liebenswürdigen Brief von ihr erhalten, in welchem sie sich jener alten Dresdener Tage gern erinnerte und unserer heiteren Winter-Spaziergänge im kleidsamen schwarzen goldbesetzten Burnus ... Doch bald nach ihrem Briefe las ich ihre Todesnachricht. —

Noch zwei anderen, damals weltberühmten und vielgelesenen — heute fast vergessenen Schriftstellerinnen bin ich in Dresden begegnet. Zunächst der Gräfin Ida Hahn-Hahn, die mit dem Kurländer Herrn von Bistram, der ihr heimlicher Gatte sein sollte, im Winter 1842 in Elbflorenz auftauchte.

Ihr Roman „Fauſtine“ war kurz vorher erſchienen und machte „in der Geſellſchaft“ das größte Aufſehen. Wußte man doch, daß die Gräfin ſtolz darauf war, ſich ſelber als „Fauſtine“ gezeichnet zu haben, daß ſie ſich gleich ihrer Heldin rühmte, „den zweiten Theil des Fauſt zu leben“ und daß ſie in dieſem Roman ihr Verhältniß zu Herrn von Biſtram eben ſo kühn enthüllte, wie vor wenigen Jahren in anderen Romanen ihre Liebe zu dem ſchönen, geiſtvollen Greifswalder Regierungsaſſeſſor Heinrich Simon . . .

Die Hauptprieſterin des Hahn-Hahn- und Fauſtinen-Kultus war Frau von Bardeleben. Sie gab mehrere äſthetiſche Hahn-Hahn-Thees. Auch ich wurde eingeladen. — Ich hatte bis um neun Uhr im „Majoratserben“ zu ſpielen. Dann fuhr ich, um keine Zeit zu verlieren, in der eleganten Toilette, die dem Majoratserben Emil Devrient das Herz beſtrickt hatte, zu Frau von Bardeleben. Alle Damen geriethen in heitere Aufregung über dieſe pompöſe Bühnentoilette an ihrem Theetiſch — nur Gräfin Ida Hahn-Hahn hob ſchweigend das Näschen in den Theeduft, als wollte ſie ſagen: „Nachbarin, Euer Fläſchchen — hu! hu! ich wittre Lampenluft! Wie shoking, mich mit der Komödiantin einzuladen!“

Und aus dieſer hohen Naſendirektion kam die Frau Gräfin eigentlich den ganzen Abend nicht heraus. Als Frau von Lüttichau ſie fragte, ob ſie den „Majoratserben“ der Prinzeſſin Amalie ſchon auf der Dresdener Bühne geſehen habe, wo das Luſtſpiel anerkannt im vollendeten Enſemble gegeben würde — da glitt es leicht, kühl über die ſchmalen rothen Lippen: „Ja, ich hab' ihn geſehen!“ Weiter kein Wort, und doch zählten Emil Devrient und ich dieſe Rollen zu unſeren beſten.

Nein, ich rächte mich nicht, indem ich der Frau Gräfin von ihrem cher père erzählte, dem fahrenden herabgekommenen närriſchen „Theater-Grafen“, bei dem ich vor drei Jahren in Lübeck gaſtirt und der ſich ſo liebenswürdig erboten hatte,

mich mit seiner vielgeliebten Hasenpfote höchsteigenhändig zu schminken — und wie bewundernswürdig er es verstehe, höchstselbst Theaterblitz und Donner zu machen . . .

Ich wußte, daß der Papa Theatergraf die fatalste Erinnerung im Leben und in der „immensen Seele" der Gräfin Ida war und daß sie sich redlich und mit bestem Erfolg bemühte, sich an ihn so wenig wie möglich zu erinnern.

Ich beobachtete. Gräfin Ida war damals 37 Jahre alt und trotz aller Stürme, die durch ihr Leben gegangen waren, noch immer eine interessante, anziehende Erscheinung. Durchaus nicht schön, oder doch nur schön, wie's in ihren Romanen steht. Sie könnte zu allen ihren blaublütigen Heldinnen in den weißen und himmelblauen Kaschmirkleidern, mit den „rosa Atlashändchen unter weißem Mullüberzuge", Modell gestanden haben. Farben ändert ja auch der Maler, Formnüancen der Bildhauer.

Die Figur groß, schlank, beinahe hager, in der Haltung vornehm-elegant. Die Züge fein und regelmäßig, der Teint rein und zart. Rothe Lippen lächelten graziös und zeigten beim Sprechen weiße, nur etwas zu große und vorstehende Zähne. Schöne blonde Locken deckten kunstvoll das eine, vor einem Jahre von dem berühmten Dieffenbach in Berlin so unglücklich operirte Auge. Das andere blickte lebhaft und geistblitzend, daß man das fehlende kaum vermißte.

Ich sollte Gelegenheit haben, zu beobachten, daß die Dichterin Hahn-Hahn alle ihre Heldinnen auch mit den echtesten gräflich Hahn-Hahn'schen Händen und Fingern beschenkt hatte. Die Gräfin erzählte belustigt von einer gar drolligen Karrikatur auf die Dichterin der Faustine: ein krähender Hahn mit einem gelockten Frauenkopf! — und ließ sich herab, uns die kommunen gespreizten Hahnenfüße durch ihre eigenen Hände auf der rothen Tischdecke zu veran-

ſchaulichen ... Wirklich die ſchmalſten weißeſten Hände und feinſten Fingerchen, die ich geſehen habe. Man fürchtete faſt, daß dieſe zärtlichen Nippes unter der Laſt einer Theetaſſe zerbrechen könnten.

Die Gräfin plauderte mit angenehmer Stimme, reinſtem norddeutſchen Accent, graziös und witzig von ihren vielen Reiſen und ihren vornehmen und berühmten Bekanntſchaften ... Sie vertraute uns ſogar an, daß es ihr in Dresden endlich gelungen ſei, gute reine Kuhmilch zu bekommen, die für ihre zarte Geſundheit ſo wohlthuend, und daß ſie aus Geſundheitsrückſichten nur mit dem beſten, theuerſten Buchenholz heizen laſſe ... Kurz, ihr liebes, koſtbares, hochgräfliches Ich ſchwebte den ganzen Abend als Göttin der Vornehmheit, Weisheit und Blaſirtheit über dem äſthetiſchen Theetiſch ...

Herr von Biſtram war damals eine elegante vornehme Erſcheinung, etwa 40 Jahre alt, ſchlank, ſtattlich und auf allen Promenaden, im Theater, in Geſellſchaften der Schatten und das Echo der Gräfin Ida — ihr serviteur très humble. Nebenbei galt er für wenig geiſtreich. In der Widmung eines Romans dankt die Verfaſſerin ihm: „als alle Welt die Leidende verließ, bliebſt Du mir treu und pflegteſt mich mit Aufopferung ...“ Aber dem Gatten ihren berühmten und pikanten Schriftſtellernamen: Ida Gräfin Hahn-Hahn opfern? — Nein! ſo „bürgerlich, ſehr bürgerlich“ dachte die Frau Gräfin nicht.

Und ſchon nach ſieben Jahren war die Fauſtinen-Rolle von Madame la Comtesse blasée „in der Geſellſchaft“ ausgeſpielt. Herr von Biſtram-Andlau war todt. Die Gräfin Ida, die einſt geſungen hatte:

„Ich laß ihn ewig nicht!
Im Himmel ſelbſt ohn' ihn kein Glück!
Das iſt mein Troſt, mein Hoffnungsblick!“

— ſchrieb jetzt entſagungsvoll: „Es iſt mir ganz egal, ob

ich mit einem Staarmatz spreche oder mit einem Manne ..." Die alternde Priesterin der freien Liebe wurde katholisch und ging in's Kloster. —

Welch' einen Contrast zu der Gräfin Hahn-Hahn bildete — Henriette Paalzow, die Verfasserin von Godwie Kastle und St. Roche! Ich lernte sie im Sommer 1841 während meines Gastspiels in Warmbrunn kennen. Graf Enno Schaffgotsch, der liebenswürdige Bruder des Standesherrn und Besitzers von Warmbrunn, machte uns auf der Promenade mit einander bekannt.

Henriette Paalzow war damals schon schwer leidend und ganz gelähmt. Ihr Bruder, der Hofmaler Professor Wach, schob sie im Rollstuhl. Eine rührende, aufopfernde Liebe verband Beide, die erst der Tod zu trennen vermochte.

Die Geschwister waren edle wohlthuende und wirklich vornehme Erscheinungen. Wach noch immer ein schöner schlanker Mann mit einem geistvollen Gesicht und klarer Milde in seinem ganzen Auftreten, ein nobler Charakter. Er hatte an der Seite des Prinzen Wilhelm den Krieg mitgemacht und war sein Freund für's Leben geblieben.

Henriette, von ihrem schweren körperlichen Leiden durchgeistigt und verklärt, erschien schon wie ein ätherisches Wesen aus einer anderen Welt. Als ich sie auf ihre Bitte besuchte und Hebels Haberchörnli vorlas:

„Und i merk', mi Zit isch us!"

— drückte sie ihrem Bruder mit mildem Lächeln zärtlich die Hand.

Auch Henriette Paalzow hatte die feinsten — nur etwas feierlichen Formen. Sie war die intime Freundin der Prinzessin Wilhelm — und diese hatte lange für die Verfasserin von Godwin Castle gegolten.

Auf ihrer Heimreise aus Warmbrunn sah ich die Geschwister in Dresden wieder.

Bei all' ihrer Milde schrieb Henriette Paalzow über die Romane der Gräfin Hahn-Hahn: „Das sind mir liderliche Bücher! Gewiß hat sie Geist, aber keine Gesinnung! Erfahrung, Beobachtung auf dem schmutzigsten Terrain; Redefluß und Gewandtheit des Stils, aber Halbheit der Gedanken, halbe Wahrheiten, halbe Anschauungen." —

Unter den jüngeren Dresdener Dichtern war mir der liebste: Julius Mosen. Ich lernte ihn im Winter 1838 auf einem Balle bei dem liebenswürdigen Lithographen Hofrath Franz Hanfstängl kennen, der damals mein von dem berühmtesten Porträtmaler Dresdens, Professor L'Allemand gezeichnetes Bild als „Donna Diana" erscheinen ließ — und sich besonders durch seine damals vielbewunderten lithographischen Nachbildungen der Meisterwerke der Dresdener Gallerie Namen und Vermögen erwarb.

Hofrath Hanfstängl und seine junge schöne graziöse Frau machten eins der angenehmsten und gastfreisten Häuser Dresdens. Alles was Elbflorenz an schimmernder Jugend und Schönheit, an liebenswürdigen Geistern und Künstlern und an interessanten Fremden besaß, durfte auf den gemüthlichen Bällen bei Hanfstängls nicht fehlen. Wie fröhlich habe ich dort getanzt — auch mit dem jungen Prinzen Ernst von Koburg, dem jetzt regierenden Herzog. Der Prinz hielt sich damals zu seiner Ausbildung längere Zeit in Dresden auf und war eine schöne interessante Persönlichkeit, die sich nicht nur in den Hof- und Adelskreisen bewegte, sondern auch mit liebenswürdigem Tact und Leutseligkeit in der guten bürgerlichen Gesellschaft. Auf den Hanfstängl'schen Bällen war Prinz Ernst einer der unermüdlichsten Tänzer. Wir plauderten von unserer ersten Begegnung auf der Rosenau, wo ich mich mit den kleinen Prinzen Ernst und Albert fröhlich im Park herumgejagt hatte und wo ... Nein, von meiner dortigen verhängnißvollen Begegnung mit

seinem Oheim, dem Prinzen Leopold, sprachen wir nicht, aber ich las es in Prinz Ernst's Augen, die auch für weibliche Schönheit schon damals sehr empfänglich waren, daß er davon wußte und jetzt, während er mit mir tanzte, daran dachte.

Wenn des Prinzen Vater, der regierende Herzog Ernst nach Dresden an den königlichen Hof zum Besuch kam, unterließ er nie, sich ein Stück im Theater auszubitten, in welchem ich mitspielte. Nach der vorzüglichen Vorstellung des „Chevalier St. George" kam der Herzog sogar auf die Bühne, mir seine Bewunderung auszusprechen — und von alten Koburger Zeiten zu plaudern ... Wie viel gab es da für uns Beide zu — verschweigen!

Doch zurück zu jenem fröhlichen Ballabende im Winter 1838 bei Hanfstängls. Emil Devrient und ich kamen als die letzten Gäste, denn wir mußten vorher noch in „Noch ist es Zeit" Komödie spielen. Als der schöne verführerische erste Liebhaber der Bühne in den Ballsaal trat, ging ein Flüstern befriedigter Erwartung durch die Reihen der Tänzerinnen. Emil Devrient ist in seinem Leben viel geliebt worden, aber ich glaube kaum, daß sein eitles selbstsüchtiges Herz auch nur ein einziges Mal einer innigen Gegenliebe fähig war.

Mich interessirte sogleich ein Tänzer mit geistvollem südlich dunklen Gesicht, blitzenden Augen und sehr beweglichen creolischen Zügen, der die graziöse Wirthin mit einem Feuer schwenkte, daß seine dunklen Locken sich bäumten. Es war der Dichter des „Nußbaums" — der „Blauen Blume" und des „Liedes vom Ritter Wahn" — Julius Mosen, damals 35 Jahre alt und Advokat in Dresden.

Er ließ sich mir vorstellen und wir tanzten viel, plauderten aber noch mehr mit einander. Ich fühlte mich bald ungemein durch die seltene Vereinigung von Geist, Gemüth und Begeisterung für seine poetischen Aufgaben, sowie durch seine

rührende Beſcheidenheit zu dem Dichter hingezogen. Moſen ſagte mir, daß er nächſtens der Intendanz ein neues Trauerſpiel einreichen werde: „Die Bräute von Florenz“, in dem er für Emil Devrient den Helden, für Fräulein Berg und mich die „Bräute“ geſchrieben habe. „Sie aber müſſen leider an Gift ſterben!“ fügte er lächelnd hinzu. Ich verſprach ihm heiter, dies auf's Rührendſte und Beſte zu beſorgen. — Wir ſchieden an jenem Abende wie gute alte Bekannte, denn bei aller Unruhe und Leidenſchaftlichkeit ſeines Weſens hatte der Dichter doch etwas ungemein Vertrauenerweckendes und aus ſeinen Worten und aus ſeinen Zügen ſchimmerte ein edles, kindlich heiteres Herz.

Zu Tieck's Vorleſeabenden kam Moſen längſt nicht mehr. Auch er gehörte zu den in Ungnade Gefallenen. Er ſagte mir einſt: „Tieck iſt ein großer Dichter — aber er hat kein Herz. Nennen Sie mir ein junges dichteriſches Talent, dem er die Hand zum Beiſtande reichte, ja, das er nur neben ſich duldete? Er iſt der größte Egoiſt, den ich kenne, förmlich von ſeinen Vorurtheilen eingeſponnen. Auch ich habe redlich verſucht, als Schüler zu ſeinen Füßen zu ſitzen, von ihm zu lernen und bewundernd zu ihm aufzuſchauen. Aber ich bin nicht blind und keine herzloſe Sprechmaſchine, kein Automat wie die Gräfin Finkenſtein, die nach Tieck's aufziehendem Schlüſſel tanzt und weint und lacht und Ja oder Nein ſagt. Ich kann, ich will nicht gegen meine Ueberzeugung ſprechen. Darum habe ich lieber das Eckhaus am Altmarkt gemieden, um eine bittere Erfahrung reicher . . .“

Feſter knüpfte ſich das Freundſchaftsband zwiſchen Julius Moſen und mir durch unſere gemeinſame Verehrung für die Großherzogin Cäcilie von Oldenburg. Ich mußte dem Dichter oft von meinen Erinnerungen an die ſchöne und liebenswürdige Fürſtin erzählen, mit der ich in Karlsruhe als Kind ſo fröhlich getanzt hatte, als ſie noch Prinzeſſin Cäcilie von Schweden war.

Julius Mosen war der Großherzogin Cäcilie während eines Badeaufenthaltes an der See näher getreten; er hatte ihr in begeisterten Liedern gehuldigt und ihr seine Dichtungen gewidmet. Die Fürstin hatte ihm versprochen, ihn als Dramaturg nach Oldenburg zu berufen, sobald — sich das machen ließe.

Bald nach jenem Hanfstängl'schen Balle sollte ich Cäcilie von Schweden wiedersehen — nach vierzehn Jahren. Als ich im April 1838 in Bremen gastirte, ließ die Großherzogin mich durch ihre Hofdame, Frau von Scharnhorst, zu einem Gastspiel in Oldenburg einladen und mir schreiben: „Unsere Bühne ist nur klein und kann keine glänzenden Gastspielhonorare bieten — aber die Großherzogin hofft, die Künstlerin kommt gern zu ihrer Jugendtänzerin Cäcilie . . ."

Und wie gern kam ich! Welch' ein Wiedersehen war das — zwischen Fürstin und Künstlerin! Die Großherzogin Cäcilie war eine edel-schöne, königliche Erscheinung, aber herzlich und freundlich, wie in den alten hellen Kinder-Tagen. Davon erzählte sie einfach bürgerlich „ihrem Mann", wie sie den bedeutend älteren Großherzog traulich nannte, der mir viel Treffendes und Geistvolles über meine „Donna Diana" sagte.

Nach zwei Jahren folgte ich gern einer neuen Einladung zu einem längeren Gastspiel nach Oldenburg. Die Maria Stuart spielte ich vor geräumtem Orchester, etwas Unerhörtes für die kleine Residenz. Es spielte und lebte sich hübsch in Oldenburg. Ein gutes, fein gerundetes Ensemble entzückte mich. Die Schauspieler hielten freundlich zusammen, wie eine große Familie. Herr von Starklof war ein geist- und gemüthvoller Intendant, ein feiner Kunst- und Menschenkenner und ein noch größerer Kunst- und Menschenfreund. Er war dem Hofe und seinem Kunstinstitut wahrhaft ergeben; für die Schauspieler sorgte er wie ein guter Vater. Er hatte

nur über bescheidene Mittel zu verfügen, aber da keine kostspielige Oper, kein Luxus-Ballet davon zehrten, so vermochte er für das Schauspiel Bedeutendes zu leisten. Besonders entzückte mich an dem Intendanten sein köstlicher Humor ... und dennoch, nach wenigen Jahren schon sollte er das Opfer einer finsteren Stunde werden. Er ertränkte sich. Erst so lebensmuthig, ward er plötzlich so lebensmüde — wie Raimund.

Es fehlte 1840 an einer ersten Liebhaberin, da die schöne und talentvolle Mad. Moltke plötzlich gestorben war. Halb im Scherz hatte ich schon oft zu der Mutter gesagt: „Wenn mein Kontrakt in Dresden abgelaufen ist, wollen wir nach Oldenburg übersiedeln. Ich glaube, die Großherzogin würde sich freuen, mich hier zu haben!“

Und dann schlug die Großherzogin eines Tages selber diese Seite an. Es war nach meiner so glänzend aufgenommenen „Maria Stuart“. Die Großherzogin sprach echt weiblich über meine Auffassung dieser Rolle. Dann sagte sie plötzlich: „Könnte Schottlands Königin sich wohl entschließen, über die Herzen des kleinen Oldenburgs — das meine mit inbegriffen — dauernd zu herrschen?“

Ich sagte gerührt, daß es schon lange ein stiller, lieber Wunsch von mir sei, eine treue Unterthanin Cäciliens von Oldenburg zu werden.

„Aber unsere Bühne ist klein und nicht reich“ — sagte sie leise, wie verlegen.

„Der längere Urlaub, der wohlfeilere Aufenthalt hier stellt das Gleichgewicht sicher wieder her!“ sagte ich fest — und unter Thränen lächelnd fuhr ich fort: „und sollte wirklich noch ein wenig am Goldgewicht fehlen, so legt der kleine Karlsruher Waldkobold im Epheukranze sein verehrendes Herz und die theuersten Kindheitserinnerungen mit dazu ...“

Herzlich reichte mir die Fürstin ihre schöne Hand. Ich küßte sie und versprach in vier Jahren, wenn mein Dresdener Kontrakt abgelaufen, zu kommen.

Die Großherzogin hatte aus einem Kästchen eine reizende Broche genommen. Eine Biene, kunstvoll aus Edelsteinen gebildet, sitzt auf Blumen mit Diamantthautropfen. Die reichte sie mir mit den Worten: „Diese kleine Biene erinnere die Künstlerin an diese Stunde und an die Blumen, die in Oldenburg ihrer warten!“ —

Als ich nach meiner sechsten Gastrolle mich im Schloß zu Oldenburg verabschiedete, fand ich die schöne Fürstin niedergeschlagen, müde und traurig. „Fast könnte ich Sie um Ihr frohes, frisches Künstlerherz und ewig schaffendes, buntbewegtes Leben beneiden!“ sagte sie mit wehmüthigem Lächeln. Und als ich Cäcilie von Oldenburg, die von dem Gatten und ihrem Volk geliebt und auf Händen getragen wurde, staunend ansah, fuhr sie noch trauriger fort: „Ich habe vorhin mal wieder meiner beiden lieben kleinen Knaben gedenken müssen, die gestorben sind. Dann fühle ich mich unter allem Glanz so recht arm und allein. Und auch mein Mann sehnt sich so sehr nach Kindern . . .“

Ihr „Lebewohl!“ und „Auf Wiedersehen!“ klingt mir noch heute traurig durch's Herz . . .

. . . Davon sprach ich mit Julius Mosen und seiner jungen geistvollen Gattin so gern. Und wir waren hoffnungsfröhlich, uns bald in Oldenburg wieder zu begegnen und unter Cäciliens Augen künstlerisch mit einander wirken zu können, denn der Ruf als Dramaturg war an den Dichter bereits ergangen . . .

Da — Ende Januar 1844 — kommt Mosen todtenbleich zu mir und schluchzt: „Unsere Großherzogin Cäcilie ist plötzlich gestorben . . .“

Dann las er mir sein erschütterndes Trauerlied auf Cäcilien's Tod vor:

„Still geht der Schmerz hinauf zum Fürstensaal;
Cäcilie, Du warst so sehr geliebet!
Allein klagt nicht Dein fürstlicher Gemal;
Wie hast Du doch so schmerzlich uns betrübet!
Zum ersten Mal, zum letzten Mal, — es brechen
Im Harm die Herzen und die Thränen sprechen:
Du Wunderblume, die aus Nordlands Schnee
Das milde Haupt zum Licht empor gewendet . . ."

Und unsere Thränen flossen zusammen.

Bald darauf ging Mosen mit seiner jungen Gattin als Dramaturg nach Oldenburg. Ich habe jene Bühne nie wieder betreten. Cäcilie erwartete mich ja nicht mehr.

Auch Julius Mosen wurde in Oldenburg zu Grabe getragen, nachdem er dort zwanzig Jahre lang an's Schmerzenslager gekettet war. Aber der Geist und das Herz lebten, glühten, schafften göttlich frei und rein in dem gefesselten Prometheus.

Noch wenige Monate vor seinem Tode sandte er mir durch seine treue Gattin und liebevolle Pflegerin herzliche Grüße — in Erinnerung an frohe Tage in Dresden. Im Oktober 1867 zeigte Minna Mosen mir die Erlösung des edlen Dulders an . . . und drei Jahre später weinte die arme Mutter um ihren blühenden Heldensohn Erich Mosen, der bei Mars la Tour gefallen! — —

Von den zahlreichen anderen Dichtern jener versereichen Dresdener Tage — Friedrich Laun, Eduard Gehe, v. Miltiz, Tromlitz (A. v. Witzleben), v. Wachsmann, v. Weyrauch, Meynert u. A. — lernte ich durch Hofrath Winkler auch Friedrich Kind, den Dichter des „Freischütz" und des „Nachtlagers von Granada" kennen. Die sinnig-mädchenhafte Gabriele mit ihrer Taube im „Nachtlager" war schon in Karlsruhe eine meiner liebsten und besten Rollen gewesen —

und in Dresden spielte ich die Paula in Kind's „Van Dyk's Landleben" mit Erfolg.

Wer kennt Friedrich Kind heute noch? Oder doch höchstens nur als den Dichter des „Freischütz". Und damals war er einer der vielschreibendsten und vielgelesensten Lieblingsdichter. Er hat ein halbes Hundert Bände Erzählungen, gesammelt als „Tulpen" und „Malven", Gedichte und Bühnenstücke geschrieben ... und Alles vergessen, verschollen!

Ueberdies gab er mit seinem Freunde Theodor Hell die tonangebende Dresdener „Abendzeitung" heraus, von ihren sächsischen Freunden stolz die „Feschbertine" (Vespertina) genannt. Spötter erklärten die Titel-Vignette: Ein nacktes Knäblein speis't eine antike Lampe! — lachend: Friedrich Kind gießt Oel auf die Lampe — damit Theodor hell brenne ... Ja, Alles vergessen, verschollen.

Natürlich war Friedrich Kind auch „Hofrath". Denn welcher Dichter, Künstler, Gelehrte wäre das damals in Dresden nicht gewesen? Auch Emil Devrient hat's zum Herrn Hofrath gebracht.

Friedrich Kind wohnte in seinem behaglichen kleinen Gartenhause an der Promenade, patriarchalisch und heiter wie Tiedge. Ich fand einen kleinen redseligen Greis von siebenzig Jahren, seine freundliche alte Gattin und seine anmuthige Tochter Roswitha, welche der Vater nach einer Sammlung seiner Novellen genannt hatte. Auch sie dichtete, ist aber jung gestorben. In einer epheugrünen Ecke der Stube stand ein altes rostiges Gewehr; das hatte des Dichters einziger Sohn getragen, als er bei Leipzig fiel.

Mit Stolz sprach Kind von seinem Freunde Karl Maria von Weber und von der Zeit, als sie mit einander in Dresden den Freischütz schufen — und mit einander in London berauschende Triumphe feierten — kurz vor des Komponisten Tode. Mit behaglichem Schmunzeln erzählte er: daß ihm

das Freischützlied: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen“ — manchen Rehbock und Hasen in die Küche gebracht.

Auf Berlin war Kind nicht gut zu sprechen. Dort war sein Idyll: „Der Abend am Waldbrunnen“ einst ausgepocht worden.

Von Tieck sprach er gar nicht. Mit dem Herrn Hofrath war der Herr Hofrath natürlich längst — gespannt.

Ich sah Friedrich Kind in Dresden noch zu Grabe tragen — im Juni 1843. Seine Tochter Roswitha starb in demselben Jahr. —

Das musikalische Dresden — und alle fremden Virtuosen, die Elbflorenz besuchten, fand ich besonders in zwei gastlichen Häusern versammelt: bei Major Serre und bei Ungher-Sabatiers. Da spielten Liszt, Thalberg, Henselt, Robert Schumann, Klara Wieck, Reißiger, Mad. Pleyel Klavier — da sangen Frau Ungher-Sabatier, Wilhelmine Schröder-Devrient, Sabine und Kathinka Heinefetter, die glänzenden Tenoristen Tichatschek und Moriani — da spielten Theresa und Maria Milanollo auf ihrer Zaubergeige . . .

Major Serre und seine liebenswürdige Frau setzten ihre großartige, kunstsinnige Gastfreundschaft im Sommer auf ihrem schönen Rittergute Maxen bei Dresden fort. Dort habe ich manchen heiteren Tag in angenehmster und anregendster Geselligkeit verlebt und zugleich das große gute Herz unseres genialen Wirthes kennen gelernt. Major Serre war nicht nur der Wohlthäter seiner Gutsunterthanen — er wurde es auch für die weite Umgegend, indem er sie an den Versuchen und Erfolgen seiner ländlichen Musterwirthschaft großmüthig Theil nehmen ließ. Aus seinen Waisen-Colonien in Maxen sind im Laufe der Jahre Tausende von Zöglingen einer rationellen Landwirthschaft zugeführt — und tüchtige glückliche Menschen geworden.

Bekannt ist, daß Major Serre für deutsche Dichter und Schriftsteller, ihre Wittwen und Waisen die segensreiche „Tiedge-Stiftung" in's Leben rief und durch seine großartige National-Lotterie für die Schiller-Stiftung nicht nur 600,000 Thaler erwarb, sondern auch in Millionen deutscher Herzen das Interesse für deutsche Dichter und Denker, ihr Leben und Leiden weckte.

Bei Major Serre lernte ich im Winter 1839 auch die berühmte Klavier-Virtuosin Mad. Pleyel aus Paris kennen, auf einer ihr zu Ehren veranstalteten musikalischen Soirée mit Tanz. Die wunderschöne achtzehnjährige Frau, wegen ihrer vielen galanten Abenteuer bereits von ihrem Gatten, dem bekannten Pianoforte-Fabrikanten Pleyel in Paris getrennt, sah das ganze herrliche Dresden zu ihren Füßen, den Puritaner Carus an der Spitze. Sie war in ihrem weißen faltenreichen tief ausgeschnittenen Moiré-Kleide, um die dunklen Locken ein funkelndes Brillantstirnband, auch wirklich reizend. Nachdem sie Mad. Schröder-Devrient Schubert's „Trockne Blumen" begleitet hatte, spielte sie mit Meisterschaft eine Beethoven'sche Sonate und eine Phantasie von Hummel. Damen und Herren umringten sie, überfließend von Lob und Dank. Sie hatte aber nur Augen und Worte für ihre männlichen Verehrer — und die lauschten andächtig ihrem „Esprit", der sich in lautem Lachen und in witzigen, kecken, ja in den gewagtesten Antworten ergoß. Man fand es sogar entzückend, als die lebhafte Pariserin plötzlich auf den Kapellmeister Chelard aus Paris losstürmte, der nach Dresden gekommen war, seine Oper „Macbeth" zu dirigiren, und seine Ohrläppchen erfaßte und zupfte und ihre Stirn auf die seine legte und Auge gegen Auge lachte: O mon pauvre vieux, faut-il t'agacer, pour que tu ne t'endormes pas? Dis moi de jolies choses — allons mon vieux . . ."

Nur als die kühne Circe dem Flehen ihrer Verehrer zum Tanze folgte — da sah man doch manches lange enttäuschte Gesicht. Sie walzte wie ein Stock und marschirte in der Française wie ein junger steifer Recrut — und damals gab man in Deutschland noch etwas auf Anmuth und Grazie beim Tanze.

Im Frühjahr 1875 las ich in der Zeitung, daß Md. Marie Pleyel als Professorin des Klavierspiels am Conservatorium zu Brüssel gestorben. —

Wie anders erschien dagegen das liebliche Künstlerpaar Theresa und Maria Milanollo! Wie zwei holde Blumen! Die ältere Theresa mit den dunklen brennenden Augen, das schwarze glänzende Haar in langen Zöpfen niederhängend, im einfachen weißen Kleide, als einziger Schmuck um den bogenführenden Arm ein schwarzer Reif, war eine ernste Priesterin ihrer Kunst. Welche herzergreifenden, tief elegischen Töne wußte sie ihrer kleinen Geige zu entlocken! Ihre ganze Seele lag darin. Und neben ihr die kleine blonde elfjährige Maria — ein leichtherziges gaukelndes Kind. So spielte sie auch die Geige. Wie im Kinderspiel hüpfte ihr Bogen über die Seiten — und denen entquollen wundersüße Töne, ein glockenhelles Staccato, perlende Passagen ...

Ich war entzückt — aber noch entzückter war mein guter Bruder Louis, der mich nach der Mutter Tode in Dresden besuchte und selber sehr hübsch die Geige spielte. Er hatte die Milanollo's schon in Frankfurt a. M. aus der Ferne bewundert. Da sie in Dresden im Schauspielhause spielten, konnten wir während der Probe auf der Bühne leicht ihre Bekanntschaft machen. Am andern Tage besuchten wir, Bruder Louis beladen mit einer großen Tüte Marons-Glacés, der Lieblings-Näscherei der jungen Italienerinnen, die Künstler-Familie in ihrem Hôtel. Wir fanden eine echte italienische Künstlerwirthschaft. Papa Milanollo war als

Geizhals verrufen, der in grausamster Weise das Talent seiner Töchter ausbeutete. Mama Milanollo trafen wir im tiefsten — italienischen Negligée. Zu ihren Füßen kroch ein fast nackter einjähriger Sprößling auf dem Fußboden umher. Dabei eine Luft zum Ersticken. Von Thereſa und Maria wurden wir — und die Marons mit Jubel begrüßt.

Meinem enthusiastischen Bruder und den wirklich liebenswürdigen, wenn auch wenig erzogenen jungen Künstlerinnen zu Liebe wußte ich einen freundlichen Verkehr anzubahnen — und den setzte Louis noch Jahre hindurch in Paris fort. Seine Briefe wußten mir fast immer etwas von den Milanollo's zu erzählen.

Papa Milanollo kaufte in der Nähe von Nancy ein schönes Landgut. Aber er wurde dort seines Lebens nicht froh. Sein Geiz, sein Mißtrauen und seine Rechthaberei verwickelten ihn schon in den ersten sechs Wochen des Besitzes mit den Nachbarn in — vierzehn Prozesse, die er sämmtlich verlor.

Und dann fing die junge holde Maria an zu kränkeln. Ihre Brust hatte auf den anstrengenden Künstlerfahrten gelitten. Es stellte sich ein böser Keuchhusten ein, der wenig beachtet wurde.

Plötzlich wurde mein Bruder von Vater Milanollo gebeten: in Paris eine Wohnung für die Familie zu besorgen, da sie wegen der kranken Maria berühmte Aerzte consultiren wollten.

Louis fand eine passende Wohnung über seiner eigenen in der Rue d'Enghien — — und so hatte er das schmerzliche Glück, seinem hinsterbenden Liebling noch manche letzte Erdenfreude zu bereiten.

Maria's Tod war ein erschütternder. Das junge, sechzehnjährige Herz klammerte sich mit letzter Kraft an's fliehende

sonnige Leben — — aber der selbstsüchtige Vater war grausam genug, ihr diese Lebenshoffnung zu zerstören.

Mein Bruder war im Sterbezimmer zugegen, als der Vater sagte:

„Eh bien Marie, tu seras bientôt chez notre Seigneur; n'oublies pas de prier pour les tiens, qu'il les portêge! N'oublies pas cela quand tu seras chez notre Seigneur!"

„Mon père, faut-il donc mourir?" — schrie Marie angstvoll auf — fiel in Convulsionen — und war eine Leiche . . .

Theresa Milanollo aber mußte sich von dem frischen Hügel, der ihre geliebte Schwester deckte, schon nach wenigen Wochen losreißen, ihre Thränen trocknen und in den Konzertsaal zurückkehren . . . So wollte es ihr grausamer, habsüchtiger Vater . . . Auf ihrer Geige weinte sie ihren Schmerz aus . . . Bis in ihr Herz die süße tröstende Liebe einzog.

Theresa Milanollo wurde 1857 die glückliche Gattin des Genie-Offiziers Parmentier und entsagte allem fahrenden Virtuosenthum. Sie lebt in Belgien. —

Die schöne glänzende Sängerin Karoline Ungher hatte ich bei meinem letzten Gastspiele in Wien, 1839, kennen gelernt und liebgewonnen. Groß war daher meine Freude, als die berühmte Künstlerin im nächsten Jahr mit dem gefeierten italienischen Tenoristen Moriani zu einem längeren Gastspiel nach Dresden kam und dasselbe in den folgenden beiden Jahren wiederholte. In Dresden heirathete sie, die Vierzigerin, aber noch immer eine stattliche Schönheit, den wohl ein Dutzend Jahre jüngeren reichen geistreichen Franzosen Sabatier — und in Dresden verabschiedete sich Frau Ungher-Sabatier im „Belisario" für immer von der Bühne. Ganz Dresden nahm an diesem wehmüthigen Feste Antheil. Die Bühne war mit Blumen und Gedichten bedeckt. Weiße Tauben, mit bunten Bändern geschmückt, schwirrten durch

das hocherregte Haus. Am Schluß, als Frau Ungher-Sabatier zum letzten Mal auf der Bühne stand, unter Thränen lächelnd und dankend, da traten ich und Wilhelmine Schröder als Musen vor und reichten der scheidenden Künstlerin mit sinnigen Versen Blumen und die verdiente immergrüne Lorbeerkrone.

Das trotz des Unterschieds der Jahre wirklich glückliche Paar blieb zunächst in Dresden wohnen. Der Salon Ungher-Sabatier wurde der Mittelpunkt des musikalischen — überhaupt des ganzen künstlerischen Lebens in Elbflorenz und das Eldorado aller wandernden Virtuosen. Ihr großes Vermögen gestattete den liebenswürdigen Wirthen eine gradezu erstaunliche Gastlichkeit, stets offenes Haus und offene Tafel, wie ich dies bis dahin nur in Petersburg gefunden hatte.

Ich hörte damals, daß Karoline Ungher die leidenschaftliche Liebe des unglücklichen Lenau war und daß sie sich nicht heiratheten, weil eine andere Frau, obgleich verheirathet, dazwischen trat und ältere Rechte an das Herz Lenau's geltend machte ... Sicher zum Glück der frohsinnigen Sängerin ... Ob aber nicht zum Unglück des Dichters? Ob Karoline Ungher, wenn sie als Gattin dem Ruhelosen eine sonnige, sorgenlose Häuslichkeit bereitet, nicht dennoch der gute Engel hätte werden können, der den erregten Dichter vor den finsteren Dämonen in seinem Herzen rettete? — Wer möchte darauf zu antworten wagen!

Seit dem Frühjahr 1877 ruht Karoline Ungher-Sabatier auf dem schönen kleinen Friedhofe von San Miniato, dem marmornen Lieblingskirchlein Michel Angelo's bei Florenz, wo die große Sängerin ihre letzten Erdenjahre verlebte. —

Noch eines Künstlers muß ich gedenken, ehe ich von dem musikalischen Dresden scheide: Richard Wagner's. Ich hatte ihn schon bei meinem ersten Gastspiel in Magdeburg kennen gelernt, wo er Kapellmeister bei der bescheidenen Wander-

truppe Heinrich Bethmann's war — und ſelber noch beſcheiden.

Im Jahre 1841 kam Wagner nach Dresden, um ſeinen „Rienzi“ aufführen zu laſſen. Er hatte die Oper in Paris und für Paris komponirt — aber die Pariſer hatten ihn und ſein Werk abgelehnt. Da nahm die geniale Schröder-Devrient ſich des heimatloſen Rienzi an und ſie wußte es durchzuſetzen, daß Dresden die Oper des unbekannten Komponiſten zuerſt zur Aufführung brachte. Und es war ein glänzender Abend. Die Schröder-Devrient und der herrlichſte Helden-Tenor ſeiner Zeit, Tichatſchek in der Titel-Rolle, gaben ihr Beſtes — und Richard Wagner's Ruf war begründet. Der Komponiſt erhielt neben Reiſſiger, dem Nachfolger Karl Maria von Webers, die zweite Kapellmeiſterſtelle an der Dresdener Oper — und Richard Wagner war damals noch beſcheiden genug, eine zweite Stelle anzunehmen. Ueberhaupt ließ ſein ganzes damaliges Auftreten noch nicht ahnen, daß in ihm ein Hochmuth ſchlummerte, der ſich im Laufe der Jahre zum weltdurchlärmenden Größenwahn und bis zur ſinnloſen Narrheit ſteigern könne.

Als einen eitlen arroganten Poltron und Weiberverführer, der die großmüthigſte Gaſtfreundſchaft eines edlen Mannes dadurch belohnte, daß er den Frieden ſeines Hauſes zu zerſtören bemüht war, — ſo habe ich Richard Wagner nach Jahren am Züricher See wieder gefunden.

* * *

... Und die Jahre kamen und gingen — — und ſie gefielen mir immer weniger: im täglichen Leben und auf der Bühne. Nur die drei erſten Jahre meines Dresdener Engagements gehören zu meinen glücklichen — zu meinen glücklichſten Lebensjahren überhaupt. Das war die ſonnige Zeit, in denen mein Verhältniß zum dramaturgiſchen Altmeiſter und zum väterlichen Freunde Ludwig Tieck noch

ganz ungetrübt war. Nur zu bald gab es der tiefen erkältenden Schatten mehr und mehr auch zwischen uns ...

Ich war kein Kind mehr auf der Bühne und im Leben. Ich konnte und ich durfte mich nicht immer und immer wieder den Launen des Dramaturgen opfern und für mich unpassende Rollen, wie die Lady Macbeth, übernehmen. Ich trat Tieck gegenüber als Künstlerin selbständiger auf, auch in meinem Urtheil über die in Ungnade gefallenen Collegen. Ich benützte immer öfter und lieber Gelegenheiten, dem Lesepult hinter die Schule zu gehen, so daß ich manche Woche nur einmal als getreue Zuhörerin notirt werden konnte. Im Eckhause des Altmarktes ging die Gnadensonne täglich trüber für mich nieder. Tieck wurde kühler, einsilbiger, die Gräfin gereizter, kampflustiger. Und dann tauchte eines Tages in Dresden ein junges Mädchen aus Graz auf — und Tieck, die Gräfin Finckenstein und die Zahl ihrer Nachbeter wurden nicht müde, täglich zu Ehren dieses jungen, glänzenden Schauspieltalentes lauter in die Lobposaunen zu blasen — um mir bange zu machen, die Debütantin würde mich verdunkeln. Tieck studirte ihr eifrig meine liebsten Rollen ein. Schon sprach man von dem „neuen Liebling" des Dramaturgen und daß der alte nun endlich auch in Ungnade gefallen sei. Und dann trat die Grazerin auf und — fiel mit Glanz durch. Sie sprach nicht mal richtig deutsch. Dieser gescheiterte Plan, mir wehe zu thun und mich in der Gunst der Dresdener zu verdrängen, verstimmte den launischen Tieck nur noch tiefer gegen mich. Er, der sich sonst immer gefreut hatte, wenn meine Fröhlichkeit etwas Sonnenschein in sein melancholisches Studirstübchen brachte, ließ sich sogar bei meinen Besuchen einige Male verleugnen. Da kam ich dann nicht wieder und sah den Meister nur bei den Leseproben. Und so wurden die Schatten zwischen uns dunkler und länger. Zu einer

Scene, zu einem Aussprechen ist es nie gekommen, auch nie zu einem offenen, ehrlichen Bruch. Ich gehörte einfach zu den vielen, vielen „in Ungnade Gefallenen".

Ich fürchte, Ludwig Tieck ist nie wahrer, uneigennütziger, selbstloser Freundschaft und Liebe fähig gewesen. Als er im Februar 1837 seine Gattin, seine glühende Knabenliebe und langjährige treue, milde Gefährtin, an der Wassersucht verloren hatte und ich einen Kranz auf den Sarg legte und mit Thränen in den Augen von seinem, von unserem großen Verluste sprach — da sah Tieck wohl blässer und ernster aus, aber er antwortete mir mit größter Ruhe: „Ihr Uebel war nicht zu heilen. Sie hat viel gelitten und ist gern gestorben. Das beruhigt mich!"

Aber dies selbstsüchtige Herz sollte bald schmerzlicher auf die Probe gestellt werden. Im Frühjahr 1841 starb plötzlich nach kurzem Krankenlager an den Masern seine älteste Tochter Dorothea, die ihm zugleich die treueste Freundin im Leben, die berufenste Gehülfin bei seinen Arbeiten gewesen war. Mit ihr sank ein tiefinnerliches, reiches Leben in's Grab. Sie hatte nur für den Vater und seine Kunstschöpfungen gelebt. Mit feinem Verständniß und treuem Fleiß lieferte sie für den Tieck-Schlegel'schen Shakespeare viele treffliche Uebersetzungen. Zugleich war sie eine tief religiöse, wahre, offene Natur. Sie litt still unter dem Weihrauchnebel, in den die Gräfin Finkenstein und andere blinde Verehrer den großen Romantiker fortwährend hüllten und in den der eitle Mann sich nur zu gern hüllen ließ, bis es ihm selber oft nebelhaft vor den sonst so klaren Augen wurde. Sie durfte es wagen, mit fester Hand hin und wieder diesen Nebel zu zertheilen und dem geliebten Vater die Welt und ihre Gestalten und viele seiner eigenen Schwächen im klaren Tageslichte zu zeigen. Dorothea hat den Vater vor mancher Thorheit und Ungerechtigkeit bewahrt.

Und doch hatte sie nur zu oft den Schmerz, den Nebelgeist Gräfin Finkenstein die Uebermacht gewinnen zu sehen.

Schon vor Jahren war Dorothea Tieck mit ihrer Mutter und ihrer Schwester Agnes zum Katholicismus übergetreten und man sagte, sie habe, als ihre Verlobung mit dem kurhessischen Geschäftsträger Baron Malsburg sich zerschlagen, Nonne werden wollen, ihrem Vater zu Liebe aber auf den Schleier verzichtet. Auch Tieck soll schon in Italien katholisch geworden sein. Seine ganze religiöse und poetische Anlage war eine durchaus katholische.

Dorothea fühlte sich trotz ihres reichen, scharfen Geistes nicht glücklich. Auch sie „ist gern gestorben". Eine rührende Scene an ihrem Sterbebette schilderte mir Theodor Hell. Ihre junge Schwester Agnes sank in der letzten Stunde schluchzend an ihrem Bett nieder: „Dorothea, Du darfst mich nicht verlassen, wie soll ich ohne Dich leben?" — und Dorothea flüsterte sanft, mit mildem, verklärten Lächeln: „Kind, lerne von mir sterben!"

Unter diesem Schlage wollte Tieck doch fast zusammenbrechen. Daß auch Dorothea gern gestorben, hat ihn diesmal wenig zu beruhigen vermocht. Er verschloß sich in seine Bibliothek und wollte Niemanden sehen. Dort saß er sinnend, stumm, thränenlos ...

Und auch des Lebens Sorgen drohten an ihn heran zu treten. Der Gräfin Vermögen war zerronnen und der alte Romantiker war müde: zu schreiben, zu arbeiten, zu erwerben. In dem Eckhause am Altmarkt ward es immer stiller, düsterer, trauriger. Die Gräfin klagte über ihre Gesundheit und erblindete fast ganz. Der Kreis der Verehrer war in den letzten Jahren bedenklich dünn geworden, und vor dem geliebten Lesepulte gab es schon mehr leere, als besetzte Stühle. Auch Agnes dachte an's Scheiden, um einem geliebten Manne, dem Baumeister Gustav Alberti,

als Gattin nach Schlesien zu folgen. Immer einsamer wurde es um die beiden alten Bewohner der romantischen Zauberburg.

Da fiel es wie ein Sonnenstrahl in ihre düsteren Schatten hinein, — der Ruf Friedrich Wilhelm IV. von Preußen an den Romantiker: mit einem Jahrgehalt von 3000 Thalern nach Berlin überzusiedeln und die Sommermonate im Park von Sanssouci zu verleben und den König durch sein Talent als Vorleser zu erfreuen!

Tieck's wahre Freunde in Dresden athmeten auf. Diese königliche Gnade war der beste Balsam für das wunde Herz des Vaters. Und auch der alte Dramaturg sollte in Berlin noch eine hohe Freude erleben: der König ließ durch ihn die Antigone mit Mendelssohn's Musik aufführen — und sogar den gestiefelten Kater. Das war seit Jahren ein Lieblingswunsch Tieck's gewesen.

Was der alte Dramaturg für Dresden gewesen war, empfanden wir erst bei seinem Scheiden. Dresden hatte mit Tieck einen anziehenden Mittelpunkt für das geistige Leben verloren. Die interessanten Fremden und die bedeutendsten Träger der einheimischen Kunst und Wissenschaft fanden in ihm nicht mehr das lockende Irrlicht, das es so hübsch verstand, die Geister im brillanten Farbenspiel aufeinander platzen zu lassen. Und Dresdens Bühne — hat sie je eine glänzendere Zeit gehabt, als unter der Herrschaft Ludwig Tieck's? War dieser Herrscher auch oft launenhaft, eigenwillig, ungerecht — so überwogen doch die belebenden Strahlen seines Genies und seiner Liebenswürdigkeit. Und wer herrschte nach Tieck's Scheiden auf Dresdens Bühne? Zunächst ein ästhetischer Theeklub von zartbesaiteten, sogenannten kunstsinnigen Damen, deren Einfluß der Intendant von Lüttichau sich nicht zu entziehen vermochte.

Die Gräfin Finkenstein starb im November 1847 in Berlin, nachdem sie noch eine schmerzhafte und gefährliche

Augenoperation überstanden hatte. Man sagte, sie habe sich die Augen blind geweint. Der alte Romantiker stand nun ganz einsam da in dem buntbewegten Leben seiner Vaterstadt. Im Jahre 1850 bezog er zum letzten Mal seine Sommerwohnung im Park von Sanssouci, in der Nähe seines königlichen Freundes. Dort besuchte ihn mein lieber alter Kollege aus Dresdens froher Kunstzeit, Herr Porth, und schrieb mir darüber: „... Ich fand unsern alten Dramaturgen noch vollkommen geistesfrisch und so bezaubernd liebenswürdig, wie in seinen besten Dresdener Tagen. In seinen Urtheilen war er milder, gerechter geworden. Der seltene Mann wird mir trotz aller Schwächen und Eigenheiten unvergeßlich theuer bleiben. So oft ich am Eckhause des Altmarkts vorübergehe, erfaßt's mich wie Heimweh nach den dort verlebten schönen, genuß- und lehrreichen Stunden. Zu den Zeiten des alten Dramaturgen hatte Dresden doch seine herrlichste Kunstepoche ..."

Voll Heimweh stimme ich bei. —

Am 28. April 1853 ist Ludwig Tieck in Berlin gestorben, grade achtzig Jahre alt, lebenssatt und müde. „Einsam stand er in der Zeit!" — wie der Dichter einst sang.

* * *

Auch um mich wurde es einsamer, trüber und trauriger. Meine liebe Mutter fing an zu kränkeln. Sie alterte plötzlich auffallend und ihr Geist wurde stumpf und schwach. Ich konnte ihr in Dresden nicht die nöthige Pflege widmen und sah mich daher gezwungen, die Leidende nach Mannheim in das Haus meines Bruders Karl zu bringen. Dort, wo die Gute vor neunzehn Jahren meinem ersten Gastspiel so hoffnungsfreudig beigewohnt hatte, ging sie einer schnellen Auflösung entgegen. Am 10. März 1842, wenige Stunden vor dem Erlöschen, als sie nicht mehr sprechen konnte, winkte

ſie uns, daß ſie ſchreiben wolle — und mit zitternder Hand ſchrieb ſie kaum leſerlich in ihr altes kleines Notizbuch:

„Louis, Du haſt mich nie betrübt . . . Lina, Gott kann nicht verzeihen — England — Sünde — ich verzeihe Dir Alles und hab' Dich lieb!“

Und dann hatte die beſte, aufopferndſte der Mütter ausgeathmet. Sie fand ihr Grab auf demſelben Friedhofe, wo der ermordete Kotzebue ruht. Nach einer kleinen Zeichnung von ihrer Hand aus ihren Mädchenjahren ließen wir ihr einen antiken Grabſtein ſetzen.

Ganz vereinſamt — ein ſchwankend Rohr im Winde — kehrte ich nach Dresden zurück: auf die Bretter des Schein's, um wieder Komödie zu ſpielen. Mit welchem bangen Herzen!

Mit mir grämte ſich der alte Papagei der Prinzeſſin Charlotte, den die Mutter zwölf Jahre hindurch ſo treu gepflegt hatte. So wie die Thür aufging, ſchaute er ſich um, ob die Vermißte nicht eintreten würde. Dann ließ er traurig den Kopf hängen. Er plauderte und pfiff nicht mehr und keine Näſcherei machte ihm Freude.

Plötzlich eines Morgens, als die Sommerſonne ſo hell in's offene Fenſter ſchien, pfiff er wieder ſein Lieblingslied, das er von einem Schuhmacher auf unſerem Hofe gelernt hatte — Raimunds: „So leb' denn wohl, du ſtilles Haus!“ — Als ich aus der Bühnenprobe nach Hauſe kam, war Coco todt. — Auch das kluge treue Thier fehlte mir in meiner Vereinſamtheit.

Dazu kamen allerlei Wirren, denen ich ohne den Rath und Beiſtand der weltklugen, lebenserfahrenen und lebensſtarken Mutter um ſo weniger gewachſen war.

Ein federgewandter, früherer Choriſt unſerer Bühne, Mannſtein, wollte über ſeine „Kollegen“ eine Broſchüre ſchreiben, ſich ſein Lob aber vorher bezahlen laſſen. Er ließ durch einen Herrn Meyer, einen kleinen jüdiſchen Schöngeiſt,

der sich überall eindrängte, auch von mir Geld fordern. Ich gab ihm 10 Frd'ors. Aber bald erhielt ich von Mannstein einen Revolverbrief, der mehr Geld forderte und auf mein „englisches Stillleben" anspielte. Ich sandte kein Geld. Darauf erschien Mannstein's „gelbes Büchlein", das meine Befähigung zur Bühnenkunst ganz in Abrede stellte und an mir weiter nichts zu rühmen wußte, als meinen „nicht unedel geformten Nacken" — dagegen viel boshafte Andeutungen über die Gräfin Montgomery und ihre zwei unsichtbaren englischen Söhne machte. Ich sprach ein leidenschaftliches Wort über schändliche Erpressung ... Das wurde Mannstein hinterbracht und er wollte es zu einer neuen Erpressung benutzen, indem er mit einer Verleumdungsklage drohte. Ich ließ es darauf ankommen, trat den Beweis der Wahrheit an und schlug die Kollegen Emil Devrient und Koch als Zeugen vor: daß Mannstein auch bei ihnen Erpressungsversuche gemacht! Emil Devrient lehnte das Zeugniß ab, um sich nicht „zu compromittiren." Kollege Koch und ich mußten auf dem Rathhause erscheinen und schwören. Ich gewann den Prozeß — aber ich hatte viel Verdruß davon.

Am bescheidensten von den geldfordernden Bühnenkritikern war Eduard Maria Oettinger. Er borgte nur ein Mal 36 Thlr. von mir, die ich natürlich nie wieder gesehen habe. Dagegen wußte der Wiener Franz Wiest, der in Mainz „das Rheinland" redigirte, mir während meines dortigen Gastspiels im Dezember 1841 zwölf Frd'ors. zu entlocken, wofür ich im „Rheinland" — gut behandelt wurde. Der Matador der damaligen Theater-Revolver-Presse war natürlich Saphir, der aber nicht nur Gold, sondern auch Liebe verlangte. —

Auch auf und an der Bühne hatte ich wenig Freude mehr. Da gab es manchen feinen oder groben Stich: daß ich für diese oder jene Rolle nicht mehr — jung genug sei.

Als jugendliche Liebhaberin wurde die schöne blonde und talentvolle Bayer, spätere Bürk aus Prag engagirt. Ich mußte viele meiner liebsten und besten Rollen an sie abtreten, — und ganz Dresden jubelte dem neuen glänzenden Stern so enthusiastisch zu, wie es einst — auch mir gejubelt hatte ...

Shakespeare läßt seine Kleopatra sagen:

„Sie zeigen Ekel der verblühten Rose,
Die vor der Knospe knieten!"

Die bitterste Empfindung für ein verwöhntes Weib — — doppelt bitter für eine einst gefeierte — passirte Künstlerin der Bretter ...

Da nahte sich mir ein Tröster und sprach meinem vereinsamten alternden Herzen von — Liebe. Und ich glaubte ihm nur zu gern.

Mr. Wilmoth war ein eleganter und kluger Mann, mit einem braunen Lockenkopf, wie Lord Byron, und den schönsten magnetischen Augen. Er lebte als Erzieher eines jungen reichen Lord in Dresden auf großem Fuße. Er besuchte mich täglich und schrieb mir die geistreichsten Liebesbriefe. Schon galten wir in ganz Dresden, das damals noch eine kleine und recht kleinstädtische klatschlustige Stadt von 70,000 Einwohnern war, für Brautleute ... da erfuhr ich aus sicherem Munde: Wilmoth ist ein Unwürdiger — ein Spieler von Profession, der jede Nacht im Spielklub zubringt ... in jüngster Nacht hat er dort an den jungen russischen Fürsten Kurakin hundert Frd'ors. verloren und demselben als Pfand für diese Ehrenschuld Deinen — Liebesbrief ausgehändigt ...

Ich glaubte, ich müßte sterben vor Weh und Scham. Aber ich gewann die Kraft, jenen compromittirenden Liebesbrief durch Zahlung der Spielschuld einzulösen — und Wilmoth nicht wiederzusehen.

Aber Dresden und die Bühne wurden mir durch dieſe neuſte bitterſte Erfahrung und Enttäuſchung nur noch mehr verleidet ... Wie der Ertrinkende griff ich nach dem erſten mir dargereichten Strohhalm, mich in ein neues Leben zu retten ...

Es war Fürſt Felix Lichnowsky, der mir den Strohhalm hinhielt! — Konnte der ein rettender ſein?

4. Fürst Felix Lichnowsky.

„Ich erzähle eben nichts mehr oder weniger als meine Erlebnisse, quaeque ipse miserrima vidi...
Fürst Felix Lichnowsky 1841, in seinen spanischen „Erinnerungen."

Im August 1836 kam Direktor Stöger im Auftrage der böhmischen Stände aus Prag nach Dresden: Frau Schröder-Devrient, Emil Devrient und mich einzuladen, bei den Festlichkeiten mitzuwirken, welche die Stadt Prag für die Krönung Kaiser Ferdinands I. zum Könige von Böhmen vorbereitete. Emil Devrient und ich sollten sechs Mal mit einander auftreten und für den Abend 150 fl. erhalten. So rollten wir denn Anfang September der vielthürmigen Krönungsstadt an der Moldau zu, wo ich erst vor einem Jahre so glänzend und fröhlich gastirt hatte.

Aber wie war es jetzt so ungemüthlich in der von Menschen überfüllten, lärmenden Stadt und in dem bis unter's Dach vollgepfropften „Schwarzen Rößle", das für die Mutter und mich nur ein unbehagliches Zimmer im dritten Stock aufbewahrt hatte! Und an der unendlichen Table d'hôte gab es ein beängstigendes Gedränge und ein betäubendes Durcheinander. Man saß schlecht und aß noch schlechter. Beim Dessert fingen die Herren, meistens Offiziere, gar an zu rauchen.

Mir gegenüber saß Wilhelmine Schröder-Devrient zwischen zwei berühmten Komponisten: Spontini und Meyerbeer, in

deren Opern sie singen sollte; beide von ihren Gattinnen begleitet. Mein Cavalier war der einäugige General Graf Schlik, den ich bei meinem Gastspiel in Brünn kennen gelernt hatte.

An der Tafel war ein Gesumme, wie in einem Bienenkorbe. Alle überschrie ein junger bildschöner Offizier mit einer merkwürdig schrillen Stimme. Eine echte Romanfigur mit einem schön frisirten dunklen Lockenkopf und dunklen Augen, die wie Feuerräder schwirrten und funkelten; dem bleichen fein und edel geschnittenen Gesicht stand ein keckes Schnurrbärtchen und ein zierlicher Henri quatre sehr hübsch, wenn auch etwas kokett. Und dieser junge Adonis in zweierlei Tuch war von einer auffallenden queckſilbernen Ungenirtheit. Er flatterte an der ganzen Tafel umher, schwatzte hier und lachte da — und ehe ich noch nach seinem Namen fragen konnte, stand er mit seinem Champagnerglase hinter Frau Schröder-Devrients Stuhl, legte seine Linke ungenirt auf ihre schöne bloße Schulter, stieß mit ihrem Glase an und sagte laut: „Wilhelminchen, was wir lieben! Nicht wahr, es war doch schön!“ — Dabei sahen mich seine brennenden Augen unverwandt an, während er der unmuthig erglühenden Schröder in's Ohr zischelte... Widerwillig kam es von ihren Lippen, mit einer Handbewegung zu mir herüber: „Liebe Collegin, Fürst Lichnowsky wünscht Ihnen vorgestellt zu werden!“ — Nicken von beiden Seiten — und dann stand der Fürst hinter meinem Stuhl und zischelte mir in die Ohren... Er sprach Schwindel erregend schnell — Kluges, Barockes, Geistreiches, Triviales, Gewagtes, ja Frivoles bunt durcheinander — und stets moquant... so daß ich der Schröder-Devrient vorwurfsvolle Blicke zuwarf, die sagten: Warum mußten Sie mir zu diesem Geschwirr und Gewirr auch noch diesen Irrwisch zuführen? — Sie zuckte unmuthig die Achseln... Das

griff der Fürſt ſchnell auf und ziſchelte mir ein ſo böſes Wort in die Ohren, daß ich es hier nur leiſe andeuten kann... „Wilhelminchen und ich haben auch ſchon unſern kleinen Roman gehabt — aber ſie iſt mir zu alt — wenigſtens ein Dutzend Jahre älter als ich, ſo daß ich ſie bald ſatt hatte... Nicht wahr, Wilhelminchen, Sie lieben mich wie Ihren Sohn?“

Die Schröder ſaß mit bleichen Lippen zornbebend da. Ich ſagte: „Mein Fürſt, geſtatten Sie mir, mich zu entfernen. Ich bin eine ſolche Sprache nicht gewohnt...“

Da lachte er höhniſch — leiſe: „Wie — die Künſtlerin möchte mich — le preux chevalier — meiſtern? Sie weiſen den Fürſten Felix Lichnowsky zurück? Wenn ich Sie das büßen ließe? Aber nein, fürchten Sie nichts, mein Engel. Sie gefallen mir. Au revoir ma belle blonde...“ Und er ſchwirrte weiter.

Ich ſaß, wie betäubt da. General von Schlik brummte: „Könnt' ich dem Bengel doch Eins hinter die Ohren geben! Aber das iſt heute ſo der Ton unter unſern vornehmen jungen Herren Flegeln, die ſchon vor ihrem zwanzigſten Lebensjahre Geſundheit und Vermögen in wüſten Orgien zu Grunde gerichtet haben...“

Ich war doch nicht wenig unruhig: ob der chevalier preux die Künſtlerin die Lektion entgelten laſſen werde, welche die Dame ihm ertheilen mußte.... Um ſo erſtaunter war ich, als Fürſt Felix Lichnowsky ſich am andern Tage in aller Form bei der Mutter und mir anmelden ließ, uns ſeine Aufwartung zu machen.

Ablehnen durften wir ihn nicht. Dann wäre ich auf der Bühne ſicher ausgepfiffen worden. So empfingen die Mutter und ich den Fürſten mit kühler Höflichkeit. Dieſer aber that, als bemerke er unſere Zurückhaltung nicht. Er machte ſich's vielmehr gleich ganz familièrement bequem bei uns, indem er

— zwei Stühle in Beſitz nahm: einen, auf dem er ſaß — und einen zweiten, auf den er beide Füße legte. — Auch das war damals Ton bei den jungen vornehmen Lebemännern — weil die vornehmen Damen ſich in ihren Salons das von ihnen bieten ließen. So konnte man ſpäter Felix Lichnowsky in gleicher flegelhafter Situation auf zwei Stühlen bei der Gräfin Ida Hahn-Hahn finden. Und ich — die öffentliche Schauſpielerin hätte gegen ſolche Vertraulichkeiten ankämpfen wollen? Unmöglich!

So lag der Prinz mir denn gegenüber Viſite, rauchte ſeine Cigarre und plauderte in ſeiner betäubenden frivolen Weiſe über alles Mögliche. Die Anweſenheit meiner Mutter wurde ihm bald unbequem und ſo flüſterte er mir recht hörbar zu: „Sitzt denn die da hier immer Sitte und Anſtand? — Fatal! Ich hätte gern mit Ihnen einen kleinen Roman angeſponnen, wie mit Wilhelminchen — o, Sie ſollten rrraſend werden vor Liebe — — wie ſo Viele, ſo Viele ſchon vor Ihnen!“

Und er kam trotz unſerer kühlen Ablehnung oft und öfter wieder. Es half ſogar nichts, daß wir uns verleugnen ließen. Der Prinz ſtieß und ſchob einfach unſern Diener bei Seite und trat unangemeldet lachend ein. — So traf er einſt mit dem General von Schlik bei uns zuſammen und es kam zwiſchen beiden zu häßlichen Reibereien — faſt zu einem Duell. Der General ſagte mir: „O hätten Sie mir doch erlaubt, dieſen Flegel die Treppe hinab zu werfen!“

Auch bei den öffentlichen Krönungsfeſten, denen wir fremden Künſtler auf reſervirten Plätzen beiwohnten, drängte ſich Lichnowsky immer zu mir heran und machte mir in auffallender — ja, in comprimittirender Weiſe den Hof.

Die Feſtlichkeiten gingen trotz aller entfalteter Pracht recht trübſelig vorüber, denn der unglückliche König Ferdinand mit dem dicken Waſſerkopf und den kleinen blödſinnigen

Augen und der knabenhaft-verlegenen Schüchternheit konnte unmöglich Sympathie erwecken — und die arme engelschöne Königin Maria Anna wurde allgemein bemitleidet, daß eine frevelhafte Politik sie an diesen epileptischen „Trottel" geschmiedet.

Bei der Krönung im Dome zu St. Veit auf dem Hradschin spielte König Ferdinand eine gradezu lächerliche Rolle. Wie eine Marionette wurde er von den Hofherrn und von seiner Gemalin geschoben und geführt, und unter der mächtigen Wenzelskrone sah sein dicker Kopf noch unförmlicher aus. Lichnowsky wurde nicht müde, seine Gloſſen zu machen, besonders auch über die edlen Wenzelsritter, die in ihren geschmacklosen Kostümen allerdings barock genug aussahen.

In einer vergitterten Loge des Doms schauten der entthronte achtzigjährige König Karl X. und die Herzogin von Angoulême und der junge Graf von Bordeaux, Henri V. genannt, diese stolzen Bourbons, die ich vor sieben Jahren noch in Macht und Glanz in den Tuillerien gesehen hatte, der Krönung des Königs von Böhmen zu. Mit welchen Gefühlen!

Auch an einer bösen Störung fehlte es nicht, die ihre blutigen Schatten auf diese Krönungsfeierlichkeit warf. Die Prager Fleischer wollten von ihrem alten Vorrechte Gebrauch machen und der Krönung im alterthümlichen Waffenschmuck beiwohnen. Als nun die Wache des Hradschin, die für die Fleischer keine Ausnahme-Instruktion erhalten hatte, diese Bewaffneten nicht passiren lassen und die Fleischer den Eingang erzwingen wollten — da gab es auf beiden Seiten Verwundete und Todte.

Das schönste und interessanteste von allen Festen war der großartige Bauernaufzug draußen auf der Invaliden-Wiese, der dem neuen Könige ein farbenreiches Bild seines Böhmerlandes in den verschiedenen Volkstrachten und Er-

zeugnissen gab. Jeder der sechzehn Kreise Böhmens hatte überdies sein schmuckstes ländliches Brautpaar ausgestattet, die jetzt auf der Invaliden-Wiese vor dem Königspaare Tänze aufführten. Es sollten verschiedene nationale Tänze sein — aber sie erinnerten in ihrer Geziertheit zu sehr an das Opernballet. So hörte ich denn auch, daß diese Tänze den Brautpaaren seit Wochen in einem Saale des Hradschin von einem Balletmeister eingeübt waren.

In der Stadt feierte der Pöbel seine Krönungs-Orgien — in widerlichster Völlerei. Durch ganze Straßen standen mit Speisen besetzte Tische und Bänke für Hungrige und Durstige. Auf mehreren Plätzen wurde gekocht und gebraten — besonders Gänse, das böhmische National-Leibessen. Aber die Tausende gebratener Gänse gelangten selten auf die Tische. So wie sie halbgar vom Feuer kamen, wurden sie von dem sich balgenden Pöbel in freier Faust zerrissen und verschlungen. Dazu floß edles böhmisches Bier in — Pfützen. Mit zehntausend frisch gebrannten irdenen Krönungstöpfen in den Händen umlagerte die tobende, bald berauschte Menge unzählige Bierwagen und schlug den Fässern den Boden ein und wälzte sich in den Bierpfützen ... Voll Ekel wandten wir uns ab.

Und die Festvorstellungen im Theater waren gradezu eine Qual für uns — Mitwirkende. Niemand hatte Interesse für das, was auf der Bühne geschah. Das geputzte Publikum rannte und schwatzte bunt durcheinander. Indignirt haspelten Emil Devrient und ich unsere Rollen in „Donna Diana" — „Stille Wasser sind tief" — Jünger's „Entführung" — im „Letzten Mittel" — „Strudelköpfchen" und „Verräther" von Holbein möglichst schnell ab. Wilhelmine Schröder war gradezu wüthend über diese Nichtachtung — und über noch manches Andere. Sie sang den Armand d'Orville in Meyerbeer's Festoper: „Die Kreuzritter in

Aegypten" — und hatte die junge schöne Jenny Lutzer, die spätere Frau Franz Dingelstedt's, neben sich auf der Bühne — und vor diesen frischen, süßen sympathischen Tönen mußten die Rudera ihrer ruinirten Stimme erblassen. — Auch daß Felix Lichnowsky sie vernachlässigte und mir auffallend den Hof machte, fraß an ihrem unbändigen Herzen.

So sagte Lichnowsky einst an offener Table d'hôte ganz laut: „Die drei schönsten Damen bei den Krönungsfesten sind doch unbestreitbar: die Kaiserin-Königin Maria Anna — die Fürstin Schwarzenberg und Karoline Bauer. Meinen Sie nicht auch, Wilhelminchen?"

Dann ging eines Tages der unheimliche Allarmruf durch Prag: „Die Cholera ist ausgebrochen!" — Alles floh — der Hof an der Spitze. Auch der greise Karl X. ergriff mit den Seinen die Flucht — um bald darauf in Goertz derselben grausigen Seuche zu erliegen, die ihn aus Prag vertrieben hatte. Emil Devrient und ich wollten unsere letzte Gastrolle im Stich lassen und nach Dresden zurück fliehen. Aber den verzweifelten Bitten Stöger's vermochte ich nicht zu widerstehen. So blieb ich noch zwei Tage.

Beim Adieusagen machte Lichnowsky mir à bout portant den Vorschlag: mit ihm zu correspondiren . . .

„Wozu?" — fragte ich verwundert.

„Um rrrasend zu werden!" — sagte er mit der ihm eigenen naiven Arroganz. — „Ich schreibe hinreißend und correspondire mit George Sand.

„Und die haben Sie auch rrrasend gemacht?" — lachte ich belustigt auf. — „Nein, mein Prinz, ich habe mein bischen Verstand bitter nöthig und darf nicht rasend werden . . ."

Damit schieden wir unter dem verklingenden Krönungsjubel und unter den ersten Choleraschrecken in Prag — um uns erst nach sieben Jahren wieder zu sehen. —

Es war im blühenden Frühling 1843, als ich den dringenden Bitten der fahrenden Theaterdirektorin Emilie Faller zu einem Gastspielausflug nach Schweidnitz folgte — ahnungslos, daß es meine letzte Gastreise werden sollte.

Emilie Faller, trotz ihrer kleinen verwachsenen Figur, hatte einen großen Unternehmungsgeist. So bot sie den Schweidnitzern jetzt nicht nur „Donna Diana" und „Maria Stuart" — nein, auch die „Jungfrau von Orleans." Meine Johanna in blitzender silberner Rüstung brachte mir sogar einen glänzenden Fackelzug ein. Bürgermeister Berlin überreichte mir feierlich auf weißem Atlaskissen einen Lorbeerkranz, eine gedruckte Adresse: „Der hohen dramatischen Künstlerin Fräulein Karoline Bauer bei ihrem Gastspiel in Schweidnitz als Zeichen höchster Bewunderung und Anerkennung hochachtungsvoll geweiht am 22. April 1843" — und ein Gedicht vom Land- und Stadt-Gerichtsrath Jany, in welchem einzelne meiner Rollen genannt werden:

„Dianens Stolz, besiegt durch Liebesflehen,
Der treuen Martha liebend fromm Gemüth,
Mariens Klag' in schnöden Kerkers Wehen
Das todte Wort ward ein begeistert Lied; —
Selbst Armands kecker Trotz aus Ludwigs Tagen,
— Nur Dir gelingt solch schrankenloses Wagen..."

Am Tage nach dem Fackelzuge besuchte mich die Pastorin Henriette Hanke aus Jauer — die Verfasserin der „Perlen" und unzähliger anderer Romane. Die Gute ahnte sicher nicht: welche Qualen ich vor 14 Jahren beim Vorlesen ihrer guten braven Geschichten ausgestanden hatte, während „mein hoher Herr", wie Käthchen sagt, mir gegenübersaß und — drieselte.

Henriette Hanke war übrigens eine liebenswürdige, angenehme kleine Frau von 58 Jahren, das Bild einer behäbigen Landpfarrerin mit treuen Augen, einem lebhaften

Zünglein und der untadelhafteſten Sauberkeit in ihrem Aeußeren. So blitzblank und appetitlich ſah es auch in ihrem hochgegiebelten Hauſe zu Jauer aus, wo ich ſie auf der Rückreiſe beſuchen mußte.

Ueber ihre Schriftſtellerei ſagte ſie mir: „Ich überſchätze mein ſchwaches Können nicht — aber es beglückt mich, zu meiner und Anderer Freude zu ſchreiben!“ Später — auf der Reiſe zu ihrem Verleger nach Hannover — beſuchte ſie mich in Dresden. Sie war ſicher eine vortreffliche — und beneidenswerth glückliche Frau.

Während ich nun im Gaſthof am Markt zu Schweidnitz mit Henriette Hanke fröhlich plauderte, trat eine ſehr aufgeputzte, ſelbſtbewußte ſtattliche Dame in's Zimmer, die ſich mit drolligſter Zungenfertigkeit mir als die Theater-Direktorin Nachtigall aus Ratibor vorſtellte und mich bat, dort zu gaſtiren.

Das ganze — beſonders die Namen Nachtigall und Kratiborr, von der ſüßen Nachtigall mit echtem Lieutenantsſchnarren hervorgeſchmettert — entlockten mir ein unauslöſchliches Lachen. Um das wieder gut zu machen, verſprach ich, zum Gaſtſpiel nach Ratibor zu kommen — und fröhlich flatterte die Nachtigall davon.

So habe ich denn auch in Ratibor gaſtirt — und dort wahrhaft gigantiſche Damen-Kaffee's in reizenden Gärten mitgemacht, die im friſcheſten Frühlingsſchmuck prangten.

Die Bühne, in einem unendlich langen ſchmalen Saal aufgeſchlagen, machte mich anfangs etwas ſtutzig. Sie war recht armſelig zuſammengeflickt und mit dem Zuſchauerraum faſt auf demſelben Niveau. Und auf dieſer echten Wanderbühne ſollte ich als Preziosa ſingen und tanzen und — — mir die Muſik in der Stadt erſt ſelber zuſammen betteln, denn Ratibor hatte keine Stadtkapelle, aber ein treffliches Dilettanten-Orcheſter.

All dies Abenteuerliche — das ganze fahrende Komödiantenthum reizte mich aber, so daß ich mich mit Direktor Nachtigall wohlgemuth auf den Weg machte und den Justizrath Jonas, Direktor des Dilettanten-Orchesters und selber geschätzter Komponist, und einige andere hervorragende Geigen und Flöten und Bässe zierlichst bat, bei Preziosa mitzuwirken ... Und sie thaten es mit Vergnügen und das machte mir diese Preziosa-Aufführung in Ratibor zu einer unvergeßlich interessanten. Schon in der Probe, zu der die Frauen und Töchter meiner musikalischen Dilettanti Zutritt hatten, ging es sehr gemüthlich zu und ich mußte lächeln, wenn ich bat: „Bitte, Herr Justizrath, das Tanz-Solo ein klein wenig langsamer!“ — oder: „Herr Doctor, bitte, lassen Sie die Flöte etwas schneller einfallen!“ — oder: „Verehrteste erste Violine“ — (Herr Baron! — wurde mir zugeflüstert) — „pardon, bitte, Herr Baron, das Tremolo zur Declamation nicht zu leise!“

Und für die Aufführung hatte das glückstrahlende Nachtigallen-Paar sogar glänzende Ueberraschungen vorbereitet. Während Preziosa auf einer schön geschmückten Trage auf den Schultern der Zigeuner vorüberzog — ritt Viarda stolz auf einem Esel hinterher, gefolgt von zwei Ziegen, zwei Schafen, zwei großen weißen Pudeln, von Zigeunerknaben an rothen Bändern geführt ... „Da Alles liebt, darf Karl allein nicht hassen!“ — dachte ich, und nahm geschwind als Preziosa mein reizendes Wachtelhündchen Kora auf den Arm ... und Ratibor war sehr erbaut davon.

Am andern Morgen erhielt ich einen merkwürdigen Besuch. Eine schon etwas mittelsommerliche Donna, lang und dürr wie eine Hopfenstange, mit langen semmelblonden Schmachtlocken, einem winzigen Sommersprossen-Gesichtchen, einer rothen Riesennase, mit himmelblauem Shawl und grünem Pompadour schwebt elegisch herein, knixt, athmet hoch und

athmet tief und seufzt: „Mein Fräulein, ich habe gestern Abend Ihre Preziosa gesehen — und ich hoffe wieder. Sie, die so schön die süße Liebe spielen, können mir helfen — mich retten von den Tantalusqualen meines Herzens. Auch ich liebe — aber unglücklich! Ich liebe Ihren Ferdinand Heckscher aus Dresden — ich habe ihn in Breslau den süßen Hamlet und den lieben Mortimer spielen sehen — und seit der Zeit ist Ferdinand mein Taggedanke und mein Traum . . ."

„Aber Heckscher ist ja längst verheirathet . . ."

„Das ist ja gerade mein Unglück! Da ich ihn nun nicht heirathen kann — so möchte ich ihn wenigstens lieben — natürlich in allen Ehren. Ich will auf die Bühne gehen und wenigstens seine Ophelia und seine Maria sein — — und dazu müssen Sie, mein Fräulein, die Sie so schön die edelste Liebe spielen, mir helfen . . ."

Ich fürchte fast, ich habe in jener Stunde nicht weniger schön die edelste — Grobheit gespielt.

Ein anderes kleines Erlebniß in Ratibor ist hübscher. Ich hatte am Abend den jungen kecken Armand Richelieu im rothen goldbesetzten Sammetrock und weißseidenen Höschen und Schnallenschuhen gespielt — — da tritt am andern Morgen ein allerliebstes Mägdlein von etwa vierzehn Jahren zu mir in's Zimmer und bringt erröthend — stotternd — schluchzend heraus: „Ich möchte Schauspielerin werden — Ihre Schülerin — Ihnen überall folgen und immer bei Ihnen sein — Ihr Armand Richelieu war zu reizend und wo ich gehe und stehe höre ich ihn seufzen: „Diana, ich liebe Dich!"

Da ging mir ein Licht auf. Das arme Kind hatte sich in der Einfalt seines Herzens zum ersten Mal schwärmerisch verliebt in — meinen blanken verliebten Armand Richelieu. — Ob ich die Kleine von ihrer tollen Liebe damals kurirt habe? — Als glückliche Mutter und Großmutter wird sie jetzt, wenn sie diese Zeilen liest, lächeln über eine süße Jugend-

thorheit ihres Herzens und freundlich des verführerischen Armand gedenken, der dann unter der kühlen Erde ruht. —

Schon viel hatte ich in Ratibor von dem tollen Fürsten Felix Lichnowsky gehört, der auf seinem nahen Landsitze lebte und der chronique scandaleuse der Umgegend täglich so reichen Stoff zur Unterhaltung bot. Wegen Schulden und anderer Unregelmäßigkeiten hatte der Fürst schon vor sechs Jahren seinen Abschied aus preußischen Militärdiensten genommen und war vor den unglücklichen Gläubigern nach Spanien gegangen, dem Prätendenten Don Carlos seinen Degen anbietend. Als carlistischer Brigadegeneral war er nach drei Jahren heimgekehrt ... und jetzt lebte er in seiner „Einsiedelei" bei Ratibor — — durchaus nicht als frommer Einsiedler.

Und dann stand der Fürst eines Abends kurz vor Beginn des „Letzten Waffenganges", als ich schon im Kostüm war, zwischen den dürftigen Coulissen der Ratiborer Bühne vor mir, die Prager Bekanntschaft zu erneuern ...

Er war älter geworden und sein bewegtes Leben nicht spurlos an ihm vorüber gegangen — aber er war noch immer derselbe elegante, arrogante, zügellose Roué von Prag, von dem ein Zeitgenosse sagte: „Fürst Felix Lichnowsky gehört gleich dem Fürsten Pückler zu jenen Dandies — Lions — Löwen, die durch Menschenverachtung, Blasirtheit, Unverschämtheit, Liaisons, Pferde und Duelle à tout prix von sich reden machen wollen ... Eine Art moderner Alcibiades, jeden Tag einem andern Hunde den Schwanz abschneidend ..."

In den ersten fünf Minuten hatte ich aus des Fürsten Munde schon gehört: „Mein Freund Liszt hat mich kürzlich mehrere Wochen in meiner Einsiedelei besucht und wir haben reizend mit einander gelebt ..." (Ja, von dieser Paschawirthschaft wußte Ratibor das Tollste zu erzählen!) —

„Meine Freundin George Sand hat mir einen berühmten Pariſer Koch geſchickt, denn die ſchleſiſche Küche iſt leib- und geiſttödtend ... Mit meiner Freundin, der geiſtreichen Gräfin Hahn-Hahn ſtehe ich in fleißiger Correſpendenz ..."

„Und die Unglückliche iſt rrraſend geworden?" — fiel ich lachend ein.

Lichnowsky fixirte mich ſcharf — und ſagte dann vornehm, pikirt: „A—h! die Künſtlerin aus Prag möchte wieder belehren?"

„Warum reizt der Fürſt aus Prag mich dazu?" — gab ich lachend zur Antwort.

Der Beginn des Stücks unterbrach das gefährliche Spiel der Worte.

Im Zwiſchenakt kam Lichnowsky, als wäre nicht das Geringſte zwiſchen uns vorgefallen, mit einem ſtattlichen Herrn auf die Bühne und ſtellte mir ſeinen Freund, den Landrath Wichura vor ... Wir plauderten und lachten — ich ahnungslos, wie verhängnißvoll mir dieſe neue Bekanntſchaft und daß der Herr Landrath für mich zum — Strohhalm des Ertrinkenden werden ſolle ...

Nach dem Theater mußte ich mit beiden Herren ſoupiren. Der Champagner knallte ... „Die da" — meine gute Mutter, mein treuer Schutzengel war ja nicht mehr bei mir! —

Für den andern Vormittag lud der Fürſt uns zu einem Dejeuner à la fourchette in ſeine „Einſiedelei" ein, wie er gern betonte. Des Fürſten Rechtsbeiſtand in Ratibor, ein alter würdiger Herr nebſt Gemalin ſollten mir das Ehrengeleit geben — — und in dieſer Geſellſchaft ging's denn auch zum Staunen von Ratibor hinaus nach dem reizenden fürſtlichen Landſitz. Lichnowsky machte den liebenswürdigſten Wirth, Landrath Wichura mir ſehr auffallend den Hof. Wir beſahen den baumreichen Park; ich probirte den herrlichen Flügel, den Liszt geweiht hatte. George Sands Pariſer

Koch hatte sich selber übertroffen, leider aber Portiönchen servirt, wie für Liliputer, so daß ich, die ich stets einen gesegneten Appetit gehabt habe, mir zum Dessert einen — deutschen Eierkuchen ausbat, um nur satt zu werden.

Aber ich sollte nicht vom Tisch aufstehen, ohne mit dem Prager Fürsten — dem preux chevalier ein neues Scharmützel zu bestehen. Es war vom Direktor Nachtigall die Rede — und plötzlich sagte Lichnowsky brüsque: „Denken Sie nur, dieser Nachtigall hatte die Unverschämtheit, zu mir herauszukommen und meinen Freund Liszt aufzufordern, auf seiner miserablen Bühne einige Stücke zu spielen. Ein Liszt und mein Gast: in Ratibor und bei einem Nachtigall spielen — unerhört! Sie können sich denken, daß ich diesen Nachtigall gebührend heimschickte . . ."

Mir quoll der Bissen im Munde und bebend vor Entrüstung sagte ich scharf: „Mein Fürst, bin ich nicht auch Ihr Gast? — und spiele doch in Ratibor und bei einem Nachtigall! Wenn Ihr Freund Liszt hier nichts Schlimmeres begangen hätte, als in Ratibor Klavier zu spielen — so würde er sich in keiner Weise erniedrigt haben . . ."

„Ah! ist der Ratiborer Stadtklatsch Ihnen auch schon zu Ohren gekommen?" — lachte Lichnowsky höhnisch. — „Doch, wir wollten uns ja nicht zanken — sondern mein Rauch- und Traumkabinet besehen."

Das Zimmer war ganz türkisch eingerichtet, mit dicken Teppichen und üppigen Divans an allen Wänden. Vor den Fenstern grüne nickende Baumzweige . . . Es war wirklich zum Träumen.

Eine Reihe Bilder an den Wänden wollten nicht ganz zu der türkischen Einrichtung passen — vielleicht um so mehr zu den türkischen Träumen.

„Alles, was ich einst liebte!" — sagte der Fürst mit affectirtem Seufzer.

Ich erkannte in dieser Schönheitsgallerie Lola Montez, Wilhelmine Schröder-Devrient, Charlotte von Hagn, die Pariser Klavier-Virtuosin Mad. Pleyel . . ."

„Schade, daß mir Ihr Bild noch fehlt, das L'Allemand so schön gezeichnet haben soll . . ."

„Sonst würden Sie diese Gallerie damit vermehren? — dagegen protestire ich lebhaft, mein Fürst. Haben Sie das geringste Recht dazu?"

„Leider nein! Vielleicht gefällt Ihnen dieser Platz . . ." Und er führte mich in die Bibliothek, wo die Bilder der Mars, der Dorval, der Rettich und Sophie Schröder hingen.

„Ja, mein Fürst, dieser Platz würde mich ehren!"

Lachend erzählte der Fürst: wie er einst den ganzen hohen Adel der Umgegend von Ratibor mystificirte, indem er die Herren „zur Jagd" eingeladen — ihnen aber auch weiter nichts vorgesetzt habe, als die lebenden Hasen und Rehe seiner Felder, kein Dejeuner im Walde, kein Diner im Schlosse — und wie amüsant es für ihn gewesen, die immer länger werdenden hungrigen Gesichter anzusehen . . . „Das war wenigstens etwas Neues — und den ganzen Winter über hat alle Welt hier davon gesprochen!" — schloß der Erzähler triumphirend.

Mir kam während meines Besuchs immer wieder der Gedanke: welch' ein seltsames Gemisch von glänzenden — und von trivialen Eigenschaften, von Ritterlichkeit — und Geckenhaftigkeit, von edlem, großartigen — und von frivolem Wesen ist in diesem schönen, von der Natur so überreich ausgestatteten Manne! Zwei Dämonen kämpfen fortwährend um seinen Besitz. Wer wird schließlich siegen: der gute — oder der böse Lichnowsky?

Bei der Heimfahrt gaben der Fürst und Wichura uns noch ein halbes Stündchen zu Pferde das Geleite und der

Landrath wich nicht von meiner Seite. Ich aber hatte nur Augen für den Fürsten, der in bezaubernder Schöne und vollendeter Reitkunst wie ein echter Romanheld neben unserem Wagen hersprengte und so heiter und liebenswürdig zu plaudern wußte — von einem fröhlichen Wiedersehen in Schlesien ... Warum betonte er das Wort so eigen und warf dabei dem Landrath einen verständnißvoll lächelnden Blick zu? — Beim Abschied drückte er mir die Hand und sagte mit dem ihm eigenen Zauber! „Vergessen Sie den preux chevalier von Prag und gedenken Sie freundlich des armen schlesischen Einsiedlers ..."

Noch heute sehe ich den schönen kecken stolzen Mann in frischer übermüthiger Jugend davonsprengen und an der Biegung des Weges mir graziös das letzte Adieu zuwinken ... Aber gleich darauf sehe ich auch den Fürsten Felix Lichnowsky, Mitglied des Frankfurter Parlaments, nur fünf Jahre älter, als an jenem heiteren schlesischen Sommertage, — am 18. September 1848 mit dem greisen General von Auerswald fliehend und gehetzt, wie ein todesangstes Reh, durch die Bornheimer Heide dahinsprengen, mit Steinen geworfen und verwünscht von einer entmenschten Pöbel-Meute, die der preux chevalier so oft durch seinen kalten Hohn und seine souveräne Verachtung von der Rednertribüne der Paulskirche und vom Pferde herab gereizt hat ... Wie scheu und angstvoll die Reiter um sich blicken, da sie sich in den engen Gängen zwischen den Gärten verirrt haben und keinen Ausweg finden ... Wo bleibt aber der preux chevalier? — Der darf nicht sein Pferd verlassen und sich nicht in einem Kellerwinkel vor dem heulenden Pöbel verstecken, wie ein feiger Spion ... Der stolze Ritter muß auf seinem Pferde Rettung suchen — — und er wird sie finden — — oder im schlimmsten Fall muß er sein Leben bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen ...

Aber der ſtolze Ritter hat in dieſer Minute der Gefahr ganz den Kopf — und das Herz verloren. Er verſteckt ſich in dem dunklen Kellerverſchlage eines Gärtnerhauſes — während der General Auerswald in dem Schlafrock und der Mütze des Gärtners in einer Bodenkammer Zuflucht ſucht...

Doch ſchon nach wenigen Minuten hat die entmenſchte Pöbelmeute den greiſen General aufgeſpürt und in den Garten hinabgezerrt — ſie ſchlägt auf ihn ein mit Stöcken, Säbeln, Flinten und Senſen...

„Erbarmen! Iſt kein Familienvater unter Euch, den ſeine unſchuldigen Kinder daheim erwarten? Auch ich habe zu Hauſe fünf unerzogene Kinder, denen erſt kürzlich die Mutter geſtorben — raubt ihnen jetzt nicht auch noch den Vater..."

Umſonſt! Kennt die blutdürſtende Hyäne Erbarmen? — Zwei meuchleriſche Kugeln ſtrecken den Unglücklichen todt nieder...

An ſeiner Leiche vorbei zerren ſie den Fürſten Felix Lichnowsky... Schreckensbleich fleht er: „Laßt mir das Leben — und ich will Alles für das deutſche Volk thun..."

„Zu ſpät! Das hätteſt Du früher bedenken ſollen!... Sieh', Dein Kamerad hat ſchon mit der Flinte ſein Nachteſſen gekriegt. Jetzt kommſt Du an die Reihe..."

In der Bornheimer Allee reißen ſie ihm den Rock in Fetzen... Da empört ſich noch einmal das ſtolze Ritterblut und mit dem Muthe der Verzweiflung ſucht der Fürſt dem Nächſten die Flinte zu entringen... Das iſt das Signal. Von Kugeln durchbohrt bricht er zuſammen...

Zu ſpät erſcheint Fürſt Felix Hohenlohe mit den heſſiſchen Chevaux-Legers, den Freund zu retten. Er kann ihm nur ein ruhig Sterbeplätzchen bereiten. In dem reichen Landhauſe des Banquier von Bethmann ruht Lichnowsky's blutiges Haupt in den ſchönen Armen einer Frau, die den verführeriſchen Verführer oft liebend umſchlungen hielten — — während

sein von Sensen zerhackter und geschundener Arm mühsam einen letzten Liebesgruß an eine andere Frau schreibt, die — obgleich fünfzehn Jahre älter, als der glänzende Herzenbethörer — ihn doch durch ihren Geist und ihren großen ... Reichthum zu fesseln gewußt ... Er dankt der Herzogin Dorothea von Sagan für ihre Liebe und bittet sie, seine Ehrenschulden zu bezahlen ... Nach wenigen Stunden ist sein glänzendes abenteuerliches Leben beendet ...

Welche wirren bangen klagenden und anklagenden Gedanken müssen in jener schweren Todesstunde durch den Kopf und das Herz Felix Lichnowsky's gegangen sein!

Als ich in der Schweiz sein grausiges Sterben in den Zeitungen las — da mußte ich tieferschüttert jener heiteren Scheidestunde vor kurzen fünf Jahren in Schlesien gedenken. —

* * *

Der Landrath Wichura suchte mich andern Tags noch in Ratibor auf — und bald in Dresden, um förmlich um meine Hand zu werben.

Ich liebte ihn nicht — aber ich sagte nicht nein. Ich sehnte mich ja schon längst so sehr nach einem Retter aus den täglich drückenderen Dresdener Verhältnissen. Ich dachte es mir auch ganz schön „Frau Landräthin" und eine gnädige Frau auf dem Lande im schönen Schlesien zu sein ... Und so wurde denn unser Hochzeitstag für den März 1844 festgesetzt.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte seinem Landrath Wichura die schriftliche Erlaubniß gegeben, eine Schauspielerin heirathen zu dürfen. Der Landrath erzählte mir Wunderdinge von den glänzenden Vorbereitungen zu unserer Hochzeit und zu meinem festlichen Empfange auf „unserem" Gute. Vierundzwanzig Landleute waren neu eingekleidet, mich feierlich zu Pferde einzuholen. Eine perfecte Kammerjungfer war für die gnädige Frau Landrath gemiethet. Für mein

Hündchen Cora hatte der aufmerksame Bräutigam ein grün-seidenes Himmelbettchen anfertigen lassen. In vierzehn Tagen sollte die Hochzeit und Fürst Felix Lichnowsky wollte mein Trauführer sein. Derselbe hatte bereits seinen Einfluß auf den König Leopold von Belgien mit Erfolg geltend gemacht, daß die mir ausgesetzte englische Pension kapitalisirt und mir so ausgezahlt werde ...

Da erhielt ich plötzlich von der würdigen Hand des Bürgermeisters von Ratibor einen Brief und die Beweise: daß mein Verlobter ein Unwürdiger sei, der sich überdies vor seinen Gläubigern nicht zu bergen wisse und sich jetzt mit meinem Gelde zu retten hoffe ... Und ich hob sofort die Verlobung auf.

Der Landrath Wichura verlor seine Stelle, die preußische Kokarde und hat sich später erschossen. — —

Aber was nun? Sollte ich unter dem Hohnlächeln der jüngeren Kolleginnen bei der Intendanz demüthig um Erneuerung meines Kontrakts bitten, wohl gar unter beschämenden Bedingungen?

Nimmermehr: Eher ...

Und es bot sich mir eine rettende Hand. In Dresden lebte damals Graf Ladislaus Plater, ein polnischer Flüchtling, der mich vor fünfzehn Jahren in Berlin schon geliebt hatte ... Es war eine böse Stunde, als ich diese Hand vertrauensvoll ergriff und ihr hinaus durch's Leben folgte ...

Ich habe mein ganzes Leben bitter dafür büßen müssen ..."

VIII.

Die polnische Hölle.

„Theurer Freund, wenn Sie nur acht Tage hier in meiner Hölle gemartert würden, Sie würden mein ungeduldiges Hangen und Bangen entschuldigen! . . .“

Karoline Bauer, 6. Mai 1872.

Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!
Laßt jede Hoffnung hinter Euch, Ihr, die
Ihr eintretet!

O vana gloria dell' umane posse,
Com' poco il verde in su la cima dura.
O eitler Ruhm der Menſchenkunſt, wie kurz
Auf Deinem Gipfel jedes Blättleins Grün!

Dante.

Gräfin Plater?

Le revers de la medaille.
Geflügeltes Wort.

Die Vorderseite der Medaille, die der Leser jetzt kennt, ist eine glitzernde, blendende — ja, wohl im Stande, manches unbefangene Auge zu verblenden.

Um so dunkler, häßlicher ist der Medaille Rückseite . . .

Kommen wir also möglichst schnell mit diesen verschollenen Herzensgeschichten aus dem Leben unserer Verstorbenen zum Ende, besonders da es wenig Erbauliches mehr zu erzählen gibt. Wollte der Herausgeber dieser Memoiren hier allen Jammer und alle Klagen niederlegen, welche Karoline Bauer vor ihm ausgeschüttet hat — es bedürfte dazu hier eben so vieler Druckbogen, wie ihm nur noch Blätter zu Gebote stehen. Dieser nothwendigen Kürze wegen nimmt der Herausgeber jetzt selber den Faden dieser Memoiren auf. —

Es war also im Frühjahr 1844, als Karoline Bauer ihre Verlobung mit dem schlesischen Landrath Wichura aufhob — und sofort ein neues Band mit dem Grafen Ladislaus Plater knüpfte, der damals als polnischer Flüchtling unter polizeilicher Aufsicht in Dresden lebte. Die Unglückliche ließ den einen trügerischen Strohhalm fahren und griff nach dem nächsten besten Rettungsschimmer, — ahnungslos, daß es wieder ein Strohhalm sei, der sie verdammte, ein ganzes langes schweres Leben rettungslos gegen das Ertrinken anzukämpfen . . .

Graf Ladislaus Plater wurde 1808 in Russisch-Litthauen geboren, wo seine Familie reich begütert war. In den Jahren 1827 und 1828 hielt er sich in Berlin studirenshalber auf und betete die junge schöne Schauspielerin Karoline Bauer mit polnischer Leidenschaft an. Sie, ein Jahr älter als er, achtete nicht sonderlich auf den grünen Anbeter und machte sich mit ihrer Mutter gern über ihn lustig: weil er stets mit leeren Händen anbetete, so selbstbewußt sein „Moi! Moi!“ betonte und — impertinent rothes Haar hatte. Sie und die Mutter nannten den polnischen Adorateur nur: „Unser Papelmätzken. — Unser rothes Moi!“

Graf Ladislaus Plater erlebte in Berlin den Schmerz, daß seine Angebetete ihm den russischen Grafen Samoilow vorzog, der sich als ein schwindelhafter Kammerdiener Grimm entpuppte, und daß sie schließlich dem goldnen Locken des Prinzen Leopold von Koburg nach England folgte.

Das arme verlassene rothe Moi stürzte sich nun in die polnische Revolution — und floh, ohne sich besonderer Heldenthaten rühmen zu können, nach dem Fall von Warschau 1830 mit seinem Bruder Cäsar nach Paris. Ihre Güter wurden von Rußland confiscirt und nur heimlich konnte die Gräfin-Mutter, die in Litthauen zurückgeblieben war, nach und nach einen Theil ihres Vermögens für ihre Söhne über die Grenze retten.

Graf Cäsar Plater lebte in Paris als Bonvivant — Ladislaus, von brennendem Ehrgeiz gestachelt, gefiel sich immer mehr in der Rolle eines polnischen Agitators, Patrioten und Märtyrers — und verstand es nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit und Zähigkeit, für sein polnisches Heldenthum mächtig Reklame zu machen, doch stets auf Kosten Anderer. So gaben reiche polnische Emigranten das Geld zu dem Journal „Le Polonais“ her, das 1833—36 unter Graf Ladislaus Platers Namen in Paris erschien, und zu seiner Agitator-Reise durch England, wobei er Namen für eine Adresse zu Gunsten eines erneuten Königthums Polen sammelte. Ja, er träumte in schwachen Stunden von dieser polnischen Königskrone auf seinem eigenen rothen Haupte!

In Frankreich knüpfte Graf Ladislaus Plater ein Herzensband mit der jungen Gräfin Felez ... Da sah er in Dresden Anfang 1844, nach fünfzehnjähriger Trennung, seine Berliner Jugendflamme, Karoline Bauer, wieder — sie übte noch immer den alten berückenden Zauber auf ihn aus und verdrängte die Gräfin Felez aus seinem Herzen.

Und die verführerische deutsche Schauspielerin war grade, nach den jüngsten Erfahrungen mit dem verschuldeten Landrath Wichura und bei ihrer Theatermüdigkeit, in der günstigsten Stimmung, ihn zu erhören ...

Ob er ihr die Ehe versprach? — Eines Morgens waren Karoline Bauer und Graf Ladislaus Plater aus Dresden verschwunden ...

„Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.
Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück, noch Stern,
Sie sind verdorben — gestorben!“

Armes Weib, ist Dir bei jener schimpflichen Flucht dies Lied nicht warnend durch's Herz geklungen? — Es sollte das Motto Deines Lebens werden!

Da er als polnischer Agitator und politisch Beaufsichtigter Paßschwierigkeiten gehabt haben würde, reiste Graf Ladislaus Plater

auf den französischen Paß des Pariser Kaufmanns Louis Bauer mit Karoline über Mannheim, wo der Rittmeister Karl Bauer lebte, nach Paris zum Bruder Louis. „Die Brüder waren es zufrieden" — schreibt Karoline ... Bald darauf, im Frühjahr 1844 tauchte das Paar unter dem Namen „Graf und Gräfin Plater" in der Schweiz auf. Dort soll, nach Angabe des Grafen Plater, am 17. April 1844 irgendwo die Ehe geschlossen sein. Karoline Bauer hat das nie zu behaupten gewagt.

Noch heute lebt Madame la comtesse de Felez in dürftigsten Verhältnissen in Bordeaux und schreibt an den Grafen Ladislaus Plater auf Broëlberg einen Jammerbrief über den andern: ihn erinnernd an seine Verpflichtungen gegen seine Jugendliebe und ihren Sohn ... Umsonst! Der einst so liebevolle Ladislaus läßt sogar viele solcher unbequemen Jammer-Briefe einfach an Mad. de Felez zurückgehen — wenn auch nicht ungelesen. Mr. le comte übt zu manchen anderen geheimen Künsten auch die: Briefe über heißen Wasserdämpfen zu öffnen, zu lesen und — wenn ihr Inhalt ihm nicht gefällt — dieselben, sorgfältig wieder geschlossen, der Post zur Retournirung zurückzugeben ... Ich weiß nicht, wie die Strafgesetze der Schweiz darüber denken. — Sollte es in dieser bösen Welt mit der polnischen Königskrone nichts werden — so würde der Herr Graf Plater sich vortrefflich zum Direktor eines schwarzen Post-Kabinets eignen. — Ob Madame de Felez die unschuldig Schuldige ist, daß Karoline Bauer nicht eine rechtmäßige Gräfin Plater werden konnte? Die Andeutungen unserer Verstorbenen lassen es vermuthen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Luzern, und nachdem der beabsichtigte Ankauf des Napoleonischen Schlosses Arenenberg sich zerschlagen hatte, siedelten sich Graf und Gräfin Plater in Kilchberg am Zürich-See in einer reizend am Berge gelegenen Villa dauernd an. Die Villa erhielt eine weißrothe polnische Fahne und den Namen „Broëlberg", weil die aus Westphalen stammende Familie Plater ursprünglich „von dem Broële" hieß.

Dieser schöne grüne Broëlberg mit seiner entzückenden Aussicht auf den Zürich-See und die fernen blinkenden Glärner Alpen sollte für Karoline Bauer im Laufe vieler trostloser Jahre immer mehr zum „Qualberg" werden, wie sie zu klagen nicht müde wird.

Graf Plater entpuppte sich nur zu bald als echter polnischer Diktator, eigensinniger hochmüthiger Tyrann und eifersüchtiger Othello. Dabei versuchte er in der Schweiz eine echt polnische Wirthschaft zu etabliren und die freien Schweizer so zu behandeln, wie einst seine polnischen Leibeigenen: mit der Reitpeitsche und mit Fußtritten. Da die Schweizer sich das nicht gefallen ließen, kam der „Tyrann von Broëlberg" nie aus

der kalten Wuth heraus. Besonders haßte er, der bigotte Katholik, die protestantischen und deutschredenden Züricher — fast so sehr wie seine Erbfeinde, die Russen, und die Deutschen, welche er gern spöttisch „Messieurs pommes de terre“ nannte.

Und Karoline Bauer war eine Deutsche — eine Protestantin — und ist Beides bis an ihr Ende geblieben. Aber ihr Gebieter zwang sie: stets französisch mit ihm zu sprechen und die katholische Messe in Zürich mit ihm zu besuchen. — Graf Plater hat nicht gelernt und in seinem polnischen Hochmuth auch nicht lernen wollen, während eines fast vierzigjährigen Aufenthaltes in der deutschen Schweiz deutsch sprechen zu lernen.

Karoline Bauer war noch immer Künstlerin, die mit Leib und Seele an der Bühne und ihren Triumphen hing... aber auf dem Broëlberge durfte davon keine Rede sein. Floß ihr das dürstende Komödiantenherz mal über von Erinnerungen und Sehnsucht nach jenen alten glücklichen Tagen der Freiheit und des Glanzes — so erhielt sie stets die strenge stolze Aristokraten-Antwort: „Karoline Bauer — la comédienne est morte...“

Welch' eine traurige Existenz: nicht die gefeierte Schauspielerin Karoline Bauer mehr sein — — aber auch nicht mit Ehren Madame la comtesse de Broël-Plater sich nennen zu dürfen — — und dies qualvolle Dasein ein volles Menschenalter in geistigen und leiblichen Ketten und Banden fortschleppen zu müssen!

Und dennoch sollte Karoline Bauer noch mehr unter einem anderen Fluche leiden, den ihr Gebieter ihr auflegte: — unter seinem grabezu fabelhaften polnischen Geize! Es kostete stets einen Kampf auf Leben und Tod, wenn der Graf das nöthige Wirthschaftsgeld geben oder eine Schuld bezahlen sollte... „Er will immer alle Leute prügeln, die Geld von ihm haben wollen — und das Prügeln geht doch in der Schweiz nicht so, wie in Polen!“ — Welche Qualen sprechen sich in dieser Klage seiner unglücklichen Lebensgefährtin aus!

Als ein Züricher Rechtsanwalt dem Grafen Plater einst einen unbequemen Wechsel präsentirte, ging der kleine Tyrann von Broëlberg mit geladenem Revolver auf ihn los.

Unter diesem gräflichen Geiz hat Karoline Bauer dreiunddreißig Jahre hindurch furchtbar gelitten. So lange sie selber noch einen Centime besaß, zahlte sie stets für ihren Gebieter, um die gräfliche Wirthschaft auf möglichst anständigem Fuße, und den Namen, den ja auch sie vor der Welt trug, rein von Schuldklagen zu erhalten. All' jene Jahre hindurch hat sie heimlich zum Lohn der Dienerschaft zugelegt, weil Broëlberg sonst ohne dieselbe gewesen wäre. War in der

Wirthschaft eine Kuh, ein Pferd oder sonst etwas nöthig, und der Graf wollte nur polnische Preise bezahlen — so gab „die Frau Graf" den Verkäufern heimlich die fehlende Summe dazu. Hatte der Graf ein Kalb zu verkaufen und sämmtliche Fleischer am Zürichsee brieflich dazu eingeladen und stundenlang mit ihnen gefeilscht — dann drückte die Frau Graf dem Händler verstohlen die von ihrem Gebieter zu viel geforderten Francs in die Hand — und der ungräfliche Kälber-Handel war endlich zu Ende. — Diese feige Wirthschafts-Politik der Herrin von Broelberg hat sich an ihr furchtbar gerächt — als sie nichts mehr zuzusetzen hatte. —

Wie oft hat Karoline Bauer in den langen Jahren ernstlich daran gedacht: ihrem Unglück auf dem Qualberge und ihrem Tyrannen zu entfliehen! Schon im Herbst 1853 thut sie ernstliche Schritte, um zur Bühne zurückzukehren. Sie schreibt an den Intendanten von Lüttichau und fragt bei ihm vorsichtig an, ob eine — gute Bekannte von ihr, eine tüchtige Schauspielerin, Mitte der Vierziger, an der Dresdner Hofbühne in das Fach der Werdy, das Mütterfach, eintreten könne . . .

Ob Herr von Lüttichau diese Frage durchschaute? Er antwortet umgehend am 4. October 1853 von Pillnitz aus:

„Verehrte Frau Gräfin! Nach so langer Zeit den Beweis zu bekommen, daß Sie noch mit so liebevoller Anhänglichkeit an mich denken, macht mich sehr glücklich, und gewiß können Sie versichert sein, daß ich noch oft Ihrer gedenke, und daß Ihre Ihnen besonders eigene Liebenswürdigkeit mir und gewiß jedem, der Sie kennt, unvergeßlich bleibt. Ich denke Sie mir noch mit demselben Liebreiz, der Ihre ganze so interessante Persönlichkeit umgab, — und, aufrichtig gesagt, Sie haben bei uns noch nicht wieder ersetzt werden können! — Wäre die Dame, von der Sie mir schreiben, geeignet für dasselbe Rollenfach, welches Sie hier so unübertrefflich leisteten, — so würde ich, wenn sie dabei auch mindestens einen Theil Ihrer persönlichen Vorzüge besäße, sogleich darauf eingehen. Da es aber das Fach der Werdy betrifft, in welchem Frl. Berg ganz Vorzügliches leistet, so ist hier natürlich keine Vakanz. Aber eine zweite Fräulein Bauer wünsche ich mir, wie wir sie hier zu besitzen so glücklich waren. Könnten Sie mir doch dazu verhelfen! Doch das sind leider goldene Träume!

Doppelt erfreut bin ich, daß Sie mir Hoffnung machen, Sie vielleicht über Winter einige Tage hier zu sehen. Auch glaube ich, daß es Ihnen Freude machen würde, einigen unserer Vorstellungen beizuwohnen. Die Oper ist jetzt durch Frl. Jenny Ney sehr gehoben. Diese ist unstreitig

jetzt die erste Sängerin der Welt. Sie ist bei Weitem vorzüglicher, als die Schröder-Devrient in ihrer besten Zeit war, und läßt auch die Lind und die Sontag weit hinter sich. Tichatschek ist auch noch unverändert an Kraft und Stimme, so daß sehr Tüchtiges geleistet werden kann! Im Schauspiel sind Emil Devrient und die Bayer-Bürk die Hauptstütze, — kommt noch Dawison, so steht die Dresdner Bühne ohne Zweifel oben an — wie Sie sich selbst überzeugen können, wenn wir so glücklich sind, Sie hier zu sehen . . ."

Wäre damals in Dresden für Karoline Bauer das Mütter-Fach offen gewesen — mit welchem Jubel hätte „die Frau Gräfin Plater" ihren Tyrannen verlassen und wäre als Karoline Bauer auf die Bühne zurückgekehrt und — wohl nicht so elend gestorben, wie jetzt auf ihrem Qualberge. Sie hat Dresden nicht wiedergesehen, aber selbst noch Jahre lang davon geträumt, die geliebten Bretter wieder zu betreten, — zuletzt gar im „Großmütterfach".

Ihr einziger Trost in der immer heißer glühenden „polnischen Hölle" — war ihr Bruder Louis, der jeden Sommer zu ihr in die Schweiz kam und die Schwester pecuniär und moralisch in ihren schweren Auf- und Ausgaben unterstützte. Sie schreibt: „So lange mein Bruder lebte, war ich von Deutschland nicht getrennt, er war gemüthlich-deutsch. . . Seit seinem Tode bin ich verlassen auf geistigem Gebiet — vereinsamt im Gemüth. . ." Er verwaltete ihr Vermögen und sandte ihr, so oft sie in Noth war, Geld, Toiletten, alles Mögliche. Er war ihre Hoffnung, daß sie zu jeder Stunde ihre Zuflucht zu ihm nehmen könne, wenn ihr Elend unerträglich würde — und das wußte ihr Gebieter. Er fürchtete den energischen Pariser „Schwager" und legte sich seinetwegen manche Rücksichten auf.

Einmal, im Frühjahr 1862, hatte Karoline schon ihre Koffer gepackt, um in Abwesenheit ihres Gebieters Broslberg für immer zu verlassen und zu dem Bruder nach Paris zu fliehen. . . Da telegraphirt Louis ihr ab: „Ich muß jetzt verreisen. Nichts übereilen, bis ich komme!"

Im Sommer wollte er die Schwester in der Schweiz besuchen und sie im schlimmsten Falle mit sich nehmen. Da — am 29. Juli — erhält sie aus Paris eine Depesche. Sie erbricht sie in froher Erwartung, daß der Bruder den Tag seiner Ankunft melde — und liest zusammenknickend: „Votre frère n'est plus! Venez au plus vite!" — Eine Steinoperation hatte ihm in wenigen Stunden den Tod gebracht. . .

Zum letzten Mal verläßt sie ihren Qualberg und eilt zum Begräbniß des Bruders nach Paris . . . um in sein Grab zugleich ihre letzten Hoffnungen auf Glück und Freiheit zu senken. . . Gebrochen folgt sie

ihrem Gebieter zurück in ihr Schweizer Gefängniß — dessen Thore sich fester hinter ihr schließen. Sie war fast eine Gefangene, wie jene geheimnißvolle Gräfin im Schlosse zu Eishausen, von der diese Memoiren erzählen. —

Louis Bauer hatte seine Schwester zu seiner Universal-Erbin eingesetzt und seinen Bruder, den Major a. D., und dessen beide Töchter vollständig enterbt — — ahnungslos, daß diese Erbschaft seiner unglücklichen Schwester keinen Segen bringen werde — eher das Gegentheil.

Denn jetzt übte Graf Ladislaus Plater eine gradezu dämonische Macht auf seine Lebensgefährtin aus, und er ruhte nicht, bis Karoline Bauer ihm bereits am 29. Juli 1864 ihr ganzes Vermögen (toute ma fortune) durch einen notariellen Akt geschenkt und ausgehändigt hatte.

Und worin bestand die dämonische Macht dieses ungeliebten gefürchteten Mannes, an den Karoline Bauer in böser Stunde ihr Lebensschicksal gekettet hatte?

In dem kleinen grausamen Wort: „Geh' — wenn Du willst, daß die Welt erfahren soll, daß Du — nie mein ehrlich Weib warst!"

Ja, ein grausames herzloses Wort — gegenüber einer Frau, die einst seine heiße Jugendliebe war und ihm Alles geopfert hatte.

Durch dies Wort und die Verschenkung ihres ganzen Vermögens war Karoline Bauer jetzt ganz in den Händen des Grafen Plater — bis an ihr Grab. Mochte sie in ihrer Verzweiflung auch noch oft an ihrer Kette reißen — — zu zerreißen vermochte sie diese „unlöslichen Bande" nicht mehr. Wohin hätte diese alternde Frau, gebrochen durch einen langjährigen hoffnungslosen Kampf gegen ihren „Tyrannen", namenlos, entehrt, ohne einen Centime im Besitz, fliehend sich wenden wollen? Selbst die Rückkehr zur Bühne war unmöglich. — In späteren Jahren hat sie wohl davon geträumt, sie könne als Vorleserin ihrer „Bühnen-Erinnerungen" noch einmal à la Boz die Welt durchziehen und dadurch frei werden. Noch öfter hat sie an Erlösung durch Selbstmord gedacht. Auch dazu fehlte ihr die Kraft.

Und der Kampf um's tägliche Dasein ging weiter — und das Leben auf dem Qualberge wurde von Jahr zu Jahr trauriger, trostloser. Der Geiz des Grafen nahm täglich zu und für die Herrin von Broël-berg wurde die Geldnoth immer erdrückender, da ihr die reichen heimlichen Zuschüsse vom Bruder Louis fehlten. In ihrer ewigen zitternden Angst hatte sie nicht den Muth und nicht die Kraft, ihrem Gebieter klar zu machen: daß in den letzten 20—30 Jahren die Preise für alle Lebensbedürfnisse um's Dreifache gestiegen seien, daß Kutscher, Diener, Köchin,

Knecht anno 1874 natürlich nicht mehr für denselben Lohn dienen wollten, wie 1844 — — und der Herr Graf Plater fand es viel bequemer, seine polnische Wirthschaft so weiterzuführen und das Wirthschaftsgeld nicht verdoppeln und verdreifachen zu müssen.

Und an diesem polnischen Geiz ist Karoline Bauer trostlos zu Grunde gegangen — physisch und moralisch — verdorben und gestorben . . .

So lange sie noch ein Schmuck- oder Werthstück zu verkaufen hatte, wanderte das nach Zürich zum Juwelier und zum Trödler. Sie hatte zuletzt keine Uhr, keinen Ring, kein Armband mehr — und ihre Toilette wurde immer ärmlicher. Nur ein echtes Perlenhalsband besaß sie noch, ein Geschenk vom Prinzen Leopold von Koburg, — aber das hielt der Herr Graf Plater fest unter Verschluß.

Und als sie nichts Eigenes mehr zu verkaufen hatte — da war die Unglückliche schon so tief gesunken, daß sie mit Hilfe ihrer Dienerschaft heimlich das Eigenthum ihres Gebieters versilberte: das Heu vom Boden, den selbstgebauten Wein aus dem Keller, das Obst aus dem Garten u. s. w. Noch auf ihrem Sterbebett, wenige Tage vor ihrem Tode, verkaufte sie heimlich für mehrere Hundert Francs Wein . . . Und dabei ist sie die drückendsten Schulden nie los geworden. Sie borgte in der Nachbarschaft herum, sogar bei ihrer Scheuerfrau, gegen höchste Zinsen. Nach ihrem Tode fanden sich 2500 Francs solcher Schulden vor. — Ob Graf Plater die bezahlt hat?

Kann eine Frau noch tiefer sinken? — Ja, leider! Als alle diese Geldquellen erschöpft waren, griff Karoline Bauer in ihrer Verzweiflung zu noch schlimmeren Mitteln. Sie bezahlte mit — Versprechungen und gab Anweisungen auf Bezahlung nach ihrem Tode durch ihr Testament, obgleich sie nur zu gut wußte, daß sie kein Vermögen mehr hatte, also auch nichts testiren konnte. Solche schriftlichen Testaments-Versprechungen über 500 Francs gab sie „im Namen Gottes" dem Kutscher, ihrer langjährigen treuen Köchin u. A. — um sie dadurch bei dem geringen Lohn Jahr auf Jahr im Dienst zu fesseln. So wurde die Unglückliche zur — Schwindlerin.

Am 14. Juli 1870 schreibt Karoline Bauer an Martin Perels, den Herausgeber der „Deutschen Schaubühne", der sich in seinem Blatt und bei anderen Zeitschriften viel für sie bemühte. . . . „Nun noch ein Geheimniß zum Schluß. Heute früh trug ich eine Bestimmung in die Kanzlei der Gemeinde, einfach ein Codicil: „Nach meinem Tode hat mein Testaments-Vollstrecker an Herrn Martin Perels, Schriftsteller in Berlin, . . . Francs zu übermitteln. . . Der Zug mag beweisen, wie ich bedaure, jetzt mit nichts Sie beschenken zu können, aber wie ich

Ihre Theilnahme, Ihren geistigen Beistand innigst anerkenne. . . Wie stets wahr und herzlich ergeben. . ."

Solch ein Codicil hat sich nicht vorgefunden.

Von mir, dem Bearbeiter und Herausgeber ihrer „Bühnen-Erinnerungen" hat Karoline Bauer in den letzten neun Jahren ihres Lebens durch solche „legatorische Schwindeleien", wie ein schweizer Jurist und Schriftsteller nach Durchsicht der Prozeß-Akten es nennt, über 5000 Francs Honorare herausgelockt — gegen ihr wiederholtes mündliches und schriftliches Versprechen, daß ich diese „Schuld" nebst Zinsen durch ihr Testament zurückerhalten solle. . .

So schreibt sie mir am 11. Juli 1870: „Welch' ein herziger goldner Brief war das — und welche nahen herrlichen Aussichten eröffnet er mir: (den Artikel) „Dresden" — und ein ganzes Nest voll goldner Eier! Ich bin so erfreut und gerührt und von Dankbarkeit durchdrungen, daß ich immer und immer wiederholen muß: Freudenspender! lieber zartfühlender Freund, wie kann ich je vergelten, was Sie für mich thun? — Ihre Schuldnerin nenne ich mich schon längst, und notirt ist Alles! Nächstens langt ein Vermächtniß mit 5 Siegeln in aller Form an. Ich will auch so recht unverschämt noch das Honorar für „Dresden" mir allein aneignen. . ."

14. Juli. „Ich bin auch Ihre liebe goldene Schuldnerin geworden, denn am 14. Juli deponirte ich in Rüschlikon, Notariat Horgen, unterer Theil, ein Codicil zum Testament in aller gerichtlichen Form. Der Empfangschein Nr. 219 mit Amtsstempel ist hier; kann ich Ihnen denselben nicht selbst einhändigen, so sende ich Ihnen die Schrift. Ihre Adresse ist auf dem versiegelten Codicil zu lesen und nach meinem Sterben schreibt das Notariat augenblicklich an Sie. Man stirbt deshalb nicht eine Minute früher und ich bin beruhigt und die Marmoruhr soll Ihnen ticken und sagen: Gönne der alten Bergfee, daß sie hier nicht mehr abgehetzt zu werden braucht und vom Heimweh nach den Vorangegangenen endlich erlöst ist!"

23. Juli. „Was das Testaments-Document anbelangt, so bitte ich Sie als wahre treue Freundin: lassen Sie mich gewähren. Im Falle meines plötzlichen Todes kommt Ihnen nur zu, was ich Ihnen schulde. — Will die Vorsehung, daß mein Lebensabend sich freier gestaltet und ich wirklich als gute Bergfee für Sie handeln und sorgen kann — um so besser."

26. November. „Ich Endesunterzeichnete bevollmächtige Herrn Arnold Wellmer, über meine **Manuscripte** und **Briefe** ganz nach Gefallen zu verfügen. — Herrn Arnold Wellmer kommt auch die Einnahme

vom Buche zu, auch wenn es zwei Auflagen erleben sollte. Im gestern deponirten gültigen Testament ist Nr. 9, welche Herrn Arnold Wellmer meine Schuld anweist und über ein Andenken, die Marmoruhr, bestimmt."

2. April 1871. „Nur was Ihnen zukommt, theurer Freund, den „Dramaturgen" mitberechnet, ist nebst Zinsen Ihnen klar und deutlich vermacht und gesagt: als Schuld zu entrichten . . ."

Jene Schuld betrug damals 1500 Frs., nebst Zinsen vom 26. November 1870.

14. Juli. „Ich bin ja und bleibe ohnedies in Ihrer Schuld — ewig — moralisch — pecuniär bis nach meinem Tode! Sie haben Pflichten für sich zu beobachten, großmüthiger Freund . . . Lassen Sie mir die treue Freundeshand guten Muthes, lieber Vertrauter! Es müßte ja kein Gott im Himmel sein, wenn Ihnen nicht Genugthuung für Ihre Theilnahme an meinem Wohl und Wehe zu Theil würde!"

21. Januar 1874. „Das gelbe Couvert („Nach meinem Tode zu eröffnen!") — enthält meine Schuld für die Bearbeitung der Artikel bis zum Erscheinen des Buches. — Vor fünf Wochen vermachte ich Ihnen noch in einem Codicil, welches ich dem in Thalweil, Notariats-Kanzlei deponirten Testamente beifügte: 2000 Frs."

November 1876. „Ich setze am 29. November mein Testament auf, nach Aargauer Gesetzen, als Bürgerin Aargaus, damit mein Mann keine Protestation von meiner Familie zu gewärtigen hat. — Der Notar bringt mir das früher Eingereichte zurück. Gedenken Sie meiner, theurer Freund, es ist eine vollwichtige Stunde zu überstehen."

29. November. „Die Testamentsstunde ist in würdigster Weise vorüber gegangen. Jede Minute kann ich die Augen schließen. Meinen Herzens- und Freundes-Pflichten habe ich Genüge geleistet und der Graf hat mir freie Hand gelassen. Bruder Karolus enthält baare Summen, damit er noch klappern kann . . ."

Ich hatte sie nämlich gebeten auch ihres armen alten Bruders in jener „vollwichtigen Stunde" liebevoll zu gedenken, da ich wußte, daß sie ihn oft — haßte.

5. October 1877. „Der Graf wird ein edles klares Testament eröffnen und mein Andenken werth halten . . ."

Diese letzten Zeilen schrieb Karoline Bauer sterbend — dreizehn Tage vor ihrem Tode und mit dem Bewußtsein, daß sie in den letzten 8 Jahren, vom 14. October 1869 bis 9. August 1877 allein im Notariat Thalweil zehn Testamente und Codicile deponirt und doch bereits am 29. Juli 1864 dem Grafen Ladislaus Plater „toute ma fortune" geschenkt,

also keinen Centime zu vermachen hatte — — mit dem Bewußtsein, daß ihr letztes, am 9. August 1877 in die Hände des Notars niedergelegtes Testament wörtlich laute:

Auf dem Couvert: „Graf Plater. Eigenhändige Berichtigung der Gräfin Broël-Plater. Nach meinem Tode meinem Manne ohne amtliche Eröffnung einzuhändigen."

Inhalt: „Um jeder Irrung nach meinem Tode vorzubeugen, erkläre ich hiermit: daß ich kein Testament zu verfassen hatte, indem ich schon bei Lebzeiten und zwar mit Willensfreiheit und vollem Verstand Graf Ladislas Plater am 29. Juli 1864 mein Vermögen vermachte.

Niemand hat Anspruch an dies Vermögen zu erheben, was mir nach Bruder Louis Tode zugefallen, denn der größte Theil gehörte mir und war in Bruder Louis Geschäft zu Paris gegeben worden. Was seine Liebe noch hinzufügte, stammte von seinem Fleiß.

Ich erkläre auch für Null und Nichtig sämmtliche von mir später ausgestellte Legate, denn die Erfahrung belehrte mich leider, daß man seinem Herzen Zügel anlegen muß.

Broëlberg, den 20. Juli 1877. Karoline Bauer,
geb. in Heidelberg 29. März 1807."

Wer löst uns dies Seelenräthsel? Wie konnte diese Frau dem Tode ruhig in's Auge schauen, mit dem Bewußtsein: Du hast all' diese Jahre Lug auf Lug, — Trug auf Trug gehäuft . . . und nach deinem Tode stehst Du da als — Schwindlerin!?

Wir wollen versuchen, dies Räthsel zu lösen — und wir wollen versuchen, für die Schuld dieser Frau nach Kräften Milderungsgründe anzuführen, — eine Rechtfertigung giebt es nicht.

Solche Milderungsgründe sind: Der dämonische demoralisirende Druck, welchen Graf Plater 33 Jahre hindurch auf sie ausübte! — Die fortwährende Angst vor der Entdeckung: Du hast Dir einen ehrlichen Frauennamen und Grafentitel beigelegt, der Dir nicht gebührt! — Die ewige pecuniäre Noth — — ihr ganzes elendes Dasein und ihr Qualleben in ihrer polnischen „Hölle", der sie nicht mehr zu entrinnen vermochte . . .

Dafür mögen folgende kurze Briefstellen von Karoline Bauer's Hand aus den letzten Jahren ihres Lebens sprechen. Ausführlicheres findet der theilnehmende Leser in dem Buche: „Karoline Bauer in ihren Briefen." Diese Briefe schildern am treusten das trostlose Dasein der unseligen Schreiberin. Da heißt es:

5. März 1869. „Der Graf . . . blieb Pole, mit allen Vorurtheilen und Illusionen eines echten Polen — — ich blieb Deutsche mit

Leib und Seele! Da war Bruder Louis denn der liebevollste Vermittler. Seit er mir entrissen, lebe ich nur der — Pflicht!"

22. März. „Ich achte den Grafen als edlen Patrioten . . . aber seine Landsleute sind mir nachgerade unerträglich geworden — und wenn in unsern alten Tagen noch Trennung erfolgen sollte, so ist der Grund: meine Polen-Antipathie!"

20. Mai. „Daß ich eigenmächtig (ohne Wissen des Grafen) über die Blütezeit dramatischer Kunst und meine Jugenderinnerungen geschrieben, war Bedürfniß meiner Seele und meines Herzens, das nach 25 Jahren voll Polen-Ueberschwänglichkeit und Politik zu verdorren drohte. Das Licht war nahe am Verlöschen. Jetzt flackert es noch ein Mal hell auf . . ."

6. Juni. „Louis Schneider macht sich eine falsche Vorstellung von meiner Unabhängigkeit (zum Reisen nach Wiesbaden). Ich darf ja nur nach Zürich, wenn ich meinem Gebieter erst ausführlich Rapport abgestattet: Wen ich zu besuchen gedenke und welche Geschäfte ich abzumachen habe! Nur wenn mein Tyrann verreist, bin ich Herrin meiner Zeit. Dieses Gebundensein, dieses Gehorchen-Müssen, der Ehre und dem Frieden zu Liebe, entschuldigt das jetzige eigenmächtige Schreiben, — das letzte Aufflammen vor dem Verlöschen . . . — Sie haben keine Idee von dem Beobachten des Grafen während der harmlosesten Unterhaltung mit Anna Löhn. Es war, als fühlte er ahnungsvoll, daß die Vergangenheit mir theurer ist, als die Gegenwart . . . Seit 25 Jahren bin ich nicht über die Grenzen des Guts hinausgekommen . . . und doch peinigt den Grafen stets der Gedanke: ich könne, abwesend, ein Mal nicht wiederkehren! . . . Trotz der 25 Jahre des Beisammenlebens hat er nicht das geringste Verständniß für mein deutsches Denken und Empfinden und sogar die deutsche Sprache ist ihm ein Gräuel. Ich, die Deutsche, muß stets Französisch mit ihm sprechen.

Auch hat der Graf in diesem Vierteljahrhundert nicht gelernt, ein Schweizer Gut zu verwalten . . . wie Schweizer Leute behandelt werden müssen . . . Gespalten ist mein Herz von tausend kleinen peinigenden Quälereien, die keinen Augenblick ruhen — gespalten und matt und müde! Nur das Mitleid mit dem Grafen: die Ahnung, daß man sein unpraktisches Verfahren mißbrauchen würde, hielt und hält mich ab, einen coup de tête auszuführen. — Fügen Sie zu diesen Qualen noch die Insurgenten-Ueberflutung seit 1863! Täglich 20—30 Polen zu bewirthen! Den General Bossack-Hauke mit Frau und Kind und den Dictator Langiewicz beherbergten wir ein ganzes Jahr und — Beide bewiesen sich undankbar. Langiewicz verführte und entführte mir

heimlich meine Nichte Marie (nach Konstantinopel, wo sie gestorben.) ... Dabei zwei Jahre hindurch die Redaction des Polenblatts „Der weiße Adler" in Zürich, welche den Grafen ruinirte ... Soll ich Ihnen meine heißesten Wünsche aussprechen? In einem kleinen deutschen Dorfe ein freundliches Stübchen mit Aussicht auf gesegnete Fluren bewohnen — allein mit meinen treuen Hunden, dem Erard-Pianino von Bruder Louis, mit meinen Erinnerungen, Papier und Feder ... Wie ruhig, ungequält, ungemartert, wie sanft und resignirt würde ich da verlöschen ... Für die Welt müßte natürlich die Gräfin Plater Paris bewohnen — wegen Kränklichkeit! — Vielleicht wäre auf diese Weise auch der Graf zu retten. Er verpachtete oder verkaufte das ihn ruinirende Gut und lebte in Posen bei seinen Verwandten ... die mich stets als Ketzerin und der gräflichen Familie unwürdig betrachteten. Eine Künstlerin — Komödiantin — Protestantin konnte den Grafen nur „behext" haben, wofür sie im Fegefeuer brennen wird ... Sicher wird der Graf mich sehr schmerzlich vermissen und mir Undank Schuld geben ... Dagegen habe ich in die Wageschale zu legen: Deutschland, den heißen Drang, meine Erinnerungen zu Papier zu bringen, meinen Unabhängigkeitssinn, Freunde, das gebrachte Opfer des Bruchs mit der theuren Vergangenheit und 25 Jahre der treusten Pflichterfüllung — ein wahres Opferleben! Ich würde von Broëlberg auch Nichts mitnehmen, als das Vermächtniß von Bruder Louis ..." (das ja aber Graf Plater schon vor fünf Jahren sich hatte schenken lassen!) ... „So steht es mit Ihrer alten Freundin! Noch ist nichts überstürzt, zerrissen. Aber ich fühle, es muß anders werden, sonst verfalle ich der schwärzesten Melancholie ... Die Hand auf's Herz: darf ich mir erlauben, nach Ruhe zu ringen, um meine letzten Jahre ungequält zu verleben? ..."

14. Juni. „Ich bin scheinbar ruhig und gehe mit Gott und mir zu Rath und prüfe meine Kräfte, ob sie mir vergönnen werden, in gewohnter Weise fortzuleben? Stets wiederhole ich mir dabei Ihre Worte: „Nicht eigenmächtig eingreifen. — Alles Gott überlassen!" — Ist es so Recht? ..."

20. Juni. ... „Ich sehne mich gar zu innig nach Gemüth! Betrachten Sie hier die Züge meines Tyrannen ... aus diesen Zügen blickt kein Gemüth! ... So gemüthlos in der Häuslichkeit ... Ein Prachtgebäude, das keinen traulichen Herd hat! ..."

5. August. „Ich bin heute schon frei geworden, weil neue Nachrichten die Abreise meines Gebieters beschleunigten. Erst als der Wagen fortrollte, glaubte ich an meine Ferien ..."

29. September. „Vor wenigen Stunden ist mein Tyrann abgereist. ..... Zehn Tage der Freiheit sind nicht zu verachten. So hilft Gott immer weiter."

2. Januar 1870. „Mein Gebieter sprach in Berlin mit Gneist, Jacoby, Momsen über — Polen. Sein einziges Thema, das mich nun schon 25 Jahre in Verzweiflung bringt. — Sie fassen immer noch nicht, daß der Graf allein nicht erfährt: „Karoline B .... veröffentlicht in Ü. L. u. M. ihre Bühnen-Erinnerungen? — Sie kennen eben meinen Gebieter nicht, der nur für sein Polen Interesse hat. Sein einziger Bruder Cäsar ist todt. Die Schwägerin und die übrige Familie wissen nichts von Karoline Bauer und meine Freunde am Züricher See sind mit im Komplot . . ."

3. Januar. „Der Baron Bredow will mir gar nicht aus dem Sinn ... Wenn mein Othello wüßte, daß mein Geist Jugendgenossen besucht — heiliger Gott, er erwürgte mich".

5. Januar. „Diese Botschaft aus Deutschland, langte zur rechten Zeit an, um mich zu erquicken, denn hier umklammert mich immer mehr die erdrückende Prosa des Lebens. Die fieberhafte Hast, mit der mein Gebieter für sein Polen-Museum arbeitet, verscheucht nachgerade aus dem Stillleben alle Ruhe, jeden Frieden".

5. März. „Zürnen Sie nicht der alten Freundin, weil ihr Blut noch so ungeduldig wallt! Ach, das habe ich ja so schrecklich büßen müssen, noch vor dem Broëlberger Märtyrerthum".

13. März. „Schreiben muß ich, das ist für mich zur Sein- oder Nicht-Sein-Frage geworden . . ."

21. März. „Schreiben muß ich, um nicht wieder total in Melancholie und Polen-Misère zu versinken . . . Den ganzen Tag höre ich nichts als Polen — Polen — Polen! Der Graf schwimmt in Seligkeit — aber bei dieser Seligkeit ginge ich zu Grunde, ohne andere Nahrung des Gemüths, als Polen — Polen — und ewig dasselbe Lied".

9. Mai. „Dr. v. Königk-Tollert, Direktor des deutschen Theaters in Petersburg und ein lieber Jugendfreund . . . will mich bei seiner nächsten Sommerreise absolutement besuchen. Geht nicht! Ein alter Anbeter und noch dazu aus dem verhaßten Petersburg — mein Othello führe aus der Haut. . . . Herzensvertrauter, ich sollte noch fünf Jahre lang hier die Polenmanie mitmachen? Das ist von Ihnen eine grausame Voraussetzung! Nein, nur noch ein Jahr möchte ich leben, bis ich Alles geschrieben habe, was mir auf dem Herzen liegt, dann gehe ich gern heim zu Mutter und Bruder".

10. Mai. „Ich bin heute allein, denn mein Tyrann weilt in seinem Museum zu Rapperswyl und (Nichte) Emma fuhr mit dem Dampfschiff nach Zürich. Wie wohl mir die Stille thut! Ach, wenn ich doch noch ein friedlich Abendstündchen fern von allem Getreibe in stillster Einsamkeit leben und — schreiben dürfte! Um mich her nichts Unharmonisches, was mir die Nerven zerreißt, — nichts Dummes, was mich niederdrückt, — nichts Boshaftes, was mich wild macht! — Wie schön müßte solch' ein Abendtraum sein!"

22. Mai (an Dr. v. Königk-Tollert.) „Nein, treuster aller Verehrer, besser ist es, daß wir uns jetzt nicht sehen... Also stellen wir das Rendezvous auf 1871 fest. Bis dahin — was kann sich Alles ändern! Ist es mir dann gelungen, meiner Banden mich zu entledigen, ist es mir vielleicht vergönnt, dann in einem stillen Erdenwinkel sanft zu erlöschen, so sollen Sie zuerst meine Adresse wissen, theurer Seelenfreund, und dann die Wanderschaft zur alten Lina antreten. — Muß ich hier der Ehre halber ausharren, so lasse ich mir durch den Doktor Rahn, meinen Freund, eine Badekur anempfehlen und in Schinznach oder Baden im Kanton Aargau können wir uns wie zufällig treffen und wenigstens einige Tage unter demselben Dache wohnen".

26. Juni. „Hier wird es immer schwüler und schwüler..."

23. Juli. „Auch will ich sogleich die „abgesetzte" Bergfee, welche Ihnen Unruhe machte, in „abgehetzte" verwandeln. Abgehetzt bin ich fürwahr, denn Alle verlangen nur immer nach und von mir: vom Grafen bis zum Kuhknecht... Absetzbar bin ich leider und zu meiner Strafe nicht mehr und schwerlich werde ich jemals wieder frei und unabhängig aufathmen."

29. Juli. „Zwei Tage mußte ich das Bett hüten. Die Gemüthserschütterungen überwältigten die alte Bergfee. Mit Sinn und Herz deutsch und den deutschen Waffen Sieg erflehend — und dabei täglich, stündlich in die Augen eines Mannes blicken müssen, der anders fühlt! — das war für mich zu viel. Nicht, als ob der Graf nicht erkennte: wie ungerechtfertigt und böswillig Napoleon den Sieg provocirte. Aber er als Pole muß hier ja andere Wünsche hegen, anders fühlen, als ich... So hat der Krieg auch hier im Hause Kampf entzündet — zwischen Deutschland und Polen!"

13. August (an Königk-Tollert). „Die Lina ist schrecklich gebeugt... Deutsch gesinnt zu sein und Frau eines französisch Denkenden — darüber wären Bücher von Gefühlskonflikten zu schreiben. Mein Jubel über Deutschlands Einheit steigt gen Himmel — mit Thränen vermischt, denn unser Haus ist jetzt in Trauer gehüllt".

27. August (an Königk-Tollert). ... „Grade jetzt bedarf ich der Theilnahme und des Mitgefühls, wie noch nie. Außer bei dem Tode der Mutter und des Bruders, fühlte ich mich nie so vereinsamt... Ich schreibe fort — ich muß im Reiche der Phantasie mich erholen, denn die Wirklichkeit ist trüb' und trostlos".

4. September. „Vor Allem seien Sie unbekümmert um meine Sommerpläne 1871, theurer Freund. Ich unternehme nichts (Gewaltsames) ohne Ihr Wissen und Ihre Zustimmung. Es regt sich in dieser traurigen Zeit im armen gespaltenen Herzen nur mächtiger das Verlangen nach dem Lebensabend-Traum — und das Heimweh zieht mich nach Deutschland, um dort noch ein Weilchen still und friedlich zu leben und dann auf dem Mannheimer Friedhofe neben der Mutter mein Grab zu finden. — Wie sich das ermöglichen läßt, ist mir noch unklar, denn ich will die Augen mit Ehren schließen. Aber der Gedanke lebt und flüstert so eigen in meinem Innern: als sollte für mich bald die Stunde der Freiheit schlagen und ich Ihnen näher gerückt werden..."

11. Oktober (an Königk-Tollert). „Soll ich ruhig hinüberschlummern, so muß ich mich von den siebenundzwanzigjährigen Banden loßreißen. Für die Welt bleibe ich Broëlbergerin, für die wenigen Freunde, die mich sehen wollen, in dem selbstgewählten Asyl. Noch ist nichts entschieden — vielleicht klärt sich Alles besser auf, als ich es jetzt vermuthe, doch bleibt es mir erlaubt, um der moralischen Würde willen zu erwägen und vorzuarbeiten. Seien Sie also ganz unbesorgt über das Fühlen und Handeln der Lina. Sie weiß, was sie ihrem Namen und sich selbst schuldig ist".

2. März 1871. „Und nun geht's an die — Schluß-Artikel! Jawohl, theurer Freund, denn die arme alte vereinsamte Bergfee ist müde und matt geworden. Die letzten Monate haben mir tödtliche Gemüthsschlachten geliefert, von denen eine andere, minderkräftige Natur zermalmt wäre. Jubelte man in Deutschland — herrschte hier in Broëlberg Verzweiflung. Vergoß man dort Thränen — hoffte der Graf! O wie entsetzlich bin ich bestraft, mein schönes Deutschland verlassen zu haben! Was hilft da alle Ehrenhaftigkeit, wenn die Gemüther sich täglich mehr entfremden! — Zwei Freuden möchte ich nur noch erleben: Sie wieder zu sehen und alles Geschriebene gedruckt zu lesen! Dann geht es an die geheimen Memoiren. Hoffentlich ruft Gott mich ab, wenn auch diese mir gestellte Aufgabe erfüllt ist. — Emma und ich hoffen, daß der Herr des Hauses bald verreisen werde. O Gott, wie thut Ruhe hier Noth! Zum Ueberfluß stirbt nun auch noch der (polnische) General Bossack-Hauke.

In Zürich war Trauermesse, aber ich als Deutsche fuhr nicht hin, was (den Grafen) auch verletzte.

Es ist doch klüger, mein Bild erst bei den „Komödianten-Fahrten" in „Ueber Land und Meer" auftauchen zu lassen — meines Tyrannen wegen. Der hätte fast etwas gemerkt, als er im Programm des Journals von „K. Bauer" las. Doch half mir Emma's Geistesgegenwart und so ist mein Gebieter beruhigt und festen Glaubens: Karoline Bauer sei Karl Detlef, die ja auch K. Bauer heißt. Der Gewaltige verdient, daß er getäuscht werde".

3 April. „So Gott will, sehen wir uns über Sommer noch fröhlich wieder. Und wer weiß, ob die alte Bergfee nicht endlich doch noch der kalten Schweiz entrinnen und draußen den Lebensabend-Traum freundlicher zu Ende träumen darf!?"

14. Mai. „Es grünt und blüht auf Broëlberg himmlisch schön! ... Heute früh um 6 Uhr wanderte ich schon durch Wiese und Garten und mußte sagen: wenn die Herzen hier nicht so bange pochten, könnte man dies Daheim ein Paradies nennen! Aber — der Mann, der mir Frieden und Stillleben verheißen, verliert nachgerade Besinnung und Verstand. Die Fieberhast, das rastlose Streben, für Polen Etwas schaffen und erringen zu wollen, nimmt täglich zu. Die Aufgaben mit dem Museum erdrücken ihn — und doch läßt er nicht nach, ruinirt Gesundheit und Vermögen und erntet — Undank ... Ständen nicht drei Wochen Freiheit und Ruhe in Aussicht — ich bräche diese Ketten, die mich moralisch erdrücken ...

Hier bin ich total vereinsamt ... Unsern Bekannten gönne ich nicht die Genugthuung, mich nicht glücklich zu wissen. Ich ziehe mich immer mehr von aller Welt zurück ... Aber gegen einen Menschen auf dem weiten Erdenrund muß man doch sein Herz entladen können — und wem sollte ich sonst klagen, als dem edlen, gütigen Beistande, der mir die letzten Freuden des Lebens brachte und mich zum Weiterschreiben ermunterte, was mich beglückte und beseligte. So wäre denn die Vergangenheit doch nicht ganz zu Grabe getragen, obgleich mein Gebieter mir erst neulich sagte: „Caroline Bauer est morte!" ... Bleiben Sie mir gut, dann geht Alles gut und ich erliege nicht den hiesigen Prüfungen und wage wieder zu hoffen und zu wünschen ..."

22. Mai (an König-Tollert). ... „Welch' namenlos trauriges Wiedersehen würde es sein! Sie weinen um die geliebte Gattin — ich um mein ödes, vereinsamtes Leben! — Ich lasse Alles, komme es, wie es will, ich schweige, ich schreibe an meinen Erinnerungen und bitte Gott täglich, mich zu sich zu nehmen, sobald das Buch, mein Lebewohl an

Deutschland, zu Tage gefördert ist ... Ach, das Leben könnte Einem noch manche Spätblume bringen, wenn nicht die Bande der Verhältnisse uns wunddrücken würden. Ich werde schrecklich müd' und mürbe ..."

12. Juli. „Auf Broëlberg und auf meinem Gemüth liegt ein trüber Schleier. Das Polenmuseum ist mein Unglück, denn es raubt meinem Gebieter noch die letzte freie Willenskraft. Er hat für nichts Anderes Sinn und Gedanken. Dürfte ich nicht im August (durch die Badereise des Grafen) einige freie Wochen erhoffen, so müßte ich verzweifeln ..."

20. Oktober. „Meine Aufgaben hier gestalten sich täglich schwerer. Der Graf hat nur noch Verständniß für sein Museum und die Lasten und Sorgen der großen Wirthschaft ruhen ganz allein auf mir. Dabei ein ewiger Kampf gegen unpraktische Ideen und unsinniges Thun ..."

25. Oktober. „Nur noch die gute Nachricht, daß mein Gebieter nächste Woche auf acht Tage nach Paris muß, mir hier also Ferien und Ruhe winken. So schenkt Gott immer wieder ein Balsamtröpflein und hilft durch ..."

4. März 1872. „Das Frühjahr bringt den Broëlbergern diesmal nur Sorgen und Leid. Versuchte ich nicht durch geistiges Schaffen mich über alle Misère zu erheben, ich ertrüge die Gegenwart nicht. Museum und immer nur Museum! Die Aufgaben und Sorgen, welche diese Stiftung bringt, steigern sich täglich. Wir sind von Morgens bis Abends im unerquicklichsten Gewirr von Besuchen, Posterpeditionen, Kisten — das schwirrt und betäubt ohn' Unterlaß. Der arme Graf ist den Anforderungen weder geistig noch — materiell gewachsen. Emma bemerkt, gleich mir, seine Zerstreutheit und Benommenheit. Es ist etwas Unerträgliches, in der Einsamkeit nicht ruhig sein zu können; Ruhe ist das Hauptgut des Stilllebens. Die Abwechselungen meines freudelosen Daseins sind — die Mühen der großen Haushaltung. — Nicht um Ihr Mitleid zu erregen, theile ich Ihnen dies Alles mit — denn ich verdiene kein Mitleid! Warum handelte ich nicht klüger? Warum gab ich mich einem Polen gefangen?"

8. März. „Mein Tyrann nennt die Bourbons und Legitimisten kurzweg bêtes, bildet sich überhaupt fest ein: — liberal zu sein! Mein Tyrann — liberal! Das ist zu allerliebst. Aber er entwaffnet mich stets durch seine Naivetät, die da wähnt, er sei die Gemüthlichkeit selbst. Und dabei quält er mich und Alle, die mit ihm in Berührung kommen".

10. April. „Mein Herz darf ich Ihnen doch ausschütten? Ich bin tief entmuthigt, weil der Graf einem Abgrund entgegengeht. Alle Tage wegen des unglücklichen Museums neue Sorgen, neuer Aerger — und der Graf will nicht klar sehen. Wie Verrückte müssen die Leute täglich

6—10 Mal bergab — bergauf zur Post rennen — und gebe ich nicht heimlich über meine Kräfte Trinkgelder, so verlassen sie den Dienst. — Jede Gemüthlichkeit im Hause ist verschwunden, jeder trauliche Verkehr abgebrochen. Die Parole heißt Tag für Tag nur: Museum — Post, Post — Museum! In meiner Verzweiflung sagte ich dem Tyrannen noch gestern: „Du würdest uns weniger martern, wenn Du ein Trunkenbold und Lüderjan wärst, als mit Deiner polnischen Museums-Phreneſie! Dazu kommt die Angst, daß der Graf sich durch seine aristokratischen Manieren und seine Kleinlichkeit, auch in Geldsachen, hier am See, in Zürich und Rapperswyl verhaßt macht! Ja, Bücher könnte das arme Fräulein Lustspiel über die kleinen Leiden Broëlbergs schreiben . . ."

6. Mai. „Nein, theurer Freund, ich bin nicht undankbar gegen den überraschenden Erfolg (des „Bühnenlebens") — aber, wenn Sie nur acht Tage hier in meiner Hölle gemartert würden, Sie würden mein ungeduldiges Hangen und Bangen entschuldigen."

8. Mai. „Wie bitter habe ich erfahren: daß nur Gemüth wahrhaft und dauernd zu beglücken vermag! Meine Seele hungert nun schon so viele, viele Jahre . . ."

28. Mai. „Ihre lieben Worte erhellen mein verdüstertes Gemüth. Dürfte ich Sie doch bitten, Ihre Sommerferien hier zu verleben! Aber in Gegenwart des Grafen — nie! Es ist schrecklich, so edel — und doch so ganz ungenießbar zu sein für Jeden, der nicht Pole ist. Ich erstarre mehr und mehr in dem ertödtenden Treiben und flüchte oft auf meinen Berg unter die hohen Bäume, um mich auszuweinen und mein Gesicht — für die Leute zu komponiren. Würde ich Sie denn sonst so quälen mit meiner Ungeduld, mit meinem Streben und Schaffen, wenn ich mich nicht wie ein Ertrinkender an diese letzte Lebensfreude anklammern müßte?"

22. Juni. „Wie wäre es, wenn Sie Ihre Sommerferien doch hier am Zürichsee feierten und vor Ihrer Abreise den Grafen noch einige Tage genössen? Sieht er Sie ankommen — so reist er garnicht. Er kann es durchaus nicht ertragen, mich mit Jemandem zutraulich sprechen zu hören. Sogar nach Kaffee-Visiten bekomme ich meine Gardinen-Predigten, wenn ich zu sehr Karoline Bauer gewesen bin. Ich soll nur für ihn liebenswürdig sein — und er versteht nur zu quälen. Ueber diese Mischung von Tyrannei und Zuneigung ließen sich Bücher schreiben. Seit Louis Tode und der gleich darauf folgenden heuschreckenartigen Polenemigration hierher — hält mich nur noch die Ehre aufrecht und hier fest — ohne das geringste Gemüthsglück."

4. Juli . . . „Ueberlassen Sie mich getrost meinem hiesigen Elende. Entweder geht es mit mir rasch zu Ende — und das wäre ja gut,

oder ich erstarke, aufgestachelt durch die sich täglich hier mehr anhäufenden Widerwärtigkeiten und im Bewußtsein meines Werthes — zum letzten Kampf! Bleiben Sie mein Freund, entziehen Sie mir nicht Ihre Theilnahme — und Gott schenkt mir auch wieder Sonnenschein."

21. August. Ich bin das gequälteste Menschenkind auf dem Erdenrund und begreife, wie des Lebens Misère Sterbegedanken erzeugen kann! Der Graf will abreisen — und auch wieder nicht. ... Jetzt will der zappelige Mann die Kousine hier noch empfangen. Die Angst, der Graf bliebe am Ende ganz zu Hause, bringt mich um ..."

6. September. „Mein Tyrann ist — noch nicht zur Abreise gerüstet. Seit den letzten Tagen leben wir in einer wahren Fiebererregung. Mittags heißt es: Morgen geht es fort nach Marienbad! — Abends wird wieder anders beschlossen. Diese Unruhe, dies nicht fertig werden können erwürgt mich nachgerade. O Freund, welche unpraktischen Menschenkinder sind doch diese vornehmen Herren! Sie hausen wie unsinnige Verschwender mit der kostbaren Zeit und hemmen dadurch leider auch die Thätigkeit resoluter aktiver Naturen."

7. September. „Gestern war ich noch ungewiß, ob der Graf wirklich reisen würde und in Angst um meine Ferien — heute athme ich auf und rufe: Bis zum 1. Oktober kannst Du Dir selbst leben!"

22. Mai 1873. „Die Misèren der Häuslichkeit beengen mir die Brust ... Des Grafen Spannkraft läßt nach, die Museums-Wellen schlagen über ihm zusammen und ich bin das Opfer der Erregtheit."

28. Mai (an Königk-Tollert). „Meine Energie, um die selbstgeschmiedeten Ketten mit Würde und Ausdauer zu tragen, will mich verlassen, ich bin müde und sehne mich nach dem Tode ... im Uebrigen ist Alles schwer zu ertragen, trübe und trostlos. Ich rieth Ihnen stets ab, mich in meiner Einsiedelei zu besuchen, ich wollte immer nicht mit der Sprache heraus ... Ich dürfte gar nicht einmal zeigen, wie theuer mir der Jugendfreund wäre, d. h. in Gegenwart des Gebieters .. „ Tausend Mal besser ist es, gar nicht sich zu sehen, als mit Befangenheit Komödie spielen zu müssen. Trifft also Ihr Urlaub nicht mit der Badereise des Grafen zusammen, so kann ich Sie nicht sehen ..."

Sie haben sich nie wieder gesehen.

10. Juni. „O theurer Freund, wie namenlos sehne ich mich nach Ihnen! Ohne Ihre Feundschaft ertrüge ich mein Los nicht! Schwerer — schwerer lastet Broëlberg täglich auf mir!"

14. Juli. „Ich kann Ihnen wegen der neuen Unvorsichtigkeit als circonstances attenuantes nur anführen mein ungemüthliches Leben hier auf dem Qualberg, den Durst nach Lebenszeichen von außen, denn

zum Verschmachten werden mir täglich, stündlich Aufgaben gestellt . . ."

28. August. „Der Graf wird von Tag zu Tag eigenwilliger, lebt und webt nur für das Museum — ich bin das Opfer von diesem unerquicklichen, ertödtenden Treiben."

25. September. „Von meinen schwülen, schweren Stunden später. Da gibt es gar viel zu erzählen; nur heute die Versicherung: daß ich mich tapfer gehalten und mich durchgewunden habe. Sie werden der alten Bergfee Lob spenden müssen."

4. Oktober. „Heute nur, daß meine Menschenscheu und Menschenverachtung zugenommen . . . Sie, bester der Freunde, liebe ich gleich der zärtlichsten Schwester . . . aber todt, kalt, egoistisch, gemein muthen mich sämmtliche Individualitäten an, die mich umgeben. Ein großes trauriges Wort — nicht wahr? Und doch ist es leider so — (meine Nichte) Emma nicht ausgenommen, die eine Erbschaft gemacht und sich geiziger zeigt, als je. Ein Vetter, Herr von Hornstein hat sich erschossen. Sie erbt 30,000 Frs. sammt Zinsen vom Tage des Todes, 1. Juli an — und nimmt dennoch die Zulage von mir, die ich statt ihres Vaters ihr gebe, trotzdem sie weiß (da es ohne Wissen des Grafen geschehen muß) — daß es mir schwer fällt . . . Meine Seele ist voll bitteren Kummers . . . Die Meinigen exploitirten meine Gutmüthigkeit und Dank ernte ich nicht. — Können Sie ermessen, wie eine Botschaft von Ihnen mich labt — vom edlen treuen Beistand? — Bleiben Sie mir gut, werden Sie nicht verdrossen über die Arbeit, die Sie übernommen. Gott wird Sie dafür segnen."

12. Oktober. „Ehe ich die Bühne verließ, übergab ich Bruder Louis mein Vermögen in's Geschäft. Einen Theil placirte er auf Häuser in Mannheim. Bruder Karl übermittelte mir auch die Zinsen, bis zu seiner Krankheit und Pensionirung. Da brach die Katastrophe wegen seiner Schulden aus. Er beschwor mich, ihn noch einmal zu retten, mit der Hälfte der in Mannheim stehenden Summe. Natürlich war von Zinsen keine Rede mehr. Ich vermißte peinlich diese Einnahme, doch da Louis treulichst mir beistand, schien das Ungewitter vorübergegangen. Da — erschoß sich Hauptmann Hecht, für den Karl 6000 fl. gut gestanden — und der Rest der Summe mußte die Ehre retten! — Von dieser Minute an sah Louis den leichtsinnig, unsinnig handelnden Bruder nicht wieder und setzte mich zur Erbin ein, indem er sagte: Ich will ersetzen, um was Karl Dich brachte! — Hätte Karl uns nur dann in Ruhe gelassen! Doch stets waren alte Bären zu lösen, erschrecklich! — Nach Louis Tode that ich noch über meine Kräfte, sendete heimlich

alljährliche Zulage ... Genug, ich bin geplündert, exploitirt, wie keine Schwester ... Kommt die Erbschaft! Jubelnd rief ich: „Emma, das halbe Jahr Zulage zahlst Du mir heraus, Du erhälst ja Zinsen über Zinsen!“ — Da gab's eine Scene, bei welcher der schnödeste Undank sich entpuppte! Ihr Geiz steigt. Nun ist reichsein ihr Ziel — früher nur: ohne Sorgen ... Mögen Sie, theurer Freund, nun ermessen: was für mich arme getäuschte exploitirte Frau Ihre Freundschaft, Ihre Theilnahme ist? Dank für Alles! Bleiben Sie mir treu und die Zukunft wird lehren, ob ich es zu erkennen weiß.“

19. November. „Ich bin sehr aufgeregt. Emma's mysteriöses Gebahren zehrt an mir. Sie spinnt geheime Fäden da oben in der Bibliothek mit dem Grafen. Er bekommt kein willigeres Werkzeug für seine Correspondenzen, weil es ihr gleichgiltig ist, ob Graf Plater sich blamirt! Deshalb will er versuchen, sie an Broëlberg zu fesseln. Emma gibt der Habsucht nach, läßt sich im Testament bedeutend verschreiben und — bleibt! Gott erhalte mir Gesundheit und Verstand, sonst gehe ich zu Grunde! — Denken Sie, nach der Kunde, daß 40,000 Frs. ihr zugefallen, sandte Emma an den Vater Auslagen für den Advokaten — und fügte einen Ueberschuß von sechs Frs. bei für den 70jährigen Papa, an dem sie (geboren 1832) bis zum 42. Jahre gesogen ...

Ich überlasse Alles Ihrer fürsorgenden Hand mit Wonne und freudigster Genugthuung und nehme Ihre Opfer an, als kämen sie von Bruder Louis. Im Herzen spricht es gar beruhigend: Du kannst sicher einstens Wellmer vergelten, was er für Dich gethan! — Der goldnen Honorar-Eier bedarf ich jetzt nicht, aber Ende Januar, nach den Jahresrechnungen würden sie mir willkommen sein und mit der Hälfte überwinde ich Alles. Die Nichte plündert die Tante — Sie ... doch still, ich wollte ja nichts mehr über sie verlauten lassen.“

2. December. „Hier herrscht Waffenstillstand. Emma kombinirt den Feldzugsplan, möchte Broëlberg nicht verlieren und doch in die lustige Welt fliegen. Ihre Mutter hat mir erklärt, daß sie nun und nimmer sich herbeiließe, mit Emma zusammen zu wohnen, eher zum Bruder nach Mannheim übersiedele. Sie gedenke noch jetzt mit Schaudern aller Scenen.“

20. December. Abends 6 Uhr. „Die 5-Uhr-Post brachte das Christkindchen, welches ich Ihrer Fürsorge verdanke: 110 goldene Eier!... Ich scherze und weine dabei Thränen der Rührung und Dankbarkeit. O Freund, Herzensfreund, wie lieb und gut sind Sie für die alte Lina!“

6. Januar 1874. „Von Tag zu Tag werden Sie mir theurer, denn Ihre Fürsorge, Ihre Theilnahme an meiner Vereinsamung gibt mir allein Ersatz für die schmerzlichen Erfahrungen, die ich meiner Familie

verdanke. Emma entsetzt mich nachgerade durch ihre Habsucht und Herzlosigkeit..."

27. Januar. „Wer weiß, was die nächste Zukunft bringt! Entweder sterbe ich oder ringe nach Freiheit."

22. Juni. „Ach, theurer Freund, wie kam diese Nachricht, daß „Komödianten-Fahrten" zu Weihnachten als Buch erscheinen, zur rechten Zeit. Ich war im Begriff, durchzugehen, um aller Qualen hier erledigt zu sein."

Im August 1874, bei meiner Heimkehr aus Italien, sollte ich des Grafen „Ungenießbarkeit" auf dem Broëlberge selber kennen lernen. Natürlich entging ich dem Museum in Rapperswyl nicht, das die Schweizer „die polnische Trödelbude" nennen, unter Führung des Gründers. Darauf bezieht sich die folgende Briefstelle:

17. August 1874. „Die Museums-Qualen mußten Sie kosten, um mein Verlangen nach Ruhe zu begreifen. Bis jetzt hat das tiefste Mitleid mich abgehalten, va banque zu spielen. Das Mitleid einer Mutter mit der Verblendung ihres Kindes. Mein Mann hat keine Ahnung von seiner Hast und Fieber, der ewigen Unruhe, die Einen umbringt. Er war der Ansicht, Sie nicht ermüdet zu haben, sprach gerührt von der bewiesenen Theilnahme und hat Sie lieb gewonnen. Ziehe ich mich vom Grafen zurück, wird er unglücklich..."

7. September. „Mein armer abgehetzter Tyrann nennt Emma un esprit malsain, d. h. verschroben, äußert mehr Wehmuth, als Zorn wegen ihrer heimlichen Abreise... Viel gemüthlicher soll sich unser Leben gestalten ohne dies kalte ichsüchtige, kranke Wesen."

28. September. „Mein armes Herz hat seit einem Jahr so viel des Schmerzlichen empfinden müssen, daß es Freude (wegen der Correcturbogen: Mannheim) kaum zu tragen weiß. Emma zeigte sich durch und durch, so wie Karl unedel, undankbar, graß egoistisch."

12. December. „Der Graf sieht dem Erscheinen des Buches ziemlich gefaßt entgegen und dankt Ihnen herzlich für alle Mühe, aber über den Titel „Komödianten-Fahrten" kann er sich noch nicht beruhigen. Ich versuchte ihn aufzuklären über die Bedeutung des Wortes — umsonst! Er ist und bleibt eben ein Ultramontaner, ein polnischer Edelmann, der nichts gelernt und nichts vergessen! — Ich vertheidigte mit Muth und Beharrlichkeit meine moralische Berechtigung, von der Vergangenheit erzählen zu dürfen, zum Trost für die öde, ungemüthliche Gegenwart, stellte vor: daß mir diese Seelenerquickung zum Bedürfniß geworden, denn nur für sein Museum zu schwärmen, die Last des Haushaltes, als einzige Zerstreuung das Vorlesen der Zeitungen, vermöge ich so nahe

dem Grabe nicht zu ertragen und wolle lieber Broëlberg verlassen... Als der Sturm sich gelegt, fingen die Bedenklichkeiten wegen der Kritik wieder an — aber ich behauptete das Schlachtfeld, mit wundem Gemüth und krankem Herzen. Warum mußtest Du einem Manne folgen, dessen Wesen und Ansichten den deinigen so entgegen sind? Schicksal! Strafe! Aber — wofür?"

26. December. „Die 8-Uhr-Post brachte schon das Honorar... Ihrer Meisterhand verdanke ich dasselbe; bester Freund, ich drücke sie herzinnigst ... Es schmerzt mich tief, jetzt so unbescheiden sein zu müssen, aber meine Lasten erdrücken mich..."

26. Februar 1875. „Was meint Gustav Kühne mit dem Plater-Polen-Prozesse?... Ich bin total demoralisirt und zum ersten Mal überkommt mich die Reue, nicht ergeben in mein Los schon vor 1868 verstummt und resignirt dahin gewelkt zu sein! — Dem Grafen darf ich Kühne's Brief nicht zeigen. Er würde wüthend werden und sagen: Warum konntest Du Dich nicht mit einem Buche begnügen?!"

10. März. „Heute vor 33 Jahren schrieb die Mutter, schon nahe der Auflösung, für Louis zum Trost: „Du hast mich nie betrübt!"

Die Gerechtigkeit Gottes — wo erkenne, wo finde ich deren Walten?

Vom 16. Jahre an war Louis nur Freudenspender für seine Familie, mit einem Zartgefühl begabt, wie nur — Arnold Wellmer.

Zwölf Jahre lang bewahrte er die Treue seiner Elise — zögerte stets, sie als Frau heimzuführen, um ihren Onkel und Wohlthäter der Pflege nicht zu berauben. Endlich bestand der Onkel, Commissionär in Lyon, der Louis Thätigkeit das große Vermögen verdankte, darauf, daß die Heirath vor sich gehe. Louis, wie Elise, waren selig — — und nach 3 Jahren mußte er sie begraben, und da der Onkel die Nichte wenige Wochen überlebte, ging das Vermögen an Verwandte über...

Kaum etwas zu sich gekommen, wurde Louis durch die Lage Karl's erdrückt — und nach Beseitigung der Geldnöthe, als sein Geschäft blühte — mußte er am Nervenschlag sterben, der ihn nach furchtbaren Schmerzen während der Steinoperation traf.

Beim Beginn seines Geschäfts in Paris hatte er seinen Neffen Heinrich Bauer zu sich genommen, dessen Erziehung ihm 10,000 Frs. gekostet, und ihm 2000 Frs. Gehalt zugesagt. Und da, vor Louis Heirath, 1847, schießt der Undankbare sich todt! Warum dies Sündenkind als Selbstmörder endete? — weil er erfahren hatte, daß Louis sich zu verheirathen gedenke und er dann nicht sein Erbe bliebe. Ueberdies litt der sonst sehr intelligente Jüngling am Gemüth, besuchte gern die Morgue, um sich

die Verunglückten zu beschauen. In seinem Tagebuch stand u. A.: „Heute war es kein guter Tag — denn nur einen Ertrunkenen fand ich vor!"

Bruder Karl liebte seine Kinder überschwänglich — und nun, mit 72 Jahren — läßt ihn die einzige Tochter allein: weil es in Freiburg vollere Schüsseln und mehr Vergnügen gibt!!! Immer warf sie dem Vater vor: daß er von einem Vermächtniß einer Schwester ihrer Mutter Schulden bezahlt habe.

Können Sie nun ermessen, theurer Freund, was ich die acht Jahre während Emma's Hiersein empfunden? Sie, die mich fröhlich mit ausplünderte und dann lachend sagte: Warum hast Du's gegeben?"

3. Mai. — „In meiner trübseligen Lage kann ich der Druckfreuden nicht entbehren und die Eier (Honorare) helfen mir über kleine, stets wiederkehrende Sorgen hinweg. Legt mir Gott das Schicksal auf, den Grafen überleben zu müssen, bedarf ich keiner Eier mehr, denn unabhängig, geborgen könnte ich meine letzten Tage verleben. Die Druckfreuden wären dann mehr der Schmuck zum letzten Erdenwallen, nicht Trost des Herzens, wie jetzt. Ziehen Sie daher, theurer Freund, Ihre Hand nicht zurück und bleiben Sie mein treuer Beistand. Für zwei Fortsetzungen ist Stoff, also auf zwei Jahre noch Seelenerquickung. Sterbe ich früher — nun, dann bin ich aller Herzensklammern entledigt und mein Nachlaß bringt Ihnen sicher Segen."

29. Juni. „Mein Tyrann ist jetzt sehr stolz auf den Schriftstellerruhm seiner Lina und hat gestern — staunen Sie — Ihre Vorrede vom „Bühnenleben" in's Französische übersetzt, um sie der polnischen Schriftstellerin, Professorin Duchinska für die polnische Revue zu senden."

10. Juli. „Der ewig verrückte Reiseplan meines Tyrannen bringt mich um. Nun will er die Ankunft der Königin von Schweden in Zürich abwarten, um sie in's Museum zu führen. Ich vermag meine Ungeduld nicht mehr zu verbergen, bin im Fieber, drohte gestern nach Baden in Aargau zu flüchten, um in aller Ruhe die Karlsbader Kur zu beginnen. — Bedauren Sie mich, theurer Freund, daß ich jedes Verlangen, selbst das unschuldigste nach einigen Wochen Freiheit, so schwer erkämpfen muß. Ach, stets in eisernen Banden — nie ein Ruhepunkt — immer nur gequält . . ."

19. August, Abends. „Der Abschied von Emma hat mich doch sehr erschüttert, denn — mußte ich denken — wird sie nicht anders: so sehen wir uns nicht wieder! — Morgens war ein Brief meines jetzt heiseren und todtmüden Tyrannen angelangt, der Emma's Spekulation auf den lahmen alten Fabrikherrn in Uster als gemein und sinnwidrig verurtheilt. Er verlangte von mir, daß ich sie zur Abreise auffordere. Genug, der Plan, für Reichthum sich zu verkaufen, hat ihn empört."

25. August. „Emma ist bestraft. Aus Ulster erfuhr ich Alles. Die Heirathş-Correşpondenz ging flink, schon war ein Rendez-vous bestimmt — — da langt Emma's Photographie an und — der reiche Wittwer reist schleunigst ins Bad. Daher Emma's Melancholie. Ja, wie muß sie sich gedemüthigt fühlen! Nie kann ich Emma's Mangel an Würde verzeihen. Es ist zu arg, von einem Lümmel sich einen Korb geben zu lassen."

5. August 1876. „Welche traurige Ueberraschung! Emma möchte sich wieder auf Broëlberg einnisten. Schlau packte sie den Grafen bei seiner schwachen Seite, denn sie, die das Polen-Museum haßt, heuchelt jetzt plötzlich Enthusiasmus dafür und läßt sich die Museums-Broschüre schicken, um sich einzuschmeicheln und den Rückweg nach Broëlberg zu bahnen. Sie schreibt am Schluß: „Cher oncle, kann ich Ihnen als Sekretär nützlich sein, stehe ich zu Diensten!" — Sind das nicht Ueberraschungen traurigster Art und bedarf es von meiner Seite nicht großer Energie, um der Gefahr zu entrinnen? Das Bangen vor neuen Konflikten und Intriguen und die Furcht, Du wirst ihrer nicht Herr, schnüren mir das Herz zu . . ."

1. März. „Die Morgenpost brachte einen Brief aus Magdeburg und zu meiner Ueberraschung à la tête d'adresse: „Eingeschrieben!" — Ich dachte, welche wichtige Notiz mag das Couvert bergen — und siehe da: charmante blaue Marknoten entpuppten sich, zwei à 100 Mark! — Treuester Beistand, fürsorgender Bruder Arnold, wie tief gerührt sage ich Dank, den innigsten, Gott vergelte es dem besten der Freunde!"

Das Geld hatte die Magdeburger Zeitung auf meine Bitte von meinem Honorar-Guthaben gesandt, da die „Frau Gräfin" mal wieder in großer Noth war.

15. Juni. „Die immer zunehmenden Gichtschmerzen im Fuß zwingen mich, das Bett zu hüten — aber mein Tyrann fährt fort, für das Fest am 4. Juli zu agitiren, jubelt, wenn Adressen aus Polen anrücken und sendet mit Entzücken die Beweise der Sympathie an den Präsidenten Grant. Polen und Graf Plater werden genannt! — das ist ihm genügend und ich muß immer wieder an Amalie Wolff's Wort denken: „Kinder! Nur genannt werden und immer wieder, das ist die Hauptsache — Schweigen bringt Schaden!"

21. Juni. „Meine Erholung besteht darin, gemartert zu werden, wie noch nie, und Bitterkeit, Entrüstung, Trauer wegen meiner schmerzlichen Heimsuchungen rauben mir den Rest meines Lebensmuthes und richten mich auch körperlich zu Grunde . . . Mit welcher fieberhaften Ungeduld beobachte ich meines Tyrannen Gebahren, das mich aufklären soll wegen der nächsten Zukunft."

10. August. „Wenn die Abreise meines Tyrannen nach Franzensbad nicht bald vor sich geht, verzehrt mich die Ungeduld! Noch nichts eingepackt — und ich muß mich verstellen und scheinbar ruhig Alles abwarten. Dazu Besuch . . . Ich bekam Weinkrämpfe und die Gichtschmerzen rumorten im Fuß."

14. Mai 1877. „Ihnen zu Liebe, bester Freund, folge ich dem Arzt und versuche die morsche Hülle herauszuflicken . . . mir wäre Ruhe zu gönnen und mein Gebieter, sowie Karl und Emma sind meiner Aufopferungen nicht werth . . ."

* * *

Ja, beim Rückblick auf diese 33 Marterjahre in der polnischen „Hölle" möchten wir milder denken über unsere Verstorbene und ihre „legislatorischen Schwindeleien". Solche ewige Angst und Verzweiflung vermögen wohl einen armen, eitlen, alten Frauenkopf und ein armes, eitles, schwaches Frauenherz immer haltloser aus den Fugen zu rütteln — — immer rettungsloser zu demoralisiren . . .

Aber — giebt es auch nur die leiseste Entschuldigung für K. B.'s grenzenlose — Doppelzüngigkeit? — Die ist mir leider erst nach ihrem Tode in ihrer vollen Häßlichkeit klar geworden, als ich in den Gerichtsakten zu Horgen zu meiner nicht geringen Ueberraschung — — ja mit immer wachsendem Grauen vor so viel Menschen-Lüge und Falschheit jene schändlichen Briefe las, die Karoline Bauer über mich an ihren Seelenfreund und theuren Genossen, Adolf Kalmberg, schrieb — — während sie gleichzeitig in den Briefen an mich in unsterblicher Liebe und Dankbarkeit zerfloß . . .

Und was hatte ich verbrochen? Ich war am 1. Oktober 1876 von Stuttgart nach Blankenburg am Harz übergesiedelt und — hatte der Frau Gräfin in voller Unschuld meine Freude am eigenen Heim und eigenen Garten ausgesprochen . . . Darauf schrieb sie dann an Kalmberg: „Freund — theurer Freund — theurer Genosse — nur Ihnen vertraue ich meinen Kummer an — die wachsende Entrüstung über Wellmer's Gebahren — gräbt in seinem Garten . . ." und schreibt nicht für mich Bücher auf Bücher und schüttet mir nicht immer neue Tausende von „Gold-Eiern" in den Schoß, die ich für unsere polnische Wirthschaft doch so bitternöthig gebrauche . . .

Dies ist der Sinn — der Wortlaut fehlt mir — jener niederträchtigen Briefe, die Herr Kalmberg dem Grafen Plater als Waffe gegen mich ausgehändigt hat, indem er behauptet: der allein wahre, intimste Freund der edlen Gräfin gewesen zu sein.

Und wie schreibt diese „edle Freundin“ an mich über diesen „theuren, wahren, aufrichtigen Genossen und Seelenfreund?“ — „Kalmberg ist kindisch. Ein beneidenswerther Mensch, dieser Doktor, stets so zufrieden mit sich!“

20. August 1873. „Kalmberg schwärmt so ungeheuerlich für Wien — „das deutsche Athen“ nach seiner Ansicht, daß mich dieser Enthusiasmus förmlich anwiderte. Denn warum dieser Lobgesang? Weil der gute Bauernfeld, Regisseur Lewinsky, Laube ihn anspornten, dramatische Werke zu liefern: Kalmberg ist total — talentlos! Wenn erst ein Stück ausgepfiffen worden, wird er zur Vernunft kommen. — Was mich mit ihm versöhnte, war sein Lobgesang über Sie, theurer Freund.“

23. August 1873. „Kalmberg ist ein harmloser Mensch, der mir manche Gefälligkeit erwiesen, indem er meine Freunde bei dem Grafen als seine Freunde einführte, Perels u. A. — aber er ist total verblendet über seine Befähigung zum dramatischen Dichter.“

7. September 1874. „Kalmberg war gestern hier nnd empfiehlt sich Ihnen bestens. Sein neues fünfaktiges Stück ist fertig — er schwärmt schon im Vorgefühl der Erfolge. Ein guter Mensch — voilà tout! — Ich bin müde von all' dem Phrasenschwindel und lasse die Leute laufen.“

11. Januar 1875. „Was über Kalmberg sagen? Nur sein neues Hammel-Lustspiel (Röschen vom Kochersberge, in welchem ein Hammel die Hauptrolle spielt) erfüllt seine Seele. Wie aber Feodor Wehl in Stuttgart die Aufführung wagen kann, ist mir vollends unbegreiflich. Der Geschmack des Publikums müßte sich denn total verändert haben.“

25. Januar 1875. „Ueberhaupt die Züricher Freunde sind sonderbare Käuze. Kalmberg ist total verrückt wegen seines Hammelstücks. Immerfort muß ich davon hören, gestern sogar per Postkarte.“

23. Februar 1875. „Kalmberg ist toll geworden, weil sein Hammel auf einigen Bühnen paradirte . . .“

10. August 1875. „Kalmberg ist immer noch selig über seinen Hammel, schreibt jetzt ein Seestück, will deshalb nach Lübeck.“

29. November 1875. „Auch Kalmberg kann ich nicht mehr verdauen. Er meldet: Gutzkow habe in der Vorrede seiner dramatischen Werke meine Beate im „Weißen Blatt“ gerühmt, sie als Muster bezeichnet — und fragt: Haben Sie denn die Rolle gespielt? Da ward ich grob und schrieb: wie kann man so zerstreut sein.“

Vielleicht begreift der Ritter dieser „edlen Freundin“ jetzt: daß Karoline Bauer mit zweierlei Federn ihre Freundschafts-Briefe schrieb!

Noch ein anderer tapfer Ritter ist für diese „edle Freundin“ gegen mich in die Schranke geritten. Herr Ludwig Brunier hat ein Buch

veröffentlicht: „Karoline Bauer". Ein Lebensbild aus ihren Briefen." Zur Charakteristik dieses eben so albernen, wie selbstgefälligen Machwerkes lasse ich hier nur eine Stelle folgen. Da heißt es S. 175:

„Also die Beschuldigung, sie habe einen Titel (Gräfin) geführt, der ihr nicht zukam, würde eben so lächerlich sein, wäre sie nicht so hassenswerth. Was nun den makellosen Ruf der edlen Gräfin anlangt, so wäre es eine Versündigung gegen ihre Manen, wenn man etwas vertheidigen wollte, was über jeden Angriff erhaben steht. Das schwarze Gezücht der Raben stirbt niemals aus und der Neid auf das weiße Gefieder des Schwans ist ebenfalls unvergänglich. Da soll nun der Schwan eben so schwarz sein, wie die Raben. Die Vögel mit dem nächtlichen Gefieder beschließen Rache zu nehmen an dem lichten Schwane, der so viel schöner ist, als sie. Sie schaaren sich demnach zu Hunderten zusammen, füllen ihre Schnäbel mit Koth und überschütten damit den silberweißen Schwan, der arglos durch die Fluthen schifft, keines bösen Angriffs gewärtig. Da sieht er plötzlich über sich die dunkle Wolke der Raben und bald fühlt er sein weißes Gefieder besudelt von dem herabfallenden Kothe. Was thut das stolze königliche Thier? Es erhebt sich drohend über die Wasserfläche, klatscht mit seinen mächtigen Flügeln und spricht symbolisch: „Wenn ihr in meine Nähe kommen wolltet, ihr schwarzen Gesellen der Nacht, ich würde mit einem einzigen Schlage eurem boshaften Treiben ein Ende machen." Und dann taucht er tief unter in die klaren Fluthen, sein trautes heimisches Element, und die Wellen schmiegen sich um sein Gefieder, abwaschend das Danaergeschenk der Raben. Wie er wieder auftaucht aus den Fluthen, da ist er zum gelben Neide der schwarzen Gesellen reiner, weißer, strahlender als zuvor. So wird auch Karoline Bauer, vertheidigt von dem reinen Elemente, in dem sie von jeher lebte, aus der kurzen Verdunkelung ihrer Neider hell und strahlend hervorgehen . . ."

Doch genug des Schwulstes. In dem Buche verherrlichen sich Karoline Bauer und Ludwig Brunier nun gegenseitig. Er nennt sie „die deutsche Sevigné", die so „thauesfrische Briefe" schreibt — sie rühmt den „Verehrten, theuren Gesinnungsgenossen, den edlen, milden, zartfühlenden Schriftsteller" und seine „bezaubernden Briefe". . . Und wie schreibt dieser „symbolisch sprechende, silberweiße, reine, strahlende Schwan" gleichzeitig an mich über dies „reine Element" Ludwig Brunier!

15. Mai 1875. „Den albernen Brunier habe ich mir vom Halse geschafft, auch die dumme St. da oben in Westpreußen. Bruniers Buch „Julie Recamier" ist eine widerlich-süßliche Lobhudelei. Er kann nicht

Worte genug finden, der schönen Julie zarte Sittsamkeit und Tugend zu rühmen — — und doch habe ich in Berlin ihr Bild gesehen: wie sie sich für ihren Geliebten, den Prinzen August von Preußen, hatte malen lassen: nur im Hemd — und das war überdies noch durchsichtig! So schreibt man Biographien."

10. April 1876. „Bruniers soeben eingetroffener Brief ist äußerst tactlos. Warum mich auf Unangenehmes vorbereiten? Haben Sie gelesen, was der „Hamburger Correspondent" über das Buch äußert? Uhde wird wohl seine Pfeile schmieden."

11. April „Bruniers dummer Brief wurmt mich noch heute. Der tactlose Verehrer bittet mich, ohne Alterationen ungünstige Kritiken über das „Bühnenleben" hinzunehmen. Hören Sie nur sein Gewäsch: „Ich glaube Ihnen früher einmal gesagt zu haben, daß ich aus der Literaturgeschichte, sowie aus dem genauen Verfolgen der zeitgenössischen Kritik zu dem Schlusse gelangt sei, wie selten Bücher mit so einstimmigem Lobe aufgenommen worden, als die Ihrigen. Wenn ich ausnahmsweise in den „Meckl. Anzeigen" eine Kritik des „Hamb. Correspondenten" angeführt fand, die nicht ganz günstig lautete, so hätte ich Ihnen dieselbe (variatio delectat, d. h. bei dem fast einförmigen Lob wirkt das Gebell eines bissigen Hundes oft ganz wohlthätig) zugesandt, wären Sie nicht eben trotz Ihres starken Verstandes eine zarte, durch Weihrauch verwöhnte Dame gewesen, die doch der Pfeil getroffen hätte. Ich trage gegen Tadel einen undurchdringlichen Küraß, da ich in den vieljährigen Schmerzen einen großen Theil meines Irdischen ausglühte und mich in gehobenen Momenten oft schon als Himmelsbewohner betrachte, den die Misère des Diesseits gar nicht berührt." — Natürlich muß ich auch wieder von seiner albernen Julie Recamier lesen, indem ein Leipziger Kritiker den Stil „schwülstig, blümchenreich, weitschweifig" nennt — und sicher mit Recht. Das soll nun mein Trost sein — und doch fährt der tactlose Mensch fort: „Ich hätte dem Leipziger Kritiker auch gar nicht die Ehre angethan, ihn gegen Sie zu erwähnen, wenn dieser Passus nicht nothwendig vorausgeschickt werden mußte, um Sie vor Aerger zu bewahren, wenn ich Ihnen die unverständigen Worte mittheile, die ein hiesiger Arzt über die beiden ersten Kapitel Ihres Buches gegen meinen Oheim, den Präpositus Friede äußerte, indem er Ihre schönen Schilderungen voll reinster Naivetät und köstlichen Gemüthes „eine eitle Selbstbespiegelung" nannte. Ich antwortete darauf vornehm: wie man sich über Unsinn ärgern könne." — Und nun frage ich Sie, kluger, lieber Beistand: schreibt man Einem solche Dinge und bereitet auf Kalamitäten vor?!"

26. April 1876. „Bruniers Briefe beantworte ich nur aus Mitleid, denn er soll tief melancholisch sein. Doch nach dem letzten tactlosen habe ich ihn ersucht: eine große Pause in der Correspondenz eintreten zu lassen, indem das Schreiben mich zu sehr ermüde! — P. S. Emilie Faller theilte mir aus Hamburg mit, daß Uhde ein grober, eitler Patron sei, der Alles herunterreiße."

2. August 1877. „Ludwig Brunier reist zur jetzigen Epoche nach Rußland — der wahnsinnige Mensch!"

Das sind ipsissima verba dieses lichten, reinen, silberweißen Schwans! —

Auch der arme Alexander von Königk-Tollert hat noch kurz vor seinem Tode die Briefe drucken lassen, welche seine Petersburger Jugendfreundin, Karoline Bauer, in ihren letzten sieben Lebensjahren an ihn geschrieben — — „um tiefgerührt und mit dankbarer Wehmuth der unvergleichlich edlen und mir unvergeßlichen Freundin hier zu gedenken." — Briefe, die überfließen von Liebe und Dank und Verehrung — Briefe, die Rosenblätter und Veilchen bringen, welche die alte Bergfee zärtlich geküßt hat. — Als den Jugendfreund im Mai 1876 lebensgefährlich der Schlag trifft und ihn für immer lähmt — da schreibt sie ihm:

„Ihr Lebenszeichen aus Teplitz hat mich tief gerührt und ich vergoß Thränen des Mitgefühls über Ihren Zustand. Wie so schwer sind wir Beide, theurer Jugendgenosse, zu gleicher Zeit heimgesucht, ich sage wir, denn die Gicht hat zugenommen, sich im rechten Fuß eingebürgert und den größten Theil des Tages bannen mich entnervende Schmerzen an's Bett. Ach, wie traurig, daß unser Lebensabend so getrübt wird und noch dazu im Augenblick erfüllter Wünsche. Sie werden durch die holde Gattin hoch beglückt und ich empfand Freude und Genugthuung durch die freundliche Aufnahme meiner Bücher. Aber statt heiter und dankbar gegen die Vorsehung das süße Dasein noch genießen zu können, müssen wir so leiden . . . Die Badekur wird sicher vortrefflich wirken und mit so einer „Engels-Gattin" zur Seite müssen Sie die Krankheit überwinden. Also fröhlich das Beste erhofft, und tausend Segenswünsche flechte ich in diesen Brief ein, nebst meinen innigsten Grüßen an die liebe Gattin. Auch mein Mann läßt herzlichst Besserung wünschen (?). Jetzt darf ich ja von meinem Zeitgenossen sprechen und Königk-Tollert gehört zu meinen theuersten . . . Wie ich des trefflichen Freundes gedenken werde bis zum Grabe als die wahrhaft ergebene Bergfee . . ."

Und diese bis zum Grabe wahrhaft ergebene Bergfee schreibt schon am 15. Mai 1876 an mich: . . . „Denken Sie, Königk-Tollert hat einen

Schlaganfall gehabt. Ganz gelähmt, sein Secretär mußte mir schreiben. Wer hieß auch den alten Geck ein Mädchen heirathen, das 40 Jahre weniger zählt! Wenn ich mir den Patienten ohne Zahngebiß, ohne Perrücke vorstelle, überläuft es mich . . ."

Doch genug — mehr als genug solcher Herzensroheiten! Noch an Dutzenden von Beispielen könnte ich beweisen, daß Karoline Bauer gegen *Keinen* ihrer vielen Freunde und Korrespondenten eine wahre Freundin war! — Wie schon vor Jahren Karl von Holtei über ihr Verhältniß zu Ludwig Tieck schrieb: „Sie war bei Tieck sehr beliebt und geachtet. Sie wußte ihn zu behandeln, gab sich in seinem Hause nur als lernende Hörerin und beutete seine Schwächen aus . . ." — so wußte sie bis an ihr Ende ihre Freunde zu bethören und zu benutzen. Sie war in den letzten Jahren ihres Lebens von einer wahren Briefschreibemanie besessen und hat Tausende von schmeichelhaften Briefen und Zettelchen in die Welt geschickt — um aus den Antworten süßen Weihrauch einzusaugen.

Ohne diesen Weihrauch, ohne die plumpsten Schmeicheleien konnte sie nicht leben. Es war für mich oft ängstlich mit anzuhören, wie sie Jedem, mit dem sie in Berührung kam, die Pistole auf die Brust setzte: Lobe meine Bücher! — Und wäre von der Türkei oder vom französischen Kriege die Rede gewesen — sie wußte sogleich auf ihre Bücher — ihren letzten Artikel zu kommen. — Als wir einst mit einander über den Zürichsee zu Freunden fuhren, nahm ich scherzend ihr das Versprechen ab: heute mal tapfer zu sein und nicht von ihren Büchern anzufangen! — Sie hat's gehalten — aber es fraß fortwährend an ihrem Herzen und der Tag war ihr verdorben.

Aus diesem eitlen Herzen, das an der trostlosen Gegenwart auf ihrem polnischen Qualberge keine Befriedigung fand, kam auch ihre krankhafte und immer krankhaftere, rastlose Sucht nach neuen „Druckfreuden" — obgleich sie selber so geringen Antheil an diesen Artikeln und Büchern hatte. Wie oft hat sie mir im letzten Jahr von ihrem Krankenlager mit zitterndem Bleistift geschrieben: „Auf meinen Knieen flehe ich Sie an, lassen Sie mich nicht verschmachten nach neuen Druckfreuden — Karoline Bauer wird sonst vergessen!" — Und doch war grade der II. Band vom „Bühnenleben" unter der Presse. Aber während sie einen Druckbogen — einen neuen Artikel, ein neues Buch in der Hand hatte, schrie sie schon nach den folgenden.

Da ich unmöglich diese krankhafte Gier nach „Druckfreuden" stillen konnte, wandte sie sich heimlich an ihren theuren Freund Kalmberg um Hilfe und schrieb ihm: „Karoline Bauer muß darthun, daß sie ohne

Wellmers Beistand Etwas zu leisten vermag ... Also muthig an's Werk, theurer Genosse, helfen Sie mir grüne wie goldene Lorbeeren erringen — helfen Sie der alten Freundin aus der Sklaverei Wellmers ..." Aber die von Herrn Kalmberg stilisirten K. Bauer'schen Novellen hat bis heute kein Verleger drucken wollen.

Als ihre immer rücksichtsloseren ungestümsten Forderungen von neuen Druckfreuden und neuen Honoraren mich endlich zwangen, ihr offen zu sagen: „Ein deutscher Schriftsteller lebt nicht nur, um zu schreiben, er muß auch schreiben, um zu leben! Meine Verhältnisse erlauben mir nicht, in bisheriger Weise für Sie zu arbeiten — ich muß jetzt an meine neuen Verpflichtungen in Blankenburg denken und eine kurze Zeit lang mit meiner Feder für mich allein zu erwerben suchen ..." Da schreibt sie an ihren theuersten Seelen-Genossen Brunier voll Wuth: „Wellmer hat durch sein Zaudern mich um die schönste letzte Freude meines Alters gebracht. Der II. Theil vom „Bühnenleben" kommt nicht heraus ... Wellmer hat (an die Druckerei) keine Zeile gesendet ..." (Und doch hatte sie schon vor Monaten die ersten Druckbogen erhalten, zu denen ihre Feder keine Zeile geliefert) ... „Sie hätten mir das nicht gethan! Er kaufte ein Haus und Garten — und schrieb nur Geldartikel!"

Und ihrem theuersten Seelen-Genossen Kalmberg hat sie kurz vorher geklagt: „Emma hat ihrem Vater als Christkind 20 Frs. geschickt und wähnt, generös gehandelt zu haben, sie, die jährlich 1600 Frs. Zinsen einzunehmen hat. Nicht wahr, da erscheint Wellmers Geldgier entschuldigt? Emma's Charakter ist seit der Erbschaft noch ichsüchtiger geworden. Gott erlöste mich wunderbar von der kalten egoistischen Nichte ..."

„Wellmer's Geldgier!" Das Wort brachte die edle Bergfee über die Feder, während ich gleichzeitig unter den größten Opfern an einem Buch für ihren Ruhm arbeitete und Honorare für sie erwarb — nachdem ich ihr erst vor wenigen Monaten, als die Noth auf dem Broëlberge mal wieder groß war, eine für mich bedeutende Summe aus meiner Tasche gegeben hatte — die ich heute noch wiederhaben soll!

„Wellmers Geldgier!" Während sie mir in demselben Monat Dezember 1876 schrieb:

„Theurer Freund! Louis Papier — und der liebe alte Herzenston, der in meiner Seele so innigst widerhallt! Ja, der mit der Morgenpost angelangte Brief von Bruder Arnold hat mich sehr beglückt, — und da ich mich Ihnen gegenüber außer aller Schuld fühle, darf ich getrost meine Gedanken aussprechen.

Das „Sie versündigen sich!“ kam nicht aus undankbarem Herzen, vielmehr aus dem bekümmerten, einer von Schmerz gefolterten, fieberhaft erregten Lazara. Mir war es, als hätten Sie meiner in dem neuen Daheim total vergessen. — Daß die Arbeiten für den zweiten Theil sich so ausdehnten, Ihr Schönheitssinn Sie Mühe und kostbare Zeit vergessen ließen, — konnte ich das vermuthen? Wie oft hatte ich seit Jahresfrist gebeten: Nehmen Sie es nicht so schwer, spinnen Sie nicht weiter aus, verpassen Sie nicht Weihnachten wegen des Absatzes des Buches!... Hatten Sie denn — zur Entschuldigung des: „Sie versündigen sich!“ vergessen, daß ich der fixen Idee lebte, bis zum Frühjahr sterben zu müssen, und mir das Erscheinen des Buches noch gönnen wollte? Also bester Freund, vergeben Sie der alten Freundin die exaltirten Worte und bleiben Sie der liebe gute Freund!

Nun aber muß ich die Beschuldigung, als wisse ich Ihren Beistand nicht genug zu schätzen, widerlegen, wie auch, daß ich die mir gebrachten Opfer nicht genügend anerkenne. Habe ich nicht in jedem Briefe, sowie mündlich versichert: wie ungemein ich mich Ihnen verpflichtet fühle? Sie meinen Freudenspender genannt und nach dem Erscheinen des ersten Buches gesagt: Das Vermächtniß in meinem Testament soll Sie entschädigen für die mir gebrachten Opfer, d. h. halbe Einnahme der Eier? — Habe ich verlangt, die Bücher so klassisch zu gestalten? Und wenn ich mich auch in dem Erfolg sonnte — freiwillig ließen Sie ihn mir zukommen. Auch daß ich zu Fortsetzungen drängte, ist in meinem Alter verzeihlich. Ihr Name hat nicht darunter gelitten, theurer Freund, — im Gegentheil, er glänzt mehr als je: als ritterlicher, geistiger Beistand einer Dame!

Bin ich nicht stets meinen Worten treu geblieben? Beim ersten Sehen gestand ich: Die Erinnerungen habe ich zu Papier gebracht, um das Heimweh nach dem seligen Bruder zu mildern, meinen Lebensabend zu verschönen. Ich suchte die Aufsätze zu veröffentlichen, um sammt grünen auch goldene Lorbern zu erringen, denn ich bedarf deren, um damit Sorgen zu beseitigen.

Sagte ich nicht stets: Bei Lebzeiten kann ich Ihnen nur meine Dankbarkeit durch ein Vermächtniß darthun; sollte ich aber Wittwe werden, dann kann ich Ihre Zukunft sichern! — So war denn Alles klar zwischen uns und ohne den unseligen Wiener Krach hätte der Freund frohen Gemüths meine Schriften zu Ende gebracht.

Lassen Sie mich daher ohne Gewissensscrupel fortfahren, mich des Beistandes von Bruder Arnold zu erfreuen, und glauben Sie mir: der alten Dame Segenswünsche werden Ihnen Glück bringen!

Ich erfasse Ihren eigenwilligen Kopf und küsse die Stirn, wie die treueste mütterliche Freundin. Friede zwischen uns! Amen!"

Und Alles eitel Lug und Trug und Komödienspiel! Alles eitel berechnende Selbstsucht!

Schon als ich 1870 in den Krieg ging, denkt sie nicht an die Gefahren und Strapazen — sondern nur: O wie traurig! Da kann er ja nicht für mich schreiben! — Und einem Freunde klagt sie dies Ereigniß: „So etwas kann auch nur mir passiren!"

Als ich in ihrem Todesjahr an einem theuren Sterbebett weilte und also nicht ad majorem gloriam Karoline Bauers schreiben konnte — — da macht sie ihrem bösen Herzen in einem so rohen Worte Luft — daß ich es nicht über die Feder bringe... während sie mir gegenüber in Thränen zerfließt...

* * *

Doch — kommen wir zum Ende — zum trostlosesten Ende eines von Gott einst so reich geschmückten, hochbegabten, vielgefeierten, vielbeneideten Menschenlebens — — das verloren ging in Eitelkeit und Selbstsucht, aus Mangel an sittlichem Halt und sittlicher Energie — und unter dem dämonischen Druck eines polnischen Gewalthabers.

Auf ihrem Sterbebette windet sich in Schmerzen eine alte siebenzigjährige Komödiantin der Bretter und des Lebens — und nagt und nagt verzweifelnd an ihren bösen Gedanken... Jugend und Schönheit und Ruhm, Triumphe und Huldigungen liegen weit — weit hinter ihr... und für immer! Alles ist vorbei — — nur Eins ist ihr geblieben: ihr unsterblicher Haß! Und dieser Haß — ist ihr letzter Triumph! Sie haßt die ganze fröhliche Menschheit dort draußen, weil sie hier so einsam und liebelos sterben muß... „Nun, sie Alle sollen an mich denken — nach meinem Tode! Sie Alle lauern auf mein Testament, denn ich habe sie ja so oft darauf vertröstet. Der Kutscher — die alte Lene — der Wilhelm — für vierzehnjährige Dienste — angeführt! angeführt! — Und mein einziger alter Bruder Karl — was für ein Gesicht der wohl machen wird, wenn er nach meinem Tode den Brief öffnet, den ich ihm statt blanker klappernder Goldstücke hinterlasse? Und drin weiter nichts, als ein langes — langes Verzeichniß seiner Sünden und Schulden, die ich einst für ihn und für die Ehre des Namens Bauer bezahlen mußte! Und dazu manch' bitteres anklagendes Wort... Und meine theure Nichte Emma, die so sehr das Geld liebt und der ich so oft zärtlich 6000 Frs. als Erbtheil versprochen. Sie erhält auch ein hübsches Packetchen Papiere — all' jene bösen Briefe, die Bruder Louis einst über seinen Bruder Karl und seine Nichten Emma und Marie und das

Sündenkind Heinrich — über die ganze „Freiburger Bande“ an mich schrieb — und dazu meine eigenen Wünsche und Verwünschungen . . . Warum ließ sie mich hier in der polnischen Hölle noch obenein die Höllenqualen der Eifersucht kosten? . . . Und auch Mr. le comte soll an mich denken — und Wellmer, der neun Jahre so treu an mich geglaubt hat. Warum hat er nicht noch ein Dutzend Bücher mehr für mich geschrieben?! . . . Angeführt — angeführt — Alle — Alle angeführt! Der Gedanke ist mein einzig Labsal in diesen bitteren Sterbestunden . . .“

So nagt und nagt die alte, ruhelose Frau an ihren Gedanken und an ihrem Herzen . . . bis der Todesengel sagt: Genug! Uebergenug!

Am Abend des 18. Oktober 1877 nimmt Karoline Bauer das Fläschchen mit Chloral, das vor ihrem Bett steht und das noch manche Dosis für schlummerlose Nächte enthält, und leert es bis auf die Neige . . . Sie ist nicht wieder aufgewacht . . .

Kein liebevolles Herz hat mit ihr ein letztes Gebet gesprochen! — Keine liebevolle Hand hat ihr das brechende Auge zugedrückt! — Der gräfliche Kuhknecht hat ihr die Leichentoilette gemacht! —

Karoline Bauer, die Protestantin, ist in Rapperswyl katholisch beerdigt. Sie, die bitterste Polenhasserin, ist in der gräflich Plater'schen Gruft beigesetzt, und ihre Bilder sind in dem polnischen Museum aufgehängt . . . Als was?

Auf ihrem Grabstein steht: Madame la comtesse de Broël-Plater!

So geht diese Menschen-Lüge über das Grab hinaus.

Das ist das trostlose grauenhafte Ende dieses einst so glänzenden Künstler- und Frauenlebens! — Verdorben — gestorben!

Ende.